Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Akademie zu Münster i. W. Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens und **Dr. H. Kœrting**
Privatdozent a. d. Universität zu Greifswald. Professor a. d. Universität zu Leipzig.

Band XI.

Oppeln und Leipzig.
Eugen Franck's Buchhandlung
(Georg Maske).
1889.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

Professor a. d. Akademie zu Münster i. W. Professor a. d. Universität zu Greifswald.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens und **Dr. H. Kœrting**

Privatdozent a. d. Universität zu Greifswald. Professor a. d. Universität zu Leipzig.

Band XI.

Erste Hälfte: Abhandlungen etc.

Oppeln und Leipzig.

Eugen Franck's Buchhandlung

(Georg Maske).

1889.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

MISZELLEN.

Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.

La Satyre des Satyres et la Critique désintéressée.[1]

So lauten bekanntlich die Titel zweier Satiren, die Boileau und Molière in schärfster Weise angreifen, nicht nur in ihrer Eigenschaft als Dichter, sondern auch in ihrem Privatcharakter. Sie werden in der Regel dem Abbé Cotin zugeschrieben; doch gilt seine Autorschaft (wie man sehen wird) durchaus nicht als unbestritten, und wir werden uns mit dem Beweismateriale für und wider noch eingehend zu befassen haben, um schliesslich (so hoffen wir) Cotin als Verfasser der beiden Satiren sicher zu stellen. Bevor wir aber auf die Erörterung dieser Streitfrage näher eingehen, müssen wir uns mit den gegenseitigen Beziehungen der drei genannten Schriftsteller und mit dem Inhalte der beiden in Rede stehenden Schriften etwas näher vertraut machen.

Molière und Boileau waren bekanntlich intime Freunde. Innere Wahlverwandtschaft hatte sie zusammengeführt, in erfreulicher Übereinstimmung hatten sie den Kampf gegen das Preziösentum gewagt und im schönen Gleichtakte ausgeführt, ebenso wie die Talentlosigkeit Cotin's als Dichter und seine niedrige Denkungs-

[1]) Die Hauptanregung und das wichtigste Hilfsmittel zu diesem Aufsatze bot der als XII. Bändchen der *Nouvelle Collection Moliéresque* erschienene Neudruck: *La Satyre des Satyres et la Critique désintéressée sur les satyres du temps* par l'abbé Cotin avec une notice par le bibliophile Jacob. Paris, 1883. Librairie des bibliophiles, rue Saint-Honoré, 338. Die Vorrede Jacob's (bekanntlich Pseudonym für Paul Lacroix) gibt eine gedrängte Zusammenstellung der im *Moliériste* durchgefochtenen Streitfrage, die aber, wie uns scheint, einer weiteren Kontroverse noch immer Raum lässt. — Wenn dieser unser Aufsatz ein Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, so ist es das, auf den Text der beiden Satiren gewissenhafter eingegangen zu sein und aus demselben für die Frage der Autorschaft weitere Aufschlüsse gesucht zu haben. Wir bemerken gleich hier, dass wir uns im Verlaufe dieser Arbeit für *Satyre des Satyres* der Abbreviatur „*S. d. S.*“ und für *la Critique désintéressée* „*l. Cr. dés.*“ bedienen werden.

art zwischen ihm und den Genannten frühzeitig eine hohe Scheidemauer errichtete. Cotin war ein Habitué des Hôtel Rambouillet, in dem die Unnatur und der forcierte Geistesreichtum, das süssliche Wesen und die falsche Sentimentalität hypertrophischer Herzen einen zweideutigen Verkehr mit den Musen pflegten. Boileau hatte zwar ebenfalls eine Zeit lang in diese *bureaux d'esprit* seinen Fuss gesetzt,[1]) aber bald wiederum die richtige Fährte aus denselben gefunden, er hatte diese poetische Verirrung bald überwunden und wie eine abgestreifte Schlangenhaut hinter sich liegen lassen, ja sogar seiner tiefen Abneigung gegen diese Richtung[2]) in seinen Satiren rücksichtslosen Ausdruck verliehen. Auch die Stellung Molière's gegenüber dieser poetischen Bewegung war vermöge seiner geistigen Eigenart genau vorgeschrieben und man weiss, wie tötlich er dieselbe getroffen hat. Diese prinzipiellen Gegensätze verschärften sich immer mehr und spitzten sich zu persönlichen zu, da Cotin von jener zänkischen Eitelkeit erfüllt war, die das verräterische Brandmal aller Schriftsteller ist, denen die Geltendmachung der lieben Persönlichkeit höchster Zweck ist. Cotin war seinen Gegnern an Schärfe nicht gewachsen, und so scheute er sich nicht, obzwar er sich als felsenfester Streiter des Herrn und Bewahrer des Heiligtums der Gesinnung gebärdet, in den beiden Satiren zu den ehrlichen Geisteswaffen erbärmliche Angebereien und Verleumdungen hinzuzufügen, von denen wir noch ausführlich zu sprechen haben werden. Begreiflicherweise stieg dadurch auch die Erbitterung der beiden Angegriffenen; besonders Boileau nahm Cotin auch weiter scharf aufs Korn und machte ihn in seinen Satiren zum ewigen Stichblatt seines Spottes. Mit der ihn auszeichnenden Feinfühligkeit und dem starken Unterscheidungsvermögen zwischen der wahrhaften Poesie und der affektierten, koketten Empfindelei, zwischen den Schöpfungen von dauerndem und denen von nur ephemerem Werte, mit dem frohen Mute des Reformators hatte er neben anderen litterarischen Gecken und Götzen auch Cotin von seiner hohen Stellung herabgerissen, jenen Cotin, der wie alle Schriftsteller, die ganz und ausschliesslich nur ihrer Zeit angehören, mit den oberflächlichen Salondamen ein zwar inbrünstiges, aber nur kurz anhaltendes Liebesverhältnis einge-

---

[1]) Er schreibt selbst an Le Verrier: *J'ai une espèce de confusion d'avoir employé quelques heures à faire des vers d'amourette et d'être tombé moi-même dans le ridicule dont j'accuse les autres.*

[2]) *Cette disposition d'esprit et cette humeur semblaient faire de Boileau l'ennemi naturel de ces riens galants. de ce* grand fin. *de ce* fin des choses, *de ce* fin du fin *etc.* (Nisard, *Hist. de la litt. fr.*, II. Bd. S. 290.)

gangen war. Man muss es Boileau's damaliger Jugend zu Gute halten, wenn er im Eifer des Gefechtes zuweilen über den Strang schlägt und nicht nur den Bannerträger des Preziösentums und Dichter, sondern auch den Kanzelredner Cotin hart mitnimmt, der den immer mehr gelichteten Reihen seiner andächtigen Zuhörer in seinen Predigten ein wahres Pastoralopium verabreichte.[1]) Den vernichtenden Schlag gegen Cotin aber hatte Molière geführt, indem er mit einem Kernhiebe Cotin's Reputation vollkommen totschlug. Er stellte ihn nämlich in seinen *Femmes savantes* als Trissotin auf die Bühne, eine Figur, in der jedermann das Original wiedererkennen musste und in der Cotin's Gelehrtendünkel und Rechthaberei, seine Selbstgefälligkeit und Scheelsucht, seine Pedanterie und Schalheit als Dichter einem unauslöschlichen Gelächter preisgegeben waren. Dieser Hieb sass so fest, dass sich der Betroffene seit dieser Zeit kaum mehr öffentlich zeigte und auch litterarisch mundtot gemacht war.[2]) Selbst der Umstand, dass er 1655 in die Akademie aufgenommen worden war, konnte ihn bei der Nachwelt vor dem Fluche der Lächerlichkeit nicht bewahren. Übrigens machte ihm selbst der Abbé de Dangeau, der ihm in der Akademie nachfolgte, kaum einige Elogen.

---

[1]) *Si l'on n'est plus au large assis en un festin,*
Qu'aux sermons de Cassagne, ou de l'abbé Cotin. (*Sat.* III.)

Dieselben Verse wiederholt Boileau auch anführend in der IX. Sat. in der er auch ironisch sagt, er wolle, um niemanden zu verstimmen, von nun an schreiben:

Cotin à ses sermons traînant toute la terre
Fend les flots d'auditeurs pour aller à sa chaire.

[2]) Man hat sogar behauptet, dass der Kummer, den Cotin über diese Behandlung empfunden, ihn zum Grabe geführt habe, und sogar Voltaire hat sich dazu hergegeben, dies Gerücht zu wiederholen. Cotin starb jedoch erst 1682, erst 10 Jahre nach der Aufführung des Stückes, im Alter von 78 Jahren. *L'on voit, que si c'est au chagrin qu'il faut attribuer sa mort, il fut pour lui comme le café pour Fontenelle, un poison lent.* (Tascherau, S. 44.) (Lion, *Les Femmes Sav.* S. 74, A. 721.) — Übrigens fand diese Aufführung nicht wie es bei Lacroix (*La Sat. d. S. et la Crit. dés.* S. VII) heisst, am 12. März, sondern am **11.** d. J. 1672 statt. — Wir fügen hier noch die vortreffliche Schilderung hinzu, die Molière (*Femmes sav.* I, Sz. 3) von Trissotin gibt.

La constante hauteur de sa présomption
Cette intrépidité de bonne opinion
Cet indolent état de confiance extrême
Qui le rend en tout temps si content de soi-même,
Qui fait, qu'à son esprit incessamment il rit,
Qu'il se sait si bon gré de tout ce qu'il écrit,
Et qu'il ne voudrait pas changer sa renommée
Contre tous les honneurs d'un général d'armée.

Betrachten wir nun den Hauptinhalt der beiden in Rede stehenden Satiren, in denen Cotin (wir nehmen vorgreifend seine Autorschaft als erwiesen an) seine vergifteten Pfeile gegen seine beiden Gegner abschnellt, etwas näher. Nicht, als ob diese beiden an und für sich ziemlich wertlosen Machwerke der Mühe eines näheren Eingehens lohnten, auch nicht, weil Cotin, diese noch nicht einmal durch ihr Alter ehrwürdig gewordene litterarische Ruine, an und für sich ein wichtiges Objekt des litteraturgeschichtlichen Studiums bilden kann, sondern weil sie auf zwei so bedeutende Männer wie Molière und Boileau starke Streiflichter werfen und eine Lösung der Autorfrage ohne die Kenntnis des Inhaltes nicht gut möglich ist. Es sind nun zunächst Ausstellungen mehr ästhetischer Natur, die in der *S. d. S.* und in der *Crit. dés.* gegen Boileau und Molière erhoben werden, und der erstere ist es besonders, der nach dieser Seite hin angegriffen wird. Er wird als Plagiator schlimmster Sorte hingestellt, der bei den alten grossen Satirikern die unverschämtesten Anlehen mache, der in willkürlicher Weise wie ein Beherrscher des Parnasses seinen Freunden den poetischen Lorbeer reiche, und einen Molière zu einer litterarischen Grösse aufblähe, obzwar er doch nur ein gewöhnlicher Possenreisser sei; Boileau könnte keine Zeile schreiben,[1]) wenn er nur seine eigenen Gedanken niederschreiben sollte, und doch wage er es, bewährte Dichter zu verspotten. Es wird uns da besonders in der *Crit. dés.* neben mancher wohl richtigen, aber stark an den Gemeinplatz erinnernden theoretischen Ansicht Cotin's über die Satire vieles Schiefe vorgeführt, das dem Satiriker sein bestes Recht arg verkümmern möchte. In die Kategorie des letzteren gehört, wenn Cotin fordert, der Satiriker müsse sich einer besonders hohen Geburt und eines besonderen makellosen Lebenswandels berühmen können, um seines Amtes walten zu dürfen; er dürfe nur die angreifen, die ihm persönlich etwas zu Leide gethan; der Satiriker dürfe nur die Spitzen der Gesellschaft treffen, nicht aber in die Niederungen der mittleren und unteren Klassen hinabsteigen. Wenn Cotin die These aufstellt, der echte Satiriker werde zu stolz sein, um sich über seine Armut und sein Elend zu beklagen und die Welt unter dem Gesichtswinkel seines persönlichen Geschickes zu betrachten, so wird man wenigstens die Motivierung *n'ignorant pas qu'on n'a point veu encore la Science mendier son pain* sehr brüchig finden dürfen und zugeben, dass ohne den Be-

[1]) *Si le bon Juvenal estoit mort sans écrire*
Le malin Despréaux n'eust point fait de satyre.
Et, s'il ne disait rien que ce que vient de luy,
Il ne pourroit jamais rien dire contre autruy. (S. d. S.)

sitz gewisser Mittel selbst der Beste ein gefesselter Mensch ist; wenn er meint, die Satire dürfe nie dem Neide und der persönlichen Feindschaft entspringen, so wird sich dagegen nichts einwenden lassen, ohne dass darum die Plattheit dieses Gedankens geringer wird. Er wirft Boileau vor, die Vernunft verspottet zu haben und sie absetzen zu wollen, weil dieser den Gedanken aussprach, dass der alles kritisch prüfende und analysierende Verstand zuweilen in die höchste Freude und Verzückung einen Wermutstropfen träufle und dass der am meisten Denkende nicht immer der Glücklichste sei. Boileau (so meint Cotin)[1]) müsse wie ein rasendes Tier behandelt werden, da er der Vernunft entsagt habe! Die wahre Satire kämpfe gegen das Laster und die Narrheit an, um der gesunden Vernunft zum Siege zu verhelfen, bei Boileau aber sei das Umgekehrte der Fall! — Während Martial die von ihm gegeisselten Individuen nur mit fingierten Namen benenne, habe Boileau niemanden geschont und sogar die Regierung und die Religion angegriffen, wobei die Verhüllung, unter der er seine Geschosse abgesendet habe, niemanden irre führen werde. Man müsse, nach dem Vorbilde des Horaz, nicht bloss das Beste, sondern auch das Mittelmässige loben und die Anerkennung müsse den Tadel überwiegen. Auch, dass sich Boileau einmal mit Ludwig XIV. verglichen habe, sei litterarisch unzulässig und es wird in sophistischer Weise eine haarspalterische Distinktion ausfindig gemacht, dass es etwas ganz anderes sei, wenn Ähnliches Virgil öfter gethan habe. Wie in der ganzen *Crit. dés.*, herrscht besonders in diesem Teile eine pedantisch schwerfällige Manier vor und ein serviler Sinn, der die Livrée für das einzig richtige Staatskleid der Menschheit ansieht und an gewisse Dichter erinnert, die wie die Hunde sich stets krumm legen und nicht ohne einen Herrn leben können.

Wenn sich die bisherigen Vorwürfe Cotin's besonders dahin erstreckten, Boileau habe ganz das Objekt der Satire verfehlt, so folgt weiter die Anschuldigung, er habe sich in der Art, den Stoff zu behandeln, arg vergriffen. Er habe (so peroriert Cotin weiter) anstatt der für die Satire allein geeigneten Sprache

---

[1]) *Mettez-luy le frein en bouche de peur qu'il n'approche de vous* ruft in rohester Weise der *honnête ecclésiastique* in der *Crit. dés.* (bei Lacroix S. 19), hinter den sich Cotin steckt, wenn er für seine Reden nicht die Verantwortung übernehmen will. Diese ganze Philippika gegen Boileau basiert Cotin auf des ersteren IV. Satire, aus der er die Stelle:

Souvent de tous nos maux la raison est le pire

aus dem Zusammenhange reisst, um Boileau als einen Verächter der Vernunft auszurufen. Wer diese Satire gelesen hat, weiss, wie entstellt bei Cotin ihr wahrer Sinn wiedergegeben wird.

nüchterner ruhiger Sachlichkeit den klassischen Hahnentritt des falschen Pathos gewählt und schlürfe, blühenden Unsinn sprechend, auf dem Kothurn einher.[1]) Boileau's Verse seien von Wulst und Schwulst überwuchert; dass sie den Regeln des Reimes Hohn sprechen, komme (meint er ironisch) bei so genialen Feuergeistern nicht weiter in Anschlag, und auch Grammatik und Orthoëpie dürfe man von so einem grossen Dichter, der über den Regeln der Kunst stehe, nicht verlangen; trotzdem aber sticht Cotin in echt klein- und schulmeisterlicher Manier die geringfügigsten Kleinigkeiten auf, um sich geistig überlegen zu zeigen. Der Satiriker müsse mit feinem Hohne, aber nicht mit burleskem derbem Spotte arbeiten, er dürfe nur sticheln, aber nicht stechen und (so meint Cotin in einer bei ihm seltsamen Anwandlung von Kühnheit und im Widerspruche zu seiner früher geäusserten unterduckenden Gesinnung) dürfe selbst „vor den Göttern der Erde“ vor „Tiaren und Diademen“ nicht Halt machen.[2]) Es folgt schliesslich eine Standrede gegen das Schauspiel und die Schauspieler, die mit dem vorigen nur lose zusammenhängt und besonders (wie es scheint) ein Sträusschen für Molière enthalten soll, während die bisherigen Ausstellungen sich besonders auf Boileau bezogen. Es wird da in der bekannten Weise gegen den schnellen häufigen Szenenwechsel auf der Bühne und die Störungen in der poetischen Illusion durch die groben Ver-

---

[1]) *Cela frise le Galimathias; mais cela est beau pourtant,* sagt er einmal spöttisch über ihn (*Crit. dés.*, S. 46 bei Lacroix) und an einer anderen Stelle (*ibid.* S. 45) . . . . *des métaphores guindées d'un poëte qui monte sur des échasses pour se faire voir.*

[2]) *Je dy contre les premieres testes du monde, contre les plus vains et les plus superbes esprits, contre les faux philosophes et contre les Dieux de la terre, suivant la pensée des Sages, que l'admiration des thiares et des diadêmes est quelquefois une marque de nostre foiblesse plùtost que de leur grandeur.* La Satyre Ménippée, *le* Catholicon d'Espagne *en fait foy, et cet autre railleur qui joüe de son temps tous les potentats de l'Europe* etc. (*Crit. dés.*, S. 58 bei Lacroix.) — Und doch hat derselbe Cotin es an einer anderen Stelle als ein *crimen læsæ majestatis* hingestellt, dass Boileau im *Discours au Roy* geschrieben hat:

> *Quand ton bras, ô Louis, des peuples redouté,*
> *Va la foudre à la main restablir l'equité,*
> *Et retient les méchants par la peur des supplices,*
> *Moy, la plume à la main, je gourmande les vices*

und ruft emphatisch aus:

> *Tant cet audacieux mesle mal-à-propos*
> *Les loüanges d'un fat à celle d'un heros,*

und:

> *Triomphant à souhait dans une autre satyre,*
> *Il se fait à son prince égal comme de cire.*

Es ist doch eine schöne Sache um die Konsequenz!

sündigungen gegen die Wahrscheinlichkeit und materielle Möglichkeit zu Felde gezogen und daraus der Unwert der Bühnendarstellungen überhaupt gefolgert.

Doch ist diese ganze ästhetische Kannegiesserei, die sich besonders in der *Crit. dés.* breit macht, wie man leicht sehen kann, für Cotin die Nebensache, und die Hauptsache sind ihm die persönlichen Ausfälle gegen Boileau und Molière. Man hat schon in unserer gedrängten Inhaltsangabe der mehr auf die Theorie bezüglichen Bemängelungen Cotin's solche persönliche Invektiven wahrnehmen können, doch verschwinden sie gegen die folgenden, und Cotin eröffnet gegen seine Widersacher ein wahres Rottenfeuer von Injurien. Er stellt sie als vom Spieldämon besessene Schlemmer und Prasser hin, als schmarotzende Lustigmacher, die den Reichen für die Tafelabfälle ihre Kapriolen vormachen.[1]) Ihre Angriffe gegen die Grossen entspringen bloss dem Neide und dem Ärger darüber, dass sie die Machthaber nicht favorisieren. Ein andermal gibt sich Cotin den Anschein souveräner Verachtung, ja des Mitleids für seine Gegner, um sie als arme Narren, als eine verlumpte, aber gute Haut und deren Werke als blosse Jugendeseleien hinzustellen, mit denen man nicht all zu strenge ins Gericht gehen dürfe.[2]) Dann sind sie ihm wieder die Cyniker, die weit entfernt von dem edlen Eifer, die aus den Fugen gekommene sittliche Welt ins Rechte zu bringen, am Schmähen Wohlgefallen finden und sich an das Heiligste heranwagen. Am empörendsten sind aber die handgreiflichen Verleumdungen und Angebereien Cotin's. Es treibt dem Leser die Zornesröte ins Gesicht, wenn Cotin mit der Miene heuchlerischen Wohlwollens für Boileau recht besorgt thut und fürchtet, der König könnte diesen für seine vermessene Sprache züchtigen,

---

[1]) Wir wollen hier nur eine Stelle aus der *Crit. dés.* (S. 46 bei Lacroix) anführen: *Ce joüeur desesperé, qu'il faut* (bei Lacroix heisst es irrtümlich *fait) mettre à la chaisne, de peur que, comme un autre Capanée ou comme un autre Typhon, il n'attaque Jupiter mesme.*

Qu'on le lie, ou je crains, à son air furieux,
Que ce nouveau Titan n'escalade les cieux.

Ce geant insensé de la jouante Academie und so geht das Geschimpfe weiter. Damit man die ganze Niedertracht dieser Schmähungen kennen lerne, zitieren wir dazu aus Nisard, *a. a. O.* S. 294: *Au milieu de ces cupides, de ces avares, il* (Boileau) *eut les mœurs des solitaires de Port-Royal* und (*ib.* S. 317): *La sévérité de mœurs de Boileau, ses scrupules de religion, sa probité peut-être très-exigeante* etc.

[2]) *Cest au moins un honneste voluptueux et un facétieux debauché. Il s'emporte peut-estre un peu trop, mais il faut excuser sa tendre jeunesse, il n'a encore que trente ans.* (*Crit. dés.*, S. 24 bei Lacroix.).

dabei aber indirekt den König dazu auffordert.[1] Wenn Boileau's Verse (das kann auch Cotin nicht leugnen[2]) von grosser Wirkung und bestechend seien, so sollte man ihm erst recht das Handwerk legen. Auch der Hof werde doch an diesen himmelstürmenden Worten nicht etwa Gefallen finden und doch nicht vergessen, wie übel Boileau ihm in seinen Satiren mitgespielt und welche Bilder er von ihm entworfen habe; er müsste denn von einer ganz ausserordentlichen Langmut und christlichen Nächstenliebe erfüllt sein,[3]) wenn er diese Backenstreiche ruhig hinnehmen könnte. Überhaupt scheint es Cotin angethan und seine Eitelkeit tief verwundet zu haben, wenn er daran denkt, Boileau könnte in den höheren Kreisen Schützer finden, und Cotin will einen solchen Gedanken gar nicht aufkommen lassen; Boileau möge nur auf den Rang eines Dichters Verzicht leisten, denn nach Horaz sei der Satiriker gar kein Dichter.[4] Wenn der König einmal Boileau poetische Begabung zugesprochen und ihm nur eine unglückliche Hand in der Wahl seiner Stoffe vorgeworfen habe, so habe ein Höfling dem Herrscher richtig geantwortet, Boileau könne nur alles besudeln und begeifern und er werde schliesslich, wie Leute seines Gelichters, mit der Reitpeitsche behandelt werden.

Dies sind im allgemeinen und in gedrängtester Kürze die in den beiden Satiren niedergelegten Gehässigkeiten gegen Boileau und Molière. Während in der *S. d. S.* die prinzipiellen Betrachtungen ganz hinter den persönlichen Beschimpfungen zurück-

---

[1]) *En cette ridicule comparaison que le moderne Satyrique fait de ses vers avec la justice du Roy, combien de fois ay-je craint pour luy, tant je luy veux peu de mal, que la massué de cet Hercule ne vint à escraser ce pigmée. (Crit. dés.* S. 40 bei Lacroix.)

[2]) *Une seconde raison pourquoy le critique du Censeur n'a pas tort d'avoir allegué les vers sonnans et magnifiques de son ennemy* etc. *(Crit. dés.*, S. 42 bei Lacroix) und *(ib.* S. 53): . . . . *que le Censeur se flatte des applaudissements qu'ont donné à ses pompeuses Satyres les raffinez de la Cour. Ces loüanges de beaux et de grands vers etc. etc.* und *qu'il a affecté de mauvaises rimes dans ses vers si riches et si magnifiques d'ailleurs (ib.* S. 50.)

[3]) . . . . . . *si elle loüe les vers du Censeur j'avoüe que la Cour est tres-chrestienne, qu'elle fait le bien contre le mal* etc. *(Crit dés.* bei Lacroix S. 56.)

[4]) *Bien loin d'estre le premier des poëtes, vous n'estes pas poëte seulement* etc. *(Crit. dés.* bei Lacroix S. 70); und doch hat Boileau diesen Eigendünkel nie gehegt und er sagt z. B. in der VII. Sat.:

> *Je sais coudre une rime au bout de quelques mots*
> *Souvent j'habille en vers une maligne prose*
> *C'est par là que je vaux, si je vaux quelque chose —*

und gerade Cotin hat als Ideal eines Satirikers aufgestellt: *il parle en vers comme nous parlerions en prose (Crit. dés.* S. 44).

treten, werden in der *Crit. dés.* Untersuchungen über das Wesen der Satire angestellt, um aber nicht aus dem Kontexte zu kommen, stets wieder der Weg in das Fahrwasser der Angeberei und Verschwärzung gesucht und gefunden. Während die *S. d. S.* auch gegen Molière mehrere ganz offene und einige kaum verhüllte Ausfälle enthält, beschäftigt sich die *Crit. dés.* fast nur mit Boileau.

Nun zur Autorfrage! Es hat nicht an wissenschaftlichen Stimmen gefehlt, die die Autorschaft Cotin's für keine der beiden Satiren anerkannten[1]) und ihn selbst als den unschuldig Verfolgten hinstellten, während Boileau und Molière (man verzeihe den trivialen Ausdruck) das Karnickel gewesen sein sollen, das angefangen hat. Besonders ein Molièreforscher hat unter der Devise *Le Provincial* (auch wir wollen ihn ferner so nennen) diese Ansicht mit merkwürdiger Zähigkeit verfochten. Es hat ihm an der verdienten Abfertigung nicht gefehlt und wir werden die Hauptargumente, die er vorgebracht und die Widerlegung, die er erfahren hat, zu würdigen und unsere eigenen Wahrnehmungen in dieser Streitfrage darzulegen versuchen.

Wenn (wie wir gesehen haben) die beiden Satiren ihre Spitze fast ausschliesslich gegen Boileau und Molière richten, so wird selbst der oberflächliche Leser den ersten Verdacht der

---

[1]) Wenigstens sagt Lacroix in den *Préface* zu seinem Neudrucke der beiden Satiren (S. IV): Le Provincial *ne se rendait pas et persistait à se faire le champion de Cotin, qu'il déclarait innocent des deux Satires anonymes, qui avaient motivé les représailles de la comédie des* Femmes savantes. Den Wortlaut der Auseinandersetzungen des „Provincial", die im *Moliériste* niedergelegt sind, konnten wir leider nicht einsehen, da uns diese Zeitschrift nicht zugänglich war, doch glauben wir uns über seine Meinung durch die Auszüge Lacroix und durch ein Résumé im *Molière-Museum* (V. Heft, 1883, S. 161) genügend informiert zu haben. — Zur bibliographischen Orientierung zitieren wir Lacroix (der in seiner *Préface* sagt): *Nous ne croyons pas que la* Satyre des Satyres *existe dans aucune autre bibliothèque publique que celle de l'Arsenal. Cette pièce imprimée secrètement à Paris en 1666, comme le prouvent l'examen des caractères italiques de l'impression et le fleuron qui figure en tête de la page 3, forme 12 pages petit in-8, sans nom de lieu ni de libraire. C'est une réponse très violente, en vers, à la sortie assez dédaigneuse que Boileau avait faite, dans sa troisième satire, contre l'abbé Cotin et ses sermons. On sait que le pâtissier Mignot, ayant à se venger de Boileau, qui l'avait traité d'empoisonneur, fit imprimer à ses frais la Satire de Cotin, qu'il distribuait au public, en se servant de l'imprimé pour envelopper ses biscuits. On ne s'explique pas comment cette Satire est aussi rare et aussi inconnue, puisqu'elle fut répandue de la sorte à grand nombre d'exemplaires.* Nach Nisard (*Hist. de la litt. fr.*, Bd. II S. 320) hatte Mignot seine Waren in die *Crit. dés.* einwickeln lassen, wie man überhaupt eine Verwechselung der beiden Satiren auch anderwärts findet.

Autorschaft dieser beiden Schmähschriften nach dem bekannten: *Cui prodest?* gegen eine Persönlichkeit richten, die von den genannten Schriftstellern bestgehasst werde und annehmen, dass dieselben eine Art Wiedervergeltung für erlittene Unbilden sein mögen. Nun ist aber thatsächlich Cotin so recht der Prügeljunge Boileau's in seinen Satiren und das ganze Wesen des Verspotteten musste in gewaltige Gährung kommen, wenn er solche Urteile über sich las. Es war also ebensowohl ein prinzipieller wie persönlicher Antagonismus, der die beiden zu den schärfsten Gegnern machte. Bei Molière liegen die äusseren Momente und Anlässe seiner Feindschaft mit Cotin allerdings nicht so klar zu Tage; desto unleugbarer ist, dass sie in ihren litterarischen Tendenzen geradezu Antipoden waren: während der eine die leere Ziererei und die raffinierte Empfindelei als den Gipfel der Poesie ansah, war der andere ein Feind jedes unwahren hohlen Wortes und jeder unnatürlichen Wendung in der Dichtung; aber auch Spuren äusserer Friktionen zwischen Cotin und Molière fehlen nicht so ganz, wie der *Provincial* glauben machen möchte, wenn auch die betreffenden Meldungen, wie so vieles bei den Biographen Molière's, nicht mit der wünschenswerten Sicherheit verbürgt sind. So ist doch schon das so intime Freundschaftsverhältnis zwischen Boileau und Molière Grund genug für Cotin gewesen, den Freund seines Totfeindes nicht zu lieben und es wird sogar die Vermutung nicht allzu kühn sein, dass Cotin, der von der Kanzel herab für sein Schriftstellertum Propaganda machte, in seinen Predigten gegen seine beiden bedeutendsten Gegner ankämpfte[1]) und seine Zuhörer von seinen litterarischen Herzensangelegenheiten unterhielt. Cotin war es auch, der den Herzog von Montausier gegen Molière aufhetzte,[2])

---

[1]) Auch de Visé weiss zu erzählen, dass Molière acht Jahre vor der Aufführung der *Femmes savantes* (das wäre also schon 1664!) mit Cotin Streit gehabt habe! (*Mercure galant* I. S. 64.)

[2]) So heisst es in den *Analyses ou Remarques historiques et critiques* Voltaire's zu Molière's Werken (abgedruckt im *Mol.-Museum* Schweitzer's, März 1884, VI. Heft) in der Anmerkung zum *Misantrope: On sait que les ennemis de Molière voulurent persuader au duc de Montausier fameux par sa vertu sauvage, que c'étoit lui que Molière jouoit dans le* Misantrope. *Le duc de Montausier alla voir la Pièce, et dit en sortant, qu'il auroit bien voulu ressembler au* Misantrope *de Molière.* Noch charakteristischer aber ist Voltaire's Notiz zu den *Femmes sav.* (*a. a. O.* S. 42): . . . . *Tous ceux qui sont au fait de l'histoire littéraire de ce tems-là savent que Ménage y est joué sous le nom de* Vadius *et que* Trissotin *est le fameux abbé* Cotin, *si connu par les satires de Despréaux. Ces deux hommes étoient pour leur malheur ennemis de Molière; ils avoient voulu persuader au duc de Montausier, que le* Misantrope *étoit fait contre lui, quelque tems après*

indem er dem ersteren die Meinung beibrachte, der Alceste-Misanthrope sei nach seinem Modell gearbeitet und der Umstand, dass der Herzog, nachdem er das Stück gesehen hatte, den Wunsch aussprach, dem Misanthrop ähnlich zu sein, ändert nichts an Cotin's böser Absicht. Wenn der *Provincial* zwischen Cotin und Molière sogar eine Art Bundesgenossenschaft und Einigung zum Kampfe gegen das Preziösentum und gegen Ménage erblicken will, so ist das eine durch die thatsächlichen Verhältnisse geradezu widersprochene Annahme, denn der Wechsel im Verhalten Cotin's gegen die Preziösen,[1]) die mit ihm früher Abgötterei getrieben hatten, bedeutet bei ihm keine Umkehr der Geschmacksrichtung, sondern ist lediglich eine Seite seines niedrigen Charakters. Denn Cotin wurzelte mit seinen Dichtungen immer im Lager der Preziösen, eher als Ménage, der dem jüngeren Preziösentum wirklich abhold war. Die Annahme Lacroix', dass in einer Stelle der *Ménagerie* Cotin ebenfalls gegen Molière Partei nehme und dass sogar die Vermutung nahe liege, das bekannte Madrigal Mascarille's in den *Précieuses ridicules* sei von Cotin, konnten wir auf ihre Richtigkeit hin nicht kontrollieren.[2]) So viel aber geht aus dem Gesagten hervor, dass schon vor dem Erscheinen der *S. d. S.* und der *Crit. dés.*, also vor dem

---

ils avoient eu chez Mademoiselle, fille de Gaston de France, la scène si bien rendue dans les Femmes Savantes. *Le malheureux Cotin écrivoit également contre Ménage, contre Molière et contre Despréaux; les Satires de Despréaux l'avoient déjà couvert de honte, mais Molière l'accabla. Trissotin étoit appellé aux premières Représentations Tricotin. L'Acteur qui le représentoit avoit affecté, autant qu'il avoit pu, de ressembler à l'Original par la voix et par le geste.* Es folgt nun noch eine Beurteilung, ob Molière zu einer solchen moralischen Justifikation Cotin's berechtigt war, bei der man, wenn man sich erinnert, dass sie von Voltaire ausgeht, an das *Gracchi de seditione quærentes* denken muss, die aber doch ernst gemeint zu sein scheint.

[1]) So spottet er in der *Crit. dés.* (auch hier wieder durch eines seiner Echos, *un des plus galands et des plus polis seigneurs de la Cour): Au nom des muses, Monsieur, ou si vous l'aimez mieux, au nom de Mme la marquise de Rambouillet et de Mme Desloges, rendez-moy, s'il vous plaist etc. etc. (Crit dés.* bei Lacroix S. 74.)

[2]) Weil wir weder die *Ménagerie* noch den *Molièriste* uns verschaffen konnten! Wenn aber Cotin im Jahre 1666 in der *Crit. dés.* (bei Lacroix S. 74) einen Höfling zu sich sagen lässt: *Je ne sçay comment je pourray vous sauver des comediens, ils menacent de vous joüer à la farce* etc., so möchte man, da gebrannt Kind das Feuer fürchtet, daran glauben, Cotin sei schon vor den *Femmes sav.* von Molière mit einem Streifschusse bedacht worden. Da er eine dramatische Züchtigung in seiner *Crit. dés.* sich mit solcher Bestimmtheit voraussagen lässt (und alles spricht dafür, dass er sie von Molière erwartete!) so muss er Letzterem gegenüber ein schlechtes Gewissen haben!

Jahre 1666 nicht nur zwischen Cotin und Boileau, sondern auch zwischen Cotin und Molière eine sehr gereizte Stimmung bestand und dass schon dieser Umstand, die beiden Satiren als eine Revanche Cotin's anzunehmen, nahe legen wird.

Dass diese Gegnerschaften sich in der Folgezeit immer vergrösserten, weiss man mit Sicherheit. Nicht nur kam Boileau immer wieder auf Cotin zurück, sondern Molière hat an ihm, wie wir oben schon kurz erwähnt haben, in seinen *Femmes sav.* eine wahre Exekution vorgenommen, er hat ihn moralisch und poetisch hingerichtet. Wenn nun der *Provincial* einmal die Bitte stellt, ihm doch eine einzige Beschwerde zu nennen, die Cotin gegen Molière hätte erheben können, und in der Annahme, dies werde nicht gelingen, weiter deduziert, Cotin stehe der Urheberschaft der beiden Satiren ferne, so kann man ihm diese (wie wir übrigens schon gezeigt haben) haltlose Einwendung auch durch die Gegenfrage zurückgeben: was hätte wohl Molière veranlasst, Cotin derartig dramatisch anzunageln und in der Figur des Trissotin zu stigmatisieren, was hätte ihn veranlasst, Cotin's ganze Rachsucht zu entfesseln und herauszufordern, wenn er nicht von Cotin provoziert worden wäre? Also schon diese Erwägung wird uns nach einer Streitschrift suchen lassen, in der Molière mit argen Schmähungen überhäuft wird[1]) und wenn wir

[1]) Wir finden in der *S. d. S.* folgende Artigkeiten gegen Molière:

J'ai veu de mauvais vers sans blâmer le poëte;
J'ai leu ceux de Molière et ne l'ay point sifflé . . . .

Puis donnant à ses vers une digne matière,
Comme un des ses heros il (Boileau) *encense Molière* . . .

Je ne puis d'un farceur me faire un demy-dieu . . . .

Despréaux sans argent, crotté jusqu'à l'eschine,
S'en va chercher son pain de cuisine en cuisine
Son Turlupin l'assiste, et joüant de son nez
Chez le sot campagnard gagne de bons disnez:
Despréaux à ce jeu répond par sa grimace,
Et fait, en basteleur, cent tours de passe-passe;
Puis ensuite, enyvrez et du bruit et du vin,
L'un sur l'autre tombant, renversent le festin.
On le promet tous deux quand on fait chere entiere,
Ainsi que l'on promet Tartuffe et Molière etc. . . . .

Il faut comme à l'unique en piété sur terre,
Inviter votre muse au grand ‚Festin de pierre' . . . .

A ces vers empruntez la Béjar applaudit
Il regne sur Parnasse, et Molière l'a dit.

Selbst jene Stellen, wo Molière nicht ausdrücklich genannt ist, lassen die Anspielung auf ihn schon durch den Zusammenhang aus-

eine solche thatsächlich finden sollten, so wird uns eine sehr leichte Kombination auf Cotin als Verfasser raten lassen. Ein solches Pasquill ist aber besonders die *S. d. S.* und einen Kritiker, der wie der *Provincial* in derselben nichts gegen Molière hat entdeken können, sollte man wegen seiner ganz unglaublichen Flüchtigkeit gar nicht mehr ernst nehmen. Allerdings hat sich der *Provincial* dann hinter der Ausrede verschanzt, die *S. d. S.* sei ja gar nicht von Cotin! Hat er doch sogar die Autorschaft Cotin's für die *Crit. dés.* geleugnet! Doch werden wir hoffentlich nachweisen können, dass diese seine Behauptung ebenso hinfällig ist, wie seine meisten anderen.

Bevor wir aber diesem Beweise nachgehen, müssen wir noch erwähnen, dass es (seltsam genug) noch Molièristen gibt, die es in Zweifel ziehen, dass Molière in Trissotin habe Cotin abkonterfeien wollen. Man bedenke dagegen nur: die *Femmes sav.* hiessen früher *Trissotin* oder eigentlich ursprünglich *Tricotin*,[1]) worin also der Name Cotin ganz ausgeprägt ist; die Szene mit dem Sonnette: *A la princesse Uranie* beruht auf Wahrheit, Cotin hatte nämlich ein Sonnett für Madame de Nemours gemacht und da er es eben Madame de Montpensier vorgelesen hatte, kam Ménage und fand es elend, da er den Autor nicht kannte; die beiden von Trissotin vorgelesenen Gedichte sind thatsächlich ein Produkt Cotin's und seinen *Œuvres galantes* entnommen; die *Ménagiana* sagen genau, Trissotin könne nur Cotin sein und berichten, Molière habe dem Darsteller der Rolle ein Gewand Cotin's gekauft, um ja keinen Irrtum aufkommen zu lassen; ferner berichtet de Visé, Cotin habe sich von einer Audienz, die die Vertreter der Akademie im März 1672 (in dem-

---

gemacht erscheinen. Zum Überflusse sei bemerkt, dass sich das Schimpfwort *farceur* für Molière, auch bei Saumaize (der auch zuerst das Stichwort „Plagiator“ für Molière ausgegeben, das später ein Embatterion aller Molièrefeinde wurde) und dem Jansenisten Rochemond wiederfindet (vgl. Schweitzer's *Molière-Museum* IV. Heft, 1882, S. 2). Auf den *Turlupin* kommen wir noch zurück. Wie man aber nach obigen Sottisen Cotin's gegen Molière es noch nötig erachtet, es zu entschuldigen, dass Molière im Trissotin Revanche genommen hat, ist uns unbegreiflich.

[1]) *La comédie des* Femmes savantes *fut d'abord intitulée* Trissotin; *ce qui donnerait à penser que ce personnage y avait un rôle plus développé que celui que Molière lui a laissé, M*[me] *de Sévigné dit, dans une lettre datée de Livry, 9 mars 1672. Nous tâchons d'amuser notre cardinal* (de Retz). *Corneille lui a lu une comédie, qui sera jouée dans quelque temps et qui fait souvenir des anciennes. Molière lui tira samedi* Trissotin *qui est une fort plaisante Pièce! Cette pièce représentée le 12 du même mois* (wir finden sonst überall den 11.!) *est mentionnée aussi sous le titre de* Trissotin *dans le régistre de Lagrange.* (Lacroix, *Préf.* S. XII, Anm.)

selben Monate und Jahre wurden die *Femmes sav.* das erste Mal aufgeführt) bei Ludwig XIV. nahmen, ferngehalten, damit man nicht sage, er komme, um Molière für den ihm jüngst gespielten Streich zu verklagen; Perrault erzählt,[1]) dass Cotin nach sehr langer Unterbrechung im März 1672 wieder auf die Kanzel stieg, so dass es wahrscheinlich ist, er habe sich für den ihm von Molière angethanen Tort rächen wollen. Hält man nun alle diese Umstände zusammen, so kann man nicht begreifen, wie man über die von Molière beabsichtigte Identität von Trissotin und Cotin noch irgendwie im unklaren sein kann[2]) und die zwei Tage vor der Aufführung gethane Versicherung Molière's, er habe in Trissotin und Vadius keine Porträts zeichnen wollen, wiegt so federleicht, wie wenn er beteuert, er habe in seinen *Précieuses ridicules* nur die Entartung des Preziösentums angreifen wollen! Beides glaubt man ihm nicht. Mit Vadius verhält sich die Sache indes etwas anders. Es unterliegt zwar auch keinem Zweifel, dass Molière bei der Schöpfung dieser Figur an Ménage gedacht habe; es fehlte auch in diesem Falle nicht an inneren Gründen, die Molière so handeln liessen. Da aber diese Opposition eine weniger persönliche als grundsätzliche war, so hat Molière nicht so mit dem Finger auf ihn gewiesen und seinen Charakter nicht so bösartig gezeichnet. Es ist also erwiesen, dass Molière gegen Cotin einen besonders tiefen Groll hegen musste und als Ursache derselben ergibt sich uns am ungezwungensten dessen Autorschaft der beiden Satiren, deren eine besonders Molière förmlich mit Kot bewirft.

Suchen wir nun nach direkten Beweisen, die über die Autorschaft der beiden Satiren Aufschluss geben können. Der *Provincial* führt zu seinen Gunsten an, dass weder beim Abbé d'Olivet in der Geschichte der *Académie française*, noch bei Moréri ein anderes als die *Crit. dés.* unter den Werken Cotin's ange-

---

[1]) Wir entnehmen dies der *Préf.* Lacroix', S. VII.

[2]) Vgl. auch Taschereau S. 43 und 44. Wenn Mahrenholtz in seiner sonst so trefflichen Biographie Molière's (Heilbronn, 1881, S. 275) sagt, dass für die Porträtierung Cotin's durch Molière „die Motive um so weniger zu Tage liegen, als Cotin ein Bundesgenosse des Dichters im Kampfe gegen das Preziösentum war und als auch die Anspielung auf Molière in der *Satire des satires* nichts weniger als unzweideutig ist,“ so ist es erstens mit dieser Bundesgenossenschaft nicht weit her, noch weniger aber wird irgend Jemand, der die *S. d. S.* gelesen hat, die zahlreichen (oben zitierten) Schmähungen gegen Molière zweideutig finden können und daher nach den Motiven Molière's erst suchen müssen. Es ist also ganz überflüssig, mit Mahrenholtz anzunehmen, dass hierzu „Boileau habe den Aufhetzer spielen“ müssen. (*a. a. O.* S. 277.) Vgl. auch unsere obige Anmerkung mit dem Zitat aus den *Remarques* Voltaire's zu den *Femmes sav.*

führt sei und folgert daraus siegestrunken, dass die *S. d. S.* also nicht von Cotin herstammen könne. Nun hat aber der *Provincial* ja (wie man oben gesehen hat) auch die *Crit. dés.* als nicht von Cotin geschrieben ausgegeben, während an die Verfasserschaft Cotin's für dieses Werk ausser ihm niemand zweifelt und wir werden bald in der Lage sein, zu beweisen, dass, wer das Eine zugibt, das Andere nicht in Abrede stellen kann. Da ist zunächst auf eine Notiz von Boileau's eigener Hand hinzuweisen, der da schreibt:[1] *Il avoit écrit contre moi et contre Molière; ce qui donna ocassion à Molière de faire les* Femmes savantes *et d'y tourner Cotin en ridicule.* Auch diese Stelle schon scheint sich mehr auf die *S. d. S.* zu beziehen, da die *Crit. dés.* nur ganz beiläufig von Molière spricht, während die erstere von Insulten gegen Molière strotzt. Um aber ja keinen Zweifel darüber zu lassen, wie Boileau's Worte gemeint sind, sagt sein berufener, in seine Privatverhältnisse eingeweihter und von ihm inspirierter Interpret Brossette:[2] *Fier et présomptueux, comme il étoit, Cotin ne put souffrir que son talent pour la chaire lui fût contesté. Pour s'en venger, il fit une mauvaise Satyre contre M. Despréaux dans laquelle il lui reprochoit, comme un grand crime, d'avoir imité Horace et Juvénal.*[3] *Cotin ne s'en tint pas là: il publia un libelle en prose, intitulé:* La Critique désintéressée sur les Satyres du temps, *dans lequel il chargeoit notre auteur des injures les plus grossières, et lui imputoit des crimes imaginaires. Il s'avisa encore, malheureusement pour lui, de faire entrer Molière dans cette dispute, et ne l'épargna pas plus que M. Despréaux. Celui-ci ne s'en vengea que par de nouvelles railleries, comme on le verra dans les Satyres suivantes; mais Molière acheva de le ruiner de reputation en l'immolant, sur le théâtre, à la risée publique, dans la comédie des* Femmes savantes, *sous le nom de* Tricotin *qu'il changea dans la suite*

[1]) Hier ist auch eine Notiz des *Libraire au lecteur* zur IX. Sat. Boileau's zu erwähnen (S. 65 der Ausgabe Sainte-Beuve's): .... *Quelques* libelles diffamatoires, *que l'abbé Kantain et plusieurs autres eussent fait imprimer contre lui, il s'en tenoit assez vengé par le mépris que tout le monde a fait de leurs ouvrages, qui n'ont été lus de personne, et que l'impression même n'a pu rendre publics.* Dies würde auch erklären, warum die *S. d. S.* trotz der krampfhaften Anstrengungen des *pâtissier* Mignot keine rechte Publizität gewinnen konnte und auch heute so selten geworden ist.

[2]) Wir entnehmen diese Stelle Lacroix *Préf.* S. XII, wo es auch heist: *Brossette caractérise et désigne bien la* Satyre des Satyres *en disant que ce fut Boursault qui la fit imprimer sur une copie manuscrite que l'auteur avait fait mourir.* (Oben hiess es, der *pâtissier* Mignot habe das Geld dazu hergegeben.)

[3]) Vgl. oben S. 4, Anm. 1.

en celui de Trissotin. Wen alles das noch nicht überzeugen sollte, der kann durch eine Vergleichung der beiden Satiren (vorausgesetzt, dass er sich überhaupt überzeugen lassen will) überführt werden. Denn die *Critique désintéressée* ist thatsächlich nichts anderes, als eine prosaische Paraphrase[1]) der *S. d. S.:* in beiden ist der Tenor derselbe; in beiden kommen dieselben Beschimpfungen und die läppischen Rekriminationen vor, Boileau habe die Vernunft entthronen[2]) und die Leidenschaften für souverän erklären wollen, er habe das Majestätsverbrechen begangen, sich mit dem Könige zu vergleichen, in beiden werden Boileau und Molière als zwei verkommene tellerleckende Spassmacher und Weinschwelger hingestellt.[3]) Zwar wird in der *Crit. dés.* anscheinend gegen die *S. d. S.* polemisiert, aber der Tadel ist so zahm und gelinde, die Aussetzungen sind meist so täppisch und schwächlich, und dagegen wird das Lob mit so vollen Händen gespendet, dass man nicht in die Falle gehen kann und leicht merkt, dass es selbst bei jenen Bemänglungen, die wirklich von Belang sein könnten, mehr auf eine verschämte verhüllende Form der Nachkorrektur, als auf eine wirkliche Kritik abgesehen ist. Ja man kommt beinahe auf den Gedanken, der Autor habe nachträglich die Schwächen dieses seines ersten Libells herausgefühlt und habe in dem zweiten hauptsächlich nur der Eventualität, dass er vielleicht doch als dessen Verfasser bekannt werden könnte, vorbeugen und zeigen wollen, dass er dessen Fehler gekannt und so selbst über seinem eigenen Werke gestanden habe. So verteidigt er z. B. den Autor der *Sat. d. Sat.* auch gegen den Vorwurf zu zahlreicher Zitate aus Boileau's Satiren damit, dass er ihm nachrühmt, er habe die bezeichnendsten charakteristischsten Stellen herausgehoben und also gut zitiert! Nun ist dieser Vorwurf um so berechtigter, als der Autor der *Sat. d. S.* nicht nur Boileau da brandschatzt und plündert, wo

[1]) Sehr richtig sagt Lacroix in der *Préface* zu seinem Neudrucke der beiden Satiren: *mais encore dans la Critique désintéressée, qui n'est que le corollaire en prose de la Satire en vers.*

[2]) Sehr bezeichnend für Cotin's Selbstgefälligkeit und Hochmut ist es, wenn er als Beweis dafür, Boileau „entthrone die Vernunft“ den Umstand anführt: *Vous* (so spricht nämlich der *honnête ecclésiastique* zu Cotin) *Monsieur qui sçavez les loix, quelle antinomie! Vous qu'il traitte de predicateur d'aujourd'hui, quoy que vous ayez cessé de prescher avant qu'il commençast d'ecrire,* dic, Quintiliane, colorem *(Crit. dés.* bei Lacroix S. 20.)

[3]) Wir verweisen hier auf unsere obigen Zitate aus der *S. d. S.* und fügen nur noch aus der *Crit. dés.* die Stelle hinzu, wo mit deutlichem Hinweise auf Boileau (S. 20 bei Lacroix) von demselben gesagt wird: . . . . *qui se creve tous les jours de vin et de bonne chere n'est qu'un pourceau* etc.

er dies mit dem Scheine einiger Berechtigung thut (da er die Zitate als solche anführt) um gegen sie zu polemisieren,[1]) sondern auch da mit Boileau's Kalbe pflügt, oder auf das von ihm gepflügte Land säet, wo dies für den unkundigen Leser nicht erkennbar ist.[2]) Wo er etwas Kräftiges in der *Satyre des Satyres*

---

[1]) Die ganze Heuchelei Cotin's und die unehrlichen Waffen, deren er sich in seiner Polemik bedient, kann man nur verstehen, wenn man seine *Crit. dés.* liest. Einmal entschlüpft ihm ein für seine Moral sehr bezeichnendes Wort und er sagt mit naiver Unverschämtheit in hofmeisterlichem Tone gegen den Autor der *S. d. S.* (also gewissermassen sich selbst darüber einen Verweis erteilend, dass er einmal ehrlich gewesen!): *Il se faut bien garder d'exciter l'admiration pour un ouvrage contre qui l'on veut exciter ou l'horreur ou le mépris;* aber, meint er weiter, den Autor der *S. d. S.* (also sich selbst) für seine zu grosse Noblesse rechtfertigend, er habe eigentlich dabei doch eine dolose Absicht gehabt, da in der Satire die wohlklingenden Verse nicht die besten seien u. s. w. *(La Crit. dés.,* bei Lacroix S. 43.) Ein andermal (S. 61, *ibid.)* sagt er vom Autor der *S. d. S.* sehr anerkennend: *Il fait ailleurs galantiser son homme dans une estrange posture, le tournant en ridicule à un point qu'il fait pitié. La figure du damoiseau y est tout à fait burlesque et l'on a quelque plaisir à voir un nouveau Censeur qui ne peut plus avoir que l'esprit et non l'effet de la débauche. . . . . Le style satyrique doit donc estre clair et intelligible par tout. L'autheur de la Satyre des Satyres nous en pourroit donner quelques exemples. Il sçait assez comment on s'insinüe dans les esprits et dit assez nettement ce qu'il veut dire. (ibid.,* S. 64.) . . . . *La description qu'il a faite de la maniere d'agir du Censeur, de sa vie austere et reglée n'est pas mal plaisante (ibid.,* S. 63). Wir wollen diese Zitate nicht noch vermehren und müssen den Leser auf die Lektüre der *Crit. dés.* selbst verweisen.

[2]) Solche wenigstens in dem Neudrucke bei Lacroix in der *S. d. S.* nicht mit dem Zeichen der Anführung versehene Boileau wörtlich entnommene oder ganz gering veränderte Stellen sind:

bei Boileau: *Je ne puis rien nommer, si ce n'est par son nom;*
J'appelle un chat un chat et Rolet un fripon . . . .
(Sat. I.)

in der *S. d. S.*: *Je dis mon sentiment, je ne suis point menteur*
J'appelle Horace Horace et Boileau traducteur;

bei Boileau: *Et mêle, en se ventant soi-même à tout propos*
Les louanges d'un fat a celles d'un héros . . . .
(Disc. au Roi.)

in der *S. d. S.*: *Tant cet audacieux mesle mal à propos*
Les louanges d'un fat à celles d'un héros;

bei Boileau: *Tandis que Colletet, crotté jusqu'à l'eschine,*
S'en va chercher son pain de cuisine en cuîsine . . . .
(Sat. I.)

in der *S. d. S.*: *Despréaux sans argent, crotté jusqu'à l'éschine,*
S'en va chercher son pain de cuisine en cuisine.

Wenn man nun weiter sieht, dass der grösste Teil der *S. d. S.* aus als solchen angeführten Zitaten aus Boileau besteht und dass Cotin

sagt, hat er sicherlich Boileau in Kontribution gesetzt! — Für die Lösung unserer Frage ist sehr bezeichnend, dass in der *Crit. dés.* überhaupt der *S. d. S.* eine so sorgfältige Beachtung geschenkt, dass die erstere nur der letzteren wegen geschrieben zu sein scheint. Nicht nur nimmt die *Crit. dés.* an der *S. d. S.* Nachbesserungen vor, die als solche ersichtlich gemacht sind und die oft wirklich lächerliche Subtilitäten betreffen,[1] sondern sie weist auch in den Zitaten aus der *S. d. S.* kleine Eskamotagen

---

aus Eigenem so wenig bestreitet, so ergibt sich daraus am besten desselben poetische Sterilität. Boileau scheint auch darauf anzuspielen, wenn wir bei ihm folgendes Epigramm finden (Sainte-Beuve's Ausgabe S. 281): *Sur une satire très-mauvaise que l'abbé Cotin avoit faite, et qu'il faisoit courir sous mon nom* (1670).

En vain par mille et mille outrages
Mes ennemis dans leurs ouvrages
Cotin pour décrier mon style.
Ont cru me rendre affreux aux yeux de l'univers.
A pris un chemin plus facile:
C'est de m'attribuer ses vers.

Obzwar uns die Beziehung des Titels des Epigramms nicht bekannt ist, scheint uns doch die oben gegebene Auslegung der letzten Verse desselben richtig zu sein. Und doch rühmt sich Cotin in der *S. d. S.:*

Je n'ay pas comme luy (Boileau) *pour faire satyre,*
Pillé dans les autheurs ce que j'avois à dire!

Auch in der *Crit. dés.* arbeitet Cotin fort mit Zitaten aus Boileau, wie man sich leicht überzeugen kann.

[1] So heisst es in der *Crit. dés.* (S. 61 bei Lacroix): *Cette façon de parler n'est pas françaisc chez l'autheur de la* Satyre des Satyres:

Luy que l'on ne connoist qu'à cause de son frere
Luy comme il dit luy-mesme accablé de misere,
Luy qu'on ne connoist point dans le sacré valon,
Veut trancher du Phebus et faire l'Appollon.

car ce luy veut *tient un peu de l'allemand, parce qu'il est si éloigné. Ce* veut trancher du Phebus et faire l'Appollon *dit deux fois la mesme chose. Il falloit mettre:*

Ce jeune homme, inconnu dans le sacre vallon,
En dépit des neuf soeurs, tranche de l'Apollon.

L'auteur de la Satyre continüe ce luy en style de declamateur, ce qui est une autre faute. — Weiter heisst es (bei Lacroix S. 62): *Ces deux vers de la contre-satyre ne sont pas encore trop bien tournez:*

Theophile jamais n'a dit ce méchant mot,
Et s'il paya ses vers de deux ans de cachot.

Il falloit mettre, et si il paya ses vers, ou bien ainsi:

Quand il paya ses vers de deux ans de cachot.

des ursprünglichen Textes auf, die selbst ein Cotin sich nur gegen sein eigenes Geistesprodukt gestattet haben dürfte. So heisst es im Texte der *Crit. dés.* (S. 5 bei Lacroix):

> *Le censeur sans argent, crotté jusqu'à l'eschine,*
> *S'en va chercher son pain de cuisine en cuisine:*
> *Le Frantaupin l'assiste, et, joüont de son nez,*
> *Chez le sot campagnard gagne de bons disnez*
> *Le censeur à ce jeu répond par sa grimace*
> *Et faist en basteleur cent tours de passe passe;*
> *Puis ensemble enyvrez et du bruit et du vin*
> *L'un sur l'autre tombant, renversent le festin:*
> *On les donne à Paris quand on fait chere entière,*
> *Comme on donne à la Cour et Tartuffe et Molière* u. s. w.

Vergleicht man nun diesen Wortlaut mit den (oben S. 12 Anm. 1) zitierten aus der *S. d. S.*, so bemerkt man zahlreiche

Wir ersehen zunächst, dass auch hier Cotin sich die Freiheit des falschen Zitierens und des N a c h b e s s e r n s u n t e r d e r H a n d herausnimmt, denn in der *S. d. S.* lautet die erstere Stelle:

> *Luy qu'on ne void jamais dans le sacré vallon*
> *Veut trancher du Phebus et faire l'Apollon;*
> *Luy, que l'on ne connoist qu'à cause de son frere,*
> *Luy, comme il dit luy-mesme accablé de misere* etc.

Silbenstecherei üben und dabei den Text des Rezensionsobjekts falsch zitieren, das wagt (wie bemerkt) selbst ein Cotin nur unter den von uns angenommenen Umständen. Und wenn es wahr wäre (wie Cotin glauben machen will), dass er nur aus dem Gedächtnisse zitiert, so spräche das erst recht dafür, dass er der Autor der *S. d. S.* sei, denn ein fremdes Gedicht würde er doch nicht ohne Notwendigkeit auswendig gelernt haben. — In dasselbe Kapitel gehört folgende Nachkorrektur. Das *Oracle* am Schlusse der *S. d. S.* lautet:

> *Le destin de ces frenetiques*
> *Que l'on appelle Satyriques,*
> *C'est de mourir le cou cassé*
> *Et vivre le coude percé.*
> Hæc a te non multum abludit imago. (Hor.)

Darauf heisst es in der *Crit. dés.*: *Quelques delicats, pensant raffiner et ne sçachant ny la repartie de M. D. G. ny le proverbe, ont esté choquez de ce que l'Oracle de la* Satyre des Satyres *avoit mis* „mourir" *devant* „vivre"; *mais qu'ils s'en prennent à nos majeurs, lesquels l'ont voulu ainsi, et qu'ils l'interpretent benigement, comme nous l'avons interpreté. C e n e a n m o i n s , p o u r l e s a t i s f a i r e , j'a y d' o f f i c e t o u r n é l e p r o v e r b e a i n s i :*

> *C'est le sort de ces phrenetiques*
> *Que l'on appelle satyriques,*
> *De vivre le coude percé*
> *Et de mourir le cou cassé.* (Bei Lacroix S. 60.)

Nun, diese von uns hervorgehoben und gesperrten Worte scheinen uns allein schon vollkommen zu beweisen, dass Cotin (der sich mit diesen Worten verraten hat) in der *S. d. S.* sein eigenes Opus verteidigt!

Veränderungen: Zunächst ist anstatt des oben genannten Boileau hier nur von *Le censeur* die Rede; aus dem *Turlupin* wird ein *Frantaupin*; der *sot campagnard* ist zu einem *bon campagnard* gemildert; aus *ensuite* wurde *ensemble;* aus *promet* wurde *donne.*

Weiter heisst es in der *S. d. S.*:

Et ne m'as jamais veu m'entretenir d'autruy
Qu'à dessein d'approuver le bien qu'on dit de luy;
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
On ne m'a jamais veu d'un esprit incommode:
Je permets que chacun se gouverne à sa mode;
Dans ce qu'un autre fait je prens peu d'interest,
Et laisse volontiers le monde comme il est;

in der *Crit. dés.* hingegen (S. 65 bei Lacroix) zitiert er:

On ne m'a jamais veu m'entretenir d'autruy
Q'à dessein d'approuver le bien qu'on dit de luy:
Je n'ay jamais esté d'un esprit incommode;
Je permets que chacun se gouverne à sa mode:
Aux affaires d'autruy je prend peu d'interest,
Et laisse volontiers le monde comme il est.

Allerdings thut Cotin, als zitiere er aus dem Gedächtnisse *(il commence ainsi, ce me semble)* und als wolle er für die Genauigkeit nicht einstehen; wenn man aber bedenkt, dass er andererseits gegen die *S. d. S.* eine Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit beweist, die man für fremde überdies als verfehlt hingestellte Schöpfungen nicht zu haben pflegt, wenn man überdies seine Unaufrichtigkeit und Heimlichkeit erwägt, so wird man zur Überzeugung kommen, die *S. d. S.* müsse sein eigenes missrathenes Kind sein, das er aus mehrfachen Gründen nicht anerkennen will, das er aber doch vor gänzlicher Verdammnis retten möchte, indem er dessen Vorzüge herausstreicht und dessen Schwächen liebevoll zu verhüllen sucht. Der von ihm selbst erhobene Tadel soll in uns nur die Entdeckung hintanhalten, Cotin, der doch im starken Verdachte stehen musste, sei dessen Vater, eine Entdeckung, die er aus Eitelkeit ja nicht aufkommen lassen möchte.[1]) Dass er sich dagegen mit allen

[1]) So verteidigt er (mit Entrüstung) die Akademiker (und er selbst war ja ein solcher) gegen die Möglichkeit, einer von ihnen könnte dieses Büchlein geschrieben haben, *comme s'ils ignoroient le beau tour du vers et le genie de leur langue* (bei Lacroix S. 63). — Ferner thut er, als habe er keine Ahnung, wer die *S. d. S.* geschrieben habe: *A la vérité, l'autheur de la* Satyre des Satyres *quel qu'il puisse estre ne décrie ny le Parlement, ny le siècle, ny la Religion, ny l'Estat* etc. (bei Lacroix S. 31.)

Kräften währt, kann unsere Überzeugung nur bestärken. Es wird keinen Kundigen irre führen, wenn Cotin, der ehrsüchtige Mann, der auf den leisesten Atemzug und den schwächsten Pulsschlag der öffentlichen Meinung lauscht, in der *Crit. dés.* so thut, als sei ihm der Sinn für Lob und Tadel erstorben und als lebe er nur in stiller Beschaulichkeit an dem Werke der Selbsterziehung rastlos arbeitend, wie ein Heiliger von antikem Zuschnitte;[1]) es wird ihm niemand glauben, dass er mit der Aussenwelt nur durch einige wenige Personen verkehre und Jedermann erkennt in diesen mit ästhetischer Kleie ausgestopften Lederpuppen, die er als wahre Tugendrepositorien mit allen nur möglichen Vorzügen angefüllt hat, seine Fiktionen.[2]) Nach alledem, glauben wir behaupten zu dürfen, ist kein Zweifel mehr gestattet, Cotin sei der Autor der beiden Satiren.

---

[1]) Auch diese Komödie, wie die fingierten Mittelspersonen, die ihm als Sprachrohr dienen, hat Cotin wie die ganze Geheimthuerei der *Satyre Ménippée* entlehnt, die er nach einer (oben zitierten) Stelle aus der *Crit. dés.* gekannt haben muss. Danach beurteile man, was davon zu halten ist, wenn er sich als „Eremiten“ hinstellt (die *Crit. dés.* endet mit den Worten:

Chez l'Hermite de Paris,
A la Correction fraternelle.)

[2]) Diese seine Kreaturen lässt er auch ohne Angabe der Quellen aus der *S. d. S.* zitieren, abermals ein Beweis, dass er sich mit dem Verfasser derselben identisch fühlt. Ein solches Zitat findet sich z. B. bei Lacroix S. 22:

Le Marais en convient, et dit sans passion
Qu'un tel effort d'esprit etc.

Josef Frank.

Le programme du prix proposé par l'Académie de Dijon et remporté par Jean-Jacques Rousseau.

Diderot ayant publié la *Lettre sur les Aveugles*, *à l'usage de ceux qui voient*, il fut arrêté, et conduit au château de Vincennes, à la fin du mois de juillet 1749. Après être demeuré pendant vingt-huit jours enfermé dans le donjon, il vit son emprisonnement s'adoucir, et il eut la liberté de se promener dans le parc. Dans le courant de novembre, il fut élargi et revint à Paris.

Pendant que Diderot était ainsi à Vincennes, Jean-Jacques Rousseau, jeune encore, inconnu, et qui était son ami, alla le voir maintes fois pour le consoler et le distraire.

> Cette année 1749, dit Rousseau, l'été fut d'une chaleur excessive. On compte deux lieues de Paris à Vincennes. Peu en état de payer des fiacres, à deux heures après midi j'allais à pied quand j'étais seul, et j'allais vite pour arriver plus tôt. Les arbres de la route, toujours élagués, à la mode du pays, ne donnaient presque aucune ombre ; et souvent, rendu de chaleur et de fatigue, je m'étendais par terre, n'en pouvant plus. Je m'avisai, pour modérer mon pas, de prendre quelque livre. Je pris un jour le *Mercure de France,* et tout en marchant et le parcourant, je tombai sur cette question proposée par l'Académie de Dijon pour le prix de l'année suivante : *Si le progrès des sciences et des arts a contribué à corrompre ou à épurer les mœurs.*
>
> Si jamais quelque chose a ressemblé à une inspiration subite, c'est le mouvement qui se fit en moi à cette lecture : tout à coup je me sens l'esprit ébloui de mille lumières; des foules d'idées vives s'y présentent à la fois avec une force et une confusion qui me jeta dans un trouble inexprimable; je sens ma tête prise par un étourdissement semblable à l'ivresse. Une violente palpitation m'oppresse, soulève ma poitrine; ne pouvant plus respirer en marchant, je me laisse tomber sous un des arbres de l'avenue, et j'y passe une demi-heure dans une telle agitation, qu'en me relevant j'aperçus tout le devant de ma veste mouillé de mes larmes, sans avoir senti que j'en répandais.

Arrivant à Vincennes, j'étais dans une agitation qui tenait du délire. Diderot l'aperçut; je lui en dis la cause, et lui lus la prosopopée de Fabricius, écrite au crayon sous un chêne. Il m'exhorta de donner l'essor à mes idées et de concourir au prix.

J'ai combiné dans ces citations les deux récits que Rousseau a faits de cette anecdote, dans une lettre à Malesherbes du 12 janvier 1762, et dans le Livre VIII des *Confessions*, qui fut écrit quelques années plus tard.

On sait que Marmontel, et son oncle par alliance, l'abbé Morellet, ont donné dans leurs *Mémoires*, de la conversation de Diderot et de Rousseau sur le programme de l'Académie de Dijon, un récit tout autre que celui de Jean-Jacques. Ils le tenaient de Diderot, et sans doute ils l'avaient plus d'une fois entendu raconter au merveilleux causeur.

Le récit du neveu et celui de l'oncle concordent en général, comme on va le voir. Tous deux ont été écrits plus de quarante ans après l'évènement.

Mémoires de Marmontel, livre VII. J'étais (c'est Diderot qui parle) j'étais prisonnier à Vincennes; Rousseau venait m'y voir. Il avait fait de moi son Aristarque, comme il l'a dit lui-même. Un jour, nous promenant ensemble, il me dit que l'Académie de Dijon venait de proposer une question intéressante, et qu'il avait envie de la traiter. Cette question était: *Le rétablissement des sciences et des arts a-t-il contribué à épurer les mœurs?* Quel parti prendrez-vous? lui demandai-je. Il me répondit: Le parti de l'affirmative. — C'est le pont aux ânes, lui dis-je; tous les talents médiocres prendront ce chemin-là, et vous n'y trouverez que des idées communes, au lieu que le parti contraire présente à la philosophie et à l'éloquence un champ nouveau, riche et fécond. — Vous avez raison, me dit-il après y avoir réfléchi un moment, et je suivrai votre conseil.

Mémoires de Morellet, chapitre V. Voici ce que j'ai appris de Diderot lui-même, et ce qui passait alors pour constant dans toute la société du baron d'Holbach, où Rousseau n'avait encore que des amis. Arrivé à Vincennes, il avait confié à Diderot son projet de concourir pour le prix, et avait commencé même à lui développer les avantages qu'avaient apportés à la société humaine les arts et les sciences. Je l'interrompis, ajoutait Diderot, et je lui dis sérieusement: Ce n'est pas là ce qu'il faut faire: rien de nouveau, rien de piquant, c'est le pont aux ânes. Prenez la thèse contraire, et voyez quel vaste champ s'ouvre devant vous: tous les abus de la société à signaler; tous les maux qui la désolent, suite des erreurs de l'esprit; les sciences, les arts, employés au commerce, à la navigation, à la guerre, etc., autant de sources de destruction et de misère pour la plus grande partie des hommes. L'imprimerie, la boussole, la poudre à canon, l'exploitation des mines, autant de progrès des connaissances humaines, et autant de causes de calamités, etc. Ne voyez-vous pas tout l'avantage que vous aurez à prendre ainsi votre sujet? Rousseau en convint, et travailla d'après ce plan.

Quant à Diderot, après qu'il eut été gravement offensé par Rousseau (1758), il s'épancha sur son compte en termes amers; à plus d'une reprise, dans ses lettres et dans ses écrits, notamment dans les paragraphes LXI à LXVII du livre premier de l'*Essai sur les règnes de Claude et de Néron:* c'est là seulement qu'il a dit quelques mots de cette fameuse conversation qu'il eut un jour avec Rousseau, à Vincennes:

> Lorsque le programme de l'Académie de Dijon parut, il vint me consulter sur le parti qu'il prendrait. Le parti que vous prendrez, lui dis-je, c'est celui que personne ne prendra. — Vous avez raison, me répliqua-t-il.

Les deux interlocuteurs paraissent avoir été seuls, et nous ne savons que par eux-mêmes ce qu'ils ont pu se dire. On a souvent opposé leurs témoignages l'un à l'autre; je vais dire comment j'estime qu'il les faut combiner.

On sait que Diderot et Rousseau avaient des moments d'émotion chaleureuse, de sensibilité expansive; mais ils ne s'échauffaient pas toujours en même temps, et Diderot quelquefois restait calme pendant que Jean-Jacques était tout transporté. On le voit, par exemple, lors de la première visite que fit le philosophe de Genève au prisonnier de Vincennes:

> Je volai, disent les *Confessions*, dans les bras de mon ami. Il n'était pas seul: d'Alembert et le trésorier de la Sainte-Chapelle étaient avec lui. En entrant je ne vis que lui; je ne fis qu'un saut, un cri; je collai mon visage sur le sien, je le serrai étroitement sans lui parler autrement que par mes pleurs et mes sanglots; j'étouffais de tendresse et de joie. Son premier mouvement, sorti de mes bras, fut de se tourner vers l'ecclésiastique et de lui dire: Vous voyez, monsieur, comment m'aiment mes amis. Tout entier à mon émotion, je ne réfléchis pas alors à cette manière d'en tirer avantage.

Reprenons nos deux groupes de récits, et essayons de reconstruire la scène en les ajustant bout à bout. Rappelons-nous seulement ce que Marmontel a très bien dit, à la fin du même Livre VII de ses *Mémoires:* „L'un des beaux moments de Diderot, c'était lorsqu'un autre le consultait sur son ouvrage. Il fallait le voir s'en saisir, s'en pénétrer, et d'un coup d'œil découvrir de quelles richesses et de quelles beautés il était susceptible."

Après l'éblouissement que Rousseau raconte, et qu'il n'a pas sans doute inventé, on le voit arriver à Vincennes tout échauffé. Quand Diderot se fut fait expliquer de quoi il s'agissait: „Eh! sans doute, a-t-il dû s'écrier, le parti de l'affirmative, c'est le pont aux ânes. Avec la thèse contraire, voyez quel vaste champ s'ouvre devant vous!" Et dans la suite de l'entretien, Diderot, s'animant à son tour, et s'appliquant à con-

vaincre Jean-Jacques, comme si celui-ci n'était pas du même avis, aura plaidé devant lui, pour le persuader qu'il fallait montrer combien le rétablissement des sciences et des arts avait corrompu les mœurs. Qui sait si dès le soir même, en repensant à son entretien avec Rousseau, Diderot ne s'est pas dit, en souriant avec satisfaction: „Je lui ai donné un bon conseil! Sans moi, il allait prendre le mauvais parti.“ — Qu'il ait dans la suite parlé en ce sens à ses amis, cela est tout simple.

Sans doute il faut solliciter les textes pour les accorder ainsi; mais ces textes ne sont pas paroles d'Évangile: la trace de l'art s'y laisse sentir; et dans cet état de choses, nous n'avons à chercher que le vraisemblable. Or il n'est pas vraisemblable que l'un des deux philosophes ait menti du tout au tout.

Quoiqu'il en soit, il y a quelque intérêt à lire le texte même de ce programme académique, qui frappa Rousseau si fort, et lui donna tant d'émotion:

Programme de l'Academie des Sciences et Belles Lettres de Dijon pour le Prix de Morale de 1750.

L'Academie, fondée par M. Hector Bernard Poussier, Doyen du Parlement de Bourgogne, annonce à tous les Sçavans que le Prix de Morale pour l'année 1750 — consistant en une Médaille d'or, de la valeur de trente pistoles, — sera adjugé à celui qui aura le mieux résolu le Problême suivant:

Si le rétablissement des Sciences et des Arts a contribué à épurer les mœurs.

Il sera libre à tous ceux qui voudront concourir d'écrire en François ou en Latin, observant que leurs Ouvrages soient lisibles, et que la lecture de chaque Mémoire remplisse et n'excède point une demie heure.

Les Mémoires francs de port (sans quoi ils ne seront pas retirés) seront adressés à M. Petit, secretaire de l'Académie, rue du vieux Marché à Dijon — qui n'en reçevra aucun après le premier Avril.

Comme on ne sçauroit prendre trop de précautions, tant pour rendre aux Sçavans la justice qu'ils méritent, que pour écarter autant qu'il est possible les brigues, et cet esprit de partialité qui n'entrainent que trop souvent les suffrages vers les objets connus, ou qui les en détournent par d'autres motifs également irreguliers, l'Academie déclare que tous ceux qui ayant travaillé sur le sujet donné seront convaincus de s'être fait connaitre directement ou indirectement pour Auteurs des Mémoires, avant qu'elle ait décidé sur la distribution du Prix, seront exclus du concours. — Pour obvier à cet inconvénient, chaque Auteur sera tenu de mettre au bas de son Mémoire une Sentence ou Devise, et d'y joindre une feuille de papier cachetée, sous le dos de laquelle sera la même sentence, et sur le cachet son nom, ses qualités et sa demeure, pour y avoir recours à la distribution du Prix. Les dites Feuilles, ainsi cachetées de façon qu'on ne puisse y rien lire à travers, ne seront point ouvertes avant ce temps là, et le secretaire

en tiendra un Régistre exact. — Ceux qui exigeront un Récépissé de leurs ouvrages le feront expédier sous un autre nom que le leur — et dans le cas ou celui qui auroit usé de cette précaution auroit obtenu le Prix, il sera obligé, en chargeant une personne domiciliée à Dijon de sa Procuration pardevant un Notaire et légalisée par le Juge, d'y joindre aussi le Récépissé.

Si celui à qui le Prix sera adjugé n'est pas de Dijon, il enverra pareillement sa Procuration en la forme susdite: et s'il est de cette ville, il viendra le recevoir en personne le jour de la distribution du Prix qui se fera dans une Assemblée publique de l'Académie, le Dimanche 23 Août 1750.

(Le Mercure *parle ensuite du prix adjugé par l'Académie de Dijon, dans sa séance du 24 août 1749, à M. Pinot, médecin, sur le sujet de l'Electricité.)*

C'est à l'aimable obligeance d'une dame anglaise, madame Friderika Macdonald, que je dois la copie du texte qu'on vient de lire. Je suis heureux d'être le premier sur le Continent à annoncer au public l'ouvrage que madame Macdonald prépare, sur la vie de Jean-Jacques Rousseau. On aura sans doute beaucoup à y apprendre. On sait combien de recherches appellent encore les problèmes qui se posent sur tant de points obscurs de la carrière du philosophe genevois.

Le programme du concours ouvert par l'Académie de Dijon parut dans le *Mercure de France*, numéro d'octobre 1749. En supposant même que ce numéro ait paru dans les derniers jours du mois de septembre, on voit que ce n'est pas au gros de l'été (comme on le croirait d'après le récit des *Confessions)* mais à la fin de la belle saison, que se place ce moment décisif de la vie de Rousseau, où il vit, dit-il, un autre univers, et devint un autre homme.

Eugène Ritter.

Zola als Dramatiker.

Zola hat bereits vor Jahren den Versuch gemacht, auch die französische Bühne als Ästhetiker und Dramatiker umzugestalten und auf eine naturalistische Grundlage zu stellen. Er hasst, wie er in dem Artikel *Proudhon et Courbet* (s. *Mes Haines. Causeries littéraires et artistiques* etc. 2me éd. Paris, 1880) sagt, die Mittelmässigen, die sich auf eine Idee steifen, um ihrem Götzen die grosse menschliche Wahrheit zu opfern. Er hasst die Spötter und die Fröhlichen, welche keine Thräne haben, die Thörichten, welche behaupten, dass unsere Kunst und Litteratur stirbt, die Schulfüchse, welche uns belehren, die Langweiligen und Pedanten, weil sie alle aus der Wahrheit von gestern die Wahrheit von heute machen wollen. Daher bewundert er in einem Kunstwerk nur den Künstler und behauptet, dass z. B. ein grosser Maler einen anderen nicht geradezu nachahmen werde. Denn er sucht in demselben nur die Naturwahrheit und den schöpferischen Künstler. Als Quellen der Kunst gelten ihm das Studium des Menschen und die Achtung vor der Wirklichkeit (*Le Naturalisme au théâtre*, S. 40). Es ist eine notwendige Folge dieser Anschauungen, wenn er geschichtliche Stoffe aus der Dichtung verbannt wissen will. Die Geschichte der Vergangenheit ist ihm ein Rätsel, er kann die Jungfrau von Orléans nicht verstehen, noch die Geschichte Ägyptens (s. den Artikel *L'Égypte il y a trois mille ans*). Er verwirft deshalb antike und mittelalterliche Stoffe und verlangt zeitgemässe, welche sich jeden Tag vor unseren Augen abspielen (*Le Naturalisme au théâtre*, S. 194). Die Dramatiker der romantischen Schule missfallen ihm nicht bloss ihrer mittelalterlichen Stoffe wegen. Denn sie setzen der einen Rhetorik eine andere entgegen, das Mittelalter dem Altertum, die Erregung der Leidenschaft der Erregung der Pflicht, die Personen

bleiben Marionetten, nur anders gekleidet; nichts ward verändert als der äussere Anblick und die Sprache (*das.* S. 13). Darum soll an die Stelle des Dramas der Klassizisten und Romantiker das naturalistische treten, welches eine Handlung enthält, die sich in ihrer Lebenswahrheit entwickelt und bei den Personen der Leidenschaften und Gefühle anhebt, deren genaue Zergliederung das einzige Interesse des Stückes sein würde.

Die Forderung, dass das Drama Lebenswahrheit enthalten soll, ist nicht neu, aber nicht jede Lebenswahrheit eignet sich zur dramatischen Darstellung und es ist deshalb eine passende Wahl zu treffen. So werden z. B. unbedeutende Lebenserscheinungen der Gegenwart kein dramatisches Interesse gewähren können. Daher geht der dramatische Dichter bei seiner Arbeit von einer bestimmten Idee aus, nach welcher er seinen Stoff gestaltet. Zola verwirft zwar die Idee, weil sie die Lebenswahrheit trübe, geht aber, ohne es sich selbst zu gestehen, bei allen seinen dichterischen Arbeiten von einer solchen aus, nämlich das Leben in seinen schwärzesten Zügen zu malen. Und wenn er in einem Kunstwerke die Lebenswahrheit und den Künstler bewundert, was kann das anders heissen, als dass er die naturwahre Durchführung der künstlerischen Idee anerkennt? Denn ohne die Idee würden die einzelnen Teile des Werkes ohne Einheit, ohne Zusammenhang sein. Zola lebt ferner nur in der Gegenwart, die Erfahrungen der Vergangenheit gelten ihm nichts, und doch sind dies ebenfalls Lebenswahrheiten, die man nicht ungestraft missachtet. Nicht alle Sitten und Lebenswahrheiten der Vergangenheit finden sich in der Gegenwart durch andere ersetzt, viele haben sich als lebenskräftig erhalten und es wird dem einzelnen nicht gelingen, sie ohne weiteres über Bord zu werfen und somit gegen den Strom seiner Zeit zu schwimmen. Nicht eine Theorie, sondern die politischen und sozialen Zustände, unter denen ein Volk lebt, bestimmen seine Sitten und Gewohnheiten, und mit ihnen muss der dramatische Dichter rechnen, wenn die von ihm vorgeführte Handlung vom Publikum als wahrscheinlich anerkannt werden soll. Endlich will Zola die geschichtlichen Stoffe aus dem Drama verbannt wissen, weil sie der Gegenwart unverständlich seien. Wenn dies in Wahrheit sich so verhielte, so wäre auch das Studium der Geschichte überflüssig. Es ist aber eine Hauptaufgabe echt menschlicher Bildung, die Geschichte der Vergangenheit zu studieren, um aus ihr die Gegenwart zu begreifen. Wenn es nun auch nicht die Aufgabe des dramatischen Dichters ist, Geschichte zu lehren, so hat er doch das Recht und die Pflicht, die grossen Thaten der Vergangenheit zu feiern und in der trüben Gegenwart zu

ähnlichen anzuspornen. Unmöglich kann man hierbei an den dramatischen Dichter die Forderung stellen, er solle das Leben der Vergangenheit gerade so schildern, wie es gewesen. Das kann selbst der Geschichtsschreiber nicht, da die Überlieferung nie ein vollständiges Bild gewährt. Vielmehr werden beide, der Dichter wie der Forscher, aus dem ihnen vorliegenden Stoffe eine Idee gewinnen, nach der sie denselben gestalten, wozu sich unwillkürlich moderne Anschauungen und Urteile gesellen. Auch das ist naturgemäss, denn der Mensch der Gegenwart kann sich wohl die Handlungen historischer Personen aus den Anschauungen der Vergangenheit erklären, sich dieselben aber, sofern sie mit seiner Zeit nicht übereinstimmen, nicht zu eigen machen, ohne mit dem Geiste seiner Zeit in Widerspruch zu geraten.

Zola bestreitet eine besondere dramatische Begabung des Dichters, obwohl er im allgemeinen ein Talent voraussetzt. Wenn man eine solche dramatische Begabung annähme, so würde dies zwei Folgen nach sich ziehen, denn es würde erstens in der dramatischen Kunst ein Absolutes geben und zweitens würde der damit Begabte unfehlbar sein. Mittelmässige Stücke hätten oft Erfolg und vortreffliche, wie Racine's *Phèdre* wurden ausgepfiffen. (*Le Naturalisme* S. 28.)

Diese Theorie ist gewissermassen eine *oratio pro domo.* Denn, wenn auch verschiedene französische Dichter mit Erfolg auf dem Gebiete des Romans und des Dramas gearbeitet haben, so ist Zola nicht das gleiche Glück zu teil geworden; seine Dramen sind, wie er selbst bekennt, ausgepfiffen worden. Daher nimmt er für sich ein allgemeines dichterisches Talent in Anspruch und bestreitet die besondere dramatische Begabung. Das Urteil der anerkannten Dramatiker ist ihm unangenehm. Die Geschichte der Litteratur beweist, dass nicht jedes dichterische Talent zugleich eine dramatische Begabung besessen habe. Lafontaine war gewiss ein dichterisches Talent, für das Drama aber hatte er keinen Beruf, obwohl er sich in demselben versuchte. Wenn Zola sich in seinem Geschick mit der Thatsache tröstet, dass auch dem grossen Dramatiker Racine ein Stück ausgepfiffen wurde, so weiss jeder, der die Sache kennt, dass dies Urteil ein gefälschtes war und auf einer Intrigue beruhte. Er erkennt nur die Thatsachen an, die ihm passen, die anderen aber nicht.

Er erkennt auch die Überlieferung in der theatralischen Technik nicht an, da sie die Lebenswahrheit vernichte. Gegenwärtig sei das Leben eine andere Sache als das Theater. Wenn man jetzt ein Schauspiel machen wolle, müsse man das Leben vergessen und seine Personen nach einer besonderen Taktik in

Bewegung setzen, deren Regeln man zu lernen habe. Daher gebe es keine originalen Stücke. Er hält deshalb einen jungen Mann, der niemals seinen Fuss in ein Theater gesetzt, für viel fähiger, ein Hauptwerk zu schaffen, als einen anderen, der den Eindruck von hundert Vorstellungen empfangen hat (*das.* S. 37). Er überschätzt damit geradezu die Kräfte des Talents.

Das Theater kann nicht das Leben selbst darstellen, sondern nur ein Bild desselben gewähren. Die Bretter der Bühne bedeuten zwar die Welt, sind aber nicht die Welt selbst. Der Dramatiker hat die Aufgabe, in uns die Täuschung hervorzurufen, dass wir Zeugen einer sich vor uns abspielenden Handlung sind, wie sie sich in Wirklichkeit zuträgt, und dazu bedarf er bestimmter Mittel, welche die Erfahrung gelehrt. Der Raum und die Zeit des Theaters sind in enge Grenzen gebannt und entsprechen den räumlichen und zeitlichen Verhältnissen der Wirklichkeit durchaus nicht. Wie kann also der dramatische Dichter oder Schauspieler der anerkannten Technik entbehren, um uns über diese Unwahrscheinlichkeiten hinweg zu helfen, wenn die vorgeführte Handlung den Eindruck der Lebenswahrheit in uns hervorrufen soll? Wie Zola ein besonderes dramatisches Talent nicht anerkennt, so begreift er auch nicht die Notwendigkeit von Regeln in der dramatischen Kunst, welche sich auf die Erfahrung stützen. Denn alle Überlieferung ist ihm widerwärtig.

Ebenso missfällt ihm die Kritik, welche von einer Theorie ausgeht. Die Wissenschaft des Schönen ist für ihn eine Narrheit, die von den Philosophen zum grössten Vergnügen der Künstler erfunden worden ist. Den Kritikern ruft er zu: „Wir verlangen eure Eindrücke nicht zu wissen; jeder von uns hat die seinigen, welche ebenso viel gelten als die eurigen und welche nichts mehr beweisen als die eurigen. Ihr habt die Aufgabe, in einem Werke einen bestimmten Zustand des menschlichen Geistes zu studieren; ihr müsst alle künstlerischen Äusserungen mit einer gleichen Liebe aufnehmen, wie der Arzt alle Krankheiten aufnimmt, denn in jeder dieser Äusserungen werdet ihr einen Gegenstand für die Analyse und das Studium in physiologischer und psychologischer Beziehung finden." Und von sich selbst sagt er als Kritiker: „Ich stelle mir nicht die Aufgabe, zu loben oder zu tadeln; ich begnüge mich, das Werk und den Schriftsteller zu analysieren, zu zergliedern, und ferner zu sagen, was ich gesehen habe." (S. den Artikel *Les Chansons des rues et des bois.*) Dagegen verlangt er bei der feilen, abhängigen Kritik in der Beurteilung der Dramen eine bestimmte

Methode und erklärt deshalb die Theorie von der Souveränetät des Publikums, das durch sein Urteil den Kritiker beeinflusse, für eine der grössten Thorheiten. In der Litteratur könne keine andere Souveränetät bestehen als die des Genies. Dies allein treibe vorwärts und bilde wie ein weiches Wachs die Erkenntnis der Bevölkerung um. (*Le Naturalisme*, S. 55 ff.)

Es sind dies dieselben Grundsätze, wie sie V. Hugo bei abfälligen Beurteilungen seiner Werke geäussert. Die Werke des Genies sind nur zu bewundern, nicht zu beurteilen, und weil das Publikum oft anderer Ansicht sein kann als der dramatische Dichter, so hat sich der Kritiker gar nicht nach jenem zu richten, sondern das Drama mit einer gewissen Ehrfurcht zu studieren und zu zergliedern. Das Genie ist unfehlbar, die Menge hat sich vor demselben zu beugen und wie weiches Wachs umbilden zu lassen. Eine solche Knechtung der Geister hat selbst Napoleon I. in seinen berüchtigten Zensuredikten nicht versucht.

Betrachten wir hiernach den Inhalt der drei Zola'schen Dramen: *Thérèse Raquin*, Drama in 4 Akten, zuerst aufgeführt am 11. Juli 1873 im *Théâtre de la Renaissance; Les Héritiers Rabourdin*, zuerst aufgeführt am 3. November 1874 im Theater *Cluny;* und *Le Bouton de Rose*, zuerst aufgeführt am 6. Mai 1878 im Theater des *Palais Royal.*

Das erste Stück beginnt mit einem höchst langweiligen Gespräch über das Essen und die Wohnung zwischen Camille und Laurent, der den ersteren abkonterfeit. Ein solches kommt wohl auch im gemeinen Leben vor und mag demselben abgelauscht sein, aber für die Bühne sind solche naturalistische Beobachtungen nicht brauchbar. Dasselbe dient durchaus nicht zur Entwickelung der Handlung, denn nur das Gemälde soll später eine Rolle spielen, und dazu der Aufwand. Während Laurent malt und sich weiter mit Camille über seine Malerei unterhält, sitzt Therese, die Frau Camille Raquin's, und dessen Mutter fast teilnahmlos daneben. Man fragt sich unwillkürlich: Wozu sind sie auf der Bühne? Endlich ist das Bild fertig und Laurent soll dafür nach der Bestimmung Camille's und seiner Mutter durch eine Flasche Champagner und Kuchen belohnt werden. In der 5. Szene erfährt man plötzlich, dass Therese und Laurent, die allein sind, sich heimlich lieben, aber Camille steht ihnen im Wege. „Wenn Du doch Witwe wärest!" sagt Laurent. Mit diesen Worten ist der Gang der nun beginnenden Handlung vorgeschrieben. Es fehlt die dramatische Entwickelung der Leidenschaft, welche wenigstens diesen Wunsch psychologisch erklärt haben würde. Als Laurent gegangen, erscheint Camille mit seiner Mutter. Er

hat eben seine Frau ganz weiss wie ein Phantom gesehen und glaubt, dass diese Nacht eine weisse Frau um sein Bett herumgehen wird, um ihn zu erdrosseln. Wie kommt er plötzlich zu einem solchen Gedanken? Eine Vermittelung gibt es nicht; auch würde diese Art von Ahnung in jedem anderen Drama weniger auffallen als in einem naturalistischen. Hier dient es dem Dichter, der in seiner Theorie vom Dramatiker nur die Darstellung der Naturwahrheit verlangt, dazu, um das Publikum an dem dünnen Faden festzuhalten, an welchem er seine Handlung anreihen will. Auf den nächsten Sonntag wird eine Wasserfahrt beschlossen, an welcher Laurent, Camille und Therese teilnehmen sollen, so sehr sich auch die Mutter dagegen sträubt; denn Camille ist schwach und kränklich. Laurent wirft Therese einen verständnisvollen Blick zu; man weiss jetzt, die Beseitigung Camille's ist zwischen beiden beschlossene Sache. Die Unterhaltungen mit den Hausfreunden Grivet, Michaud und dessen Nichte Susanne, welche alle Freitage zu erscheinen pflegen, um ein Spiel Domino zu machen, ist ohne alles dramatische Interesse. Nur einmal wird eine Anknüpfung mit der begonnenen Handlung gesucht, als Michaud, der früher Polizeikommissar gewesen, von einem Morde erzählt, dessen Urheber man nicht entdecken konnte, was Laurent zu der Frage veranlasst: „Ihr meint also, dass viele Verbrechen ungestraft bleiben?“ und Therese ist der Ansicht: „Was man nicht weiss, ist nicht vorhanden.“

Im zweiten Akt, der gerade ein Jahr nach dem ersten spielt, sind wieder alle Personen des ersten Aktes zu einem Spiele vereinigt, nur Camille fehlt, denn Laurent hat ihn bei jener Wasserfahrt in die Seine geworfen und ertrinken lassen. Darum ist Mutter Raquin noch voller Betrübnis, denn sie kann sich über den Verlust ihres Sohnes nicht trösten. Laurent und Therese spielen die teilnehmenden Kinder. Sie bittet Laurent, ihr aus ihrer Schlafstube einen Korb zu holen, in dem sich ihre Wolle befindet. Als er zurückkommt, schwankt er wie ein Trunkener und hat ein verstörtes Gesicht. Er glaubt den toten Camille gesehen zu haben, den Korb aber hat er nicht gefunden. Therese, welche ebenfalls von Gewissensbissen gequält wird und dabei Trauer über den Verlust ihres Mannes heuchelt, erregt die Teilnahme der Gesellschaft. Um sie von ihrem Trübsinn zu heilen, rät Michaud, sie mit Laurent zu verheiraten. Der Vorschlag wird angenommen. Therese spielt dabei die trauernde Witwe, die endlich scheinbar wider ihren Willen in diese Verbindung willigt, da sie den toten Gatten nicht vergessen könne. Auch Laurent gibt sich das Ansehen, als ob er mit seinem Entschlusse zu kämpfen habe.

Der dritte Akt beginnt mit dem Hochzeitabend. Therese wird von Susanne entkleidet, wobei jene, von einem Schauder ergriffen, zittert und über Fieber klagt. Endlich ziehen sich die Frauen zurück, lassen Therese allein und Laurent erscheint. Therese stösst ihn kalt zurück; die blosse Erwähnung ihrer Hochzeit ist ihr eine Marter, sie flieht die Erinnerung und, um die bösen Gedanken zu verscheuchen, plaudert sie über das Wetter, über die Kirche, wo ihre Trauung stattgefunden und auch eine Leiche eingesegnet wurde, die aus dem Wasser gezogen worden ist. Sofort sind die Erinnerungen an den Gemordeten wieder wach. Als Laurent sich auf kurze Zeit entfernt, hört sie ein Klopfen an der Thür; von Furcht gequält, wähnt sie, der tote Gatte erscheine, um seine Rechte geltend zu machen. Der Eintritt Laurent's beruhigt sie etwas, aber nun beginnt dasselbe Spiel wie vorher. Plötzlich richten sich Laurent's Blicke auf das Bild Camille's, das an der Wand hängt, und ein furchtbares Entsetzen ergreift ihn und Therese. Er hält es für dessen Geist, denn er behauptet zu sehen, wie sich seine Augen bewegen, obgleich ihn Therese darauf aufmerksam macht, dass es nur das Bild sei. Endlich reisst er es in einem Anfall von Wut herab, indem er sagt: „Es ist abscheulich. Er steht gerade so da, wie wir ihn ins Wasser geworfen.“ In diesem Augenblicke erscheint Frau Raquin und hört diese Worte. „Gerechter Gott, sie haben mein Kind getötet! Mörder, Mörder!“ ist alles, was sie vorzubringen vermag. Damit ist der Übergang zur fallenden Handlung und zur Katastrophe geschaffen.

Der vierte Akt beginnt mit einem Gespräch zwischen Therese und Susanne über einen „blauen Prinzen“, der zur Handlung in gar keiner Beziehung steht, über die Frau Raquin, die seit jener fürchterlichen Hochzeitsnacht die Sprache verloren, über Laurent, der ausserhalb seiner Wohnung ein Atelier aufgeschlagen, wo er verschiedene Bilder malt. Aber alle, Greise, Weiber, Kinder haben eine Ähnlichkeit mit dem toten Camille, wie Susanne der darüber entsetzten Therese berichtet, die mit ihrem Manne im beständigen Streite lebt und von seinem Treiben ausserhalb des Hauses nichts erfährt. Schrecklich ist die Erscheinung der Frau Raquin. Sie ist stumm und gelähmt, nur ihre Augen sind voller Leben, mit denen sie beständig die bleichen Mörder verfolgt und quält. Die beiden Hausfreunde, Grivet und Michaud, stellen darüber ihre besonderen Betrachtungen an. Endlich schreibt sie mit dem Finger Buchstaben auf den Tisch. Michaud liest: „Therese und Laurent haben“ . . . . . und fragt: „Was haben denn die teuren Kinder?“ Aber die unglückliche Mutter begnügt sich, sich an dem Entsetzen der beiden Mörder

zu weiden. Dieselben werfen sich, als Grivet und Michaud gegangen, in Gegenwart der Frau Raquin den Mord vor und wollen davon dem Gerichte Anzeige machen, aber die Kraft zur Ausführung fehlt ihnen. Laurent sieht beständig den toten Camille vor sich und nirgends findet er Ruhe vor ihm. Zuletzt hält er sich selbst in wahnsinniger Wut für Camille und will Therese töten. Dieselbe ergreift ein Messer, um sich seiner zu entledigen, und dieser ein Fläschen mit Gift, um es in Theresen's Glas zu schütten. Keiner will mit dem anderen mehr leben. Und dieser ganzen Szene wohnte die unglückliche Mutter bei, die, als sich Laurent auf sie stürzt, die Sprache wieder gewinnt und ihm zuruft: „Mörder meines Kindes, versuch' es doch, auch die Mutter zu töten!“ Im höchsten Schrecken ruft Therese: „Gnade, überliefert uns nicht dem Gericht!“ „Nein,“ erwidert sie ihr, „ich werde euch gegenseitig von Gewissensbissen zerfleischen lassen wie wütende Tiere. Ihr seid mein und ich bewache euch.“ — „Solche Straflosigkeit ist zu schwer; wir richten und verurteilen uns selbst,“ sagt Therese, ergreift das Gift, trinkt, und fällt tot zu den Füssen der Frau Raquin. Hierauf ergreift Laurent das Gift, trinkt und sinkt leblos zusammen. „Sie sind beide sehr schnell gestorben“, meint Frau Raquin und setzt sich ruhig nieder. Damit schliesst das Stück.

Dasselbe wurde, wie der Dichter in seiner Vorrede sagt, gleich den anderen ausgezischt, weil das Theaterpublikum es nicht liebe, in seinen dramatischen Gewohnheiten gestört zu werden. Denn in seinem Stücke herrsche Mangel an Intrigue, Detailmalerei wiege vor, und ärmliche Personen niederen Standes treten auf, woran sich das Publikum erst gewöhnen müsse. Der Hauptgrund der üblen Aufnahme ist aber unstreitig der, dass die Leidenschaft gar nicht gezeichnet ist, welche die ganze Handlung bestimmt und schliesslich zum Verbrechen führt. Ferner begreift man unter französischen Verhältnissen nicht recht, wie Camille, der als körperlich schwach und geistig beschränkt geschildert wird, ein Hindernis für die beiden Liebenden sein kann. Das Verbrechen ist durchaus nicht psychologisch erklärt. Dazu kommt der Gegensatz: die grossartige und tief ergreifende Schilderung von der Wirkung desselben. Dieser Mangel naturgemässen Zusammenhanges erzeugt notwendigerweise in dem Zuschauer eine Missstimmung, die ihn selbst beim Ausgang des Stückes nicht verlässt. Denn Therese und Laurent töten sich nicht etwa, um ihr Verbrechen zu sühnen, sondern weil sie das Leben unerträglich finden. Nicht ohne Bedeutung ist ferner, dass es im ganzen Stücke fast gar keine tragische Verwickelung, keinen

Kampf um das erstrebte Ziel gibt; die Gelegenheit zur Beseitigung Camille's bietet sich von selbst dar. Dergleichen mag der naturalistische Dichter wohl öfter im Leben beobachtet haben, aber nicht alle Lebenserfahrungen eignen sich zur dramatischen Bearbeitung. Der Zuschauer erwartet die Darstellung der Regel, und Regel ist im Leben der Kampf um ein erstrebtes Ziel. Darum muss der dramatische Dichter eine wohl erwogene Auswahl aus den Lebenserscheinungen treffen und ausserdem alles vermeiden, was zur dramatischen Handlung in keiner Beziehung steht. In einem Roman kann eine langweilige Schilderung oder Unterhaltung mit unterlaufen; der Leser quält sich damit nicht und überschlägt sie; im Drama dagegen muss er sie mit anhören. Hier geht alles vom Mittelpunkte eines Kreises aus, über dessen Peripherie sich nichts entfernen darf. Das alles sind Regeln, die auch ein naturalistischer Dramatiker nicht unberücksichtigt lassen darf, da sie mit gewissen Lebenswahrheiten zusammenhängen, welche das Drama nicht entbehren kann.

Die beiden anderen Stücke erscheinen schon wegen der vielfachen Übertreibungen und Intriguen unbedeutender als das erste. In *Les Héritiers Rabourdin* wird geschildert, wie der ehemals reiche Rabourdin sich schon bei Lebzeiten den grössten Teil seines Geldes von seinen dereinstigen Erben, Neffen und Nichten, hat aufzehren lassen. Dennoch erwartet jeder von denselben noch für sich eine reiche Erbschaft, eine Unwahrscheinlichkeit, die sofort in die Augen fallen muss. Rabourdin hat in seiner Kasse kein Geld mehr, hat sogar das ihm anvertraute Vermögen seines Mündels Charlotte verbraucht und entblödet sich nicht, indem er noch immer den reichen Mann spielt, von dem Verlobten derselben, Dominique, 300 Francs anzunehmen, obgleich ihm alle Aussicht zur Wiedererstattung fehlt. Trotzdem überbieten sich die Erben in Schmeicheleien und Geschenken, da jeder die ganze Erbschaft für sich zu gewinnen hofft. Daher Intriguen und Überraschungen, die Charlotte wohl zu benutzen weiss, um ihr Geld und das ihres Verlobten in der Form von Geschenken, die für Rabourdin bestimmt sind, wieder zu gewinnen. Die Haupthandlung geht von dem Bestreben der Erben aus, sich gegenseitig auszustechen, um Rabourdin, der sich totkrank stellt und alle betrügen will, allein zu beerben. Diese Schilderung zieht sich durch das ganze Stück hindurch und muss für den Zuschauer bei den beständigen Wiederholungen ungemein ermüdend sein. Nachdem Rabourdin seinen Tot hat verkünden lassen, wird von seinen Nichten sein Testament verlesen, in denen er ihnen nur seine Schulden hinterlässt. Bald

darauf erscheint er wieder und wird von den Betrogenen mit Vorwürfen überhäuft. Voller Ingrimm nehmen sie ihre früheren Geschenke mit sich und verlassen ihn. Jetzt klagt er, dass er keine Erben mehr hat, die ihm Geschenke bringen. Bald darauf erscheinen dieselben wieder und bringen die Geschenke zurück, um sich von neuem um den anscheinend kranken Oheim zu bemühen und seine Gunst zu erlangen, da sie alles Vertrauen bei ihren Gläubigern verlieren würden, wenn sie nicht mehr für die Erben des reichen Rabourdin angesehen würden. Charlotte aber behält ihren Raub und bereitet sich zur Hochzeit mit Dominique vor.

Das Stück leidet ausser an den bereits erwähnten Mängeln unter dem Eindrucke einer geteilten Handlung. In der Mitte der einen steht Rabourdin, in der der anderen Charlotte, und zwischen beiden Personen teilt sich das Interesse bis zum Schluss.

Das dritte Stück: *Le Bouton de Rose*, spielt im Gasthause zum roten Hirsch, dessen Eigentümer der unverheiratete Ribalier und der sich eben mit Valentine verheiratende Brochard sind, von deren Hochzeit sich Ribalier gerade ermüdet weggestohlen hat, um sich zur Ruhe zu begeben. Einer seiner Gäste, Chamorin, erscheint, um sich über seine Frau Hortense zu beklagen, die ein geheimes Liebesverhältnis mit Ribalier unterhält. Er möchte sie gern bei einer Untreue überführen und dazu soll ihm Ribalier behilflich sein. Denn während er selbst beständig auf Abwegen geht und dabei stets von seiner Frau ertappt wird, ist es ihm bisher niemals gelungen, dieselbe zu überraschen. Nachdem Chamorin gegangen, erscheint Hortense, um sich Ribalier anzubieten und von ihm zurückgewiesen zu werden. Eine widerliche Szene ohne alle Begründung. Kaum ist er eingeschlafen, so kommt Brochard, um ihm anzuzeigen, dass er in seiner Hochzeitsnacht nach Le Mans reisen will, um Kapaunen für die gemeinsame Wirtschaft einzukaufen. Seine neuvermählte Frau überlässt er zur Überwachung seinem Freunde Ribalier. Valentine, die alles gehört, erscheint; Brochard verabschiedet sich von ihr und überreicht ihr zum Andenken eine Rosenknospe, die sie bis zu seiner Rückkehr bewahren soll. Hierauf kommt Chamorin nochmals, um sich über die Untreue seiner Gattin zu beklagen, weshalb er von Brochard hart angelassen wird, dann Jules, der Neffe Ribalier's, eine alte Liebschaft Valentinens, mit dem dieselbe einen Plan entwirft, um sich an ihrem Mann und Ribalier für die Überwachung zu rächen. Nun beginnt das Intriguenspiel. Valentine schweift trotz aller Überwachung im Gasthause umher, näht einem alten Bekannten, einem Kapitän, einen Knopf an und lässt sich zum Dank dafür von demselben umarmen. Selbst bei Ribalier versucht sie die Künste ihrer Verführung, aber er wider-

steht, wenn auch nicht ohne Schwanken. Eine Gesellschaft von Offizieren hat sich zum Gelage niedergelassen, die Valentine bekannt sind. In ihrem Auftrage hat Jules einen Kapitän, einen Lieutenant und einen Sergeanten bestimmt, ihr nach einander den Hof zu machen und sich der von ihr empfangenen Gunstbezeugungen zu rühmen, wenn Ribalier zugegen ist. Dies geschieht zu dessen grösstem Erstaunen. Alle Offiziere umringen sie; sie singt ihnen ein Trinklied und alle singen den Refrain dazu, in den auch Ribalier einstimmt, nachdem man ihn trunken gemacht hat. Als er endlich mit Valentine allein ist, bedeckt er sie mit Küssen und wird dabei von Jules überrascht. Ehe sie sich in ihr Schlafzimmer zurückzieht, verspricht sie, Ribalier in demselben zu erwarten, da sie sich bei Nacht fürchte. Jules bestimmt Hortense, sich an die Stelle Valentinens zu begeben und so die lange erwartete Genugthuung zu erhalten. Ribalier geht in die Falle. Bei der nächtlichen Zusammenkunft glaubt er keine andere Dame vor sich zu haben, als Valentine, da sie nicht spricht. Als er aber stark an der Thür klopfen hört, meint er, Brochard sei zurückgekehrt und entflieht durch eine Nebenpforte, wobei er seinen Fingerring verliert. Darüber gerät er in die grösste Bestürzung. Er erwägt die Folgen seines Handelns und bittet Jules, ihn aus dieser Verlegenheit zu befreien. Derselbe lässt jedoch das von ihm und Valentine angezettelte Komplott sich weiter entwickeln. Brochard erscheint in Wut, denn seine Reise ist vergeblich gewesen. Sein Geschäftsfreund in Le Mans hat ihn betrogen und er lässt nicht undeutlich durchblicken, dass er auch von Ribalier betrogen worden sei, da er die Rosenknospe, die er seiner Frau vor seiner Abreise zur Aufbewahrung übergeben, an Ribaliers Hut bemerkt, wohin sie Jules gesteckt hat. Der von Gewissensqualen gepeinigte Ribalier gesteht endlich, dass er in der vergangenen Nacht in Valentinens Schlafzimmer gewesen, und erklärt sich bereit, dem beleidigten Gatten mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu geben. So weit lassen die Verschworenen die Sache kommen. Dann tritt Hortense mit ihrem Gemahl ein, um sich zu verabschieden. Sie trägt den Ring Ribaliers an ihrem Finger und sagt: „Ich werde ihn zu Eurem Andenken tragen." Brochard begreift sofort den ganzen Zusammenhang, über welchen ihn ausserdem noch Chamorin belehrt, und sagt lachend: „Man hat sich also über mich lustig gemacht?" und Valentine entgegnet ihm: „Ja, mein Freund, man lässt die Frauen nicht bewachen. Die Frauen bewachen sich alle allein." Auch die von Brochard beklagten Kapaunen kommen plötzlich an; die Freundestreue ist also gewahrt und alles andere vergessen. Ehre und Segen

dem Gasthaus zum roten Hirsch. Damit schliesst das Stück. —

Wenn es ein Vorrecht der Posse ist, die Wirklichkeit zu übertreiben, zu karikieren, so hat dasselbe doch auch seine bestimmten Grenzen. Denn jedes Kunstmittel, und das ist die Karikatur, verfolgt einen bestimmten Zweck. Wenn Ribalier und Brochard karikiert werden, so hat das den bestimmten Zweck, sie in ihrem Unternehmen, eine Frau zu überwachen, lächerlich zu machen. Was soll man aber zur Karikatur Valentinen's sagen? Sie ist erstens für die Tendenz des Dichters zwecklos und zweitens widerlich. Man denke sich eine eben verheiratete Frau, die sich von allen Männern, die ihr in den Weg treten, den Hof machen und abküssen lässt und hinterher die treue, tugendhafte Gattin spielt, weil sie einer anderen Dame ihre Stelle bei einem verabredeten Rendezvous überlassen hat. Ihre Behauptung: „Die Frauen überwachen sich alle allein!“ ist damit nicht bewiesen. Sie musste im Gegenteil, wenn der Dichter seinen Zweck erreichen wollte, als treue, tugendhafte Gattin gezeichnet werden, die durch ihre Haltung alle Bestrebungen der Überwachung lächerlich machte. So ist sie ein Zerrbild, das gerade das Gegenteil von dem beweist, was der Dichter beweisen wollte.

G. Bornhak.

Moderne französische Romanschriftsteller.

Joris Karl Huysmans.

I.

„*Je fais ce que je vois, ce que je vis, ce que je sens, en l'écrivant le moins mal que je puis. Si c'est là le naturalisme, tant mieux.*“

Die Familie Huysmans stammt aus Holland. Der Vater des Romanschriftstellers J. K. Huysmans, Godfried Huysmans, war Maler und stammte aus Breda. In Paris, wo er Rue Suger 11 wohnte, wurde ihm von seiner Frau, der Tochter eines Ministerialbeamten Gérard, ein Knabe geboren, der die Namen Joris Karl erhielt. Durch Abstammung und Geburtsort ist Huysmans somit ein französischer Niederländer oder ebensogut ein niederländischer Franzose. Beide Nationalitäten spiegeln sich in seinen Kunstprodukten wider, die stets die Neigung verraten, mit Worten zu malen und über Maler zu sprechen. Mehrere seiner Vorfahren waren Maler. Ein Oheim gab Unterricht im Zeichnen und Malen in Breda und Tilburg. Unter seinen Ahnen steht auch Cornelis Huysmans, von dem das Louvre Gemälde aufzuweisen hat.

Huysmans' Romane und Novellen selbst erzählen uns, welch altmodische klassische Bildung er in seiner Jugend erhalten hat. Er besuchte eine jener Schulen, in denen man jahrelang nichts als Lateinisch lernt, und wo die *spes patriae* in grosser Anzahl sich zusammenfindet, um sich an den armen *pions* (den Aufsehern über die Schularbeiten der Knaben) für die Langeweile der endlosen Schulstunden zu rächen. Huysmans, der in jedem seiner Romane, in allen seinen Novellen etwas aus seinem eigenen Leben, aus seinen Träumen und Leiden erzählt, hat uns den Aufenthalt in der Schule in seinem Roman *En ménage* geschildert.

Sehr anschaulich beschreibt er da, wie er in seinem achten Lebensjahre weinend in die Schule eintritt; wie ihn seine Eltern Sonntags von dort abholen, während andere, die keine Angehörigen haben, in den einsamen Schullokalen unter Aufsicht des mürrischen *pion* zurückbleiben, der sie nicht einmal aus dem Zimmer gehen lässt, wenn sie den Finger in die Höhe streckten um zu fragen: „*Est-il permis de sortir?*“ Er erzählt uns, wie der Gedanke, abends wieder in die Schule zurückkehren zu müssen, ihm stets seinen freien Sonntag verdorben habe. Schon bei Tische sah man nach der Uhr. „Tummle Dich“, sagte die Mutter, „es wird bald Zeit!“ Die Mahlzeit war erst

halb zu Ende, da steckte man ihm sein Dessert in die Tasche, — ein eiliger Abschied — dann brachte ihn das Dienstmädchen in die Schule zurück. Wie unangenehm berührten ihn die belebten Strassen. Voll Neid sah er die Kinder der Armen sich frei herumtreiben. Er schielte nach den grossen Anschlagzetteln der Theater, und ärgerte sich, dass er zurück in die Schule musste. Er wäre gern langsam gegangen, aber die Magd trieb zur Eile, sie hatte Ausgangstag.

In der Schulstube war alles dunkel. Man glaubte in einen Keller zu kommen. Als das Dienstmädchen fort ging, wäre er beinahe in Thränen ausgebrochen. Sein Weg ging in den Schlafsaal. Der *pion* drohte mit Strafe, wenn man beim Treppensteigen zu hart auftrat.

Der Eindruck, den das Schulleben in Huysmans zurückgelassen hat, ist ein bleibender. Es bildet sich geradezu Hass gegen die *pions* in ihm aus, obgleich er einsieht, dass das Leben dieser Unglücklichen keineswegs beneidenswert sei. Dann beklagt er sich über die schlechte Kost, die in steter Regelmässigkeit abwechselnd, immer dieselbe bleibt: fettes Hammelfleisch und Möhren mit warmem Wasser Montags; Kalbfleisch und schlechter Käse Dienstags; Rüben mit brauner Sauce und Sauerampfer Donnerstags, lauter Speisen, die ihn krank machten; Makkaroni ohne Käse, ungeniessbare Erbsensuppe und in verbranntem Fett gebackene Kartoffeln.

Er äussert sich sehr bitter über die kalten Schlafzimmer, deren Fenster *par raison d'hygiène* beständig offen blieben; dessenungeachtet herrschte im Sommer eine dumpfe ekelerregende Atmosphäre. Früh um sechs rief der Stiefelputzer die armen Jungen wach. Freilich klagt er auch in echter Knabenungerechtigkeit, wie er sich Jahr aus, Jahr ein an den „plumpen Witzen des Horaz und den dummen Aufschneidereien des Homer“ hätte erlustigen müssen. Diese Worte zeigen, dass Huysmans schon als Knabe die krankhaft unzufriedene Stimmung kannte, die im Anfang des 19. Jahrhunderts die Welt beherrschte, und die man in Deutschland „Weltschmerz“, in England „Spleen“ zu nennen pflegt, eine Stimmung, die den späteren Philosophen höchst wichtige Bausteine für ihre Theorien über den Pessimismus geliefert hat; ein Zug der Zeit, der sich unter dem einförmigen russischen Himmel und unter dem Zusammenwirken von traurigen, historischen Ereignissen zu dem trostlosen Prinzip des Nihilismus entwickelt hat.

Der arme Junge klagt ferner, dass er Racine und Virgil, Cicero und Boileau auswendig lernen muss, dass er dagegen nichts Nützliches lernt; dass er Montags voll Verzweiflung die lange Woche begann, dass erst Donnerstag ein Hoffnungsschimmer in ihm erwachte, endlich werde doch wieder Sonntag kommen. Seine einzige Freude war die grosse Ferienzeit im Juli, und die Vorfreude darauf, wenn die Jungen mit ganz ausserordentlicher Ungeduld sich anstrengten, wie sie über die unglückseligen *pions* ein Strafgericht ergehen lassen konnten.

Was auch in diesen Klagen übertriebenes sein möge, sicher ist es doch, dass Huysmans keine glückliche Jugend hatte. Er erfuhr nur allzufrüh, dass die Leiden der Armut die Kinder unbemittelter Eltern schwer niederdrücken. Seinen Vater scheint er früh verloren zu haben. Nachdem er die vorgeschriebenen Examen abgelegt hatte, gab er Unterricht an Kinder begüterter Familien. Eine Erbschaft, die ihm ein Bruder seiner Mutter hinterliess, rettete ihn aus der tiefsten Bedrängnis.[1])

[1]) Man lese darüber seinen Roman *En ménage*, Paris, 1881. Charpentier. S. 42—54.

Der junge Huysmans war beim Beginn des deutsch-französischen Krieges zweiundzwanzig Jahre alt. Er trat als Freiwilliger in die französische Armee ein, wie er dies uns selbst in der Novellensammlung *Les Soirées de Médan* in der Erzählung *Sac au dos* schildert.

Sie fängt so an: „Als ich meine Schulzeit absolviert hatte, suchte ich auf den Wunsch meiner Familie den gefürchteten grünen Tisch auf, um den mehrere alte Herren sassen, die voll Eifer untersuchten, ob ich genug von den toten Sprachen wisse, um zu dem Rang eines *bachelier* zugelassen zu werden.

„Ich legte ein gutes Examen ab. Ein gemeinschaftliches Mahl versammelte die ganze Familie um mich her; man sprach über meine Zukunft, und entschied sich dahin, dass ich Jurisprudenz studieren sollte.

„Bald stand ich vor meinem ersten akademischen Examen. Ich verkehrte viel im *Quartier latin,* woselbst ich die Bekanntschaft von Studenten machte, die alle Abende bei einem Glas Bier ihre politischen Meinungen austauschten. In dieser Zeit las ich die Werke von Georges Sand und Heine, von Edgar Quinet und Henri Murger.

„So verlief ein Jahr. Die allgemeinen Wahlen vor dem Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs (Mai 1869) liessen mich kalt. Da ich weder einen Senator, noch einen Ausgewiesenen Vater nannte, musste ich mich ja unter jeder Regierung dem Zustande von Dürftigkeit und Entbehrung, in dem meine Familie schon lange lebte, unterwerfen.

„Meine juristischen Studien machten mir wenig Freude. Mir war, als hätte man die Gesetzentwürfe absichtlich so schlecht geschrieben, um gewissen Leuten genügende Gelegenheit zu kleinlichem Streite über dies oder jenes Wort zu geben. Und noch heute steht es bei mir fest, dass ein deutlich formulierter Satz niemals Gelegenheit zu vielerlei Deutungen geben kann.

„Ich dachte über diesen oder jenen Beruf nach, den ich ohne inneren Widerstreit hätte ausüben können, als mir plötzlich der Kaiser selbst einen verschaffte: die Ungeschicklichkeit seiner Politik machte mich zum Soldaten."

Der Exkaiser Napoleon III. starb am 9. Januar 1873 zu Chislehurst. Huysmans' Novelle, oder besser gesagt, Lebensgeschichte aus den Jahren 1870 und 1871 erschien gegen 1880. Die düstere, niedergeschlagene Stimmung — aus der Armut und Entbehrung seiner Knaben- und Jünglingsjahre erzeugt — spricht deutlich aus dem Anfang des *Sac au dos.*

Huysmans wurde Soldat, obgleich er sich für den Krieg durchaus nicht begeistern konnte. Er wurde der *garde mobile de la Seine* zugeteilt, ging fortan in dunkelblauer Jacke und hellblauer Hose mit breitem, roten Streifen, und zog an einem gewitterschwülen Juliabend mit einem schweren Ranzen auf der Schulter an die bedrohten Grenzen. Vorläufig musste er in Châlons bleiben, woselbst die jungen Soldaten an allem Mangel litten, wo nichts geordnet war; keine Kantine, kein Stroh, keine Mäntel, keine Waffen; nichts war da.

Schon nach Verlauf einiger Tage machte ihn die Feuchtigkeit seines Zeltes krank. Man bringt ihn in eine überfüllte Ambulance, gibt ihm einen grauen Mantel mit Kapuze, eine rote Hose und eine weisse Schlafmütze. Der Lazarettarzt zeigt sich gegen seine Patienten als unerträglichen Tyrannen. Noch nicht vollständig wieder hergestellt, muss Huysmans die Uniform wieder anziehen: die Preussen nähern sich Châlons. Noch sehr schwach, litt er ganz ausserordentlich bei der Eisenbahnfahrt. Wenn er es nicht selbst erzählte, würde man

kaum glauben, dass französische Soldaten unterwegs die Buffets französischer Bahnhöfe plünderten. Immer noch leidend kam er, ohne sich daselbst aufhalten zu können, in Paris an; weiter ging es nach Arras, wo er Aufnahme im städtischen Hospital fand, nicht im Hôtel des Erzbischofs, der seine Gastlichkeit nur Verwundeten, nicht aber Kranken angedeihen liess.

Die ganze Kriegszeit hat Huysmans in Hospitälern und Ambulancen zugebracht; am längsten war er in Evreux. Nachdem der Krieg und das Leid der Kommune vorüber waren, widmete er sich endlich der litterarischen Thätigkeit.

Von seinem weiteren Leben bleibt nur wenig zu berichten. Huysmans verstand die Kunst nicht, Kapital aus seinen Arbeiten zu schlagen, arbeitete auch mit wenig Leichtigkeit; so stellte es sich bald heraus, dass er von seiner Feder nicht leben konnte. Glücklicherweise fand er eine Stellung im Ministerium des Innern; heute hat er es bis zum *sous-chef-de bureau* gebracht.

Von 1874—1887 veröffentlichte er:

1874. *Le Drageoir aux épices.* Paris. Dentu. (Erste Auflage vergriffen, zweite Auflage, Paris, Maillet, 1875, ebenfalls.)
1876. *Marthe.* Brüssel. Jean Gay. (Vergriffen.) Zweite Auflage unter dem Titel: *Marthe, histoire d'une fille. Avec une eau-forte impressioniste de J.-L. Forain.* Paris. Derveaux. 1879.
1879. *Les sœurs Vatard.* Paris. G. Charpentier. (Fünf Auflagen.)
1880. *Croquis Parisiens. (Eaux-fortes de Forain et Rafaëlli.)* Paris. Henri Vaton. (Prachtausgabe auf Büttenpapier mit roten Anfangs- und Schlussvignetten, sowie Initialen.) Vergriffen. Zweite Auflage: *Imprimé dans le format presque perdu de quelques eucologes. Nouvelle édition, augmentée d'un certain nombre de pièces et d'un portrait.* Paris. Léon Vanier, Éditeur des Modernes, 1886.
1881. *En Ménage.* Paris. G. Charpentier. (Vier Auflagen.)
1882. *A veau l'eau.* Brüssel. Kistemaeckers. Vergriffen.
1883. *L'Art moderne.* Paris. G. Charpentier.
1884. *A Rebours.* Paris. G. Charpentier & Cie.
1886. *En Rade.* Roman, erschienen in der *Revue indépendante* 1886—1887.

Ferner schrieb Huysmans:

1880. *Sac au dos,* in *Les soirées de Médan.* Paris, Charpentier, 1880. Zehn Auflagen.
1881. *Pierrot sceptique, avec dessins en couleur de Chéret.* Mit Léon Hennique. Paris. Rouveyre. (Vergriffen.)
1887. *Un dilemme.* Paris, Tresse & Stock.

II.

Alle Werke Joris Karl Huysmans' einer sorgfältigen Analyse und gründlichen Kritik zu unterwerfen, liegt nicht im Rahmen der *Zeitschrift.*

Die seine Eigenart am meisten charakterisierenden sind *Marthe,* die *Croquis Parisiens, En Ménage* und zumal *A Rebours.*

Als Huysmans 1874 das Gebiet der Litteratur betrat, hatte eben Émile Zola durch seine fünf ersten Romane aus dem Zyklus der *Rougon-Macquart* die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Im

Jahre 1874 war gerade einer seiner besten Romane: *La Faute de l'abbé Mouret* erschienen. Zola hatte seiner Kunstrichtung den Namen Naturalismus gegeben; es war dieselbe Richtung, die bereits Henri Beyle, Honoré de Balzac, Gustave Flaubert eingeschlagen und zur Anerkennung gebracht hatten.

Huysmans hat den Kampf zwischen den als Naturalisten neuerstandenen Realisten und der alten Garde der Romantik, welch letztere oft durch die Sauvegarde des Klassizismus verstärkt wurde, redlich mitgekämpft. Die Wechselfälle des Pariser Lebens brachten ihn in Zola's Kreis und in Verbindung mit dem Pariser Verleger George Charpentier. Das ist der Grund, warum man ihn, was er auch geschrieben hat, als Naturalisten beurteilt. Das wäre noch kein Anlass, ihm voll Antipathie entgegenzutreten; im Gegenteil, Huysmans hat das Recht zu verlangen, dass man ihm ausserhalb des Zola'schen Kreises und der Neunaturalisten als ursprünglichen Künstler betrachte.

Die Dichtung ist eine göttliche Kunst, deren Aufgabe es ist, das Leben der Menschen zu adeln und sie im täglichen Daseinskampfe zu stützen. Mögen andere Musen und deren Priester und Priesterinnen ebenfalls Schönes schaffen, man wird es gern anerkennen; aber begeistert sollte man immer hinzufügen, dass trotz des immer mehr zunehmenden Niederganges unter Schriftstellern, Dichtern und Kritikern, die Dichtung doch immer und vorzugsweise ein Herzenstrost ist.

Als man Huysmans einst fragte, ob er zu Zola's Schule und zu den Bekennern der naturalistischen Lehre gehöre, antwortete er:

„*Je vous réponds tout simplement que je fais ce que je vois, ce que je vis, ce que je sens, en l'écrivant le moins mal que je puis. Si c'est là le naturalisme, tant mieux. Au fond, il y a des écrivains, qui ont du talent et d'autres qui n'en ont pas, qu'ils soient naturalistes, romantiques, décadents, tout ce que vous voudrez, ça m'est égal! Il s'agit pour moi d'avoir du talent, et voilà tout.*[1])

Man glaube durchaus nicht, dass dieses Wort so einfach sei, wie der praktische Beweis des Columbus, dass ein Ei auf der Spitze stehen könne. Talent zu haben ist ja das Alpha und Omega der litterarischen Kunst. Manche glauben zwar, dass kein Schriftsteller Ruhm erwerben könne, wenn er nicht eine bestimmte philosophisch-ästhetische Richtung vertrete; dass man von einem Romanschriftsteller absolut sagen müsse, ob er eine klassische, romantische, realistische, naturalistische, mystische, impressionistische oder nihilistische Überzeugung habe. Besser als all dies ist sicher die Göttergabe des Talentes, die Fähigkeit, es zu zeigen. Es gibt Leute, die von dem sehr gefährlichen Grundsatz ausgehen, dass Schriftsteller reiferen Alters stets von jüngeren übertroffen werden müssten, dass die jüngeren gewöhnlich die neuen Zukunftsbahnen frei fegen. Besser als jung sein, und solchen Hirngespinnsten nachzuhängen ist die Göttergabe des Talentes, die Fähigkeit, es zu zeigen.

Huysmans, der Mann mit grossem Talente, beweist dies durch sein Beispiel.

Wir übergehen seine ersten kurzen Skizzen, wie zum Beispiel *Le Drageoir aux épices,* und erwähnen sein merkwürdiges Buch: *Marthe, histoire d'une fille,* mit dem er darthat, dass er einst ein bedeutender Schriftsteller sein würde. Über den Inhalt des Buches haben wohl manche

---

[1]) *Les hommes d'aujourd'hui,* von A. Meunier, 6. Band, No. 263. Paris, Vanier, Quai Saint Michel, 19.

den Kopf geschüttelt. Huysmans war jedoch durchaus nicht der erste, der ihn in die französische Litteratur einführte. Schon im Jahre 1622 hat Charles Sorel mit seiner *Histoire comique de Francion* nach dem Vorbild eines Aleman und Quevedo eine Art Schelmenroman geschrieben, worin Gaudiebe und abenteuerliche Frauen vorkommen, die ihre Zuchtlosigkeiten mit beispielloser Unverschämtheit verkündigen. Scarron schlug 1650 in seinem *Roman Comique* keinen anderen Ton an; seine herumziehenden Komödianten sprechen und bewegen sich ganz im Geist der spanischen Picaros. Dasselbe gilt von zahlreichen untergeordneten Schriftstellern, wie du Launel *(Roman Satyrique,* 1624), Mareschal *(Chrysolite,* 1627), François Tristan l'Hermite *(Le page disgracié,* 1643) und Antoine Furetière *(Le Roman bourgeois,* 1666).[1]

Im achtzehnten Jahrhundert ist Le Sage zu nennen, und es gab der Abbé Prévost eine *histoire de fille*, als er 1732 die *Histoire de Manon Lescaut et du Chevalier des Grieux* vollendete.

Mit diesem Buche fängt der psychologisch-erotische Roman an, den Restif de la Bretonne weiter pflegt in *Le pied de Fanchette ou l'orfeline française, histoire intéressante et morale,* 1769, und ihn auf Henri Beyle *(Le Rouge et le Noir,* 1831) verpflanzt; der in unseren Tagen vom jüngeren Dumas *(La Dame aux camélias),* von Georges Sand, von Flaubert *(Éducation sentimentale),* von den Gebrüdern de Goncourt und einem ganzen Heer mittelmässiger Nachfolger weiter bebaut wird.

Marthe von Huysmans hat am meisten Verwandtschaft mit Edmund de Goncourt's *La fille Elisa. L'histoire d'une fille* erschien am 12. September 1876, *La fille Elisa* am 20. März 1877. Das geistige Band, das Huysmans und de Goncourt verknüpft, ist leicht nachzuweisen. Beide sind durch und durch Künstler, beide sind begeistert von Malerei, Bildhauerkunst, Kupferstechkunst.

Huysmans vergleicht Marthe mit Saskia, Rembrandt's erster Frau; er lässt seine Marthe eine Kopie von Jordaens *Dreikönigsfest* bewundern, und sie gedankenvoll vor einem Stich nach Hogarth (das dritte Blatt von *The Rakes Progress*[2]) still stehen. Marthe, die Tochter aus der unglücklichen Ehe zweier elender Abenteurer, zeigt dabei so viel Geschmack, dass sie ihn nicht von ihren Eltern geerbt haben kann. Ähnliches kommt bei fast allen Personen des Buches vor.

Weder Marthe, noch Elisa, noch Nana sind die ersten unter den weissen Sklavinnen, die einem Romanschreiber zum Modell gedient haben.[3]) Der jüngere Dumas hat seiner Marguerite Gauthier eine gewisse Berühmtheit zu verschaffen gewusst, die nach Verdi's *Traviata* noch zunahm. Schon Manon Lescaut gehört der Kaste an, die der Niederländer Bredero „die grosse Gilde“ nannte.

Man darf Huysmans nicht wegen seines Stoffes über die Achseln ansehen. Ein spanischer Dominikanermönch, Andreas Perez, genannt Ubeda, schrieb 1605 einen Roman: *La Picara Justina*, der, wie *La Tia fingada* von Cervantes, die spanischen weissen Sklavinnen mit viel

---

[1]) Man vergleiche H. Kœrting: *Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert,* Bd. II: *Der Realistische Roman.*

[2]) *Marthe,* zweite Auflage, S. 68—70.

[3]) Ary Prins, der einen sehr guten Artikel über Huysmans schrieb *(Nieuwe Gids,* 1. Juni 1886) ist daher im Unrecht, wenn er sagt: In der *Marthe* hat Huysmans z u e r s t unter allen modernen Romanschreibern die gefallene Frau ohne alle Sentimentalität, in ihrem vollen Elend mit all ihren guten und schlechten Eigenschaften gezeichnet.

weniger Vorsicht und Decenz vorführt, als der Abbé Prévost, Dumas, Huysmans, de Goncourt oder Zola es thun.

Von mehr Gewicht ist der Vorwurf, dass Huysmans seinen Gegenstand in einer gewählten, künstlerischen Sprache behandelt, von der die Wirklichkeit, das schmutziggraue Kolorit seines Stoffes, sehr auffällig absticht. Warum er in schillernder Künstlerlaune das gefährliche Wagstück unternahm, beschreibt er selbst, wenn er die Grübeleien Leo's schildert, des Schreibers bei einem Journalisten, der Marthe im *Théâtre de Bobino* hat singen hören, und ihr nun mit gutgemeinten, schlechten Sonetten huldigt.

Da Huysmans jedem seiner jungen Helden einen Teil seiner eigenen Individualität verleiht, findet man ihn auch an Leo (in *Marthe)* teilweise wieder. Leo ist sehr früh selbständig geworden, hat seine Freiheit missbraucht und ist das Opfer seiner Leidenschaften geworden. Sein schriftstellerisches Talent, das die Künstler zwar sehr hoch stellen, das aber alle ehrbaren Philister mit Entsetzen erfüllt, hatte ihn verleitet, von seiner Feder, d. h. in Hunger und Entbehrung zu leben. Es gab Augenblicke, in denen er seine Künstlerträume in geniale Prosa zu kleiden verstand, in eine Form verwandt mit den fremdartigen Schemen, die das wilde Talent Goya's ins Leben gerufen hatte. Auf die Tage des Schaffens folgten dann Tage tiefster Niedergeschlagenheit, in denen er keine vier Zeilen schreiben konnte.

Seit einem halben Jahrhundert beherrscht die französischen Kunstkreise eine ganz wunderbar erscheinende Verehrung für den Spanier Goya. Wie der Maler Goya, wie der Romanschreiber Hoffmann, so hiess es schon zu Zeiten Théophile Gautier's und Gérard de Nerval's. Und einmal in die Mode gekommen, verschwanden beide Ausländer nicht wieder von der litterarischen Bühne. Später kommen noch Shelley, Edgar Allan Poe und de Sénancourt dazu, und was die allgemeine Meinung einmal als genial gestempelt hatte, das blieb lange, ja bis zum heutigen Tage ein Gegenstand tiefster Verehrung.

Wir kehren zu Huysmans' Helden Leo zurück. Um den Gemütszustand des Verfassers noch deutlicher hervortreten zu lassen, berichten wir noch, dass dieser in seinen Träumereien, die aus einer zu starken Überreizung seiner Nerven geboren sind, beständig das Bild einer idealen Geliebten vor sich schweben sieht, einer von Rembrandt gemalten Frau, einer Frau von wunderbarer Pracht der Schönheit, deren Augen in der unbeschreiblichen Glut, in der melancholischen Lebenslust *du chef-d'œuvre du Van Rhin, la femme du salon carré au Louvre* leuchten.

Die letzten Worte, die wir hier unübersetzt wiedergeben, zeigen mit ihrem dreimaligen *du*, mit dem wunderlichen Namen *Van Rhin* allein schon das Unfertige, Unreife in diesem ersten Buch, und der Verfasser war selbst der erste, der die Mängel seiner Arbeit einsah. *Marthe* erschien 1876 in Brüssel und wurde von der französischen Regierung in den Index aufgenommen. Es ging damit, wie mit dem Prozess über Flaubert's *Madame Bovary,* es ist die alte Geschichte vom Splitter und Balken. Das Verbot stellte sich übrigens als ganz überflüssig heraus. Erst im Jahre 1879 erschien eine zweite Auflage der *Marthe* in Paris bei Derveaux mit einer impressionistischen Radirung von Forain, die ich, mit Erlaubnis gesagt, abscheulich finde.

Huysmans gesteht es in einem *Avant-propos* zur zweiten Auflage selbst ein, dass seine *Marthe* ein *roman naturaliste* und sein Stil *tourmenté* ist. Er gibt das Buch jedoch auch zum zweiten Male, wie es eben ist, *avec ses défauts et ses audaces de jeunesse.*

Wir bleiben nicht länger bei diesem Erstling seiner Muse stehen. Huysmans hat uns noch andere Proben seines Talentes gegeben. Das zeigt schon sein zweites Buch *Les sœurs Vatard.*

Ein kurzes Wort über den Inhalt vorweg. Huysmans erzählt die Geschichte der Schwestern Vatard, die in einer Pariser Fabrik, in den *ateliers de satinage et de brochure de la maison Débonnaire & Cie* beschäftigt sind. Céline und Désirée sind die Töchter eines Arbeiters, der in seinen alten Tagen von einem sehr ärmlichen Jahrgehalt lebt. Die älteste ist ein verlorenes Geschöpf, die jüngste führt sich tadellos auf. Ein junger *ouvrier* macht ihr den Hof, aber der alte Vatard will seine Tochter nicht hergeben, er hat sie im Haushalt nötig. Sie spart ihm die Kosten einer Putzfrau. Désirée kann ihren Geliebten nur sehr selten sprechen. Die Liebe wird schwächer und schwächer. Désirée wird krank. Schliesslich heiratet sie einen braven Arbeiter, der zu seinem Schwiegervater ins Haus zieht. Der Hauptschauplatz der Erzählung ist die Fabrik von Débonnaire & Cie. Ein wüstes Durcheinander von hässlichen Menschen und hässlichen Dingen ist da zusammengebracht. Die *ouvrières,* arme Frauen in schmutzigen Lumpen, leben in einer ungesunden Atmosphäre, die der Geruch von nassem Papier, Stärke und wer weiss was noch verdirbt.

Die meisten Pariser Blätter fielen den Roman mit grosser Erbitterung an. Nur zuweilen sprach ein Freund oder Geistesverwandter zu seinen Gunsten. Huysmans' Meister, Zola, beurteilte die Dichtung im *Voltaire* sehr günstig. Er preist die Wahrheit in der Zeichnung der armseligen Arbeitsleute und deren dürftigen Wohnungen im fünften oder sechsten Stock. Dass der Roman keine Verwicklung hat, nicht einmal fesselnd erzählt ist, wird charakteristisch genannt. *Tout l'art moderne est là.*[1]) Die gewissenhaft gezeichnete alte Vatard und seine beiden Töchter gereichen dem Verfasser zur Ehre. Schlechte und brave Arbeiterkinder wie Céline und Désirée kommen im Pariser Leben täglich vor. Die lang genährte und endlich getäuschte Hoffnung Désirée's, ihre melancholischen Spaziergänge und Unterhaltungen mit dem braven Arbeitsmann, verdienen unbedingt das Zola'sche Lob. Eine solche Liebe auf der Strasse rührt um so mehr, je mehr sie mit der Wirklichkeit übereinstimmt, je öfter sie auf dem Boulevard oder Faubourg beobachtet werden kann.

Huysmans konnte sich kein liebenswürdigeres Urteil wünschen als das Zola's. Ich selbst stelle mich auf einen vollständig neutralen Standpunkt, ohne jedes Für noch Wider inbezug auf den ästhetischen Grundsatz der beiden Schriftsteller; mein Urteil über *Les sœurs Vatard* lautet abweichend von dem Zola's. Als Studie, als Beitrag zur Kenntnis der Arbeiterfamilien ist das Buch vortrefflich. Das von Zola selbst in seinem *L'Assommoir* gegebene Beispiel hat den jungen Romanschriftsteller begeistert. Aber er hat übersehen, dass ein Sujet, wie das im *Assommoir* gewählte, einen erschütternden Eindruck machen muss, und dadurch manchen Einwand entkräftet. Trunksucht, die Totsünde des armen Arbeiters — auch anderer Menschen — zum Thema für einen Roman aus dem Volksleben gewählt, das ist ein Gegenstand, der Tausende von Lesern, litterarisch gebildete und unlitterarische fesselt. Dazu kam noch, dass Zola mit einer aussergewöhnlichen plastischen Kraft jede einzelne Gestalt seines Buches sich vor der Phantasie seiner Leser

---

[1]) Émile Zola, *Le Roman expérimental* (Paris 1886 bei Charpentier), S. 242.

handelnd bewegen liess. Dieses plastische Talent ist einem Romanschriftsteller, der den Beifall eines grossen Leserkreises erringen will, unumgänglich notwendig. Huysmans aber ist kein Plastiker; er ist nur Maler, vielleicht sogar weniger als das. Er skizziert mit Kohle, und übertrifft in zierlichen Kunsteffekten manchmal selbst Zola, aber seine Gestalten überwinden niemals das Skizzenhafte und Unbestimmte von Kohlenzeichnungen.

III.

Von diesen Holzkohle-Skizzen kenne ich keine vollendeteren als die *Croquis Parisiens,* kurze Gedichte in Prosa, zweimal aufgelegt, mit Einschaltung einiger Skizzen aus der ersten Sammlung *Drageoir aux Epices.* Dies Buch zeigt deutlicher als irgend ein anderes, dass Huysmans durch und durch ein Künstler ist. Diese kleinen Gedichte sind voll überraschender Züge, und schon die Titel der Skizzen sprechen es aus, dass Huysmans Gedichte in Prosa schreibt, wie weiland Aloysius Bertrand und der nun wieder hochgepriesene Charles Baudelaire, der Verfasser der *Petits poèmes en prose.* Huysmans überschreibt nämlich eine seiner bizarrsten Skizzen *Ballade en prose de la chandelle des six;* eine andere: *Le poème en prose des viandes cuites au four.* Das Gedicht von den „Kerzen, sechs aufs Pfund", umfasst sechs Strophen, die alle auf denselben Refrain enden:

O chandelle des six, grésillante chandelle.

Die hübscheste Strophe dieses Prosagedichts ist die vorletzte, sie lautet:

„Wenn du, vom Petroleum und anderem Kunstlichte vertrieben, nicht einmal mehr von den Armen gebraucht wirst, so bist du doch gefeiert, mehr als eine Königin je gefeiert worden ist, du qualmende Kerze! Rembrandt, Gerard Dou, Schalken haben dich in unsterblichen Werken gefeiert; sie haben dich den rosigen Schnee der Wangen und Busen verklären lassen und die flatternden Locken der schönen vlämischen Frau, die mit der Hand deine Flamme vor dem Luftzug schützt, *ô chandelle des six, grésillante chandelle.*"

Ich lasse ein anderes folgen, das der Dichter *Ritournelle* nennt:

„Ihr verstorbener Mann, der Vater ihrer drei Kinder, schlug sie, so lange er lebte, und starb elend, an übermässigem Absinthgenusse."

„Seitdem watet sie durch den Schlamm der Strassen ihrem Handwagen nach und kreischt mit gellender Stimme: Schöne Waare! Kauft!"

„Sie ist unbeschreiblich hässlich. Sie ist ein Scheusal, mit einem feuerroten Kopf auf dem Halse eines Athleten; ihre Augen sind blutunterlaufen, ihre mit Schnupftabak gefüllte Nase ist eine wahre Habichtsnase."

„Ihre drei Kinder hungern; für sie durchwatet sie den Schlamm der Strassen, für sie schiebt sie den schweren Handkarren und schreit: Schöne Waare! Kauft!"

„Ihre Nachbarin ist gestorben."

„Der verstorbene Mann der letzteren, der Vater ihrer drei Kinder, schlug sie, so lange er lebte und starb elend, an übermässigem Absinthgenusse.

„Das hässliche Scheusal hat die drei verwaisten Kinder zu sich genommen!“

„Die sechs Kinder hungern! Sie muss doppelt so viel arbeiten! Ohne Rast und Ruhe durchwatet sie den Schlamm der Strassen, schiebt ihren Handkarren und kreischt mit gellender Stimme: Schöne Waare! Kauft!“

Der Vorzug dieser Prosaidyllen ist, dass Huysmans hier häufig feiner und akkurater zeichnet, dass er die Holzkohle auf die Seite legt und zur Radiernadel greift.

Die zwei grössten Stücke aus *Croquis Parisiens* sind in der That wie mit dem Grabstichel entworfen; es sind *Les Folies-Bergère* und *Le Bal de la Brasserie européenne.* Man erinnere sich der sorgfältig ausgeführten Aquarellen in Zola's *Une Page d'amour.* Es sind Ansichten von Paris; Paris im wechselnden Tageslicht, bei Sonnenschein, bei Sturm und Regen. Huysmans malt in gleicher Weise das Innere der Häuser. Er radiert den früher allgemein besuchten Vergnügungsort Les Folies-Bergère, und als Seitenstück dazu einen Soldatenball in Grenelle, einem der abgelegensten Viertel von Paris.

Die Seiltänzerkünste zweier Akrobaten, eines Engländers mit seiner Frau, die an Trapezen hängen und sich hoch an der Decke des Darstellungsraumes hin und her schwingen, während das opalfarbige elektrische Licht sie mit einem silbernen Nimbus umgibt, diese Künstler, von denen einer am Schluss unter plötzlichem Verstummen der Musik, nach einem heftigen Knall das Trapez loslässt, um von dem anderen aufgefangen zu werden und in ein grosses Netz zu fallen, — diese in unserem Jahrhundert so hoch bewunderte Muskelvirtuosität, diesen kindischen Genuss eines Haufens von Müssiggängern und Tagedieben beschreibt Huysmans meisterhaft in dem glänzendsten Französisch, das man sich nur denken kann. Der Jubel des Publikums, wenn das halsbrecherische Stück gelungen ist, das Erscheinen der Luftspringer nach dem Hervorruf, die Verbeugungen des Mannes, die Kusshände der Frau, und der kurze, kindische Trab, in dem sie die Bühne verlassen, — nichts ist vergessen.

Noch ausführlicher und nicht weniger genial ist der Soldatenball in der *Brasserie européenne* geschildert. Huysmans sitzt unweit zweier Bürgerfrauen, Madame Haumont und Madame Tampois. Man tanzt auf Asphalt unter einem Glasdach, das eiserne Pfeiler stützen. Unteroffiziere und Soldaten aller Waffengattungen treten auf dem Tanzplatz auf. Die Tänzerinnen sind zum grösstenteil sehr ruhig. Sie sind meistens in Gesellschaft von Verwandten, die eben so ruhig auf rings an der Wand hinlaufenden Bänken sitzen und dem Ball bewundernd zusehen.

Zahlreiche Personen in strenggezeichneten Typen, zwei oder drei freche Tänzerinnen, lärmende Schlächter aus dem Abattoir von Grenelle, Kürassiere und Artilleristen, wogen durcheinander. Dichte Staubwolken steigen vom Boden auf; das schmetternde Dröhnen der Musik übertönt jeden anderen Laut. Eine stickende Atmosphäre erfüllt den Saal, gar mancher möchte dem Gedränge entrinnen. Unter dem Tanzsaal ist eine Kaffeeschänke, die überfüllt ist von Soldaten. An den Wänden hängen allerlei Waffen und neben Helmen mit schwarzen oder roten Pferdeschweifen Schakos und rote Käppis. Der Lärm vermehrt sich. Es wird tapfer getrunken, es wird sehr reichlich *soupe à l'oignon* bestellt. Schon wirft man drohende Blicke um sich her. Bald beginnen Schlägereien.

„*Ça devient ignoble, allons!*“ sagt Mme Lampois, und verlässt den *Bal de la Brasserie européenne;* ein gleiches thut der Künstler selbst.

Die Frage nach der Wichtigkeit einer so geschilderten Szene gehört nicht hierher. Die litterarische Arbeit Huysmans' kann neben die Arbeit jedes genialen Radirers gelegt werden. Wir haben die getreue Zeichnung eines ganz speziellen Ortes und eines ganz speziellen Publikums vor uns. Es kommt hier nur auf die Zeichnung, nicht auf das Modell an. Das kann man jedoch nicht von allen anderen Skizzen sagen. Huysmans' *Types de Paris,* sein *Conducteur d'omnibus,* sein *Marchand de marrons,* sein *Coiffeur,* sind mittelmässige Stücke ohne höheren Kunstwert. Hier und da ist ihm eine Landschaft aus der Umgebung von Paris besser geglückt; unter seinen *Fantaisies et petits coins* sind jedoch einzelne, die beim Lesen mehr Verwunderung als Bewunderung erwecken. So verraten seine Studien über *Le gousset* und *L'étiage* entschieden Mangel an gutem Geschmack. Was hat eine Beschreibung von *des odeurs suspectes, (que) certains quartiers de Paris laborieux dégagent, lorsqu'on s'approche, l'été, d'un groupe,* mit der Litteratur zu schaffen? Und welcher sonderbare Einfall brachte Huysmans zur Vergleichung der *bustes de femme sans têtes et sans jambes,* wie sie in manchen Läden zum Ausstellen von Kleidungsstücken gebraucht werden, mit Göttinnenbildern des Altertums? Der Vorteil dieser *bustes* ist, dass sie *ce charme subsidiaire de la femme, la gorge,* besser zur Anschauung bringen, als Marmorbilder. Der Verfasser scheint an einer augenblicklichen Umdüsterung der Sinne zu leiden, wenn er ausruft: *Combien supérieurs aux mornes statues des Vénus, ces mannequins si vivants des couturiers!*

Der 1881 erschienene Roman *En Ménage* bietet ein talentvoll zusammengesetztes Ensemble. Wir brauchen nicht zu wiederholen, dass die grossen Romanschreiber früherer Perioden — zumal Georges Sand — zu wiederholten Malen den Versuch gewagt haben, den Ehebruch zu idealisieren. Französische kirchliche und gesellschaftliche Zustände, einige romantische Kühnheiten, ein gewandtes Propagandamachen für die Wiedereinführung der Ehescheidung, das alles erklärte ehemals, obgleich es auch damals keine Entschuldigung dafür gab, diese fortwährenden Schläge auf ein und denselben Ambos, — den Ehebruch.

Huysmans betritt den entgegengesetzten Weg. Er materialisiert den Ehebruch und lässt den betrogenen Ehemann mit bewundernswerter Ruhe in einer Szene auftreten, die trotz des Scheines vollkommener Richtigkeit, doch die Unwahrscheinlichkeit selbst ist. Der Held des Romans, André Jayant, Litterat und Künstler, ein Mann mit sehr reizbaren Nerven, ist so höflich, den Dieb seines Eheglücks sehr ruhig zur Thüre hinaus zu führen, und ihm die Treppe hinunter zu leuchten. Darauf verlässt der Betrogene ebenfalls seine Wohnung und lebt nun wieder als Junggesell.

Dass eine solche Handlungsweise ebenso cynisch ist, wie der Ehebruch selbst, hat noch kein französischer Kritiker zu sagen gewagt. Eine solche philosophische Ruhe beweist eine unsittliche Gleichgiltigkeit, die niemand znr Ehre gereicht. Das in der französischen Nation so äusserst fein entwickelte Gefühl persönlicher Würde und persönlicher Ehre kann eine solche Darstellung nicht billigen.

Dass sich der Held nach der Trennung einsam fühlt, vergebens anderswo Trost sucht, und sich schliesslich mit seiner Frau wieder versöhnt, war nach einem solchen Anfang nicht anders zu erwarten. Und doch wäre es unbillig, nicht einzugestehen, dass Huysmans gerade

in der feinen Analyse kleiner Leiden, kleiner Schmerzen, kleiner Qualen Vorzügliches leistet. Das Leben des betrogenen Gatten, — eine Kette unbedeutender Leiden und erschlaffender Täuschungen — ist der Hauptinhalt des Buches; diesem alle Kräfte seines Geistes zu opfern, Zug für Zug mit peinlicher Sorgfalt und ganz ungewöhnlicher Aufmerksamkeit auf Stil und Schreibweise zu behandeln, das ist der Triumph des Verfassers.

Als der Meister der naturalistischen Schule im Jahre 1881 seine Kritik über *En Ménage* im *Figaro* schrieb, zog er folgendes Resumé, das wir mit seinen eigenen Worten wiedergeben:

Littérature morbide, dira-t-on. Oui, peut-être. Il y a là une recherche du cas pathologique, un goût pour les plaies humaines. Mais ce que personne ne veut voir, c'est que, si le romancier va à la bête dans l'homme, l'artiste est un sensitif des plus délicats et un merveilleux ouvrier de la langue.[1])

IV.

Im Jahre 1884 überraschte Huysmans die litterarische Welt mit seinem bedeutendsten Werke, *A Rebours.*

Eine litterarische Revolution ist im Geiste des Verfassers vor sich gegangen. Das Auge immer auf das Sonderbare und Aussergewöhnliche gewandt, voll Hass gegen das Alltägliche und Platte, hatte er bei seinen realistischen Untersuchungen durch Übermass von Studium, durch Auftröseln der unbedeutendsten kleinen Leiden des menschlichen Lebens, gegen die anständige klassische Lehre gesündigt: *ne quid nimis.* Er hatte immer nach dem Unbekannten, dem Fremdartigen und Wunderbaren gesucht; hatte immer leidenschaftlich nach dem Raffinement gestrebt. In seinem Buch über die lebenden Meister *(L'art moderne*, 1883), einer Sammlung von Kritiken über die Pariser Salons (1879—82), lässt er deutlich erkennen, wie sehr seine übermüdeten und gefolterten Sinne nach dem Anblick von etwas Aussergewöhnlichem streben. Diejenigen Künstler, die nach dem Urteil der Menge sich eines unbestrittenen Talentes erfreuen, finden vor seinen Augen keine Gnade, weil sie malen, wie man eben gewöhnlich malt. Um Huysmans zu gefallen, muss man Ungewöhnliches leisten, die wirren Träume eines Opiumrausches mit breiten, zusammenhanglosen Zügen — das erscheint ihm als der Gipfelpunkt aller Kunst. Französische Meister wie Carolus Düran, Lefebvre, Landelle, Harpignies, Bonnat (zumal dessen Porträt von Victor Hugo), belgische Meister wie Verhas und de Jonghe, werden mit der äussersten Geringschätzung beiseite geschoben, während er Herkomer und Mesdag hoch erhebt — was diese Beiden freilich auch verdienen; — ebenso Bastian Lepage, Raffaelli, den wunderlichen Maler der Lumpensammler und Landstreicher, Degas, der Tänzerinnen und Clowns malt; Forain, der sich das Publikum der *Folies-Bergère* zur Darstellung erkoren hat, Zandomeneghi und endlich Odilon Redon, der Gespenster- und Geistererscheinungen auf die Leinwand bringt.[2])

[1]) Émile Zola, *Une Campagne,* 1880—81, Paris 1882, S. 256.

[2]) Wie Odilon Redon malt, schildert Huysmans selbst in seinem *Art moderne,* S. 276. Man vergleiche seine Beschreibung einer Zeichnung Redon's: *Un œil blanc roule dans un pan de ténèbres, tandis*

Diesen Eigentümlichkeiten seines Geschmacks in einem litterarischen Kunstwerk eine greifbare Gestalt zu geben, scheint ihm Anleitung zum Schaffen des *A Rebours* gegeben zu haben. Auf dem Titelblatt schreibt er: *Il faut que je me réjouisse au-dessus du temps . . . ., quoique le monde ait horreur de ma joie, et que sa grossièreté ne sache pas ce que je veux dire.* Er entnimmt diese Worte Ruysbroeck, *l'admirable.*

Man fühlt sogleich, dass sich der Verfasser in eine für ihn bestimmte, vollständig abgesonderte Welt zurückziehen wird, wo ihn die brutalen Dummheiten der gewöhnlichen Menschen nicht hindern. Es liegt meiner Meinung nach etwas Ungesundes darin, wenn der Künstler aus zu grossem Eingenommensein mit sich selbst sich so hoch über seine Zeitgenossen erhebt. Es sprach nicht eben für die Billigkeit und Bescheidenheit des niederländischen Dichters Bilderdÿk, wenn dieser an seinen Freund Tydeman schreibt: „Ich kann in dieser verfluchten Welt nicht leben; wenn ich weiterexistieren soll, muss ich eine Welt *à part* haben.“

Und solch eine Welt will Huysmans in *A Rebours* uns vorführen.

Es tritt nur eine Person in diesem Buche auf, der Herzog Jean des Floressas des Esseintes. Er ist dreissig Jahre alt, schwach, nervös, blutarm; er ist der letzte kränkliche Spross eines alten Geschlechtes; sehr bewandert im Lateinischen, weil er in einer Jesuitenschule seine Erziehung genossen hatte; er ärgert sich über die Welt und ihre Freuden, da er sich nach seiner Mündigkeitserklärung durch unmässigen Gebrauch den Magen daran verdorben hat. Des Esseintes hat vergebens danach gestrebt, eine Erholung in litterarischen Kreisen zu finden — er findet in denselben nur Scheinheilige und Dummköpfe. Da fasst er den Plan, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und dort den Rest seines Vermögens zu verzehren. Er kauft sich nicht weit von Fontenay-aux Roses ein Haus, ein ganz abgelegenes Landhaus, in welchem ihn niemand stören wird. Dieser neue Wohnort wird nun in einem ganz exquisiten Geschmack eingerichtet. Der Einsiedler, der die Welt aus Übermass von Sinnengenuss verlässt, will den ganzen Luxus der Welt in seiner einsamen Klause um sich haben.

Der Beschreibung dieses Luxus, dem in eigenartig schönem Stil geschriebenen Protokoll über des Esseintes Beobachtungen in der Einsamkeit, ist das ganze Buch gewidmet. Ehe ich mich über die wirklich arme Erfindung ausspreche, muss ich bekennen, dass *A Rebours* die Arbeit eines wirklichen, ernstdenkenden Künstlers ist. Blatt für Blatt spricht von einer Feinheit, sowohl der Analyse des psychologischen Zustandes, als auch der Beschreibung des ausgesuchten Luxus Des Esseintes' — die stets den tüchtig gebildeten, wissenschaftlichen Schriftsteller verrät.

Es ist sehr schwer, die kunstvoll stilisierten französischen Sätze entsprechend zu übersetzen, dennoch wage ich den Versuch, um mein Urteil über Huysmans durch einige Stellen seines wunderlichen, aber ausgezeichnet geschriebenen Buches zu begründen. In dem ersten Kapitel erzählt uns Huysmans ausführlich, wie Des Esseintes seine Klausnerhütte einrichtete. In den besten Tagen der Romantik

---

qu'émerge d'une eau souterraine et glaciale, un être bizarre, un amour vieilli de Prud'hon, un fœtus du Corrège, macéré dans un bain d'alcool, lequel nous regarde, en levant le doigt, et plisse sa bouche en un mystérieux et enfantin sourire.

hat Théophile Gautier's reiche Phantasie uns orientalische Pracht und orientalischen Glanz in seiner bekannten Novelle *Fortunio* geschildert. Huysmans versucht es, all das Gold und Silber, all das funkelnde Krystall, all die glänzenden Kronleuchter der romantischen Soupers, wie sie *le bon Théo* beschreibt, mit den verborgenen Schätzen zu überstrahlen, die Des Esseintes um sich her ausbreitet.

Vor allen Dingen lebt Des Esseintes nur in der Nacht. Er frühstückt Nachmittags um fünf Uhr, speist Nachts elf Uhr zu Mittag und nimmt früh fünf Uhr ein leichtes Abendbrot ein.

Ferner hat er sich eine Art kleiner Kajüte bauen lassen, in der ihm seine beiden Bedienten die Tafel herrichten. Sehr merkwürdig ist seine Studierstube und die ausgewählte Bibliothek, die er darin zusammengebracht hat. Alle seine Bücher sind Muster der Buchbinderkunst und alle kostbaren Ausgaben gehören zu ein und derselben Art — es sind lauter lateinische Bücher und zwar aus der spätlateinischen Periode. Seine Vorliebe fürs Lateinische, das er einst in der Schule der Jesuiten gepflegt, hatte ihn zu dieser Wahl bestimmt.

Dem klassischen Latein aus dem grossen Zeitalter eines Cicero und Horaz konnte er keinen Geschmack abgewinnen, da ihm das feierliche Geklapper gleichklingender Adjektiva und Substantiva zu sehr an die Gemessenheit der französischen Schriftsteller aus Ludwig's XIV. Zeitalter erinnert. Er hat Widerwillen vor Virgil, weil ihn die Schulmeister den „Schwan von Mantua" nannten, und weil er aufgeputzte Schäfer nicht leiden mag, weil es ihn verstimmte, dass er Orpheus mit einer klagenden Nachtigall verglich, weil er Aristaeus über tote Bienen weinen, und Aeneas wie ein chinesisches Schattenbild vom Anfang bis zum Ende des Epos herumlaufen sah. Aber selbst die würdevollen Dummheiten dieser Marionetten hätte er mit Geduld ertragen; er würde übersehen haben, dass Vergil Homer bestiehlt, und nicht diesen allein, sondern auch Theokrit, Ennius und Lucrez; er würde es entschuldigt haben, dass der Dichter im zweiten Buche der *Æneis,* wie Macrobius nachgewiesen hat, aus einem Gedichte des Peisandros[1]) borgt; aber er kann die Hexameter mit ihrem Geklapper wie von Blechtrommeln, wie von leeren Kochtöpfen nicht ertragen; er kann die immer gleichmässig wiederkehrende Zäsur nicht leiden, er kann es nicht ausstehen, dass jeder Vers mit der langweiligen Aufeinanderfolge eines Daktylus und eines Spondeus schliesst.

Es stört ihn überdiess, dass dies monotone Metrum so viele nichtssagende Flickworte zulässt, dass die homerischen Epitheta so oft der Kraft, der Plastik, der Farbe entbehren.

War daher seine Bewunderung für Virgil mehr als geteilt, seine Achtung vor den naiven Ausdrücken des Ovid nur sehr mässig, so war sein Widerwille gegen Horaz geradezu ohne Grenzen.

Er verglich die verzweifelten Anstrengungen dieses Dichters, anmutig zu scheinen, mit den Bemühungen eines Elephanten, Polka zu tanzen; er wollte das unverständige Geschwätz dieses Stümpers nicht

---

[1]) Ambrosius Theodosius Macrobius hat (etwa 450 nach Christi) in seinen *Saturnalium conviviorum libri septem* (1868 von Eyssenhardt herausgegeben) auf die Autorität des Servius, des bekannten Kommentators von Virgil hin bewiesen, dass der Stoff zum zweiten Buche der *Æneis* einer epischen Dichtung des Peisandros entlehnt ist; dieser Dichter stammt aus Kameiros auf Rhodus, und lebte um 648 vor Christi oder etwas später.

anhören, er sah geringschätzig auf diesen weiss angestrichenen Clown herab.

Inbezug auf die Prosa hatte des Esseintes ebenso wenig Wohlgefallen an der bilderreichen Sprache, den unnötigen Metaphern und den wirren Auseinandersetzungen des Cicero. Er war durchaus unzufrieden mit des Mannes geschraubten Sätzen, mit dem Überfluss seiner patriotischen Überschwenglichkeit, mit dem Bombast seiner Reden, mit der Schwerfälligkeit seines Stils, in dem er weder Mark noch Bein fand; mit der unerträglich langen Reihe ebenso langer Beiwörter am Anfang der Sätze; mit dem stets wiederkehrenden Formmotiv seiner gereckten Perioden, das eine Reihe verbindender Worte nur sehr gebrechlich unter sich in Verbindung bringt. Der durch seine Kürze bekannte Cäsar flösste ihm gerade um des Gegenteils willen keine grössere Begeisterung ein; seine Sparsamkeit im Ausdruck, seine Trockenheit verletzen ihn.

Mit einem Wort, weder die genannten, noch alle übrigen Schriftsteller, die die Wonne der sogenannten Gelehrten sind, waren nach seinem Geschmack. Sallust, der vielleicht weniger farblos war als die anderen, gefiel ihm nicht; ebenso wenig der sentimentale und feierliche Livius; der bleiche, aufgedunsene Seneca; der wässerige und kränkliche Sueton; auch nicht Tacitus, der in seiner Kürze kräftigste, schärfste, energischste von allen. Auch die Dichter liessen ihn kalt; so Juvenal trotz einzelner vortrefflicher Verse, und Persius trotz seiner mysteriösen Anspielungen. Tibull und Properz, Quintilian und die beiden Plinius, Statius und Martialis von Bilbilis schob er bei Seite, und konnte sich selbst nicht mit Terenz und Plautus einverstanden erklären, trotz des netten Jargons voll Archaismen bei dem letzteren. Die lateinische Litteratur wurde für Des Esseintes erst bedeutend mit Lucan.

Lucan, der gewöhnlich wegen des übertriebenen Pathos seiner *Pharsalia* willen nicht besonders hoch angeschrieben steht, gefiel ihm. Der Aufputz der Lucanischen Verse und das Schillernde seiner Epitheta füllten für ihn die Leere des Inhalts aus und liessen ihn die Gedankenarmut des Dichters übersehen; aber den meisten Vorzug gab er doch Petronius. Seine feine Beobachtungsgabe, seine gewissenhafte Analyse, seine wunderbar schönen Schilderungen, ganz ohne jede Parteilichkeit, des täglichen Lebens in Rom, liessen ihn immer wieder mit neuem Genuss das *Satyricon* zur Hand nehmen.

Des Esseintes sah in diesem realistischen Roman etwas, woran er ebensoviel fand, wie an den wenigen französischen Romanen, die ihm zusagten. Er fand hier wie dort Schilderungen nach dem Leben ohne jede weitere Nebenabsicht, und, wie sehr man dem auch widersprechen möge, auch ohne Satire. Er fand eine Geschichte ohne Handlung, die Schilderung von den Abenteuern einiger Galgenstricke, ohne eigentlichen Schluss und ohne Moral. Er fand vollkommene Neutralität des Schriftstellers, der niemals seine Meinung äussert, ob er nun die Thaten oder Ansichten seiner Personen gutheisst oder tadelt, der uns alle Verkehrtheiten einer verjährten Civilisation, eines sich auflösenden Staates vorführt.

Er betrauerte es tief, dass *Eustion* und *Albutia*, die beiden Werke des Petronius, von denen Planciades Fulgentius spricht, verloren gegangen sind.[1]) Aber er tröstete sich als Liebhaber seltener Bücher

[1]) Es ist vollkommen richtig, dass der afrikanische Grammatiker Fabius Planciades Fulgentius, in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts

durch den seltenen Druck des *Satyricon* aus dem Jahre 1585 von Janus Dousa in Leyden herausgegeben, den er besitzt.[1])

Ausser Petronius enthielt die Bibliothek Des Esseintes' noch verschiedene Werke aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Fronto, dessen trockener Stil voll Archaismen ihn verletzte, und Aulus Gellius, dessen *Attische Nächte* ihn langweilten, waren aus seiner Sammlung verbannt; den Ehrenplatz nahm Apulejus ein; Des Esseintes besass eine *editio princeps* in Folio, gedruckt 1469 in Rom, von dessen Werken.

Dieser Afrikaner gefiel ihm. Das Latein seiner *Metamorphosen* hatte für ihn etwas Neues, Anziehendes. Seine Neologismen, die für die Umgangssprache in einem römischen Winkel Afrika's erfunden zu sein schienen, entzückten ihn. Der joviale Apulejus bildete einen ergötzlichen Gegensatz zu dem christlichen Apologeten desselben Jahrhunderts, zu dem ermüdenden Minutius Felix, zu Tertullianus u. a., die er alle nur wegen der schönen Drucke seiner Exemplare behielt.

Obgleich Des Esseintes sich ziemlich viel um Theologie bekümmert hatte, liess ihn doch der Kampf der Montanisten gegen die christliche Kirche, und der Widerstand der letzteren gegen die Gnostiker ziemlich kalt, so dass er Tertullianus' Apologeticus und Abhandlung über die Geduld, trotz ihres höchst eigenartigen Stils, der sich durch Kürze und Doppelsinnigkeit der Ausdrücke auszeichnet, beinahe nie zur Hand nahm, sondern nur zuweilen ein paar Seiten aus seiner Abhandlung *De cultu feminarum* las, worin Tertullian die Frauen dringend beschwört, sich doch nicht mit edlen Steinen und kostbaren Stoffen zu überladen, sich doch nicht mit Schminke zu bedecken, in der Absicht, dadurch die Natur verbessern und verschönern zu wollen.

Da diese Ideen den seinen gerade entgegengesetzt, machten sie ihm Vergnügen; er fand auch, dass Tertullian als Bischof von Karthago manche Absonderlichkeiten hatte. Er stellte also den Menschen über den Schriftsteller.

Tertullianus lebte in einer sehr stürmischen Zeit, unter Caracalla, unter Macrinus, unter dem wunderlichen Hohenpriester von Emesa, Heliogabalus. Dabei fuhr er ruhig fort, seine Predigten auszuarbeiten, während das römische Reich in seinen Grundvesten erzitterte und die aus Asien Einzug haltende Sittenverderbnis mit Jubel begrüsst wurde. Mit der grössten Gemütsruhe predigte er Keuschheit, Mässigkeit, Einfachheit der Kleider, während Heliogabalus auf Silberstaub und Goldsand wandelte, sich das Haupt mit den priesterlichen Tiaren deckte, ein geistliches Gewand mit Edelsteinen ganz übersät trug, umgeben von seinen Eunuchen Frauenhandarbeiten ausführte und sich Kaiserin nennen liess . . . .

Des Esseintes sah mit Befriedigung diesen Widerspruch; er hatte auch seine Freude daran, wahrzunehmen, wie das bei Petronius auf der

---

nach Christi, über zwei verloren gegangene Werke des Petronius gesprochen hat. Aber schon Lipsius hegte, um manches Rätselhaften der Sache willen, Zweifel. Bernhardy, in seiner bekannten Geschichte der lateinischen Litteratur, will nichts von Petronius wissen; er hält das *Satyricon* für ein Volksbuch, ohne bekannten Verfasser. Mit Sicherheit lässt sich nicht darüber entscheiden. Man sehe den Aufsatz von A. Wellauer in *Jahn's Archiv*, X. Band, 1844, S. 194—229.

[1]) Der thätige Leydener Dousa ist der erste niederländische Herausgeber des Petronius; 1743 gab Petrus Burman eine sehr vollständige Ausgabe seiner Werke; die am meisten gebrauchte Ausgabe unserer Zeit ist die von F. Bücheler aus dem Jahre 1862.

Höhe seiner Entwickelung stehende Latein sich langsam veränderte. Die christliche Litteratur verdrängte die altrömische und brachte mit ihrem neuen Gedankenkreis auch neue Worte, neue Wendungen, die vorher im Lateinischen fast ganz unbekannt gewesen waren, da sie abstrackte Begriffe auszudrücken hatten. Tertullianus war einer der ersten, der das Beispiel dazu gab.

Dieser Übergang von dem klassischen ins christliche Latein hatte nicht viel Erfreuliches, als nach Tertullian's Tode seine Schüler, St. Cyprianus, Arnobius und der weichliche Lactanz sein Werk fortsetzten. Es war eine teilweise Auflösung der Sprache; zuweilen traten noch ciceronische Wendungen ohne den eigenartigen Duft des vierten Jahrhunderts und der folgenden auf, — des Duftes, den das Christentum der heidnischen Sprache gegeben hat, des Duftes, wie von edlem Wild, das erliegt, gleich der Civilisation der alten Welt und der beiden Kaiserreiche, die der Gewalt der andringenden barbarischen Völker erlagen.

Nur ein einziger christlicher Dichter, Commodianus von Gaza, repräsentiert das dritte Jahrhundert in der Bibliothek Des Esseintes'. Das *Carmen apologeticum* aus dem Jahre 259 ist eine Blumenlese von Ermahnungen, die in Acrosticha künstlich zusammengefügt, und in Hexametern ohne jegliche Sorge um die Quantität der Sprache und mit reichlichen Hiaten, ja oft selbst in Reimen geschrieben sind, wie wir unter den Dichtungen der christlichen Kirche später noch so viele finden werden.

Aber diese wilden, ungeglätteten Verse mit den rohen Strassenausdrücken flössten ihm grösseres Interesse ein, als der vermoderte Stil eines Ammianus Marcellinus und Aurelius Victor, eines Symmachus oder Macrobius; er zog Commedianus selbst dem Claudianus, Rutilius und Ausonius vor, die noch regelmässige, klassische Verse schrieben.

Diese Dreizahl stand damals an der Spitze der lateinischen Dichter; sie erfüllten das zusammenstürzende Kaiserreich mit ihren Namen; so der christliche Ausonius mit seinen Hymnen auf Rom, seinen Strafreden gegen die Juden und die Mönche; seiner Beschreibung einer Reise von Rom nach Gallien, worin er sein grosses Talent zu Schilderung und Beschreibung an den Tag legt, und mit freier Beobachtungsgabe der Natur ein liebevolles Auge schenkt. So schildert er die Spiegelung der Landschaft im Wasser, den Zug der Nebel um die Spitzen der Berge.

Claudianus, ein wiedererstandener Lucanus, beherrscht das ganze vierte Jahrhundert mit dem Metallklang seiner Verse; seine Hexameter sind grossartig, sie ziehen mit stolzem Pompe daher, während das westliche Kaiserreich untergeht und die Barbaren schon vor den Thoren stehen. Claudianus lässt zum letztenmale das klassische Altertum wieder aufleben; er besingt den Raub der Proserpina und wir erstaunen über die glänzenden Farben seiner Zeichnung.

Claudianus ist der letzte grosse Dichter der altklassischen Schule; auf ihn folgen nur geistliche Schriftsteller: der spanische Priester Paulinus, Ausonius' Schüler; Juvencus, der eine Versparaphrase der Evangelien gibt; St. Burdigalensis, der dem Vergil nachzustreben versucht, und noch eine ganze Reihe von Kirchenvätern und Kirchenheiligen: Hilarius von Poitiers, der Athanasius des Occidents; Ambrosius, der langweilige christliche Cicero; Hieronymus, der Verfasser jener Bibelübersetzung, die zur Grundlage der Vulgata gedient hat, und endlich im fünften Jahrhundert Augustinus, der Bischof von Hippo.

Des Esseintes kannte Augustinus, den Begründer der christlichen

Orthodoxie, aus seinen Schuljahren her; er las deshalb nur selten seine *Bekenntnisse* und *De Civitate Dei.* Dagegen durchblätterte er zuweilen die *Psychomachia* des Prudentius, des Schöpfers des allegorischen Genres in der Poesie, oder die Werke des Bischofs Sidonius Appolinaris, der den heidnischen Olymp mit geistreicher Wehmut bekämpft.

V.

Wir gaben einen möglichst getreuen Bericht von den Aussprüchen Huysmans' über Des Esseintes' Bibliothek. Dass dieser wunderliche Nervenleider ein gründlicher Kenner der lateinischen Litteratur ist, kann ohne parteilich erscheinen zu wollen, durchaus nicht geleugnet werden. Nun tritt plötzlich Huysmans auch als ein Mann der klassischen Bildung auf, und zeigt eine Belesenheit in der lateinischen Litteratur von sechs Jahrhunderten, wie wir sie nur selten bei den Vorkämpfern der neuesten litterarischen Helden finden.

Das Kapitel über die Des Esseintes'sche Bibliothek bietet eine so merkwürdige Probe von Gelehrtheit, wie wir sie bei dem Verfasser von *Marthe,* von *Croquis Parisiens,* von *En Ménage* gewiss nicht erwartet hätten. Aber in einer Hinsicht überrascht uns Huysmans' Urteil über die lateinische Litteratur durchaus nicht. Nach seiner Meinung müssen alle Schriftsteller, die bis jetzt allgemein für Meister gehalten wurden, als böse Buben aus dem Vorhof des Tempels gejagt werden.

Vergil wird als Plagiator an den Pranger gestellt, Horaz wird ein Stümper genannt, Cicero als aufgeblasener Grosssprecher beiseite geschoben. Huysmans — denn Huysmans und des Esseintes sind hierin ganz identisch — findet Geschmack an Lucanus, weil dieser Dichter durch die wunderlichste Wahl seiner Ausdrücke sein Publikum kitzelt; vor allen liebt er Petronius und Apulejus, weil sie die einzigen Romanschreiber des Altertums sind, weil ihr Realismus vor nichts zurückschreckt.

Es geht damit, wie mit seinem Urteil über die Malerei. Was allgemeine Anerkennung findet, weist er weit von sich ab. Was die verflossenen Jahrhunderte unter Zustimmung aller Autoritäten für schön hielten, nennt Huysmans hässlich. Es muss nach seiner Meinung ein Ende gemacht werden mit der Herrschaft früher beweihräucherter Schriftsteller; die Götter müssen von dem Altare gestürzt und die Halbgötter darauf erhoben werden. Der unter den Malern begonnene Bildersturm muss mit den lateinischen Dichtern und Prosaschreibern fortgesetzt werden.

Was für ein wunderliches Buch *A Rebours* ist, zeigt deutlich dies geistreich geschriebene Kapitel über die Geschichte der lateinischen Litteratur, das nur geschrieben ist, um den eigenartigen Seelenzustand Des Esseintes' zu schildern. Mit solchen ausführlichen Einschiebseln ist der Roman ganz und gar überladen. So kauft zum Beispiel jener moderne Einsiedler bei Chevet im Palais-Royal eine Schildkröte, und lässt die Schale des Tieres vergolden und mit kostbaren Steinen verzieren. Bei der Auswahl dieser Steine fügt er eine ausführliche Stelle über Edelsteine ein, die wiederum eine ungewöhnliche Kenntnis und ein ganz besonderes Interesse an fabelhafter Pracht à la *Tausend und eine Nacht* oder à la *Fortunio* verrät. Diese Vorliebe für orientalisch-romantische Pracht begleitet Des Esseintes in allen Augenblicken seines einsamen Lebens. Der Thee, den er trinkt, wird durch besondere

Karawanen aus China nach Russland gebracht, und hat die allerseltsamsten Namen: Si-a-Fayoune, Mo-you-taun und Khansky; diese gelben Theesorten sind für jeden gewöhnlichen Sterblichen unerreichbar.

Ebenso geht es mit seinen Likören. Er geht dabei von der Idee aus, jeder Likör erinnere an den Ton eines Musikinstrumentes. *Des Esseintes buvait une goutte ici, là . . . (et) arrivait à se procurer, dans le gosier, des sensations analogues à celles que la musique verse à l'oreille.* Der Curaçao erinnert seiner Meinung nach an die Klarinette, der Kümmel an die Hoboe, der Anisette an die Flöte, Kirschbranntwein an die Trompete, Whisky an die Trombone, Cognac an die Tuba, Rum an die Altviole, reiner und alter Bitterer an — den Kontrabass. . . .

Solche beinahe kindische Wunderlichkeiten sind durch das ganze Buch verbreitet; besonders bemerkenswert unter denselben ist eine Abhandlung über den Geruch und allerlei Riechwerk. Die Einsamkeit und seine wunderliche Lebensweise hat ihn überreizt, dies ruft allerlei Halluzinationen der Sinneswerkzeuge hervor. Zuerst tritt die Halluzination des Geruchs auf. Der Geruch einer gewissen Mischung wohlriechender Spezereien quält ihn; nun sucht er durch andere Riechwasser diesen Duft zu vertreiben, da er in der *science du flair* sehr bewandert war; da er die Produkte aller berühmten Odeurfabrikanten eifrig untersucht hatte, konnte er selbst eine Geschichte der Parfümerien zusammenstellen. Er besass eine Sammlung aller möglichen und unmöglichen Odeurs, selbst *la véritable baume de la Mecque* aus Arabia petræa, dessen Monopol der Sultan hat.

Die schönsten Seiten in *A Rebours* sind der Beschreibung der Kunstwerke gewidmet, mit denen sich Des Esseintes zum Schmuck seiner Einsamkeit umgeben hat. Dies verschaffte dem Verfasser die Gelegenheit, ein vorzügliches Kapitel über den Maler Gustave Moreau zu schreiben. Seine Beschreibung von Moreau's *Salomé* ist ein stilistisches Meisterwerk. Das Gemälde tritt durch jedes Wort deutlicher, greifbarer, lichter hervor. Man höre:

Der Vierfürst Herodes sitzt auf hohem Throne, der den ehrfurchtgebietenden Formen des Hauptaltars einer Kathedralkirche gleicht; an den Seiten stützen ihn Pfeiler, ihn ziert bunter Schmuck von Lapis lazuli und rotem Sardonix. Über seinem Haupte schwebt eine Priesterkrone, die Hände legt er breit ausgestreckt auf die Kniee. Sein Antlitz ist gelb, pergamentfarbig, runzlig; sein weisser Bart schwebt wie eine weisse Wolke über den kostbaren Steinen seines Gewandes von Goldbrokat. Wie um die bewegungslosen Götter der Hindus, wird um ihn Rauchwerk verbrannt, von dem feine blaue Wolken emporsteigen.

Salome erscheint, und ihr Bild ist von so glänzender Farbe, dass wir hier Huysmans selbst das Wort geben müssen.

„*Elle commence la danse qui doit réveiller les sens assoupis du vieil Hérode; ses seins ondulent et, au frottement de ses colliers qui tourbillonnent, leurs bouts se dressent; sur la moiteur de sa peau les diamants attachés scintillent; ses bracelets, ses ceintures, ses bagues, crachent des étincelles; sur sa robe triomphale, couturée de perles, ramagée d'argent, lamée d'or, la cuirasse des orfèvreries dont chaque maille est une pierre, entre en combustion, croise des serpenteaux de feu, grouille sur la chair mate, sur la peau rose thé, ainsi que des insectes splendides aux élytres éblouissants, marbrés de carmin, ponctués de jaune aurore, diaprés de bleu d'acier, tigrés de vert paon.*"

Man muss gestehen, dass diese seltene Farbenpracht mit glänzendem Stift gemalt ist. Huysmans steht hier als Stilist unmittelbar neben Flaubert, de Goncourt und Zola, während einzelne Züge auch

an Théophile Gautier erinnern. Noch höher steigt sein stilistischer Schwung, wenn er ein Aquarell Gustave Moreau's beschreibt; gleichsam eine Fortsetzung des Gemäldes.

Wieder wird uns der Palast des Herodes vorgeführt, diesmal aber als maurische Alhambra, von goldenen und silbernen Säulen getragen, deren Fussboden schimmernde Perlmutter ist. Das abgeschlagene Haupt des Täufers ruht auf einer Schüssel. Salome sieht es sich erheben in lichtem Glanze, den ihre Edelsteine leuchtend widerspiegeln. Wieder lassen wir die Schilderung von Salome's Bild mit den Worten des Prosadichters folgen:

„*Elle est presque nue; dans l'ardeur de la danse, les voiles se sont défaits, les brocarts ont croulé; elle n'est plus vêtue que de matières orfévries et de minéraux lucides; un gorgerin lui serre de même qu'un corselet la taille, et, ainsi qu'une agrafe superbe, un merveilleux joyau darde des éclairs dans la rainure de ses deux seins; plus bas, aux hanches, une ceinture l'entoure, cache le haut de ses cuisses que bat une gigantesque pendeloque où coule une rivière d'escarboucles et d'émeraudes; enfin, sur le corps resté nu entre le gorgerin et la ceinture, le ventre bombe, creusé d'un nombril dont le trou semble un cachet gravé d'onyx, aux tons laiteux, aux teintes de rose d'ongle.*"

VI.

Huysmans hat in *A Rebours* sein Meisterstück geliefert. Sein Werk bietet eine eigenartige Erscheinung. Huysmans, der zu der kleinen Schar der jüngeren Naturalisten zu gehören schien, lehnt sich mit diesem Werke gegen die Schule auf, zu der er gehört. Für seine *Sœurs Vatard* hatte er all die dunklen Farben und die unangenehme Atmosphäre des armen Fabrikpersonals von Paris mit erstaunlichem Fleisse studiert, in *A Rebours* macht er sich mit dem in Düften und Likören und Kunstwerken schwelgenden Des Esseintes vertraut.

Die Erklärung für diesen eigentümlichen Entwickelungsgang ist leichter, als es scheinen möchte. Huysmans zeigt in allem, was er vor *A Rebours* geschrieben hat, eine eigenartige Gemütsstimmung. Seine Weltbetrachtung führt ihn zur Entzauberung.

Der Roman *En Ménage* ist vom Anfang bis zum Ende nur fortlaufende Entnüchterung. Er sagt von sich selbst, er sei *écœuré par l'ignominieuse mufflerie du présent siècle.* Unzufriedenheit und Geringschätzung für die Kreise, für die Gesellschaft, in der er lebt, sprechen aus jedem Worte. In *A Rebours* will Des Esseintes einen zufällig am Wege aufgelesenen sechszehnjährigen Knaben sittlich zugrunde richten. Er gibt ihm reichlich Geld und treibt ihn zur Ausschweifung an, will ihn absichtlich ins Verderben stossen. Und er tröstet sich mit den Worten: *J'aurai contribué dans la mesure de mes ressources, à créer un gredin, un ennemi de plus pour cette hideuse société qui nous rançonne.*

Es klingt aus diesen Worten ein bis zum Hass herangewachsener tiefer Missmut. Die Welt entspricht nicht den Erwartungen des jungen Künstlers. Talente zweiten Ranges, Octave Feuillet, André Theuriet, Georges Ohnet u. a. werden vom Publikum auf den Händen getragen. Von Ohnet's *Maître de Forge* sind 234 Auflagen erschienen. seine *Comtesse Sarah* erlebte 152. Selbst Zola konnte mit *l'Assommoir* und *Nana* nicht eine solche Popularität erringen. Huysmans hat im kleinen

Finger mehr Talent, als Ohnet in der ganzen Hand, aber Huysmans bleibt unbekannt, wird wenigstens nicht gelesen.

Darin liegt der Grund zu Unruhe und Entrüstung. Wie seine Helden André, Cyprien und Des Esseintes sieht auch er voll Ekel herab auf alle geistigen und materiellen Genüsse, die ihm das Leben bieten kann. Alles Bestehende ist wert, dass es zugrunde geht. Die Litteratur der Gegenwart und Vergangenheit, die Malerei ebenfalls, bieten nur sehr ausnahmsweise ein wirkliches Kunstwerk dar. Diese Meinung kann durch eine Menge Stellen in Huysmans Werken bewiesen werden.

In diesen Zustand der Verbitterung tritt bei Huysmans' noch die eigentümliche Erscheinung auf, dass er sich trotz seines wundervollen französischen Stils nicht als Franzose fühlt, sich nur schwer in französische Zustände schickt. Seine Antwort auf die an ihm gerichtete Frage, ob er ein guter Patriot sei, lautete:

„*Tout ce que je puis vous dire, c'est ceci: je hais par dessus tout les gens exubérants. Or tous les Méridionaux gueulent, ont un accent qui m'horripile, et par-dessus le marché, ils font des gestes. Non, entre les gens qui ont de l'astracan bouclé sur le crâne . . . et de grands flegmatiques et silencieux Allemands, mon choix n'est pas douteux. Je me sentirai toujours plus d'affinités pour un homme de Leipzig que pour un homme de Marseille. Tout, du reste, tout, excepté le Midi de la France, car je ne connais pas de race qui me soit plus particulièrement odieuse.*“[1])

In dieser Antwort steckt etwas Holländisches.

Huysmans kann die lautsprechenden Franzosen mit ihren lebhaften Gebärden nicht ausstehen; er hat auch holländische Landsleute, die mit ihm gleicher Meinung sind. Fassen wir alle seine Meinungen über Land, Kunst, Litteratur etc. zusammen, so sehen wir, dass er in beständiger Feindschaft mit den herrschenden Zuständen lebt, und das macht seine philosophische Weltanschauung natürlich pessimistisch. Und gerade in diesem Punkte liegt der grosse Unterschied zwischen Huysmans und Zola. Zola hat als Schriftsteller einen ernsten Krieg gegen einige der herrschenden, litterarischen Anschauungen geführt, aber er hat doch Ehrfurcht vor dem neunzehnten Jahrhundert und seine mächtigen Errungenschaften auf wissenschaftlichem Gebiet. Seine *Rougon-Macquart* werden mit ihren zwanzig Teilen ein Gedenkbuch der bürgerlichen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sein.

Es fällt sogleich auf, dass sich Huysmans in *A Rebours* von den eigentlichen Naturalisten loslöst, da er in der Geschichte Des Esseintes' wieder eine jener *histoires à dormir debout* geschrieben hat, vor denen ihr Meister sie so oft gewarnt hatte. Durch den wunderbaren Zirkellauf des litterarischen Lebens kehrt er zur Wertherstimmung und zu der verzweifelten Weltanschauung des Réné zurück.

Es ist natürlich, dass jemand, der von der *ignominieuse mufflerie du présent siècle* und von der *hideuse société qui nous rançonne* spricht, keinen Gefallen an dem gründlichen Studium dieser selben Gesellschaft finden kann. Er schleudert die Feder weg, mit der er seine *Croquis Parisiens* geschrieben hat und entwirft *A Rebours.* Er geht jetzt einen ganz anderen Weg. Er stellt sich an die Seite derer, die sich jetzt gegen ihre Zeit aufgelehnt haben, wie Charles Baudelaire, dessen

---

[1]) Meunier, *Les hommes d'aujourd'hui. J.-K. Huysmans.* Vol. 6, No. 263.

Fleurs du mal (1857) trotz des genialen Fluges des Verfassers, ein entehrendes Urteil traf. Und da Baudelaire die *Contes extraordinaires* und die *Contes grotesques* des berühmten Amerikaners Edgar Allan Poe übersetzt hat, wurden Baudelaire und Poe seine litterarischen Hausgötter, neben die mit der Zeit noch andere ältere oder jüngere gestellt wurden: Louise Ackermann, Barbey d'Aurévilly, Paul Verlaine, Ernest Hello und Villiers de d'Isle-Adam.

Der Verfasser von *A Rebours* lebt in der Stimmung, wie sie die Vorläufer der Romantik empfanden; er steht nicht weit entfernt von Henri Beyle, wenn es sich um die dauerndsarkastische Stimmung seiner Seele handelt, und nähert sich der Romantik Théophile Gautier's und Gérard de Nerval's, was seine Vorliebe für fremdländische Pracht und raffinierten Luxus betrifft. In der Bewunderung für das überirdisch-geheimnisvoll Spukhafte, wie es der Maler Odilon Redon und der Dichter Edgar Allan Poe zum Ausdruck bringt, steht er auf einem Niveau mit der französischen Romantik von 1830. Ein Deutscher, der gerade damals in Paris ein gewisses Aufsehen erregte, war unverschämt genug, Hoffmann zu bestehlen und unter seinem noch ganz unbekannten Namen, Lœwe-Veimars, *Le Violon de Crémone* herauszugeben. Als dieser litterarische Betrug herauskam, zeigte Lœwe-Veimars durchaus keine Verlegenheit, sondern gab bald darauf seine *Contes d'Hoffmann* heraus, die dieselbe Bedeutung für Gérard de Nerval und Théophile Gautier haben, wie Edgar Allan Poe für Baudelaire und Huysmans.[1])

Es herrscht in diesem Punkte zwischen Huysmans und den eifrigsten Vorkämpfern der jungen Romantik von 1830—1850 eine auffällige Übereinstimmung. Die Jugend von 1830 freilich war voll Lebenslust und Hoffnung. Die Jugend von 1880 dagegen scheint durch Unlust und Langeweile von einem Extrem ins andere getrieben worden zu sein. Die politischen Zustände von 1815—1830, die damit verbundenen gesellschaftlichen Leiden, enttäuschten manchen jungen Schwärmer, da man doch von der neuen Ordnung der Dinge nach der grossen Revolution die herrlichsten Folgen erwartet hatte.

Schon das Kaiserreich zeigt ein solches Beispiel von Enttäuschung in Étienne Pivert de Sénancour; geboren zu Paris 1770, von allen Leiden einer schwächlichen Jugend verfolgt, nach der Schweiz ausgewandert, schrieb er nach anderen Vorläufern seines Talentes sein Hauptwerk, den psychologischen Roman *Obermann* (1804), in welchem er ein ähnliches Einsiedlerleben beschreibt, wie Huysmans in *A Rebours*. Diese äusserliche Übereinstimmung ist bemerkenswert. De Sénancour gehört dem achtzehnten Jahrhundert an und steht unter den verzweifelten Franzosen seiner Zeit obenan, die als Emigrierte den Lauf der Begebenheiten in der Fremde mit heftigster Entrüstung abwartend verfolgen. Man hat ihn mit recht den Schöpfer des französischen *Werther* genannt. Aber in einem Punkte weicht *Obermann* entschieden von *Werther* ab: das Buch de Sénancour's erzählt keine Liebesgeschichte, dagegen gibt es wie *Werther* gefährliche Anleitung zum Selbstmord. Wie *A Rebours* für Überreizte und Übersättigte, so war

---

[1]) Über Lœwe-Veimars gibt Maxime du Camp in seinen *Souvenirs littéraires* (1882), Tome I, p. 397—401, wichtige Mitteilungen. Es thut mir leid, Herrn Ary Prins (*Nieuwe Gids* I, 220, 1886) widersprechen zu müssen, wenn er sagt, Huysmans stehe ganz und gar nicht unter dem Einflusse der Romantik.

Obermann für Unglückliche geschrieben.[1]) Der Held Obermann führt ein Eremitenleben wie Des Esseintes, die Phasen seines Seins sind aber von den Lebenszuständen der Gœthe'schen Gestalt gänzlich verschieden. Obermann scheut sich davor, einen festen Wirkungskreis anzunehmen, weil er dadurch seine Freiheit verliert; des Esseintes hat zuviel genossen von den Freuden dieser Welt, als dass für ihn noch etwas anderes bliebe, als die ausgesuchteste Pracht für ihn allein in der Einsamkeit. Die Einsamkeit Obermann's ist weniger kompliziert als die Des Esseintes'; er schweift hoch in den Spitzen der Alpenriesen herum, dort begegnet ihm kein anderes lebendes Wesen, als der furchtbare Geier der Berge, der mit unheimlichem Schrei in die Tiefe taucht.

Denkt man an die Persönlichkeit beider Schriftsteller, so wird der Unterschied zwischen beiden noch augenfälliger. De Sénancour war aus politischen und persönlichen Gründen — sein Vater hatte ihn in ein Seminar stecken wollen — nach der Schweiz geflüchtet; dort verheiratete sich der gebrechliche Jüngling, verlor aber früh seine Frau. Sein Lebenlang bewahrte er Jean-Jacques Rousseau warme Bewunderung. Er selbst war ein tief melancholisches, unglückliches Wesen. Die romantische Zeit schwärmte für seinen *Obermann,* dessen feine, psychologische Züge man verstand und würdigte. Bei seinem Erscheinen, 1804, hatte das Buch kein besonderes Aufsehen gemacht, nach 1830 ist es für die ausgewählten Geister der Romantik ein Lieblingsbuch geworden.

Huysmans wird seinen Des Esseintes schwerer verteidigen können, als Sénancour seinen Obermann. Die Misanthropie in *A Rebours* ist nur durch den tiefen Missmut zu erklären, der, wie in den Werken Baudelaire's, in einem chronischen Nervenleiden wurzelt.

Kein litterarischer Pessimismus, kein Verlassen seiner Meister Flaubert, de Goncourt, Zola führt ihn zu seiner neuesten Vorliebe für Baudelaire und Edgar Allan Poe. Vielleicht ist es ihm ein Dorn im Auge, dass die jungen Naturalisten nur gar zu schnell mit ihren eigenen Arbeiten zufrieden sind und ihren Vorbildern ohne Selbstprüfung nachfolgen. Da er einen Widerwillen vor allem hat, was nicht sorgfältig und gründlich durchgearbeitet ist; da er zu seiner Entrüstung vielen modernen Schriftstellern ohne Farbe und Charakter eine grosse Popularität zuteil werden sieht, strebt er nach etwas ganz Eigenartig-Besonderem und kommt zur Bewunderung des Fremden, des Ungeheuerlichen, wenn dieses nur von dem allgemein Anerkannten und Gepriesenen abweicht.

In dieser Gemütsstimmung kehrt er sich selbst unbewusst zu der pessimistischen Richtung zurück, und stellt neben Werther, René und Obermann seinen Des Esseintes als nächsten Geistesverwandten. Er teilt mit den beiden krankhaft angelegten Naturen, Gérard de Nerval und Charles Baudelaire, deren Melancholie zuweilen an Wahnsinn grenzt, die Sucht nach dem Ungewöhnlichen, den Hass für das alltägliche. Gérard de Nerval schwärmte für Hoffmann, der, wie schon gesagt, in Frankreich durch Lœwe-Veimars' Übersetzung bekannt geworden war; Charles Baudelaire's Held war der Amerikaner Edgar Allan Poe, den er selbst ins Französische übersetzte.

Es ist ein tief beklagenswerter Umstand, dass diese vier grossen

---

[1]) Man vergleiche Georg Brandes, *Die Litteratur des XIX. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen.* I. Band, *Emigrantenlitteratur,* S. 59—75.

Künstlernaturen, de Nerval, Baudelaire, Hoffmann und Poe verhältnismässig so früh ihrem Wirken entrissen worden; ausser Hoffmann gingen sie alle in der Umnachtung des Wahnsinns aus der Welt. Das Dämonische ist allen eigenstes Element. In ihrem Leben ist ein Zug, der an wandernde Zigeuner mahnt. Gérard de Nerval verschleuderte ein kleines Vermögen in Blumen seltener Art, die er alle Abende einer Künstlerin, Jenny Colon, darbrachte, in Operngucken und Stöcken, wie wunderlich dies erscheinen möge. Mit diesen Stöcken brachte er ihr klopfend allabendlich seine Huldigung dar. Baudelaire lebte in beständiger Feindschaft mit seinem Stiefvater, dem Oberst Aupick, den er einst bei einem Dîner zu erwürgen gestrebt hatte, so dass ihn dieser nach Mauritius sandte. Dort lernte er Englisch. Als er später die Erbschaft seiner Mutter durchgebracht hatte, ruinierte er seine Gesundheit durch steten Opiumgenuss. Hoffmann, der anfänglich in Posen und in Warschau ein ungeregeltes Leben führte, wurde später Kapellmeister eines kleinen Orchesters, und verlor nun vollends alles Mass in seinem Leben. Er schrieb um zu trinken, und trank um zu schreiben, sagt Eichendorff. Edgar Allan Poe, der Sohn armer unglücklicher Schauspieler, die bei ihrem frühen Tode ihn im tiefen Elend zurückliessen, wurde durch die Grossmut eines reichen Kaufmanns, John Allan, aus dem Staube emporgehoben und erzogen, aber auch durch masslose Zärtlichkeit verdorben. Seine Unmässigkeit und seine Spielsucht verschlossen ihm alle amerikanischen Universitäten, kein Mittel, ihn zu bessern, half; so verlor er endlich die Gunst seines Wohlthäters und zweiten Vaters und war genötigt, seinen Unterhalt mit litterarischer Arbeit zu verdienen. Er führte, was die Engländer *a hand-to-mouth life* nennen, bis er schliesslich in einem Hospital zu Baltimore im Wahnsinn starb.

Viele grosse Künstler sind früh gestorben; aber in dem Leben dieser vier liegt eine ganz besondere Tragik. Grosses Talent, aussergewöhnliche Begabung, vortreffliche geistige Schöpfungen, verlorene Illusionen, und zum Schluss der Tod in der Blüte des Lebens — das war ihr Los. Das Krankhafte und Singuläre ihrer Persönlichkeit in Verbindung mit der Flamme des Genies, die ihre Seele entzündete, erzeugte jenes eigentümliche Aroma, das Des Esseintes so gerne einatmete. Huysmans ist ruhiger als seine gegenwärtigen Vorbilder, Baudelaire und Poe. Das holländische Blut in ihm spricht oft noch recht vernehmlich, wenn auch die Pariser Erziehung, die er genossen, eine gewisse Unruhe und Verzagtheit hineingebracht hat, die ihn verhindert, mit echt holländischer Ruhe zu handeln und zu denken.

Er hat mit *A Rebours* seine künstlerische Charakteristik am klarsten dargelegt. Da wir noch viel von seiner Feder zu erwarten haben, steht uns noch kein Endurteil über ihn zu. *En Rade*, sein in der *Revue indépendante* erschienener Roman, ist bereits *A Rebours* gefolgt.

(Autorisierte Übersetzung von Lina Schneider-Köln.)

JAN TEN BRINK.

Zur Geschichte des Schäferspiels in Frankreich.

§ 1. Tasso und Guarini.

Wir haben eine Geschichte der französischen Pastorale,[1]) ein Werk, das, wenngleich nicht ganz zulänglich,[2]) doch von dem liebevollsten Eingehen auf ein Gebiet der Litteraturgeschichte zeugt, bei dem sich andere Gelehrte nur so lange aufhielten, als es unbedingt notwendig war. Es ist auch ein eigenes Ding um jene Salonschäfer, wie sie Tasso, Guarini und Bonarelli in die Welt geschickt, als beglaubigte Sendboten jener ächten arkadischen Schäferliebe, für welche das dahingeschwundene Zeitalter der ungesuchten und ungezügelten Leidenschaft das goldene bedeutete. Warum aber sollten wir nicht untersuchen, ob in der „Verrücktheit“ der Schäferpoesie nicht auch etwas „Methode“ war? Die Hirtenflöte hat von jeher eine besondere Anziehungskraft ausgeübt, auch auf die Leute von der Stadt — aber jeder belebte bei ihrem Klange das Thal mit den Bildern seiner eigenen Phantasie. Warum wirft man gerade der Pastorale am meisten Mangel an Lokalfarbe vor? War es im 16. und 17. Jahrhundert mit der Tragödie in dieser Beziehung besser bestellt? War das nur ein Fehler der Pastoraldichtung oder der ganzen poetischen Produktion jener Zeit? Nur auf diesem Wege konnte Weinberg zu dem Schlussergebnis seines Buches kommen, die Pastorale sei eine „notwendige Verirrung“ gewesen. Hätte das Weinberg von den italienischen Pastoralen auch behaupten mögen, von *Aminta* und dem *Pastor fido?* Und doch sucht Weinberg nachzuweisen, wie besonders diese Dichter die französische Litteratur an den Schäferstab gebracht hatten.

---

[1]) Weinberg, *Das französische Schäferspiel*. Frankfurt a. M., 1884.
[2]) Vgl. *Littbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1885, Sp. 248.

Zuerst, von unbedeutenderen Vorgängern zu schweigen, erzählte Tasso sein Hirtenmärchen, eine Idylle in Dialogform. Die spröde Jägerin Sylvia, der liebeskranke Schäfer Aminta, der wollüstige Satyr, die altkluge Dafne mit ihrem Geistesverwandten Tirsi — das sind die Charaktere, an denen die Pastorale ihre Kräfte prüfte. Der Überfall des Satyrs und der Selbstmordversuch Aminta's, die einzigen dramatischen Vorgänge, werden nur erzählt, wie die Entstehung von Aminta's Leidenschaft auch erst einer langen, aber reizvollen Erzählung bedarf. Dazwischen sorgt an geeigneten Stellen der Chor für lyrische Erbauung.

Die Entstehung des *Pastor fido* ist weltbekannt. Guarini hatte mehr dramatisches Verständnis als Tasso. Dass er sich auch theoretisch mit der Pastorale beschäftigt hatte, beweist der *Verrato,*[1]) worin er die Entstehung der Pastorale aus der antiken Ekloge bespricht. Das Werk Tasso's reizte ihn zur Nachahmung, zur Negation, zur Erweiterung, Vertiefung und Vermenschlichung der darin enthaltenen Motive. Im Gegensatze zu Tasso begrenzte er die Handlung durch Zeit und Ort, indem er ihr das antike Arkadien zum Schauplatze gab. Der Konflikt bekommt einen religiös-politischen Ausgangspunkt; denn die Heirat der Amaryllis mit Silvio, den sie nicht liebt, wird von dem Staatswohl gebieterisch gefordert. Schade nur, dass dieser echt tragische Konflikt nur auf der Oberfläche bleibt und bei Amaryllis nicht zum Seelenkonflikte werden kann. Ein hoher sittlicher Ernst geht durch das ganze Stück im Gegensatze zu der Moral Tasso's. Daher die vielen Sentenzen bei Guarini. Als dramatische Motive und Charaktere sind von Guarini dem *Aminta* entlehnt worden: die spröde Geliebte, der liebesbedürftige Schäfer, der weltkluge Vertraute, die Entstehungsgeschichte der Liebe, der erste Kuss und die schliessliche Vereinigung der Liebespaare. Und doch ist auch hier die dramatische Auffassung grundverschieden. Sylvia ist spröde aus Temperament, denn ihrer ehelichen Verbindung mit Aminta steht nichts im Wege. Die Sprödigkeit der Amaryllis indessen hat in der klugen Berechnung ihren Grund. Sie weiss, dass sie nicht Myrtill's Weib werden kann, zu seiner Geliebten aber will sie sich nicht bekennen. Unkeuschheit und Untreue wurden in Arkadien mit Tod bestraft, und die Schäferinnen wussten, dass das Geständnis ihrer Liebe notwendig dazu führen musste. Woher sonst das Lob des goldenen Zeitalters, wo der Begriff *onore* noch nicht bekannt war? Allerdings hatte Amaryllis viel

[1]) *Il Verrato,* S. 285.

weniger zu befürchten als Sylvia; denn Myrtill ist nicht so sinnlich wie Silvio, dessen grösster Kummer es ist, dass Sylvia ihm das nicht freiwillig aus Dankbarkeit gewährt hatte, was sich ohne ihn der Satyr ertrotzt hätte. Bei Tasso läuft die ganze Handlung darauf hinaus, Sylvia zum Geständnis ihrer Liebe zu bringen. Als einziges Mittel dazu dient das Mitleid. Bei Guarini kommt es noch darauf an, die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung herbeizuführen. Schon aus diesem Grunde musste von Guarini ein grösserer dramatischer Apparat in Bewegung gesetzt werden. Es galt, eine Intrigue zu schaffen, neue Personen einzuführen. Hier musste sich das dramatische Naturgesetz geltend machen, die einzelnen Charaktere durch ihre Gegensätze grell zu beleuchten. Der liebesbedürftige Myrtill hat sein Widerspiel in dem brutalen Silvio, die spröde Amaryllis tritt in Gegensatz zu der feurigen, aufdringlichen Dorinda; Corisca, deren Herz ein *perpetuum mobile* zu sein scheint, lenkt die naiven Naturen der Schäfer und Schäferinnen wie Marionnetten. Fühlte Guarini die Überfeinerung in den von Tasso seinen Personen gegebenen Empfindungen heraus, so schuf er seinerseits die beiden Naturkinder Dorinda und Silvio, welche für die Entwickelung der Haupthandlung nicht notwendig sind. Eine Liebesverwickelung, wie sie in der VI. Idylle des Moschus angedeutet und mehrfach von andern Pastoraldichtern nachgeahmt worden ist, findet sich bei Guarini nicht. Eine Anlehnung Guarini's an das Altertum braucht also für die Gestaltung der obigen zwei Charaktere nicht angenommen zu werden. Anders verhält es sich mit der Lösung des Knotens. Das im Altertum so beliebte Wiedererkennen (ital. *Ricognizione*) ist auch von Guarini benützt worden, obwohl er ausdrücklich darauf hinweist,[1]) dass nach Aristoteles das Wiedererkennen im Drama nicht unbedingt notwendig sei. Diese Behauptung ist insofern interessant, als man sieht, welche Bedeutung man dem Wiedererkennen doch noch beilegte. Woher es eigentlich in die Pastorale kam, hat schon Sorel eingesehen, und diese vermeintliche Unsitte fand denn auch von seiner Seite die gebührende Abfertigung.[2])

[1]) *Il Verrato,* S. 187.

[2]) *Ceste histoire merite bien d'estre accompagnée de celle des amours de Daphnis et Cloé. L'autheur fait ces ieunes gens si sots et si advisez tout ensemble qu'il n'y a rien de vray semblable mais ce qui me met en colere principalement, c'est que ie croy que ce livre a donné suiet à plusieurs d'en vouloir aussi faire d'autres de bergeries et ie vous asseure qu'ils l'ont si bien imité qu'ils font tous que leurs bergers ne connoissoient ny leur pere ny leur mere ainsi que Daphnis et Cloé et qu'estans petits enfans, ils avoient esté emportez avec leur berceau par quelque des-*

Dadurch, dass Guarini seine Personen mit ihren Eltern, Freunden etc. in Verbindung brachte, gab er der Pastorale neue, mehr äussere Konfliktsmomente, stellte er sie auf einen realeren Untergrund, gestaltete er sie mit einem Worte ungleich dramatischer als Tasso. Der Chor, welcher bei Tasso im allgemeinen die nämliche Rolle wie im antiken Drama spielt, wird von Guarini an den Schluss der einzelnen Akte verwiesen und dient eigentlich nur noch dazu, einen Stimmungsbericht zu geben. Eingeführt wurde auch von Guarini nach dem Vorgange des Poliziano das Echo und das Motiv der Eifersucht. Nehmen wir dazu die Sprache Guarini's, die noch nicht bis zur Sättigung mit Pointen durchsetzt ist, so wird uns der beispiellose Erfolg des *Pastor fido* begreiflich. Guarini's Werk musste mehr zur Nachahmung reizen als das Tasso's. Auch die in jeder Beziehung rätselhafte *Filli di Sciro* von Guidobaldo Bonarelli vermochte nicht gegen den *Pastor fido* aufzukommen. Dieser blieb hauptsächlich der Typus des Pastoraldramas. Diese Erkenntnis ist für die Geschichte der Schäferspiele in gewissem Sinne verhängnisvoll geworden. Noch Weinberg scheint, wenigstens ihrem Inhalte nach, die italienische und die französische Pastorale in einen Topf zu werfen und stellt so (S. 29) das Schema eines regelrechten Schäferspiels auf, das mit gleichem Rechte in einer italienischen Litteraturgeschichte stehen könnte. Er setzt gleichsam das Programm des Schäferspiels *a priori* fest, ohne im Verlauf seines Buches darnach zu fragen, wie es durchgeführt wurde. Dass dabei jede innere, durch individuelle und nationale Eigentümlichkeit bedingte selbständige Entwickelung des französischen Schäferspiels ausgeschlossen ist, versteht sich von selbst. Es ist das eine fühlbare Lücke in dem sonst reichhaltigen Buche. Einige Andeutungen werden genügen, um diese Thatsache festzustellen.

§ 2. Hardy.

Es ist nicht zu verwundern, wenn schon im 16. Jahrhundert die italienische Pastorale wie jede italienische Litteraturgattung sich der Beachtung und Nachahmung der Franzosen aufdrängte. Ein Spiel des Zufalls ist es sicher auch nicht, dass gerade diejenigen dramatischen Dichter, welche an der Schwelle und im

---

bordement de riviere tellement qu'ils avoient esté trouvez par quelque homme qui les avoit faict eslever. Regardez si Baptiste Guarini dans son Berger fidelle n'est pas si sot qu'il use de la mesme invention et si une infinité d'autres ne le sont pas encore comme si cela estoit de l'essence de la Bergerie d'avoir este perdu en enfance. (Sorel, *Berger extravagant*, Rouen, 1646, t. II, Livre XVIII, S. 30.)

Anfange des 17. Jahrhunderts als die allerdings schon bedenklich wankenden Säulen des Garnier'schen Klassizismus betrachtet wurden — ich meine Montreux und Montchrestien —, sich des Schäferspiels bemächtigten. Es muss mindestens zu Montchrestien's Zeiten das Schäferspiel bei der kleinen Gemeinde der litterarisch Gebildeten schon in grossem Ansehen gestanden sein; denn für die breite Masse des Volkes schrieben diese Dichter ja nicht. Was Montchrestien betrifft, so scheint er das Schäferspiel für eine Abart der Komödie gehalten zu haben, sonst hätte er das seinige wahrscheinlich nicht in Prosa geschrieben. Montreux führt uns ein Märchen im Gewande eines Schäferspiels vor. Die Zauberei steht im Vordergrunde, sonst trägt das Stück *(Athlète)* schon den ausgeprägten Typus der italienischen Pastorale trotz der gegenteiligen Behauptung Weinberg's (S. 18). Die Zauberei ist den bedeutendsten italienischen Pastoralen fremd. Nur im *Aminta* wird einmal vorübergehend erwähnt, der verliebte Schäfer habe sich an den weisen Mopso wenden wollen. Hier haben wir gleich einen grossen Unterschied zwischen der italienischen und französischen Pastorale, schon auf der ersten Stufe ihrer Entwickelung. Die Anregung zur Verwendung der Zauberei mag vom Amadisroman oder vom klassischen Altertum ausgegangen sein — sicher ist, dass künftig die meisten französischen Schäferspieldichter sich ihrer bedienen, selbst die, welche sich, wie Montchrestien, eng an die Italiener anschliessen. Schon bei Montchrestien wird die italienische Intrigantin durch den Intriganten ersetzt, und die besten französischen Pastoraldichter haben hier Montchrestien nachgeahmt — eine zweite Abweichung vom Typus der italienischen Pastorale. Die durch den Pastoralroman geförderte Tendenz, die weiblichen Charaktere zu idealisieren, hat hier vielleicht bestimmend mitgewirkt. Über die Aufführung von Montreux's und Montchrestien's Pastorale ist nichts bekannt.

Hardy hat auf das Schäferspiel den nämlichen Einfluss ausgeübt wie auf alle dramatischen Dichtungsarten — er machte sie auf seinem Theater der grösseren Masse eines ziemlich unkritischen Publikums zugänglich. Er zog alles in den Bereich seiner dramatischen Thätigkeit — warum hätte er der Pastorale fernbleiben sollen? Sicherlich legte er Wert auf seine Schäferspiele, sonst hätte er sie nicht durch den Druck veröffentlicht. Ob nun auch die vornehme Welt Hardy's Pastoralen sehen mochte? Warum nicht? Musste ja selbst Ebert zugeben, dass Hardy's Publikum manchmal doch etwas gewählter war, als man bis jetzt noch allgemein geneigt ist, anzunehmen. Im zweiten Dezennium des 17. Jahrhunderts pflegten auch die jungen

Edelleute in Hardy's Theater zu gehen. Das wissen wir bestimmt, sowohl von Racan[1]), als auch vom Abbé de Marolles.[2]) Ob indes überhaupt, und dann inwieweit dieser Teil des Publikums mit der Aufführung und dem Erfolge von Hardy's Pastoralen im Zusammenhange steht, ist eine Frage, die noch nicht beantwortet werden kann. Doch dürfte gerade die teilweise Umbildung, welche das Schäferspiel durch Hardy's Hand erfuhr, darauf hindeuten, dass, wie alle seine Stücke, so auch seine Pastoralen dem Geschmacke seines Alltagspublikums angepasst waren.

Der Dichter bezeichnet zwar selbst (Weinberg S. 52) das italienische Schäferspiel als sein Vorbild, was übrigens jeder auf den ersten Blick sieht, aber er hatte den Geschmack seiner Landsleute studiert und schuf dem entsprechend neue Charaktere. Die übertriebene, unnatürliche Sprödigkeit der Hauptheldinnen ist in den besten Pastoralen Hardy's kein Hindernis für die Verbindung des Liebespaares mehr. Die Schäferinnen lieben, entgegen dem italienischen Pastoraltypus, auch als Hauptheldinnen des Stückes gerade so offen und warm, wie die Schäfer, und Hardy hat sogar, wie man bei Weinberg (S. 34 u. 35) nachlesen kann, überraschend glückliche Ausdrücke für die Darstellung der reinen, uneigennützigen Mädchenliebe. Dass durch diesen einzigen Zug die Pastorale dem Nebel eines falsch verstandenen Idealismus entrückt und wieder dem Sonnenblicke des warmen realen Lebens zugekehrt wurde, ist klar. Auch in technisch-dramatischer Beziehung wurde dadurch viel gewonnen. Der Charakter der Hauptheldin ist nicht mehr scheu in sich selbst zurückgezogen, sondern tritt keck an das Tageslicht und reizt dadurch die ihm widerstrebenden Kräfte zur Reaktion — das Gegenspiel der Leidenschaften kann beginnen.

Wir möchten damit nicht behaupten, dass es Hardy gelungen wäre, die beinahe krankhafte Sprödigkeit der Schäferinnen vom Schlage einer Sylvia oder Amaryllis von der Bühne zu verdrängen — hat er sich doch selbst nicht davon zu befreien vermocht — sondern nur, dass er in diesem Punkte den Dichtern der gesund sinnlichen *Arthénice* und *Sylvie* ein nachahmenswertes Beispiel gab. Geradezu bahnbrechend wirkte Hardy in anderer

[1]) *Il* (sc. Racan) *dit que les comédies de Hardy qu'il voyoit representer à l'Hôtel de Bourgogne où il entrait sans payer, l'excitoient fort.* (Tallemant des Réaux, *Historiettes. Edit. Monmerqué*, t. II, S. 129.)

[2]) *Je ne sais pas où il* (sc. Du Lion) *prenoit le fond de toute la dépense qu'il faisoit, mais il en avoit toujours de reste pour de petits festins qu'il aimoit extrêmement, pour le paume et pour la Comédie où il nous menoit quelque fois, lorsque cette fameuse Comédienne appelée La Porte montoit encore sur le Theatre.* (Marolles, *Memoires.* Amsterdam, 1755; t. I, S. 58, Jahr 1616.)

Richtung. Wir haben gesehen, wie bei Guarini die Verwickelung einen religiös-politischen Hintergrund hat: der, wenn auch nur verhaltene Wille der Amaryllis stösst weniger auf prinzipiellen Widerstand von Seite ihres Vaters — dieser beruft sich auf die gebieterischen Forderungen des Gemeinwohls. Nichts von alledem bei Hardy. Die Väter in seinen Pastoralen lassen sich von durchaus persönlichen Rücksichten leiten, die meistens auf einer sehr materiellen Grundlage beruhen — der Geldsack spielt hier eine grössere Rolle als die Politik. Der Konflikt hat bei ihm kein öffentliches, sondern nur ein privates Interesse im Auge, er spielt sich nicht zwischen Individuum und Staat, sondern zwischen Individuum und Familie ab. Die Figur des habsüchtigen, eigensinnigen, derben, aber im Grunde gutmütigen Vaters ist oft sehr wirksam der nur ihrer Leidenschaft lebenden Tochter gegenübergestellt. Das ewige Lied von Reichtum und Liebe, den beiden feindlichen Mächten, ist von Hardy in zwei seiner Pastoralen (*Alcée* und *La Triomphe d'amour*) variiert worden, während die Figur des polternden Alten sich auch in *Alphée* findet. Bei Guarini sind die Väter ganz andere Gestalten — schattenhafte Wesen, ohne Fleisch und Blut. In Hardy's Pastoralen wirken jene urwüchsigen Alten um so erfrischender, als sie auch nicht die gezierte Sprache der Schäfer reden. Kurz, es sind bereits die komischen Alten Molière's, die Vertreter der Komödie in der Pastorale. Schon im *Pastor fido* wird einmal der Ton der Komödie angeschlagen; ihrer eigentümlichen Begabung gemäss mussten die Franzosen das Komödienhafte in der Pastorale mehr hervortreten lassen als die Italiener. Hardy zuerst ging hier so weit, dass er sogar den Ausgangspunkt des Konflikts, den Gegensatz zwischen reich und arm, der Komödie entnahm und dadurch der italienischen Pastorale in Frankreich erst das Bürgerrecht verschaffte. Hüten wir uns indessen, mit Weinberg (S. 142) das Schäferspiel als einen Vorläufer der bürgerlichen Komödie des 18. Jahrhunderts insofern zu betrachten, als darin die sozialen Gegensätze auf dramatischem Wege ausgeglichen werden. Das ist nur in der *Sylvie* der Fall. Bis dahin und auch noch nachher musste die *Ricognizione* zur Lösung des Knotens herhalten. Der Zauberei räumt auch Hardy einen grossen Platz ein, getreu den Traditionen Montreux' und Montchrestien's. Auch der Verleumder findet sich bei Hardy, öfter freilich noch die Verleumderin. Sonst entfernt sich Hardy in nichts von dem Typus der italienischen Pastorale, ausser durch die Derbheit, auch wohl Gemeinheit seiner Sprache. Merkwürdig ist, dass gerade Hardy's letzte Pastoralen, d. h. diejenigen, welche er zuletzt drucken liess — denn die Zeit

ihrer Aufführung ist ja unbekannt — seine schwächsten sind. Gering war die Zahl derer, welche mit Hardy in der Pastorale wetteiferten — es sind Des Croix, Gallardon und Coignée de Bourron. Auch bei ihnen erscheint die italienische Pastorale im Sinne Hardy's modifiziert: die Schäferinnen sind nicht spröde, die Verleumderin wird oft zum Verleumder. Auch die Komik Hardy's fehlt nicht, wohl aber dessen Heldenvater.

Die Pastoralen Hardy's beherrschen durchweg die Zeit bis zum Auftreten Racan's, wie ja Hardy auch die anderen Arten der dramatischen Litteratur beherrschte. Er hatte sich ein Publikum herangebildet, das in gewissem Sinne *Tout Paris* war. Die vornehme Welt hatte nicht mehr genug an dem Getänzel der mythologischen Hofballette, und Hardy verstand es auf irgend eine Weise, sich bei ihr in Achtung zu setzen. Es war allerdings noch nicht die Zeit gekommen, wo man die trefflichste Ode für ein gutes Theaterstück leichten Herzens hingab: die Theaterdichter verbargen ihre Namen; denn diese hatten in der vornehmen Welt keinen Klang, und das Volk fragt nie darnach. Ballettdichtungen erschöpften die Phantasie der höfischen Dichter, und höfisch waren sie alle. Der gute Ton erlaubte es wohl, Hardy's Schöpfungen zu sehen und zu beklatschen, nicht aber, mit ihm zu wetteifern. Doch in aller Stille bereitete sich die Wandlung vor. Drei Bände der *Astrée* waren 1620 bereits erschienen. Sie legen beredtes Zeugnis davon ab — und das ist hier für uns von besonderer Wichtigkeit — dass D'Urfé die Schäferspiele der Italiener für seine *Astrée* gründlich studiert hatte. Auch für die Schule Malherbe's ist die Vorliebe für das italienische Schäferspiel charakteristisch; ist ja doch bekannt, dass Malherbe selbst für Tasso's *Aminta* schwärmte. Marie de'Medici war, wie wir aus der interessanten, aber für Deutsche leider noch nicht zugänglichen Vorrede D'Urfé's zu seiner einzigen Pastorale: *Silvanire ou la Morte Vive* ersehen können, bestrebt, diese der italienischen Pastorale günstige Strömung zu fördern, und die *Astrée* selbst war ja in hervorragender Weise dazu geeignet, die Phantasie der Franzosen zur Erzeugung und Aufnahme der Pastorale in die richtige Stimmung zu versetzen. Die Kriegsjahre 1620—23 waren zu wenig aufregender Natur, um die französische vornehme Damenwelt aus dem Halbschlaf der „Schäferei" aufschrecken zu können. Im Jahre 1622 schien die Thätigkeit Hardy's erlahmen zu wollen, und 1623 soll er gar schon ganz von der Bühne zurückgetreten sein. Über die Gründe seines Rücktritts ist nichts bekannt. Um dieselbe Zeit ungefähr[1])

[1]) Das Druckprivileg für D'Urfé's Schäferspiel ist vom 2. April 1625.

studierte D'Urfé die Gesetze der italienischen Pastorale genauer, auf allerhöchsten Befehl hin war er gezwungen, sie nachzuahmen, wie er selbst in der Vorrede zu seiner *Silvanire* sagt. Er, der Dichter der *Astrée*, schien jedenfalls der Berufenste zu sein, die Pastorale in einer Weise zum Drama zu gestalten, dass auch die französische vornehme Welt sich und ihren Geschmack in höherem Grade darin wiederfand, als es in den Pastoralen Hardy's der Fall war. Wir werden sehen, wie D'Urfé seine Aufgabe löste. Vorerst müssen wir der dramatischen Wirksamkeit Théophile de Viau's gedenken, unter dem Vorbehalte allerdings, dass für dessen einziges Theaterstück, *Pyrame et Thisbé*, eine Tragödie, die Abfassungszeit noch nicht genau bestimmt werden kann. Warum entzog gerade er sich dem Zuge der Zeit nach der Pastorale? Die näheren Umstände, unter denen *Pyrame et Thisbé* in die Litteratur eintrat, sind unbekannt. Théophile, der Dichter der vornehmen Welt, schreibt eine Tragödie, vielleicht gar zu einer Zeit, als Hardy noch nicht seine letzte Szene geschrieben hatte. Wenn wir nur wüssten, wo das Stück zuerst aufgeführt wurde! Einem Manne, wie Théophile, können wir wohl die Kühnheit zutrauen, dass er mit Verachtung aller gesellschaftlichen Rücksichten als dramatischer Dichter im Wettkampf mit dem von ihm so aufrichtig bewunderten Hardy aufzutreten wagte. Ton und Stil des *Pyrame* sind zwar offenbar auf das vornehme Publikum berechnet, aber dieses nämliche Publikum konnte auch Hardy noch Geschmack abgewinnen, als Jean de Mairet's Pastorale *Sylvie* zum erstenmale aufgeführt wurde (1626). Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass, was schon Ebert (*Entwickelungsgeschichte*, S. 194) behauptete, Théophile auf Anregung Hardy's für dessen Bühne schrieb. Als *Pyrame* im Jahre 1625 oder 1626 bei Hofe aufgeführt wurde, traf er, wenigstens dem Inhalte nach, nicht den Geschmack des Hofpublikums, das damals im Theater nur angeregt, nicht aufgeregt oder gar bis zu Thränen gerührt sein wollte.[1]) Als Théophile das Stück aber schrieb, war die vornehme Welt vielleicht noch mehr an die kräftigere dramatische Kost Hardy's gewöhnt. Wir können also daraus nicht schliessen, dass Théophile mit Absicht dem Geschmacke seines Publikums an der Pastorale keine Rechnung getragen habe; denn wir wissen nicht, ob die Pastorale überhaupt schon Modeschauspiel war, als er seine Tragödie schrieb, die vielleicht immer eine *crux* für den Geschichtschreiber des französischen Theaters bleiben wird.

[1]) Vgl. den Brief Théophile's an Vallée in Alleaume, *Œuvres de Théophile*, t. II, p. 422.

§ 3. Racan. (Gegen 1624.)

Auf den ersten Blick muss es uns befremdlich erscheinen, dass aus der Schule Malherbe's ein so bedeutender Dramatiker wie Racan hervorging. Denn weder Malherbe noch sein Schüler Maynard hatte irgend welches Verständnis für die Erfordernisse eines Dramas. Noch in späten Jahren hat Racan erzählt, welche vortrefflichen Ratschläge ihm Malherbe und Maynard gegeben hätten.[1]) Zum Glück fiel es ihm nicht ein, dieselben zu befolgen. Dem Zuge der Zeit nach der Pastorale hat sich indessen Malherbe nicht verschlossen. Bezeichnender Weise wählte er die Form der Ekloge, um seine platonische Liebe zu Madame de Rambouillet zum Ausdruck zu bringen.[2]) Er liebte nicht bloss die pastorale Lyrik, sondern auch das pastorale Drama, den *Aminta.* Racan brauchte nur seinem Meister zu folgen, um dahin zu gelangen, wohin ihn auch seine individuelle Begabung wies, zur Schäferpoesie. Die Gesellschaft, die ihn umgab, war von Idyllensucht angekränkelt, dagegen erhob selbst ein Balzac vergebens seine warnende Stimme.[3]) Es war wieder Friede im Lande. Zudem wusste Racan eine hübsche Hofgeschichte,[4]) es galt, bekannte Persönlichkeiten poetisch zu verherrlichen. Dazu wählte er aber nicht mehr, wie D'Urfé und Gombaud, die Form des Romans, sondern die des Dramas. Da die Komödie damals aber noch nicht ihre Auferstehung gefeiert hatte, bot sich die Pastorale als einzig mögliche dramatische Form dar. Zum zweitenmale hatte sich, nach Théophile's Vorgange, ein durch seine sonstigen poetischen Werke berühmter Mann der dramatischen Muse angenommen. Wann aber drangen die *Bergeries*

---

[1]) *Malherbe et Maynard estoient d'avis de couper le sens des vers de suite de quatre vers en quatre vers; mais moy, qui me suis toujours opposé tant que j'ay pu aux gesnes où l'on vouloit mettre notre poésie, je n'y ay jamais su consentir et me sembloit que ce seroit faire des stances et non des vers de suite.* (Brief Racan's an Chapelain vom 25. Oktober 1654. Tenant de Latour. *Œuvres de Racan*, t. I., p. 352) und: *Vous proposâtes aussy à M. Chapelain si l'on estoit obligé, aux vers de théâtre comme aux autres vers de suite, de fermer le sens avec la ryme. M. de Malherbe m'ordonnoit de le fermer de quartre en quatre, même en ma pastorale. Cette grande justesse me sembloit ridicule quand j'estois obligé de décrire des passions violentes et désordonnées.* (Brief Racan's an Ménage vom 17. Oktober 1654. Latour I, p. 356.)

[2]) Vgl. meine *Studien zu Jean de Mairet's Leben und Wirken,* Münchener Dissertation, 1888. S. 74 ff.

[3]) Brief Balzac's an Racan, 3. September 1623(?). Folio-Ausgabe der Werke Balzac's, t. I, p. 108.

[4]) Ueber Zeitbestimmung und Entstehung der *Bergeries* vgl. meine *Mairet-Studien,* S. 67 ff.

Racan's zum ersten Male vom Hofe, für den das Stück geschrieben wurde, in die Stadt? Dass an dem Tage, wo die *Bergeries* oder Théophile's Tragödie zum erstenmale auf einer öffentlichen Pariser Bühne aufgeführt wurde, der Name des Dichters auch auf dem Theaterzettel stand, ist natürlich; denn er zog. Sorel, der die hier angedeutete Thatsache erwähnt, sagt, das sei gegen 1625 gewesen. Diese Stelle ist bis jetzt von fast allen Litterarhistorikern angeführt worden,[1]) ohne dass man hervorgehoben hätte, inwieweit die von Sorel gegebene Jahreszahl 1625 von den bisher für die in Rede stehenden Werke angenommenen Daten (1617, 1618, 1621 etc.) abweicht. Kann auch die Angabe Sorel's keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit machen, so ist deren annähernde Richtigkeit eine schwerlich mehr zu bestreitende Thatsache. Mit den *Bergeries* (1623 oder 1624) beginn eine neue Epoche für das französische Theater. Ob der Rücktritt Hardy's zu dieser Wendung der Dinge in irgend einer Beziehung, dann in welcher, der von Ursache oder Wirkung, steht, wird schwerlich festgestellt werden können. Ebensowenig lässt sich die Behauptung Ebert's erweisen, dass Racan das „Reich Hardy's erschüttert habe". Denn die Produktionskraft Hardy's war schon gelähmt, als Racan die Bühne betrat (1623 oder 1624), und nach der jetzt üblichen Zeitbestimmung der *Bergeries* (1618) hätte ja Hardy noch fünf Jahre nach Racan's Auftreten die Bühne beherrscht. Zweifellos wurden noch einige Jahre nach der ersten Aufführung der *Bergeries* Hardy's Stücke auf der nämlichen Bühne gern gesehen, wo Racan's *Bergeries* gespielt wurden. Das bestätigt nicht bloss Jean de Mairet,[2]) sondern auch Georges de Scudéry in der *Comédie des Comédiens.* Wir haben gesehen, welche Form die Pastorale unter Hardy's Hand angenommen hatte. Kann es uns auch nicht einfallen, die *Bergeries*, ihrer künstlerischen Gestaltung nach, mit den Pastoralen Hardy's zu vergleichen, so müssen wir doch andererseits darauf hinweisen, dass die *Bergeries* ihrem Inhalte nach den Einfluss Hardy's nicht verleugnen können. Racan nennt in seinem Briefe an Malherbe,[3]) dem einzigen seiner Art, die Italiener seine Meister, die er nicht erreichen könne, und die Nachahmung Guarini's bemerkt auch der allerflüchtigste Blick: der Hymnus auf das goldene Zeitalter, die Jeremiade über die strengen Gesetze der Ehre, die aufdringliche Liebhaberin, der Satyr, das Wiedererkennen des durch eine Überschwemmung verlorenen Sohnes — Racan hätte

[1]) Ebert, *Entwickelungsgeschichte,* S. 187, führt sie wörtlich an.

[2]) *Epistre familière sur le Cid.* Parfaict, *Hist. du théâtre franç.*, t. IV, 288.

[3]) *Œuvres,* ed. Latour I, p. 16.

wahrlich nicht erst zu sagen brauchen, dass er die Italiener gelesen. Aber Arthénice ist nichts weniger als eine spröde Amaryllis, sie lässt sich nur zu sehr den Hof machen. Die erheuchelte oder wirkliche Sprödigkeit der Schäferinnen hat Racan, ebenso wie Hardy, aus seiner Pastorale verwiesen. Entgegen dem Gebrauch der hervorragendsten Italiener dient auch bei Racan die Zauberei dazu, die Verwickelung herbeizuführen, wobei der Sinnenkitzel nicht vermieden wird. Die Verleumderrolle spielt auch bei Racan ein Mann, denn auch Racan versucht, alle Frauengestalten möglichst sympathisch erscheinen zu lassen. Das Motiv des Konflikts ist bei Racan eigentümlicherweise ein doppeltes. Zuerst bildet die Habsucht des Vaters, später ein religiöses Bedenken das Hindernis, welches sich der ehelichen Verbindung der Liebenden entgegenstellt. Die Eigenart Guarini's ist hier mit derjenigen Hardy's so verquickt, dass die Schärfe der Charakterzeichnung unbedingt Not leiden musste. Der Vater der Arthénice ist bald der habsüchtige Komödienvater Hardy's, bald wieder, besonders am Schlusse der *Bergeries*, sympathisch, wie Titiro oder Montano im *Pastor fido*. Der von Silène hie und da angeschlagene derbe Ton erinnert an Hardy's Urwüchsigkeit, während in der Art der Gefühlsschilderung Racan entschieden den Italienern näher kommt als Hardy. Bezeichnend ist, dass Racan sein Stück gar nicht drucken lassen wollte, er fürchtete die Kritik des *pays latin* (Brief an Malherbe), und es war ja nur für die Aufführung geschrieben, vorerst nur für den Hof und die dortige Gesellschaft geschrieben (Brief an Malherbe) — ein modernisiertes *Odi profanum vulgus*. Können wir auch nicht zugeben — besonders mit Hinblick auf Hardy's Pastoralen — dass, wie es jetzt Mode zu sein scheint, anzunehmen, die Pastorale das Privileg der vornehmen Klassen der Gesellschaft gewesen sei, finden sich sogar bei Racan Ausdrücke, welche nicht auf diese Klasse des Volkes berechnet zu sein scheinen — Racan hat nach eigenem Geständnis seine Pastorale nur für die vornehmen Klassen geschrieben. Für den Inhalt seines Werkes war Racan durch die litterarische Tradition gebunden, der Ton, den er wählte, war der aller anderen Litteraturgattungen — die Gesellschaft verstand und liebte ihn. Für den Gelehrten vom Schlage eines Balzac war die Pastorale ein Unding — sein Ideal war die antike Tragödie. Racan sei der rechte Mann für eine Reform des Theaters, schreibt Balzac[1], obwohl er kein Latein kenne, wenn er sich nur entschliessen würde, die ganze Schäferei an den Nagel zu hängen. Auf diese Weise wollte Balzac den

[1]) Brief an Racan, Folioausgabe I, S. 108.

Erfolg Racan's, den er voraussah, ausnützen. Aber Balzac's Reformgedanken fielen auf unfruchtbaren Boden. Bis gegen 1627 blieb die Pastorale der Qualität nach die Beherrscherin der Bühnen. Quantitativ konnte sie es allerdings nie werden, was die flüchtigste Statistik der in dieser Zeit erschienenen Theaterstücke beweisen könnte. Racan's Beispiel konnte nicht besonders anregend wirken. Neue Stoffe bot die Pastorale wenig und, was die Art der Behandlung betrifft, so werden sich wenige berufen gefühlt haben, mit dem gefeierten Schriftsteller in die Schranken zu treten. Daher wohl die Unfruchtbarkeit auf dem Gebiete der Pastorale in dieser Zeit (1623—27). Dass sowohl Gombauld als auch D'Urfé, die beide in inniger Beziehung zum Hofe gestanden, sich auch auf dem Gebiete des Pastoraldramas versuchten, ist ein Beweis für die Beliebtheit desselben in jenen Kreisen. Das pastorale Element hatte nun alle Zweige der Litteratur durchsetzt — von der *Astrée* war man zu den *Bergeries* gekommen, d. h. in den Schriftstellerkreisen, welche die Poesie nicht wie Hardy als Handwerk betrieben. Aber welcher Unterschied zwischen der *Astrée* und den *Bergeries*, ein grösserer Unterschied noch als die Eigentümlichkeit der beiden Dichtungsarten bedingt: schon D'Urfé sah ein, dass auch, dem Inhalte nach, ein Pastoraldrama anders beschaffen sein müsse als ein Pastoralroman. Hardy's Schäferspiele sagten ihm das noch eindringlicher als die der Italiener. D'Urfé's *Silvanire* ist teilweise nach Hardy's Rezept gearbeitet. Es sind echte Bauern, die hier vorgeführt werden, keine verkappten Königssöhne und Aristokraten, wie in der *Astrée*. Die Sprödigkeit der *Astrée* findet sich in den besten französischen Pastoralen nicht, und nach der Gestalt des Hylas sucht man bis 1627 auch vergebens. Die unbedingte Herrschaft des Weibes über den Mann kommt wohl in der Haupthandlung der *Astrée* zum Ausdrucke, nicht aber in dieser Ausdehnung im Pastoraldrama, wobei ich nur an den Typus der aufdringlichen Liebhaberin zu erinnern brauche. Dem Bestreben, eigene Erlebnisse oder wenigstens Ereignisse der eigenen Zeit darzustellen, begegnen wir, wie in der *Astrée*, auch im Pastoraldrama (z. B. der ersten Redaktion der *Bergeries)*, aber auch schon vor Erscheinen der *Astrée*, schon bei Montchrestien (Weinberg S. 22) und Guarini. Darnach sind die von Weinberg S. 17 und 59 gemachten Angaben über den Einfluss der *Astrée* einzuschränken. Sodann kamen die in der *Astrée* enthaltenen Stoffe eigentlich viel mehr der Tragikomödie als der Pastorale zu statten; denn rein pastoralen Charakter tragen in der *Astrée* besonders die Haupthandlung, ausserdem aber nur noch die Geschichte von *Célion et Bélinde* und die in jeder Beziehung ver-

dächtige Geschichte der Silvanire. Die beinahe in jeder Litteraturgeschichte angeführte Äusserung von Segrais[1]) enthält eine arge Übertreibung und verleitet zu der Ansicht, alle aus der *Astrée* genommenen Stoffe seien zu Pastoralen verarbeitet worden. Auch die dort angegebene Art der Nachahmung ist eine Verkennung der Sachlage. Trotzdem kann der Einfluss der *Astrée* auf das französische Schäferspiel nicht hoch genug angeschlagen werden, nur ist er nicht in Äusserlichkeiten zu suchen. Die Veredelung des Tones in der Pastorale ist sicherlich nicht allein auf Racan's poetische Individualität zurückzuführen, und erst durch die *Astrée* wurde das französische vornehme Publikum für das Schäferspiel empfänglich gemacht. Wenn Racan den Schauplatz der Handlung nicht mehr nach Arkadien, sondern nach Frankreich verlegt, entgegen dem sonstigen Gebrauch der Pastoraldichter, so mag vielleicht hier die *Astrée* auch bestimmend eingewirkt haben. Aber das französische Schäferspiel im ersten Stadium seiner Entwickelung, auch noch bei Hardy muss schon aus chronologischen Gründen als unabhängig von der *Astrée* bezeichnet werden. Racan hat, wie die italienischen Schäferspieldichter, in richtiger Selbsterkenntnis nur eine einzige Pastorale geschrieben, ebenso wie Gombaud, der gefeierte Dichter des *Endymion.* Mit der *Amaranthe* Gombaud's (1625?) hält erst der raffinierte Cultorismus seinen Einzug in das Schäferspiel, während Racan's Sprache noch verhältnismässig natürlich ist. Was vom Inhalt der *Amaranthe* bekannt ist, lässt vermuten, dass das Stück den Typus der französischen Pastorale nicht verleugnen kann. Hatte Racan vermittelst des Schäferspiels einmal dem aus der vornehmen Welt hervorgegangenen oder in ihr aufgegangenen Dichterkreise die Pforten der Bühne geöffnet, so mussten diese Dichter bald das Bestreben verspüren, auch die übrigen dramatischen Dichtungsarten in den Bereich ihrer Thätigkeit zu ziehen. Aber hier zeigte sich so recht die dramatische Impotenz der Racan'schen Dichtergeneration. Nach 1625 bleibt alles wieder stumm wie zuvor, selbst Hardy hatte die Bühne verlassen.

§ 4. Mairet.

Da kam Jean de Mairet, als rettender Geist, wie Malherbe, jung, ohne Dichterruf, ehrgeizig, voll Scharfsinn für die Bedürfnisse seiner Zeit — er hatte einen Hauch von Théophile's Geist

---

[1]) *Pendant près de 40 ans on a tiré presque tous les sujets des pièces de Théâtre de l'*Astrée *et les Poëtes se contentoient ordinairement de mettre en vers ce que M. D'Urfé y fait dire en prose aux personnages de son Roman. Ces pièces-là s'appeloient des Pastorales auxquelles les Comédies succédèrent. (Segraisiana.* Paris, 1721. S. 145.)

verspürt. Mit richtigem Blick oder Gefühle erkannte er, dass nunmehr, Dank Racan und Théophile, der junge Dichter seine ersten Lorbeeren auf der Bühne holen konnte, dass Oden zu diesem Zwecke nicht mehr so nötig waren wie früher. Er wagte es, sich gleich anfangs dem Publikum als Theaterdichter vorzustellen. Da er im Dienste eines so hoch angesehenen Edelmanns stand, wie es der Herzog von Montmorency war, brauchte er nicht zu fürchten, in sozialer Beziehung mit dem alten Hardy verwechselt zu werden. Die Vorliebe des Herzogs für das Theater — widmete ihm doch Hardy den ersten Band seiner Werke — mag vielleicht auch nicht ohne Einfluss gewesen sein. Kurz, Mairet war, nach Hardy, wieder der erste Dichter, der gleich von vornherein seinen Ruhm einzig und allein dem Theater verdankt. Diese Thatsache ist bis jetzt noch nicht genügend hervorgehoben worden. Dass Mairet sich nicht mit einer Pastorale, sondern mit einer Tragikomödie *(Chriséide et Arimant)* einführte, ist bezeichnend für seine hervorragende dramatische Begabung, vielleicht auch für seine kluge Berechnung. Nach dem grossen Erfolg der *Bergeries* konnte Mairet als Anfänger nicht hoffen, mit einer Pastorale gleich durchzudringen. Er versuchte, das vornehme Publikum nun auch für eine Tragikomödie zu gewinnen, indem er, wie alle seine Zeitgenossen, den Ton des Marinismus anschlug. Der Erfolg scheint hinter den Erwartungen zurückgeblieben zu sein; denn Mairet liess die *Chriséide* erst spät selbst drucken. Aber einmal von der Hoffnung auf Theatererfolge berauscht, versuchte Mairet zum zweiten Male das Glück der Bretter mit einer *tragi-comédie-pastorale*, der *Sylvie* (1626). Den ungeheueren Erfolg dieses Stückes bezeugt noch Rotrou[1]). Die Bedeutung der *Sylvie* für die Geschichte des Schäferspiels liegt schon in diesem Erfolge; wir haben nach den Gründen desselben zu forschen. Der geistreiche Saint-Marc-Girardin sagt, die Mischung von anmutigen und erhabenen Szenen sei das Neue an dem Stücke gewesen.[2]) Schon sein Titel musste etwas Neues bedeuten, denn die Bezeichnung *tragi-comédie-pastorale*, finden wir vor der *Sylvie* in keinem französischen Drama von irgend welcher Bedeutung. Dass von Mairet eher als von Racan der Ausspruch Balzac's gilt, er sei zu pathetisch für die Pastorale, ersehen wir aus seiner *Chriséide.* War des Dichters erstes Werk keine Pastorale, so ist es interessant, zu beobachten, wie er sich in seinem

---

[1]) *Je faisois Amaranthe ou Cloris ou Sylvie,*
Et de mes actions la cour estoit ravie.
(Rotrou, *Naufrage Heureux,* A. III, Sz. 3.)

[2]) *Cours de lectures dramatiques,* t. III S. 237 ff.

zweiten Werke mit dem dramatischen Genre der Pastorale abfindet. Inwieweit er die Italiener studiert hat, lässt sich für die *Sylvie* nicht erweisen, wohl aber, dass dieses Werk sich in vieler Beziehung an Racan und Théophile's Drama anlehnt. Der Typus der von Hardy geschaffenen, und von Racan weiter entwickelten und zu grösseren Ehren gebrachten französischen Pastorale ist auch von Mairet beibehalten worden; denn der Verleumder und der urwüchsige Vater finden sich auch in der *Sylvie*, und die Hauptheldin hat trotz aller Naivität einen Anflug von weltmännischer Klugheit wie Arthénice. Keine der auftretenden Personen, selbst der diplomatische Kanzler nicht, wagt es, die echte, wahre Liebe auf die falsche Wage der Vernunft zu legen. Die Sprache des Stückes bedeutet den *Bergeries* gegenüber sogar einen Rückschritt, denn die Zahl der Pointen ist bei Mairet viel grösser. Und doch, trotz teilweisen Festhaltens an der litterarischen Tradition, welch gewaltiger Fortschritt vom dramatischen Standpunkte aus! Das vernichtende Urteil Parfaict's über die *Sylvie* kann nur der gutheissen, welcher die Litteraturgeschichte zum Paradefelde ästhetisierender Gemeinplätze macht. Mairet hat, bewusst oder unbewusst, darnach gestrebt, die Pastorale durch Zuführung von neuen stofflichen Elementen wieder mit frischer Lebenskraft zu erfüllen. Ein Prinz liebt eine echte Schäferin, nicht eine verkleidete oder später als Aristokratin wiedererkannte Schäferin. Der Gegensatz zwischen Hof- und Landleben dient in der *Sylvie* nicht mehr, wie bei den vorhergehenden Pastoraldichtern, bloss zur Koloratur, sondern er bildet den Grundton und das Leitmotiv des Stückes, den Ausgangspunkt der Verwickelung. Thélame will von den Damen seines Hofes nichts wissen und liebt ein echtes Bauernkind. Den Gegensatz von Thélame's Schicksal zu dem Florestan's hebt das Grundmotiv in recht dramatischer Weise hervor. Florestan hat das Glück, dass seine Geliebte eine Königstochter ist und gibt seiner Freude darüber Ausdruck:

> *Puisqu'elle est comme moy, d'une royale tige,*
> *L'honneur à la servir d'avantage m'oblige.* (I, 1.)

Und doch kann er erst dadurch zum Ziele seiner Wünsche gelangen, dass er den auf Thélame lastenden Bann des Schicksals löst, ein Zug echter poetischer Gerechtigkeit. Das Wiedererkennen, wie es bei Guarini, Hardy und Racan zur gewaltsamen Lösung des Knotens verwandt wird, hat Mairet in rühmenswerter Weise in der *Silvie* sowohl als in der *Silvanire* verschmäht — auch ohne dasselbe kommt die Liebe zu ihrem Ziele. Selbst die Wahl der teilweise ländlichen Szenerie entspringt aus dem

Grundmotiv des Stückes — der Fürstensohn muss seine Liebe verbergen und seine Schäferin in den abgelegensten Ecken ihres Thales aufsuchen. Wie in allen französischen Pastoralen spielt auch in der *Sylvie* die Zauberei eine grosse Rolle, nur mit dem Unterschiede, dass sie bei Mairet dem bisherigen Gebrauche entgegen, nicht dazu dient, um die Verwickelung, sondern die Versöhnung der widerstrebenden Interessen herbeizuführen. Die Verwickelung andererseits geht in einer Weise vor sich, wie sie anmutiger, poetischer und dramatischer nicht gedacht werden kann. Zugleich ist diese Szene die einzige in in der *Sylvie*, welche echt pastoralen Charakter trägt, ohne aber nach der herkömmlichen Schablone ausgearbeitet zu sein (III, 2). Natürlich hat auch Mairet wie Hardy und Racan darauf verzichtet, die Sprödigkeit der Hauptheldin den Italienern nachzumachen. Sylvie sagt Thélame, dass sie ihn liebt, sie weiss auch, dass er ein Fürstensohn ist. Niemals hat vor Mairet ein Pastoraldichter versucht, das Glück zweier einander angehörenden Seelen zu schildern, geschweige denn so zu schildern, wie Mairet es gethan. Selbst bei Racan wird nur von Liebesleid, nie aber von Liebesglück gesprochen. Arthénice trifft mit ihrem Geliebten Alcidor überhaupt nicht zusammen, bevor die List des Lucidas den Bruch herbeigeführt hatte. Ebenso ist es bei den Italienern; denn der Schmerz ist leichter darzustellen, als die Freude. Die Empfindungen und Gedanken, welche auf die ihres Geliebten harrende Sylvie einstürmen, sind der Ausdruck des reinsten Gefühlsoptimismus, ein Stimmungsbild von vorher im Pastoraldrama nie gekannter Wahrheit. Diese Szene gehört zum besten, was Mairet je geschrieben (Sz. I, 2). Woher Thélame's Liebe zu Sylvie kommt, brauchen wir nicht zu wissen, die einfache Thatsache genügt. Während uns in den bedeutendsten italienischen Pastoralen und auch noch bei Racan mit unbarmherziger Ausführlichkeit die Entstehung der Liebe erzählt, ja gewissermassen motiviert wird, geht Mairet von dem Standpunkte aus, dass die Leidenschaft keinerlei Legitimation oder Heimatsscheins bedarf. Ebensowenig braucht sich Thélame durch eine besonders verdienstvolle That seine Sylvie erst zu Dank zu verpflichten, um ihrer Liebe sicher zu sein — Notzucht und Satyr haben deshalb in der *Sylvie* keinen Sinn. Schon die Verbannung des Satyrs aus der Pastorale — auch in der *Silvanire* kommt er nicht vor — wäre eine verdienstvolle That Mairet's gewesen, die ihm allein einen Platz in der Geschichte dieser Dichtungsart sichern würde. Auch in der Charakterzeichnung macht sich gegen Racan ein Fortschritt bemerkbar. Sylvie ist naiv und optimistisch, aber die kluge, durch fremden Schaden gewitzigte Hüterin ihrer Jung-

fräulichkeit, obwohl sie weiss, dass Thélame mehr möchte, als Worte der Liebe. Auch mag die List Philène's ein Stachel des Misstrauens in ihr zurückgelassen haben. Mit ihrem Geliebten verkehrt sie, wie wenn er ihres Standes wäre — die Liebe macht die Menschen einander gleich. Erst nach der List Philène's redet sie Thélame mit *vous* an, aber nicht lange. Gegen ihre Eltern ist sie voll Achtung, ohne die Rechte ihres Herzens deswegen aufzugeben. Sobald sie sich in ihrer Liebe betrogen sieht, kennt sie keine Zurückhaltung oder Verstellung mehr, wie Arthénice — sie nennt ihre vermeintliche Nebenbuhlerin „*courtisane.*" Später jedoch stellt sie sich gegenüber Thélame, als ob ihre Eifersucht nur erheuchelt gewesen sei, ein Zug, welcher das Charakterbild entstellt. Auch Dorise gegenüber, auf die sie doch eifersüchtig sein muss, weiss sie sich klug zu verstellen. Überhaupt ist hier anzumerken, dass sich die Eifersucht in der Pastorale beinahe immer nur derjenigen Person gegenüber Luft macht, wegen der, nicht aber derjenigen gegenüber, auf die man eifersüchtig ist. Höchst liebenswürdig und anziehend ist der Charakter der Macée, Sylvie's Mutter, gezeichnet. Kein Pastoraldichter vor Mairet hat uns die Gestalt einer älteren Frau so sympathisch zu machen gewusst, wie er. Meistens gut gelungen ist Mairet auch der Ton der Ironie, der in dieser Weise in der Pastorale zum ersten Male auftritt. Selbst der alte, urwüchsige Damon wird ironisch, und Sylvie straft den heimtückischen Philène nur durch ironische Bemerkungen. Wir könnten uns fast in die Charakterkomödie versetzt glauben, wie ich überhaupt der Ansicht bin, dass in einer Geschichte der Komödie die *Sylvie* auch ein Plätzchen verdient, denn der pastorale Teil der *Sylvie* ist mit ebensoviel Recht als komödienhaft zu bezeichnen, wie Corneille's *Mélite*, die Ebert eine zur Komödie geratene Pastorale nennt. Der Fortschritt, den die *Sylvie* für die Charakterzeichnung bedeutete, führte die Pastorale mehr gegen die Richtung der Komödie als gegen die der Tragödie. Hat auch Mairet noch alle Unarten des Marinismus beibehalten, ist es ihm auch nicht gelungen, alle Glieder seiner Pastorale zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen, so verdankt doch die Pastorale der *Sylvie* zum allermindesten die Befreiung von dem Satyr und dem Chor, den Racan noch als unvermeidliches Anhängsel mit sich schleppen musste. Die Empfindungen werden bei Mairet auch nicht mehr in Liedern, wie bei Racan, sondern in Monologen ausgedrückt. Die einzig lyrische Partie in der *Sylvie* ist das Zwiegespräch zwischen Philène und Sylvie, dessen kreuzweise gereimte Verspaare und widerlich gespreizte Sprache es sofort als Ekloge erkennen lassen, was weder

von Bizos noch von Weinberg bemerkt worden ist. Diese Ekloge muss bei ihrem Erscheinen Aufsehen gemacht haben. Man hielt[1]) Mairet nicht für fähig, etwas so Ausserordentliches zu schreiben, und Fontenelle gedenkt später noch lobend dieses Gedichts.

War die *Sylvie* das Werk eines wenigstens nach stofflicher Selbstständigkeit ringenden Geistes, so musste, da sich erfahrungsgemäss der litterarische Nachahmungstrieb mit Vorliebe der stofflichen Seite der Produktion bemächtigt, gerade die *Sylvie* von grösstem Einflusse auf die Gestaltung der Pastorale werden. Die Annäherung an das stoffliche Element der Tragikomödie seitens der Pastorale bedeutet das Aufgeben ihrer litterarischen Selbstständigkeit, den Beginn des Auflösungsprozesses, den die *Sylvie* angebahnt. Wir brauchen nicht mit Fournel (*La Littérature indépendante* S. 227) anzunehmen, dass gerade der *Berger extravagant* von Sorel die Pastorale zu Fall gebracht habe.

Zuerst äussert sich der Einfluss der *Sylvie* in der Beliebtheit, deren sich die Bezeichnung *Tragi-comédie-pastorale* erfreut zu haben scheint. Vor der *Sylvie* war diese Bezeichnung wenig gebräuchlich, nach 1626 wenden sie De la Croix und Pichou ohne Bedenken an, auch da, wo sie gar nicht entsprechend ist, wie bei Pichou's *Filli de Scire.* Auch das unzüchtige Werk Veronneau's (Weinb., S. 129) nennt sich *tragi-comédie-pastorale*, während Du Rocher (*ib.*) sich in der Bezeichnung *pastorale comique* gefällt. Selbst Tasso's *Aminta* muss sich in der Bearbeitung Rayssiguier's *tragi-comédie-pastorale* nennen lassen. Die unmittelbare, organische Verbindung der Schäferwelt mit dem Hofe, das Charakteristikum der *Sylvie*, tritt zuerst in der bedeutendsten der auf *Sylvie* folgenden Pastoralen, der *Climène* von De la Croix hervor. Dieses Stück erscheint, wie schon Weinb. S. 117 hervorgehoben, auf den ersten Blick als Nachahmung der *Sylvie.* Dass wir es hier, ebenso wie in der nachher zu erwähnenden *Cléonice* nicht mit geborenen Schäfern und Schäferinnen zu thun haben, beweist, dass Mairet's *Thélame* ein kühner Griff war, den man nicht ganz genau nachahmen konnte oder wollte. Aber die Hauptwirkung der *Sylvie* bleibt ungeschwächt — die Pastorale segelt im Fahrwasser der Tragikomödie fort. Der Satyr kehrt nach der *Sylvie* in den besten Pastoralen nicht mehr wieder — D'Urfé's *Silvanire* ist ja v o r *Sylvie* verfasst. Auch der Chor ist überflüssig geworden — *Climène* sowohl als auch *Cléonice* gaben, wie *Sylvie*, einen Teil des Pastoraltypus auf. Diese Erscheinung hat auch Parfaict, wenngleich nicht ganz klar, hervor-

---

[1]) *Réponse de *** à ****. Vgl. Corneille, *Œuvres*. p. p. Marty-Laveaux t. III, S. 72.

gehoben, ohne aber einen Erklärungsversuch zu wagen (IV, 401). Weinberg registriert nur das Urteil seines Gewährsmannes. Er nimmt auch an, *Climène* sei eine Nachahmung von Mairet's *Silvanire.* Ist aber die von Parfaict für *Climène* angegebene Jahreszahl richtig, was allerdings noch zu erweisen ist, so werden wir in *Climène* eine Nachahmung der D'Urfé'schen Pastorale zu suchen haben, worauf auch die Gestalt des verrückten Schäfers Liridas hinweist, der mit dem tollen Adraste D'Urfé's manches gemeinsam zu haben scheint. Gegen Ende der zwanziger Jahre hatte die Pastorale ihre bühnenbeherrschende Stellung eingebüsst. Als rein litterarisches Produkt (im Gegensatz zu den Schäferspielen Hardy's) hatte sie demnach, von 1623, dem frühesten Zeitpunkte des Erscheinens der *Bergeries,* an gerechnet, nur ein halbes Dezennium im Mittelpunkte der Theatergeschichte gestanden. Rotrou, Corneille, Scudéry und Du Ryer schrieben keine Pastoralen mehr, wenngleich sich hie und da noch der Einfluss des Schäferspiels in ihren Werken nachweisen lässt. Aus Weinberg's Arbeit könnte man den Eindruck gewinnen, als ob das Schäferspiel ungefähr dreissig Jahre lang auf der Bühne allmächtig gewesen sei; aber Weinberg hat es leider unterlassen, die Machtstellung der Pastorale den anderen Abarten der dramatischen Poesie gegenüber zu beleuchten, es fehlt seinem historischen Bilde also der Untergrund. Dabei dürfen wir uns aber nicht der Täuschung hingeben, als ob die Pastorale nach der *Climène,* deren Aufführungszeit wir überdies nicht genau wissen, ohne Sang und Klang von der Bühne verschwunden sei. Das gewiss nicht.

§ 5. Die *Silvanire* Mairet's und die italianisierende Pastorale.

1627 erschien endlich D'Urfé's *Silvanire* im Drucke. Das Stück hat gedruckt jedenfalls grösseres Aufsehen gemacht als auf der Bühne, auf die es vielleicht nie gekommen war. Es hatte den klar ausgesprochenen Zweck, den Franzosen das Muster einer getreu nach italienischen Vorbildern gearbeiteten Pastorale zu bieten; es war ein theoretisches Experiment, das, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, wohl die Geringschätzung verdient, die es gefunden — Weinberg z. B. gönnt dem Stücke nur eine Anmerkung. Um so interessanter ist das Stück für die Entwickelungsgeschichte des Schäferspiels. Gegen die Mitte der zwanziger Jahre scheint man in Hofkreisen — und diese waren damals schon wie auch später, massgebend — die Empfindung gehabt zu haben, als sei eine französische Pastorale

ein ganz anderes Ding wie eine italienische. Vielleicht hatten gerade Racan's Bergeries, welche, trotz ihrer beinahe ostentativen Annäherung an den *Pastor fido*, doch den Charakter des national-französischen Schäferspiels nicht verleugnen konnten, diese Thatsache erst recht zu vollem Bewusstsein gebracht. Zwischen der Abfassung und Veröffentlichung von D'Urfé's *Silvanire* liegt der Erfolg der *Sylvie*, welcher die Kluft zwischen der französischen und italienischen Pastorale als nicht überbrückbar erscheinen lassen musste. Die Veröffentlichung von D'Urfé's *Silvanire* war die erste Wirkung oder die Ursache zur Reaktion gegen die Strömung, welche die Pastorale der Tragikomödie und Komödie unwiderstehlich zutrieb. Es kam dabei nicht in Betracht, dass D'Urfé's Nachahmung der Italiener sich zumeist an Äusserlichkeiten (z. B. den Vers) klammerte, und sein Werk dem Inhalte nach in einigen Punkten unwillkürlich der französischen Pastorale entsprach. Von 1627 ab war und blieb das Lager der Pastoraldichter gespalten. Reichtum und Neuheit der Handlung, wie in der Tragikomödie einerseits, Abschwenkung nach der Richtung der reinen italienischen, in stofflicher Beziehung wenig mannigfaltigen Pastorale andererseits, bildete das Charakteristikum der beiden Parteien, welche sich in Bezug auf die Form ihrer Werke wohl auch wieder nahe kamen. Der italianisierenden Richtung gehörten Rayssiguier, Maréchal, Du Cros und Baro an, zu der französischen Richtung schlugen sich nach dem Vorgange Mairet's: De la Croix, der anonyme Verfasser der *Cléonice*, du Rocher und De Veronneau, während Pichou sich nach beiden Seiten hin neigt. Es ist übrigens vorauszusehen, dass die Nachtreter D'Urfé's, wie dieser selbst, schon um des Erfolges willen, der französischen Schule auch mit Rücksicht auf den Stoff einige Zugeständnisse machen mussten. Dahin rechnen wir zunächst ihre Vorliebe für die *Filli di Sciro*, welche der französischen Anschauungsweise viel mehr entsprach als der *Pastor fido* oder *Aminta*, und zweitens das jetzt erst auftretende direkte Zurückgehen auf die Hauptcharaktere der *Astrée*, die, wenn auch nicht immer nach französischen Mustern entworfen, doch wieder echt französische Züge aufweisen. Besonders bezeichnend ist die Vorliebe für den Charakter des Hylas, die wohl auf die unmittelbare Einwirkung D'Urfé's zurückzuführen sein dürfte. Am deutlichsten zeigt *L'Aminte du Tasse* von Rayssiguier, wie wenig genau man es mit der Nachahmung der Italiener nahm. Es sollte eine Übersetzung von Tasso's Meisterwerke sein, zugleich aber auch ein Stück für die französische Bühne. Die Veränderungen, welche an der Pastorale Tasso's von Rayssiguier vorgenommen wurden,

sind geradezu charakteristisch für die zentrifugale Wirkung, welche das italienische Schäferspiel auf das französische ausübte.[1])

So musste das italienische Schäferspiel in ästhetischer Beziehung erst herabgewürdigt werden, ehe es die französische Bühne betreten konnte. In diesem neuen Gewande musste es aber die Sympathie der Gebildeten verlieren. Da nun auch die gegen und in sie dringende Tragikomödie und Komödie die ganze Gattung des Schäferspiels zu einem blossen, leicht entbehrlichen Beiwerk erniedrigte, konnte die Pastorale von keiner der beiden Parteien dem Untergange entrissen werden. Das Interesse an den einfachen Stoffen der Pastorale war ein für allemal verloren — die Wirkung dieser Thatsache hätte auch die reinste Wiedergabe, die getreueste Nachahmung des italienischen Schäferspiels nicht abwenden können. Das einfache Kleid der Pastorale erschien nunmehr dem Franzosen langweilig, im reichen Faltenwurf der Tragikomödie konnte sie sich aber nicht mit Anmut bewegen. Deshalb verschwand sie aus der Sphäre des künstlerischen Interesses. Und Mairet nach dem Erfolge seiner *Sylvie* (1626)? Er mag eingesehen haben, dass auf dem mit der *Sylvie* betretenen Wege keine Lorbeeren mehr zu holen seien. Es vergingen zwei Jahre, bis er wieder für die Bühne zu arbeiten begann. Vielleicht auch wusste Mairet bei der Zerfahrenheit der damaligen Theaterverhältnisse nicht, welchem dramatischen Genre er sich zuwenden sollte. Auf einmal erscheint auch er von dem Strome der Reaktion gegen die von ihm selbst hervorgerufene Strömung in der Pastorale ergriffen — mit seiner *Silvanire* (1630) hatte er sich dem italianisierenden Schäferspiel in die Arme ge-

---

[1]) Tasso Akt I = Rayssiguier Akt I. Prolog und Chor fallen weg. Die Worte des Chors bei Tasso legt Rayssiguier verschiedenen Personen in den Mund.

Tasso II, 1, 2, 3 = Rayssiguier II, 3, 4, 5. Hinzugedichtet ist von Rayssiguier in diesem Akte: 1) Szene 1: Dialog zwischen Ergaste und Elpin. 2) Die Liebe Elpin's zu Nérine, die ihn wegen seiner Armut verachtet. Elpin's Schicksal ist die Darstellung eines Ereignisses aus des Dichters eigenem Leben. Also fügte Rayssiguier drei Szenen hinzu.

III. Akt. Das Baden der Sylvie und der Überfall des Satyrs werden nicht, wie bei Tasso bloss erzählt, sondern in Szene gesetzt.

IV. Akt Rayssiguier's. Entspricht im ganzen der Vorlage.

V. Akt Rayssiguier's. Die Erzählung des *Nunzio* bei Tasso wird in Szene gesetzt und liefert den Stoff zu drei Auftritten. Hinzu kommt die Klage der Sylvie über den Tod Aminta's. Es entsprechen sich also:

Tasso	III, 1 =	Rayssiguier's	ganzer dritter Akt.
„	III, 2 =	„	IV, 1, 2.
„	IV, 1 =	„	IV, 3.
„	IV, 2 =	„	V, 1 und 2.
„	V, 1 =	„	V, 3, 4, 5, 6.

worfen. Der innere Widerspruch löst sich leicht. Mairet war (1627) mit den vornehmen Kreisen in gesellschaftliche Verbindung getreten. In diesen Kreisen wird man es besonders schmerzlich empfunden haben, dass die Pastorale aus der Art geschlagen war und nach Form und Inhalt ihre Abstammung verleugnete. Der Graf von Carmail und der Kardinal de La Vallette hielten den Dichter der *Sylvie* für den geeigneten Mann, dem Verfalle der Pastorale zu steuern. Wahrscheinlich selbst durch D'Urfé's *Silvanire* angeregt, bestimmten sie Mairet, eine Pastorale nach den Regeln der Italiener zu schreiben.[1]) Dabei wurde wahrscheinlich nicht ausgesprochen, dass die erwünschte Pastorale auch inhaltlich den italienischen Vorlagen entsprechen solle — vorerst sollte nur die Form dieselbe sein und dadurch sollten die litterarischen Feinschmecker wieder für das Schäferspiel gewonnen werden. Äusserliche Mittel wurden also vorerst und vornehmlich zur Regeneration in Aussicht genommen. Um so besser, wenn es Mairet zugleich auch verstand, durch den Stoff des Stückes die Wirkung desselben zu erhöhen. Dass Mairet dem an ihn gestellten Ansinnen Folge leistete, ist kein Beweis für seine künstlerische Abhängigkeit — seine Muse war eben zu lange für ihn unfruchtbar geblieben. Ich möchte aber fast bezweifeln, ob er mit Lust und Liebe an die Arbeit ging. Wohl muss ihn die gebobene Stimmung eines Reformators ergriffen haben; denn vor ihm hatte kein Pastoraldichter der italianisierenden Richtung es versucht, den Schwerpunkt des Interesses in die Form zu legen. Mairet that aber des Guten zu viel. Er kam dem ihm zu teil gewordenen Auftrag pünktlich, aber auch wörtlich nach, wie einer, der eben nur seine Pflicht und nicht mehr thun will. Das Irrlicht der dramatischen Theorien tanzte vor ihm her, und so verlor er den Weg zum Herzen seiner Zuhörer. Dass es ihm gar nichts galt, auch stoffliches Interesse zu erwecken, wird schon durch die Wahl des Stoffes bewiesen, der ja seinen Zuhörern, sei es aus der *Astrée*, sei es aus D'Urfé's Pastorale bekannt sein musste. Allerdings erlaubte sich Mairet einige Abstriche. Der Satyr wurde von Mairet ebensowenig auf die Bühne gebracht, wie der verrückte Adrast. Die Nachahmung der Italiener wird auch durch die Bezeichnung *tragi-comédie-pastorale* angedeutet, die sich bei D'Urfé nicht findet und die, besonders wenn man die *Sylvie* betrachtet, ebensowenig Berechtigung für *Silvanire* wie für den *Pastor fido* hat, denn beide haben mit der Tragikomödie nichts gemein. Was half es Mairet, dass er D'Urfé's *versi sciolti* durch den Alexandriner ersetzte, dass

[1]) Vorrede zur *Silvanire* Mairet's.

er, wie D'Urfé, die von Hardy und seinen Vorgängern eingeführten echt französischen Zuthaten zur Pastorale beibehielt? Kaum halten wir es für möglich, dass der Dichter der *Sylvie* so verschwommene Gestalten schaffen konnte, wie sie sich in der *Silvanire* finden. Da fehlt jede energische Charakteristik. Altklugheit tritt an die Stelle der Leidenschaft, unnatürliche Sprödigkeit an die Stelle warmer Hingebung. Zum ersten Male hat hier Mairet den Chor angewandt und zwar in der allerödesten, mattesten Weise. Das ganze Stück ist langweilig, selbst der Charakter des liebenswürdigen Hylas verschwindet in einem Meer von Gemeinplätzen. Für welches Publikum die *Silvanire* berechnet war, erhellt aus der einen Thatsache, dass sie ohne die Kenntnis der *Astrée* nicht zu verstehen ist. Dieses Publikum begnügte sich aber nicht mit einem Stücke, dessen einziges Verdienst auf dem Gebiete der Kunsttheorie zu suchen war — die *Silvanire* hatte keinen Erfolg, und Mairet entsagte der Pastorale für immer. Nichtsdestoweniger ist das Stück von hoher Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte Mairet's. In dem Bestreben, auch in ihrer Ausdrucksweise den Italienern möglichst nahe zu kommen, reinigt sich Mairet von der Pointensucht, welche noch für die *Sylvie* charakteristisch ist. Weinberg's Behauptung (S. 115), Mairet habe sein in der Vorrede zu *Silvanire* gegebenes Versprechen, die Pointe zu meiden, nicht gehalten, ist nur bedingungsweise richtig. Welchen Abstand in dieser Beziehung zwischen *Sylvie* und *Silvanire!* Die Geschichte von Mairet's *Silvanire* wirft ein hübsches Streiflicht auf die damaligen Theaterverhältnisse. Da die Pastorale auch in der Form der *Silvanire* nicht mehr zog, war es kein Wunder, wenn die mit Rotrou[1]) beginnende, heranwachsende Dichtergeneration sich nicht mehr um sie kümmerte. Freilich finden sich in der Tragikomödie, ebensowohl wie in der Komödie Züge der Schäferspieldichtung, die zu sammeln eine dankbare Aufgabe wäre. Fassen wir zusammen: Nachdem Mairet durch seine *Sylvie* der Pastorale einen neuen I n h a l t gegeben, gab er ihr durch seine *Silvanire* eine wenigstens neu erscheinende F o r m. Der von der Tragikomödie erborgte R e i c h t u m der Handlung in *Sylvie* sowohl, als die durch die dramatische Form bedingte A r m u t der Handlung in *Silvanire* — beides musste zum Verfall der Pastorale, als selbständige Gattung des Dramas beitragen, ihn kennzeichnen. Aber die scheidende Pastorale hinterliess ein Danaergeschenk — die

[1]) Die in der *Comédie des Comédiens* von Scudéry enthaltene kleine Pastorale: *L'Amour caché par l'Amour* ist wohl kein von Scudéry ernst gemeintes Werk.

Theorie der dramatischen Einheiten. Von *Silvanire* bis zu *Sophonisbe* scheint der Weg weit zu sein — an der Hand der Regeln ist er bald zurückgelegt. Die Tragödie brauchte sich nur in das zurückgelassene Gewand der Pastorale zu kleiden. Wer möchte also letztere mit Weinberg eine „notwendige Verirrung" nennen?

E. Dannheisser.

Bemerkungen über die *Correspondance philosophique, littéraire et critique* (1747—1793).

Nachdem uns der Text der von dem Historiker Raynal begonnenen, von Grimm fortgeführten, von dessen Sekretär, dem Schweizer Litteraten Meister, beendeten Korrespondenz von M. Tourneux vollständig bis Mai 1793 gegeben ist, und manche Arbeiten, wie namentlich E. Scherer's Biographie Grimm's, das Verhältnis der Redakteure zu jenem Unternehmen in der Hauptsache festgestellt haben, möge uns eine Art Nachlese des früher Gesammelten gestattet sein.

Handschriftliche Korrespondenzen für einen Kreis vertrauter Abonnenten, unter der Voraussetzung der Verschwiegenheit, waren in einer Zeit, wo die Zensur, auch wenn sie mit der liebenswürdigen Rücksicht des Philosophenfreundes Malherbe's gehandhabt wurde, oft das beste streichen musste, wo die Verfolgungen der Geistlichkeit und Polizei den Autor wegen jedes freien Wortes für seine persönliche Freiheit zittern liessen, dringend geboten. Besonders waren sie für diejenigen vornehmen und feingebildeten Kreise, welche durch die von schwer durchdringlichem Geheimnis umgebene Form der Francmaçonnerie sich sowohl gegen die blindgläubige Menge, wie gegen die noch am alten Herkommen hängende geistliche und weltliche Aristokratie abschlossen, ein sehr geeignetes Mittel des Gedankenaustausches. Die wenig entwickelte und von Rücksichten mannigfacher Art beeinflusste Presse, die erschwerte Zirkulation der Bücher, Broschüren und Zeitschriften hätten die neuesten Nachrichten über Litteratur, Gesellschaft und Staatsleben ohnehin unvollkommen und langsam in die Hände der auf alles, was in Paris geschah, emsig lauschenden Geistesaristokratie der ausserfranzösischen Hauptstädte gelangen lassen, auch der eifrig gepflegten brieflichen Korrespondenz durfte man aus Rücksicht auf das

schwarze Kabinet der Post nicht zu viel anvertrauen. Hier trat ergänzend die handschriftliche Korrespondenz ein, welche in bestimmten Zwischenräumen (etwa von vierzehn zu vierzehn Tagen) versandt wurde, bei grösserem Umfange weniger eine peinliche Kontrolle gestattete, als Briefe und Zeitungsannoncen, aber auch grosse Vorsicht, namentlich in der Anführung persönlicher Verhältnisse und in der Besprechung politischer Dinge, beobachten musste.[1]) Die letzteren Rücksichtnahmen treten uns in der Korrespondenz, deren Besprechung Gegenstand dieser Abhandlung ist, von Anfang an entgegen. Namen werden häufig nur durch Anfangsbuchstaben angedeutet, persönliche Anspielungen so behutsam gegeben, dass selbst der Scharfsinn eines Tourneux sie nicht immer ermitteln konnte, das wenige, was von Tagespolitik überhaupt verraten wird, ist so korrekt und zaghaft, dass es dem eifrigsten Zensor keine Gelegenheit zu Unterdrückungen gegeben hätte. In dieser Hinsicht ist zwischen den Berichten des rücksichtsloser schildernden Raynal, des feinen Hofmannes Grimm und des mehr ungeniert naturwüchsigen Meister, kein wesentlicher Unterschied. So ist die ganze Korrespondenz, vom Jahre 1747, wo sie von Raynal begonnen wurde, bis zum Jahre 1789, wo die grosse Revolution die Grundlagen des *ancien régime* zerstörte, zwar ein treues Abbild der Litteratur und Gesellschaft, doch ein sehr undeutliches und gefärbtes der Politik und der kirchlichen Richtungen. Als dann mit dem Jahre 1789 ein weit schlimmerer Despotismus, als der des *ancien régime*, jede politische, kirchliche, soziale und selbst rein litterarische Äusserung hemmt, die nicht in das Schema der *liberté* und *égalité* sich fügte, wird die politische Seite der Korrespondenz noch weit dürftiger und zurückhaltender. Von den Ereignissen der bewegungsvollen Jahre 1789—1793 schildert uns Meister zwar die Eröffnung der Nationalversammlung und das Jahresfest des Bastillensturmes in sehr eingehender, lebendiger Weise, aber den Bastillensturm selbst, die Beschlüsse der Augustnacht, den Zug nach Versailles, das Märtyrertum des Königs, die Septembergräuel (1792), überhaupt die politischen, kirchlichen und sozialen Wirren erwähnt er nur gelegentlich bei Besprechung von Schriften der Tageslitteratur, den Prozess und die Hinrichtung des Königs übergeht er ganz. Nur sehr indirekt kann somit die Korrespondenz der

[1]) Wurde auch die *Korrespondenz* auf amtlichem Wege durch die Gesandten vermittelt, so fehlte es doch an Indiskretion nicht. M[me] Geoffrin schärft dem Polenkönige Stanislas Poniatowski deshalb die Geheimhaltung sehr nachdrücklich ein, als sie um seinen Beitritt wirbt, und die unrechtmässige Publikation vom Jahre 1812 zeigt, wie wenig geheim die handschriftlichen Berichte blieben.

Jahre 1789—1793 als ein Abbild der politischen Umwälzung angesehen werden, und wären nicht fast alle in ihr besprochenen Schriften und Theaterstücke von dem Geiste jener Tage durchlebt, so würden wir über das wichtigste und bedeutendste kaum etwas erfahren. Anders steht es mit den Berichten über die vorhergehenden zweiundvierzig Jahre (1747—1789). Damals war die Litteratur, vor Allem die Philosophie, die tonangebende Macht, die Gesellschaft stand mehr im Vordergrunde, als das Staatsleben, und da die Schilderung beider nicht so grosse Vorsicht erheischte, als die politische Diskussion, so konnten hier die drei Redakteure, Raynal, Grimm und Meister, sich mit behaglicher Breite über wichtiges und unwichtiges ergehen.

Wir haben die *Korrespondenz* zunächst als ein Ganzes aufgefasst und dies um so mehr thun können, als die Anschauung und Darstellungsweise Grimm's und seines Redaktionsnachfolger Meister sehr viele Berührungspunkte haben und selbst Raynal, der eigentliche Begründer der *Korrespondenz*, manches mit den beiden Nachfolgern gemeinsame zeigt. Aber es ist doch wichtig, zunächst das Verhältnis der drei Männer räumlich und zeitlich abzugrenzen und die Verschiedenheiten in der Chefredaktion, welche jeder Wechsel mit sich bringt, hervorzuheben.

Die *Korrespondenz*, welche Raynal mit dem 29. Juli 1747 begann, war zunächst nur für die freisinnige und feingebildete Fürstin Louise Dorothea von Sachsen-Gotha bestimmt, und für sie allein scheint sie auch bis zum Juli 1755 fortgeführt worden zu sein, allerdings vom Mai 1753 ab nicht ohne Lücken und Unterbrechungen. Mit dem Jahre 1753 erweitert sich der Kreis der Abonnenten und dehnt sich allmählich auf alle diejenigen Fürsten und Fürstinnen aus, welche ausserhalb Frankreichs die Zwecke der Aufklärung förderten und zum Teil wenigstens durch das Band der Francmaçonnerie von der kirchlich-gläubigen, wie von der profanen Welt sich abschlossen.[1]) Es fragt sich nun, war dieses von Grimm 1753 begonnene Werk ein Konkurrenzunternehmen zu dem Raynal's oder nur eine Fortführung und Erweiterung mit Zustimmung des ersten Redakteurs. Für die eine Annahme spricht ebenso vieles, wie für die andere. Auffallend ist es freilich, dass neben Grimm's für einen weiteren Kreis

---

[1]) Abonnenten waren ausser der Herzogin von Gotha: der Herzog von Zweibrücken, die Erbprinzessin von Darmstadt, Prinz Georg von Darmstadt, die Prinzessin von Nassau-Saarbrück; später erst (nach 1763) traten Friedrich d. Gr., Katharina II., der Polenkönig, Ulrike von Schweden, Friedrich's II. Schwester, und noch andere bei. Wahrscheinlich ist es auch, dass man höhergestellte Adlige zuliess, wennschon nicht ganz sicher bezeugt.

bestimmten Berichten die von Raynal für die Gothaer Fürstin geschriebenen noch etwa zwei Jahre hergehen, aber die freundliche Art und Weise, in welcher der sonst persönlichen Regungen sehr zugängliche Grimm von seinem Vorgänger und Mitbewerber spricht, lässt nicht auf eine litterarische Konkurrenz schliessen.[1]) Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, dass Raynal, von der Last einer umfangreichen vierzehntägigen Korrespondenz überwältigt und in den Vorstudien für seine späteren historisch-philosophischen Arbeiten in unerwünschter Weise gestört, die schwere Arbeit auf die Schultern eines andern zu wälzen suchte, gerade wie Grimm im Jahre 1773 die zu drückend werdende Last auf die Schultern des jüngeren, durch andere Mühen und Arbeiten weniger abgezogenen Meister legte. Um den Verpflichtungen gegen seine edelmütige Gönnerin nachzukommen, hat dann Raynal das übernommene Werk noch ungenügend und widerwillig eine Zeit lang fortgeführt, bis auch die Gothaer Fürstin in den Kreis der Abonnenten der Grimm'schen *Korrespondenz* eintrat. Die Kosten, welche ein solches Unternehmen auch bei grösster Uneigennützigkeit der Redakteure und Mitarbeiter forderte, wurden auf die Dauer für einen Abonnenten zu hoch, hat doch späterhin (1774—1775), als die Zahl der Abonnenten sich erweitert hatte, die Zarin Katharina II. 720 Rubel für zwei Jahresbeiträge zahlen müssen.[2]) Soweit wir sehen können, ist Raynal nicht nur Redakteur, sondern auch im Wesentlichen der Verfasser jener auf so viele Einzelheiten sich erstreckenden Korrespondenz gewesen, mögen auch befreundete Autoren ihm Material und Notizen geliefert haben. Da er nun weder ein schnell und gewandt arbeitender Schriftsteller war, wie das seine grösseren Geschichtswerke beweisen, noch auch, nach der *Korrespondenz* selbst zu urteilen, die redaktionelle Mache nicht sonderlich verstand, so sind die Mängel seiner Redaktion und Berichterstattung erklärlich genug. Es ist ein kleinlich mäkelnder Ton, eine einseitige, der höheren, zusammenfassenden Gesichtspunkte entbehrende Auffassung, welche seine *Korrespondenz* tief unter die Grimm's und des geistesverwandten Meister stellt. Die einzelnen Werke und Persönlichkeiten, welche er schildert, sind daher aus dem Zusammenhange der allgemeinen Ideen gerissen, oft nach vorübergehenden Tagesstimmungen, nach Sympathie und Antipathie beurteilt, und der gesellschaftliche Klatsch, den Raynal gern einstreut, wirkt auf die Dauer ermüdend.

[1]) Raynal war übrigens Grimm persönlich befreundet.

[2]) Andere zahlten allerdings weniger, z. B. der Polenkönig Stanislas.

Raynal war damals ein noch wenig bekannter und namhafter Litterat, denn die Werke, welchen er seine litterarhistorische Stellung verdankt, gehören einer späteren Zeit an; auch stand er der religiösen und politischen Aufklärung, deren Verkünder und Märtyrer er geworden ist, noch ferner. Rücksichten auf die politischen und kirchlichen Machthaber und auf seine geistliche Stellung als *abbé* mussten sein Urteil beeinflussen und es ist daher kein Wunder, dass Voltaire nicht nur als Charakter, sondern auch als Schriftsteller von ihm ziemlich ungünstig, stellenweis gehässig beurteilt wird. Montesquieu dagegen, der die Jugendschärfe seiner *Persischen Briefe* mit einer massvollen, sachlichen Kritik vertauscht hatte, ist für Raynal der bahnbrechende Vertreter der neuen Zeit, an dessen Schriften nur einzelne stilistische Mängel tadelnd hervorgehoben werden.

Was für uns die *Korrespondenz* Raynal's, nicht minder aber auch die Grimm's und Meister's, ermüdend macht, ist die ausführliche Besprechung und Schilderung so vieler Schriften und Schriftsteller, die, schnell vergessen, heute nur noch für den Spezialforscher existieren. Aber gerade in dieser Hinsicht ist sie charakteristisch für eine Zeit, welche einen Piron neben und sogar über Voltaire stellte, in welcher die Talente zweiten und dritten Ranges selbst in der Auffassung der Höhergebildeten und Freidenkenden neben bahnbrechende Geister, wie Montesquieu, Voltaire und Rousseau, traten, und ihr Einfluss in tiefere Schichten der litterarischen Gesellschaft drang. Die eigentliche Blütezeit der Aufklärung, die Zeit, in welcher Voltaire und sein Antipode Rousseau sich um die Führerschaft der aufgeklärten und halbaufgeklärten Welt stritten, beginnt erst nach den Jahren, welche Raynal's *Korrespondenz* schildert. Für diese gab Montesquieu den Ton an, Voltaire stand noch in zweiter Linie, hatte sich seit 1750 überdies der Pariser Gesellschaft durch den Aufenthalt im Auslande entfremdet und die Tage d'Alembert's, Diderot's, der Enzyklopädisten und des seinen eigenen Weg gehenden Rousseau dämmerten erst am litterarischen Horizonte. Darum fehlt den Schilderungen Raynal's die höhere Bedeutung und das vielseitigere Interesse der Grimm'schen *Korrespondenz*, es fehlt ihr auch der einheitliche Mittelpunkt, den die Philosophie als Beherrscherin der Religion, Politik, Gesellschaft, Dichtung und Kritik in der eigentlichen Aufklärungsperiode bildete. Der Hof und die in seinen Strahlen sich sonnende höfische Gesellschaft mit ihren schöngeistigen, oberflächlichen Interessen, ihrem litterarischen Dilettantismus, ihrer Neuigkeitskrämerei und Klatschsucht treten daher selbst für die ernste Auffassung eines gründlichen Forschers und tieferen Denkers, wie Raynal, in den Vorder-

grund. Eins aber zeichnet seine *Korrespondenz* vor der Grimm's und Meister's aus: er fühlte ganz als Franzose, während der Deutsche und der Deutsch-Schweizer in den beiden andern stets unter der französischen Hülle hervorlugen. Völlig in dem Bewusstsein nationaler Grösse lebend, zu den Schöpfungen des *siècle de Louis XIV* wie zu unerreichten Idealen emporblickend, mag er Voltaire die wohlberechtigte Auflehnung gegen die klassische Tradition, die freilich sehr äusserliche und flüchtige Anglomanie und Shakespeare-Würdigung, die scharfe Verspottung der Schwächen des französischen Volkscharakters nicht verzeihen. Wie seinem grossen Ideale, Montesquieu, ist ihm selbst der letzte, schwache Abglanz des alten Klassizismus, der in die misslungenen Dichtungen des Corneille-Nachahmers Crébillon hineinschimmert, angenehmer, als das neue, grelle Licht, welches Voltaire als Dichter und Philosoph ausstrahlte.

Ein anders angelegter, vielseitiger und ganz in den Aufklärungsideen lebender Mann war sein Nachfolger Friedrich Melchior Grimm. Im väterlichen Pfarrhause zu Regensburg erzogen und auf der Leipziger Universität gebildet, hatte er sich mit den Vorstellungen jener künstlichen Nachblüte des Humanismus erfüllt, welche damals unser deutsches Vaterland in einen wohlgepflegten Ziergarten voll exotischer, schön blühender Blumen verwandelte, der nur den obersten Zehntausend geöffnet war, ohne doch dem hungernden Magen des von kleinen Tyrannen vielgeplagten, in geringfügigen Sonderinteressen aufgehenden Volkes mit sättigenden Früchten zu füllen. In langem Schlafe hatten die klassischen Studien seit dem sechszehnten Jahrhundert hier, wie in dem westlichen Nachbarreiche, Frankreich, gelegen, weder die pedantischen, schlecht bezahlten Grammatiker hier, noch die feiner gebildeten, aber nur für Kirchenzwecke arbeitenden jesuitischen Dressierer dort konnten und wollten ihre Zöglinge mit Liebe zu dem griechisch-römischen Altertum erfüllen, sie in den Geist jener ewig jugendfrischen Vergangenheit einführen. So zeitigte die Menge der Lehrstunden, welche man den lateinischen Autoren vorzugsweise zuwandte, ohne in deren Urquell, die hellenischen, tiefer einzudringen, nur Treibhausblüten und tote Früchte, die sächsischen Fürstenschulen allein verstanden es, das Knochengerüste der Grammatik mit dem warmen Leben der Kunst und Litteratur zu erfüllen. Wer daher mit seinem Bildungsgange in die ältere Zeit hineinreichte, oder auf Schulen gebildet war, die im alten Geleise verharrten, wusste die römischen Litteraturschätze nur wenig, die griechischen fast gar nicht zu heben und half sich oft mit französischen Verdolmetschungen und Nachbildungen. Herder und Schiller kämpften

noch in späteren Lebensjahren mit den Anfängen der griechischen Grammatik, der letztere konnte seinen Lieblingsautor, Virgil, nur in französischer Übersetzung lesen. In Frankreich fehlten den bedeutendsten Autoren oft die nötigen Vorkenntnisse zum Studium der antiken Litteratur. Quinault, obwohl Mitglied der französischen Akademie, und deren Sekretär, der vielbelesene Conrart, verstanden kaum Latein und Griechisch, der berühmte Dichter Regnard, bekannte seine Unwissenheit in beiden Sprachen offen und ehrlich, Voltaire gesteht, dass er vom Latein nur den Kirchenjargon und ein bischen Horaz wisse und mit dem Griechischen war er so wenig vertraut, dass er den Plural von *βασιλεὺς* in *βασιλοῖ* wandelte. Die Dichtung Griechenlands war ihm daher, wie seinem grossen Zeitgenossen Friedrich II., in dessen Studienplan die alten Autoren keine Aufnahme gefunden, weil sie nach seines Vaters Dafürhalten „gar nichts taugten", nur aus französischen Übertragungen mangelhaft bekannt. In Deutschland hat gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Ernesti den Grund zu jener klassischen Gymnasialbildung und zum tieferen philologischen Studium gelegt, an deren Zersetzung unsere Zeit wieder nach Kräften arbeitet und aus seiner Schule ist ausser Lessing, dem gediegenen Kenner des Altertums, auch unser Melchior Grimm hervorgegangen. Neben Latein und Griechisch herrschte aber das Französische bis über das Ende des vorigen Jahrhunderts hinaus in unveränderter Macht, die klassische Dichtung des Zeitalters Ludwigs XIV. wurde neben der französischen Sprache und Konversation noch eifrig geschätzt und gepflegt, als bereits Lessing sein kritisches Richterschwert geschwungen hatte. Ausser dem griechisch-römischen Altertum blieb daher das *siècle de Louis XIV.* der Bildungsquell, aus dem auch Grimm schöpfte und neben Ernesti's philologischer Forschung auch Gottsched's halb französische Poetik und Dramaturgik für seine Lebensanschauung massgebend. In Gottsched's Formalismus ist sein erster dramatischer Versuch, die *Banise*, gehalten, gerade wie Lessing's Erstlingsdichtungen neben dem Vorbilde Molière's und seiner Epigonen auch die Lehren Gottsched's deutlich erkennen lassen. An diesen Jugendeindrücken hielt Grimm noch fest, als er von dem Einflusse der französischen Aufklärung, die zugleich mit dem alten Herkommen in Staat und Kirche die griechisch-römische und die französisch-klassische Tradition über den Haufen warf, schon ganz erfüllt war. Neben den Dichtern des Hellenentums waren die grossen Meister aus Ludwig's XIV. Zeit, namentlich Racine und Molière, für ihn hohe, der skeptischen Kritik entrückte Vorbilder, nur dem altmodischen Corneille und mehr noch dessen unglücklichen Nachahmer, dem

älteren Crébillon, mochte er nicht den Lorbeer des Dichterruhms reichen. Auch Boileau bedeutete, trotz Voltaire's absprechender Kritik, für ihn fast dasselbe, wie für das siebzehnte Jahrhundert, und Montesquieu, der tiefe Erforscher und beredte Dolmetscher römischer Grösse, galt ihm im ganzen als unumstössliche Autorität, gerade wie seinem Vorgänger in der Redaktion der *Korrespondenz*, dem Abbé Raynal. Aber zu diesen anerzogenen Anschauungen traten für ihn eine Fülle neuer Eindrücke, als er Paris 1749 betrat und in die litterarischen Kreise eingeführt wurde, in welchen d'Alembert, Diderot und Rousseau den Ton angaben. Am wenigsten Einfluss gewann auf ihn der erstere, dessen mathematische Schulung und doktrinäre Schärfe, wie moralische Ehrbarkeit den vielseitig aus- und abschweifenden, allem Abstrakten und rein Theoretischen abgeneigten, den Freuden des Lebens wie der Liebe huldigenden Grimm zurückstiessen. Bedeutungsvoller ward Diderot für ihn. Den religiösen Skeptizismus neben politischem Indifferentismus, die naturwissenschaftliche Grundrichtung alles Philosophierens, das Verständnis für die Umwandlung der überlebten klassischen Tragödie und Komödie Frankreichs in die Tragisches mit Komischem vermischende „bürgerliche Tragödie", deren Hauptschöpfer Diderot selbst war, die gerechte Würdigung der englischen Litteratur des XVIII. Jahrhunderts, die schon Gottsched, der Nachahmer Addison's, angebahnt hatte, diese und manche andere Eigenheiten, welche für die *Korrespondenz* massgebend wurden, verdankt Grimm den Einwirkungen seines intimen Freundes. Auch Rousseau's Genius riss den empfänglichen Sinn des Deutschen fort. Mochte auch Grimm schon in Deutschland sich mit einer Vorliebe für die italienische Musik, die damals im deutschen Süden auf der Opernbühne herrschte, erfüllt haben und nur, um in Paris nicht Anstoss zu erregen, noch einem Rameau Bewunderung zollen, erst des Genfers Musiktheorien und Musikkritik haben jene lebendige Abneigung gegen die französische Oper in ihm entwickelt, die seine Satire, der *Prophet von Böhmischbroda*, offen kundgibt. Aber der Gegensatz beider Naturen, des höfischen, lebensklugen Strebers, der selbst unwürdige Schmeicheleien und unlautere Mittel nicht verschmähte, um aus der niederen Stellung eines Informators und Vorlesers zu Ehren, Titeln und Vermögen zu gelangen, und des über alle Rücksichten und Schranken hinwegstürmenden Schwärmers für den Naturzustand und die heiligen Volksrechte, rief, durch persönliche Zwistigkeiten verstärkt, bald eine Entfremdung, dann offene Feindschaft hervor.

Seitdem Rousseau mit Diderot gebrochen hatte, konnte er auch Grimm's Freund nicht bleiben, und sein tödlicher Zwist mit

Grimm's Maitresse, der Marquise von Epinay, bei dem die Schuld keineswegs allein auf des Genfers Seite gewesen zu sein scheint, machte selbst eine äusserliche Freundschaft beider Männer unmöglich. Voltaire, der sich bald nach Grimm's Ankunft in Paris seinem Vaterlande entzog und später in dem Exil von Ferney vergrub, hat auf Grimm nie den nachhaltigen Einfluss Diderot's geübt, trotzdem Grimm mit ihm in Korrespondenz stand, eifrig jede kleine Broschüre aus der „Manufaktur von Ferney“ las und den Patriarchen in seiner Jura-Einsamkeit aufsuchte. Der Charakter Voltaire's, so verwandt er auch dem des höfischen Grimm war, stiess ihn ab, wie denn Gleichartiges sich so oft abstösst. Für ihn galt Voltaire, den wir als den eigentlichen Propheten der Aufklärung betrachten, als ein auf halbem Wege stehen gebliebener, weil er in der Philosophie sich dem Materialismus Diderot's entgegenstellte, Kunst und Dichtung für unvergänglichere Güter hielt, als die exakte Naturwissenschaft, und vor allem, weil er, in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften wenigstens, sich zum Deismus bekannte. Er rede über Gott und das Jenseits wie ein liebenswürdiges Kind, so lautete Grimm's Urteil. Hätte er, wie wir, die etwa 11000 Briefe gekannt, in denen Voltaire so oft vertrauten Freunden sein wahres Ich enthüllt, er würde den sehr unbestimmten Deismus des Philosophen und seine erbaulichen Deklamationen gegen Atheismus und Materialismus wohl auf ihren richtigen Wert zurückgeführt und auch die vielen Rücksichten, welche der Schlaue, Vielgewandte auf die Machthaber des Staates und der Kirche nehmen musste, besser verstanden haben.

Mit der aufrichtigen Freundschaft für Diderot war eine volle Hingebung für das von jenem begonnene Riesenwerk der *Enzyklopädie* von selbst geboten und Grimm's teilweise Abneigung gegen d'Alembert und Voltaire erklärt sich auch daraus, dass ersterer, der ewigen Verfolgungen und Belästigungen müde, sich bald von jenem Unternehmen zurückzog, der letztere sich überhaupt in kühlerer Ferne hielt und später ein Konkurrenzwerk, das *Dictionnaire philosophique*, jenem grösseren Lexikon an die Seite stellte. Diderot's Einfluss machte ihn den extremen Ansichten eines Helvétius und Holbach geneigt, die doch ihr Bestes den Anregungen und der direkten Mitwirkung des uneigennützigen Diderot verdankten. Wo Diderot nicht liebte, da glaubte Grimm hassen zu müssen. Der französischen Akademie hat er es nie verziehen, dass sie sich dem kühnen Freigeiste verschloss, auch der *Comédie française* es nicht vergeben mögen, dass sie sich der neuen Dichtungsweise seines Freundes, trotz des glänzenden Erfolges des *Père de famille*, nie recht hingeben konnte.

In dem Verkehr mit Diderot und den gleichgestimmten Freunden ist Grimm fast völlig zum Franzosen geworden, war ihm doch diese Metamorphose eine leichte, da in seiner süddeutschen Heimat der französische Einfluss noch ganz anders wirkte, als im Norden Deutschlands. Hätte er diese Zweiheit der Nationalität und Sprache, wie später Heinrich Heine, ausgenutzt, um ein Dolmetscher des deutschen Geistes in Frankreich zu werden, so würden wir ihm hohen Dank schulden, aber das hat er doch nur in sehr geringem Maasse gethan. Anfangs zwar schrieb er für den *Mercure* Briefe über deutsche Litteratur, die auf die Dauer sehr klärend und befruchtend hätten wirken können, begann auch die Redaktion des im Dienste der deutschen Litteratur arbeitenden *Journal étranger*, aber diese Arbeiten traten schnell hinter jener französisch angehauchten Korrespondenz zurück. In dieser hat die deutsche Litteratur, obwohl sie damals in Frankreich durch Übersetzungen und Besprechungen heimischer wurde, eine verschwindend geringe Stellung, lächerlich wenig weiss er über Lessing's bahnbrechenden Einfluss zu sagen, auch Klopstock und Gessner, die sogar den Franzosen durch Verdolmetschung zugänglich waren, berührt er ganz nebenbei. Die englische Litteratur der Zeit tritt weit mehr in den Vordergrund, aber sein Urteil über Shakespeare, den Ducis und Letourneur nach Voltaire's Vorgange in Paris einzubürgern suchten, leidet an allen Vorurteilen und Einseitigkeiten der Voltaire'schen Kritik. Wenn Grimm vieles an der französischen Sprache und Litteratur und namentlich an der französischen Tonkunst auszusetzen weiss, wesswegen sein Biograph Scherer ihm das Franzosentum abspricht, so begeht er keine schlimmere Versündigung, als sie vor und neben ihm bereits Voltaire, d'Alembert und Rousseau gewagt hatten. An einem Erbteil des väterlichen Hauses hat der Pfarrersohn aber sein Lebenlang festgehalten: an der warmen Liebe zum deutschen Protestantismus. Während d'Alembert, so weit bei ihm von einer Sympathie für Konfessionsunterschiede die Rede sein kann, nie von der Einwirkung der katholischen Erziehung sich ganz freimachte und auch Voltaire den Protestantismus noch feindseliger beurteilte, als den Katholizismus, fällt für Grimm das Luthertum mit der Volksaufklärung und selbst mit der Toleranz ziemlich zusammen, die katholische Volksbildung ist ihm ein Mittel der Verdummung. Mit dieser protestantischen Grundanschauung hängt auch die Begeisterung für Preussen und für Friedrich den Grossen zusammen, mit dem er seit 1759 etwa in Korrespondenz trat. Hätte Grimm freilich gewusst, wie der preussische Herrscher in einem vertrauten Privatbrief über sein aufdringliches Strebertum

urteilte, so würde der Ton seiner Huldigung vielleicht ein kühlerer geworden sein. Friedrich dem Grossen zu Liebe geht auch Grimm in seiner sonst der Politik vorsichtig abgewandten *Korrespondenz* näher auf die Ereignisse des siebenjährigen Krieges ein und tadelt mit rückhaltloser Schärfe die unnatürliche Allianz des Versailler Hofes mit dem habsburgischen Erbfeinde. Der Stamm seiner Abonnenten gehörte ohnehin der preussischen Partei in Deutschland an, schon die Klugheit gebot es also, seine Vorliebe für Preussen und Friedrich stark hervortreten zu lassen. Diese allgemeinen Gesichtspunkte geben uns einen Wegweiser durch die vielverschlungenen Pfade der Grimmschen *Korrespondenz*, welche über die Jahre 1753 bis 1773 sich ausdehnt und in Tourneux' Ausgabe etwa acht stattliche Bände füllt. Wir staunen über die nie ermüdende Arbeitskraft und Schreibfertigkeit des vielunterrichteten Litteraten, umsomehr, als er, ähnlich wie Raynal, fast der einzige Mitarbeiter war. Allerdings darf Diderot's indirekte und direkte Mitwirkung nicht unterschätzt werden. Nicht nur die vielgerühmten Kunstkritiken der *Salons* und einige andere längere Artikel sind dessen Werk, auch in der Besprechung mancher naturwissenschaftlicher und philosophischer Arbeiten, die dem Dilettantismus Grimm's ferner lagen, wird man die Beisteuer des stets hilfsbereiten Freundes erkennen. Vorübergehend hat er, namentlich im Jahre 1769, als Grimm einige Zeit in Deutschland weilte, sogar die Redaktion übernommen, aber allzusehr dürfen wir die Mitarbeit des vielbeschäftigten Herausgebers der *Enzyklopädie* und Verfassers so vieler anderer Schriften nicht zur Entlastung des Grimmschen Kontos heranziehen. Nun standen Grimm neben Diderot noch mancherlei indirekte Förderer und Hilfsarbeiter zu Gebote. Viele noch ungedruckte Briefe und poetische Kleinigkeiten flossen ihm zu, die oft langen Exzerpte minderwertiger Schriften haben ihm wohl seine Sekretäre, welche auch das Original-Manuskript für die einzelnen Abonnenten kopieren mussten, geliefert, auch sonst mag ihm neben den eingesandten Schriften zuweilen gleich die fertige Besprechung zugegangen sein, ohne dass wir deren Urheber immer kennen. Völlig aber als Grimm's eigenstes Werk sind die eingehenden, sorgfältigen litterarhistorischen Übersichten und Zeitschilderungen anzusehen, welche er den Jahresanfängen namentlich vorausgehen lässt, und sie allein würden uns von seiner Belesenheit, Schreibgewandtheit und Auffassungsgabe eine hohe Meinung geben. Zudem konnte Grimm nicht seine ganze Arbeitskraft dem Unternehmen widmen. Waren auch seine eigenen (von Tourneux Bd. XVI gesammelten) Arbeiten nach dem Jahre 1753 von geringerem Umfange, mag auch sein

nur lückenhaft erhaltener Briefwechsel grossenteils der Zeit angehören,[1] wo er die Redaktion an Meister abgegeben hatte und als litterarischer Reporter besonders für Katharina II. wirkte, immerhin war seine Aufmerksamkeit eine geteilte. Mag er auch, wie Scherer hervorhebt, in der Weise vielbeschäftigter Redakteure manche nur flüchtig besprochene Schrift ebenso flüchtig oder garnicht gelesen haben, schon die Zusammenstellung und Ordnung des über alle Gebiete der Litteratur zerstreuten Materials und die Hindernisse einer Sprache, die nicht seine Muttersprache war, machten einen grossen Aufwand an Zeit und Kraft nötig. Und wenn auch Grimm die redaktionelle und journalistische Mache besser als sein Vorgänger Raynal verstand, so sind seine grösseren Artikel doch tiefdurchdacht, gründlich erwogen und sorgsam stilisiert.

Gern glauben wir ihm daher, dass er schon lange vor definitiver Aufgabe seiner Redaktion an Arbeitsüberdruss litt, und entschuldigen auch die Ungleichmässigkeit und die Lücken mancher Jahresberichte.

Bei diesen Vorzügen, welche seine mehr als neunzehnjährige Korrespondenz in quantitativer und qualitativer Hinsicht hat, dürfen wir deren Schwächen, Einseitigkeiten und selbst Unbilligkeiten nicht übersehen. Die ungerechte Beurteilung d'Alembert's, die sich auch in Meister's Korrespondenz forterbte, erwähnten wir schon, allzugrell sticht dagegen das den geistvollen, zündenden, aber oft mit blitzartiger Schnelle hingeworfenen Arbeiten Diderot's gespendete Lob ab. Von Rousseau werden mehr die einseitigen Übertreibungen, als die grossen für die Zeit bahnbrechenden Ideen hervorgehoben. Voltaire's Beurteilung ist oft eine kleinlich-mäkelnde und der tiefergehenden Gesichtspunkte entbehrende, wenngleich sie vieles Richtige trifft und da auch von unverkennbarer Sympathie zeugt, wo Grimm und Voltaire zusammen gegen Kirchenglauben und die überlebte Philosophie eines Descartes Front machen konnten. Die zahlreichen Gegner und Neider des grossen Mannes kommen daher ziemlich schlecht fort, wennschon Grimm die langweiligen Publikationen eines Guyon, Larcher, Nonnotte u. A. schwerlich eines genaueren Studiums gewürdigt hat.

Als Dichter und namentlich als Schöpfer unvergleichlich

[1] Aus der Zeit vor 1773 teilt Tourneux nur vierundzwanzig Briefe an die Herzogin von Gotha und ihren Sohn Ernst, sechs an den berühmten Schauspieler Garrik, einen an Friedrich II. und sieben Briefe an verschiedene Adressaten (die Gräfin Houdetot, Rousseau's Freundin, den Grafen Schomberg, seinen Gönner, zwei an Voltaire u. s. w.) mit. Natürlich ist die Sammlung nicht entfernt vollständig.

witziger und fesselnder Romane und Novellen hätte Voltaire viel wärmere Anerkennung verdient, das über den Historiker und Philosophen gefällte Urteil mag im Lob und Tadel der Wahrheit nahe kommen. Von den Geistern zweiten Ranges ist Marmontel der Verfasser des epochemachenden *Bélisaire* zu wenig, La Harpe vielleicht über Verdienst gewürdigt, dagegen sind zahlreiche, heutzutage vergessene, aber für damalige Zeit bedeutungsvolle Dichter und Schriftsteller schwerlich mit voller Objektivität beurteilt. Beaumarchais' geniale Bedeutung trat erst nach 1772 ganz hervor, konnte also von Grimm nur wenig gewürdigt werden. Das öfter ausgesprochene Urteil Grimm's, dass die Zeit Ludwigs XV. in Dichtung und Kunst nur eine künstliche Nachblüte des *Siècle de Louis XIV* sei, ist zwar dem Bewusstsein der Zeit entsprechend, wird aber auf Männer wie Voltaire angewandt, ein entschieden unbilliges. Auch die oft apodiktische Kritik über die *Comédie française* und über Künstlerinnen, wie die Clairon lässt die sehr einseitige Antipathie Grimm's ebenso durchblicken wie seine Parteinahme für die italienische Buffooper und für Grétry eine zu parteiische Sympathie verrät. Die Philosophie des Aufklärungszeitalters konnte der ganz in ihren Ideen lebende Mann nur in ihrer Lichtseite, nicht in ihrem dunklen Reflexe schildern, aber sein eigener Standpunkt kommt über den flachen Epikuräismus des Weltmannes und den wohlfeilen Skeptizismus des nicht gründlicher geschulten Schöngeistes kaum hinaus. So sehr auch Grimm mit Diderot die naturwissenschaftlich-experimentelle Forschung betont und Voltaire (im vollen Gegensatz zu unserem Dubois-Reymond) die Kenntnisse des Naturforschers ganz abspricht, ist es doch ein gewaltiger Unterschied, wie er oder wie Diderot und d'Alembert diese Grundauffassung zu vertreten wissen. Seine Abneigung gegen alle Theorien, denen die unmittelbare praktische Bedeutung und Anwendbarkeit fehlt, macht ihn ungerecht gegen die volksbeglückenden Ideen eines Vauban, d'Argenson und des älteren Mirabeau.

Aber auch in diesen Einseitigkeiten und Vorurteilen ist seine Auffassung nur der treue Wiederschein der Zeit und Tagesmeinung und seine *Korrespondenz* daher ein historisches Dokument von unbestreitbarem historischem Werte.

Mit dem März 1773 tritt nun Meister,[1] ein frühzeitig gereifter Litterat, der bereits seit einem Dezennium die Feder geführt, schon mit 14 Jahren Journalartikel geschrieben, und soeben

[1] Über seine persönlichen Verhältnisse vergleiche H. Breitinger's Mitteilungen in der *Zeitschrift*, Supplementheft 1885, und Meister's eigene Angabe bei Tourneux XVI, 213 A. 4.

durch eine ketzerische Schrift religiösen Inhaltes den Zorn der Behörde seiner Vaterstadt Zürich und den Beifall Friedrich's des Grossen erregt hatte, an Grimm's Stelle als Redakteur ein. Zog aber damit Grimm sich völlig von der Leitung zurück? Wir möchten das kaum annehmen. In den nächsten Jahren zwar liess ihn sein zweimaliger Aufenthalt in St. Petersburg (1773 und 1776) und eine längere Reise nach Italien (1775—1776) wenig zu thätiger Mitwirkung kommen, aber als er nachher das rauhe Klima Russlands und die gefährliche Gunst Katharina's mit dem ruhigen Wohlleben von Paris vertauscht hatte, fehlte es ihm trotz der Korrespondenz mit der Zarin über französische und ausserfranzösische Angelegenheiten der Litteratur, Gesellschaft, und seit 1789 auch über Politik, keineswegs an Zeit und Ruhe. Und das ganze Gepräge der folgenden zwanzig Jahre, während welcher die *Korrespondenz* ungestört fortging, zeigt allzusehr Grimm's Einfluss. Dichtung und Kunst, Philosophie und soziale Fragen, alles wird im Ganzen so aufgefasst und geschildert, wie es Grimm selbst gethan, fast dieselben Sympathien und Antipathien, Vorzüge und Einseitigkeiten kommen zum Vorschein. Nur der Schweizer Lokalpatriotismus Meister's macht sich geltend, wenn z. B. Gessner's Tod zu einem längeren Nekrolog Anlass gibt, Friedrich's II. Hinscheiden dagegen ganz kurz berührt wird, aber sollte es ganz zufällig sein, dass der Streit der Gluckisten und Piccinisten mit sichtlicher, wennschon verhüllter Parteinahme für den mit Racine verglichenen Italiener beurteilt wird? Sollte die fortgesetzte ungünstige Auffassung d'Alembert's, die unverminderte Wärme für Diderot, die wenig veränderte Beurteilung Voltaire's nicht eine direkte Ein- und Mitwirkung Grimm's voraussetzen lassen? Der empfindungsvolle Nachruf an Diderot und der ebenso kalte Abschied von d'Alembert und Rousseau verrät doch Grimm's Feder, und wenn Diderot nach wie vor die Kunstkritiken schrieb, was zu bezweifeln kein hinreichender Grund vorliegt, so dürfen wir in Grimm wohl den unausgesetzt thätigen Musikreferenten suchen.

Der Abstand in der Redaktion war freilich ein bemerkenswerter. Die allgemeinen Einleitungen und Übersichten, das Lesenswerteste an der *Korrespondenz*, schrumpfen immer mehr zusammen, die Berichte werden zuweilen kürzer und oberflächlicher, schon am 20. September 1775 klagt Katharina, dass Meister kein Grimm sei. Und entschuldbar genug ist diese Unebenbürtigkeit des Nachfolgers, der mehr noch, als der Vorgänger, sein einziger Mitarbeiter gewesen zu sein scheint. Denn ihm strömten kaum so viele Einsendungen von Büchern und Notizen zu, wie Grimm, und die Zeit war überdies den grossen

Interessen der früheren Dezennien entfremdet, die bedeutendsten Geisteshelden tot oder an der Schwelle des Lebens, Oper, Schauspiel, Gesellschaftstand und Salonklatsch herrschten neben der an Überraschungen und Vorbereitungen der kommenden Umwälzung reichen Tagespolitik, welcher aber Meister nicht sorgfältiger nachgehen konnte oder wollte. Darum schwindet das Interesse für uns, sobald Grimm die Chefredaktion abgibt und es erwacht nur vorübergehend mit dem grossen Jahre 1789, da Meister den Wandlungen der Revolution nicht tiefer nachforscht das damals so gefährliche eigene Urteil möglichst vermeidet und Andere gern statt seiner reden lässt. Zudem ist die Berichterstattung über die Jahre 1789—1792 dürftiger und lückenhafter als die bedeutungsvolle Zeit es verdient hätte, wie denn die Jahre 1791 und 1792 zum Teil fehlen und das Vorhandene knapp genug ist. Die Septembergräuel 1792 und die immer mehr zunehmende Unsicherheit in Paris haben Meister zu einer Flucht nach England bestimmt, wo er schon Anfang 1792 mehrere Monate geweilt hatte, die Nachrichten vom November dieses Jahres[1]) bis Mai 1793 sind daher von befreundeter Hand ihm zugesandt worden. Mit dem Jahre 1794 nahm er von der Schweiz aus mit Hilfe seiner Pariser Korrespondenten das Unternehmen wieder auf und weilte auch nach dem Ende des Terrorismus kurze Zeit (September 1795) in der französischen Hauptstadt. Bis zum Januar 1813 schwebte dann die *Korrespondenz* noch zwischen Leben und Tod, aus ihr sind uns von Tourneux nur einzelne Bruchstücke mitgeteilt worden. Die unbefugte Publikation eines Teiles jener Geheimschrift, die Sorge wegen der Unannehmlichkeiten, welche die Enthüllung so mancher persönlicher und vertrauter Dinge zur Folge haben musste, der Tod der alten Abonnenten und die immer mehr zusammenschwindende Zahl und abnehmende Teilnahme der neuen haben dem Werke den Todesstoss gegeben. R. Mahrenholtz.

[1]) Am 30. September 1792 war er noch in Paris, wie die Besprechung einer an diesem Tage stattgefundenen Opernaufführung zeigt.

Personal- und Gentilderivate im Neufranzösischen.

Die nachfolgende Sammlung von Adjektiven und Adjektiv-Substantiven, welche von Personen- oder Ortsnamen abgeleitet sind, erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit; vor allem enthält sie nur solche Wörter, welche in dem grösseren Wörterbuch von Sachs sich nicht finden. Vollständigkeit ist hier überhaupt nicht zu erreichen, weil solche Namen zu wenig häufig sich finden (was hier gegeben wird, ist das Ergebnis mehr als fünfzehnjährigen Sammelns) und weil Neubildungen fortwährend auftauchen. Das ist besonders bei den Derivaten von Personennamen der Fall, und der Laune des Schriftstellers ist hier der weiteste Spielraum gelassen. Schon weil sich bei diesen Namenadjektiven so viel individuelles Belieben einmischt, sind sie von geringer Wichtigkeit; eine sehr umfängliche Berücksichtigung derselben in einem Wörterbuch würde nur zu einer lexikalischen Superfötation führen, etwa wie die Aufnahme sämtlicher Komposita, die persönliche Liebhaberei mit Hilfe der Präfixe *ex*, *hyper*, *ultra* u. a. zustande bringen kann. Dass sie trotzdem nicht unwichtig sind, mag folgende mir zufällig neu aufstossende Stelle aus einem Roman von Jules Claretie beweisen. Der Sinn des Personaladjektivs wird vielen, die nicht in der Kunstgeschichte etwas bewandert sind, unklar bleiben: *Le petit Japonais . . . demandait à une jeune Anglaise p r é r a p h a é l i t e pourquoi elle ne dansait pas. — Parce que je digère! répondait la poétique miss d'une voix mourante.*

Von weit höherem Interesse sind die Gentilien im weiteren Sinne, d. h. die von Länder- oder Landschafts-, Städte-, Berg- oder Flussnamen abgeleiteten Wörter. Bei ihnen lassen sich synonymische Unterschiede auffinden; die Zahl der zur Verwendung gelangenden Ableitungsendungen ist eine grössere; die Bildung der Wörter reicht in ältere Zeit zurück; vielfach ist eine

Form an die Stelle einer anderen, jetzt veralteten oder alternden getreten; oft ist der Kampf zwischen zwei Formen noch nicht entschieden, so dauert der beim Verb längst abgeschlossene Widerstreit von *oi* und *ai* vielfach noch fort; ferner sind diese Wörter nicht Erzeugnisse der Laune eines Schriftstellers, sondern Gemeingut, wenn auch vielleicht nur der Einwohner eines bestimmten Ortes und seiner Umgebung; endlich ist es für die Lautlehre nicht uninteressant nachzuforschen, ob bei diesen Bildungen nicht gewisse Gesetze massgebend gewesen sind, warum bei einzelnen Namen eine volkstümliche Bildung unmöglich war, so dass sie entweder ganz unterbleiben oder durch eine aus dem lateinischen Etymon hergeholte hybride Bildung ersetzt werden musste und wie von Ortsnamen, besonders nichtfranzösischen, ein zugehöriges, aber nicht nachweisbares Adjektiv auf dem Wege der Analogie zu bilden wäre. Mit aufgenommen wurde eine Zahl von Landschaftsnamen. Die französische Geschichte und Geographie sind überreich an solchen Namen, die zum grossen Teil immer noch trotz aller Verschiebungen in der administrativen Einteilung des Landes wachgehalten werden als notwendige Zusätze bei den zahlreichen Orten gleichen Namens, besonders den von Heiligennamen gebildeten Benennungen. Diese Landschaftsbezeichnungen verdienten eine eingehendere Untersuchung. In den angeknüpften Bemerkungen endlich sind ausser den aufgeführten Namenadjektiven auch die bei Sachs verzeichneten mitberücksichtigt.

In dem Wörterbuch der Akademie sind diese Bildungen so gut wie nicht berücksichtigt; auch Littré bietet äusserst wenig und nur für Adjektive von Länder- und Völkernamen; einzelnes ist in den Addenda und später vermehrt im Supplement[1] hinzugekommen. Sehr verdienstlich war es daher, dass Sachs diese Wörter eingehend berücksichtigt hat, doch ist es auffallend, dass das *Complément du Dictionnaire de l'Académie Française*[2]) von Barré und Landois sich unter seinen Quellen nicht befunden zu haben scheint. Die Sammlung von Sachs und mehr noch die des *Complément* leidet hauptsächlich deshalb an Unvollständigkeit, weil eigentlich nur historisch bekannte Namen berücksichtigt wurden. Der *Courrier de Vaugelas*[3]) hat an zwei verschiedenen

[1]) Im Nachfolgenden ist diese Quelle mit *L. S.* bezeichnet.

[2]) Mit *C.* bezeichnet. Es ist hier das 1839 in Brüssel erschienene Werk gemeint; Sachs führt das drei Jahre später in Paris veröffentlichte *Complément* von Barré auf.

[3]) Mit *CdV.* bezeichnet. Ausserdem sind öfter zitiert: Aroux, E., *les Mystères de la chevalerie.* Paris, 1858. Gautier, Théophile, *Hist. de l'art dramatique en France.* 6 vol. Leipzig, éd. Hetzel. 1858—1859.

Stellen Gentilienlisten gegeben, auf welche häufig verwiesen werden musste. Leider gibt er weder Quelle noch Beispiele; besonders das Fehlen der letzteren ist sehr störend, da es von vornherein durchaus nicht feststeht, ob dieselbe Form sowohl als Adjektiv wie als Substantiv und sowohl für die Bezeichnung des Gebiets wie für die Bezeichnung der Bewohner gebraucht werden kann oder gebräuchlich ist.

Abrahamien (C.) gleiche Bed. wie *Abrahamite* (Sekte).
Abrahamique (L. S.). *Les souvenirs abrahamiques* (Lacordaire.)
Antonin auch als Adj. üblich: *Les sculptures mystérieuses qui la* (sc. *porte) décorent sont, à mon avis, d'une tout autre époque que l'époque antonine* (Lamartine, V. en Or. 153).
Ariostin (L. S.)

1. **Aristophanesque.** *Cette revue, qui, dans les mains d'un poète ou d'un philosophe, pourrait prendre des proportions aristophanesques et devenir la vraie comédie de l'époque, consiste dans un ramassis de banalités et de plaisanteries vieilles de onze mois et demi* (Th. Gautier IV, 380 f.). *Même dans les Plaideurs, revanche aristophanesque des ennuis d'un procès, la plaisanterie n'est pas enjouée* (Geruzez II, 255 f.) *Sauf erreur ou omission, on connaît maintenant tous les acteurs, figurants et comparses de ce drame ménippéen, dans lequel une verve qui ne se lasse pas prodigue à foison un sel tout aristophanesque* (Aroux 199).
2. **Aristophanique.** *Ou bien ne faut-il voir là qu'une fantaisie aristophanique où serait personnifié un écrivain d'une célébrité incontestable et méritée?* (Th. Gautier V, 52). *Voici un vaudeville qui a la prétention d'être aristophanique, et qui la justifie, au moins sous le rapport de la personnalité* (Ib. VI, 22). *Les revues, avec leurs prétentions aristophaniques, ont-elles agité la société jusque dans ses fondements?* (Ib. VI, 45.)

   1. bezeichnet eine Manier, eine Darstellungsweise, 2. eine litterarische Gattung, wobei 2. in die Bed. von 1. übergreifen kann, aber nicht umgekehrt.

Geruzez, Eugène, *Hist. de la litt. franç.* 2 vol. Paris, 1874. Guizot, *Hist. de la civilisation en France.* 4 vol. Paris, 1859. Guizot, *Hist. de la civilisation en Europe.* Paris, 1876. Jaubert, comte de, *Glossaire du Centre de la France.* 2 vol. Paris, s. a. Martin, Henri, *Histoire de France.* 17 vol. Paris, 1861—62. Vermesse, Louis, *Dictionnaire du patois de la Flandre française ou wallonne.* Douai, 1867. Die Zitate aus Zeitungen sind hinlänglich bezeichnet, die dem *Figaro* entnommenen haben die Abkürzung *Fig.*

Armentière. *L'Armentière beauté fait la guerre à ses beaux cheveux et se déchire le sein, à ce qu'on dit* (Mme de Sévigné II, 100; 18 mai 1671). Näheres hierüber konnte ich nicht finden; das Wort hat mit der Stadt Armentières (Nord) wohl nichts gemein und scheint eher adjektivischer Gebrauch eines Familiennamens, vielleicht mit der volkstümlichen Motion solcher Namen zusammen. Vgl. *Murinette.*

Arnalesque, in der Manier Arnal's, eines um die Mitte dieses Jahrhunderts sehr bekannten Pariser Komikers, welcher Tölpelrollen als Spezialfach hatte: *La situation exploitée par les deux auteurs arnalesques est de celles où l'on peut se trouver soi-même* (Th. Gautier IV, 156).

Arthurien, der Artussage angehörig: *Le chevalier à la charrette met en scène plusieurs des personnages des légendes arthuriennes et leur conserve la physionomie que nous leur connaissons* (Geruzez, I, 75).

Averrhoïste, dem Averrhoës angehörig: *Ceci n'est plus du conceptualisme, mais du réalisme, et du pire, du réalisme averrhoïste* (H. Martin IV, 274).

Balzacien. *Les Balzaciens, c'est-à-dire les admirateurs de Balzac* (Paix, 22 mai 1887).

Bérengarien (C.), Anhänger von Bérenger.

Berninesque, in der Manier Bernini's: *Ses (sc. de Puget) disciples fussent promptement tombés dans le style berninesque* (H. Martin XIII, 230).

Bismarckien, Bismarck angehörig: *La feuille bismarckienne,* (sc. *la Gazette de l'Allemagne du Nord.* France, 25 févr. 1878.)

Boulangiste, dem General Boulanger angehörig: *L'état d'esprit boulangiste* (Paix, 10 juillet 1887). *Les manifestations boulangistes — ce mot „le boulangisme" fait désormais partie de notre langue politique* — . . . (Ib. 12 mars 1888).

Catilinaire, katilinarisch, kann nur von Reden gesagt werden, was bei Sachs (s. v. I) angegeben sein könnte.

Charlemanesque (L. S.) in der Weise Karl's d. Gr.

Chateaubrianesque (L. S.) in der Manier Chateaubriand's.

Clairvillien, dem Vaudevilledichter Clairville angehörig: *Le côté comique se compose d'un panier d'œufs, qui a le don de réaliser les souhaits à rebours. Vous désirez un bouquet de violettes; aussitôt, avec un bruit de ferraille, apparaît une voiture de vendange-poste: à ce fumet, vous reconnaissez l'atticisme clairvillien.* (Th. Gautier VI, 30).

Clémenciste, Anhänger von Clémenceau; nach der *Gazette de France* im *Courier de Vaugelas* (X, 11) angeführt und verworfen, dafür *clémenceliste* vorgeschlagen.

Coburgien, dem Prinzen Ferdinand von Coburg angehörig: *Le parti Coburgien* (Paix, 14 sept. 1887).

Constantin, zu Konstantin d. Gr. gehörig: *De plus, en ordonnant qu'il se tienne tous les ans une assemblée dans la cité Constantine* (sc. *Arles*), *nous croyons faire une chose non seulement avantageuse au bien public, mais encore propre à multiplier les relations sociales* (Guizot, Civilis. en Eur. 47).

Dauphin, zum Dauphin gehörig. Bei Sachs (1. V. IV) fehlt *la porte Dauphine* (von Paris nach dem *Bois de Boulogne* führend). Die frühere *avenue Dauphine* (von der *avenue d'Eylau* ausgehend und in den Endpunkt der *avenue du Bois de Boulogne* einmündend) heisst jetzt *avenue Bugeaud.*

Dédaléen (z. B. *le réseau dédaléen des rues de Paris*) heisst nur labyrinthisch (nicht auch, wie Sachs angibt, dädalisch); es ist von dem Appellativ *le dédale*, nicht von dem Personennamen gebildet.

Diomédien (C.) dem Diomedes angehörig.

Don-juanesque, den Don Juan spielend: *Quant à Riballier, il est célibataire et don-juanesque malgré ses cinquante ans* (France, 8 mai 1878). *Tous les hommes qui mènent quelque peu la vie don-juanesque aiment à s'aventurer vers les femmes fatales* (A. Houssaye, France, 25 juin 1879). *Ce qui paraîtra sans doute singulier, c'est qu'avec ces beaux projets machiavéliques et don-juanesques, j'étais, au fond, le garçon le plus timide du monde et le plus facile à décontenancer* (Sarcey, Le piano de Jeanne 248). *Don-juanesque* verdrängt das gleichbedeutende *don-juanique.*

Don-quichottesque, den Unternehmungen Don Quixote's ähnlich: *Le choix du nouveau ministre des affaires étrangères peut être considéré comme une preuve incontestable qu'il* (sc. Gambetta) *n'est nullement engagé, en ce moment, en des entreprises don-quichottesques au dehors* (XIXe Siècle, 26 sept. 1880).

Eudoxien (C.) Eudoxianer, nach Eudoxius genannte Sekte.

Fabien heisst auch: nach Art des Fabius (Cunctator). *L'année 1536 fut, après celle de Marignan, la plus glorieuse de la vie de François Ier: à cette guerre toute fabienne, on ne reconnaissait plus les téméraires aventuriers de Pavie* (H. Martin VIII. 244).

Figaresque, der Zeitung *Le Figaro* angehörig, für dieselbe bestimmt: *Les bureaux du ministère de l'intérieur ont été plus loin: ils ont grossi, ils ont exagéré l'inconvenance et le danger des deux télégrammes figaresques* (France, 15 janvier 1878).

Figariste auch als Adj. *M. Zola, en effet, s'est enrôlé dans le le bataillon figariste* (XIXe Siècle, 23 sept. 1880).

Gondowaldien, Anhänger des fränkischen Gegenkönigs Gondowald: *Les principaux chefs des Gondowaldiens obtinrent leur pardon par l'intervention de Grégoire de Tours et de quelques autres prélats* (H. Martin II, 85).

Héracléen (C.), 1) dem Herakles, 2) der Stadt Heraklea angehörig.

Hermionite (C.) Nebenform zu *hermien.*

Hippocratien, dem Hippocrates angehörig (fehlt auch im C.): *Une circonstance pénible vient de m'offrir l'occasion d'observer les changements matériels qu'a subis la gent hippocratienne pendant ma longue absence* (Jouy, Hermite de la Guiane I, 46). *Hippocratique* ist, wie schon die Endung an die Hand gibt, mehr auf den gelehrten Gebrauch beschränkt.

Hoffmanique heisst auch: Hoffmann angehörig, bei Hoffmann vorkommend. Über die von Sachs durchaus gleichgestellten Formen *hoffmanique* und *hoffmanesque* vergleiche das bei *aristophanique* Gesagte. *Les Kreissler farouches, les musiciens hoffmaniques qui se croient savants parce qu'ils sont ennuyeux, affectent de mépriser beaucoup la musique où la mélodie part à tire-d'aile et s'élève en chantant sans tours de force et sans casse-cou* (Th. Gautier II, 179).

Illyricain (C.), Sekte, Anhänger von Illyricus.

Ingresque, dem Vorbild des Malers Ingres folgend: *L'école glacée de l'Empire est remplacée par cette ardente génération de jeunes peintres dont Eugène Delacroix est le chef. Cette école provoque à son tour la réaction ingresque* (Th. Gautier IV, 389).

Jéromiste vgl. bei *Ludovicien.*

Juvénalique, dem Juvenal angehörig: *Venez peindre nos ridicules, nos sottises, nos vices, avec cette ironie amère, avec cette indignation juvénalique qui vous ont si bien inspiré dans votre jeunesse* (Jouy, Hermite de la Guiane, I, 9). Über das Verhältnis zu dem bei Sachs allein angeführten *juvénalesque* vgl. bei *aristophanique.*

Laomédontien (C.), von Laomedon abstammend.

Lodoïcien (C.), von *Louis* abgeleitet.

Loisellien (C.), dem Rechtsgelehrten Loisel angehörig.

Ludovicien, Anhänger des Prinzen Louis (Bonaparte, Sohn von Plon-Plon). *Quant aux Jéromistes et aux Ludoviciens, ces autres fractions du bonapartisme, on devine aisément quel accueil ils réservent au manifeste de leurs ennemis* (Paix, 12 juin 1885). Vgl. auch C.

Mac-mahonien, Anhänger Mac-Mahon's: *Nous apprenons également que M. Bartholoni se présentera dans le VIIe arrondissement de Paris comme conservateur et mac-mahonien* (Figaro, 22 août 1877). Als Adj. (Mac-Mahon angehörig, von ihm

ausgehend): *La résistance parlementaire, même à demi-parlementaire, la résistance annoncée par les manifestes macmahoniens, n'est plus qu'une chimère* (France, 11 nov. 1877).

Mansfeldois (C.), Sekte, nach dem Grafen von Mansfeld genannt. Übertragung der zu dem Landschaftsnamen gehörigen Endung auf das von dem gleichförmigen Personennamen gebildete Adj.

Maréchalesque (dem Marschall angehörig) statt des vermiedenen *mac-mahonesque*): *Démence politique, en effet, de nouvelles élections générales, où le gouvernement maréchalesque irait au combat sans budget voté, c'est-à-dire sans le nerf de la guerre* (France, 12 déc. 1877).

Mazarin, Anhänger Mazarin's: *La licence était si effrénée, qu'une nuit les principaux officiers de la Fronde, ayant rencontré le saint sacrement qu'on portait dans les rues à un homme qu'on soupçonnait d'être Mazarin, reconduisirent les prêtres à coups de plat d'épée* (Voltaire, Siècle de Louis XIV, 34). Vgl. auch C. und ebenda (s. v. retirer): *Se retirer à la Mazarine* = *se retirer à la hâte.*

Moliéresque (L. S.), Molière angehörig. Ein Adj. mit anderer Endung ist nicht vorhanden.

Murinette. Aus dem Familiennamen Murinais gebildet: *La Murinette beauté est avec elle* (M[me] de Sévigné, II, 174, 22 juillet 1671). *La Murinette beauté voudrait bien l'épouser, mais il n'est pas de même pour elle* (ib. II, 234, 2 sept. 1671). Gemeint ist Anne-Marie du Pui de Murinais, später Marquise de Kerman oder Carman.

Ozanamite, Anhänger Ozanam's: *Le champion ozanamite est un jeune homme destiné sans doute à aller loin, car il ne demande qu'à s'instruire* (Aroux VI).

Parnelliste, Anhänger Parnell's: *Les Parnellistes prétendent que leur groupe comptera dans la prochaine Chambre des communes au moins quatre-vingt-six députés* (Paix, 22 août 1885).

Raphaëlesque, jetzt üblichere Schreibung *raphaélesque.*

Stéveniste (C.), Sekte nach Stévens genannt.

Turcarien, nach Art Turcaret's: *Demandez à cette nouvelle et turcarienne aristocratie industrielle et marchande, dont la généralité voit s'évanouir sa probité, du jour où, par aventure, s'altère son respect de convention pour l'échéance* (H. Bonnellier, Babel IV, 132).

Victorien, Anhänger des Prinzen Victor (Sohn von Plon-Plon): *Aussi est-il présumable que les Orléanistes, quelque envie qu'ils en aient, feront froide mine au programme impérialiste et qu'ils laisseront les Victoriens faire seuls leurs petites manœuvres électorales* (Paix, 12 juin 1885).

Vitellien, dem Vitellius angehörig: *Quelques cohortes vitelliennes, renforcées par la jeunesse aristocratique d'Autun, dispersèrent le ramas de paysans que le prétendu génie céleste traînait après lui* (H. Martin I, 234).

Weymarien (weimarien), Bernhard von Weimar angehörig: *Des détachements commandés par Guébriant et Turenne, généraux qui se formaient à l'école suédoise, vinrent renforcer les Weymariens* (Th. Lavallie, Hist. des Français, III, 157). *Le duc de Longueville fut reconnu pour chef de l'armée weymarienne* (ib. III, 159).

Zoliste, in der Art von Zola: *Nous répudions ces bonshommes de rhétorique zoliste, ces silhouettes énormes, surhumaines et biscornues* . . . (Paix, 20 août 1887, Reproduktion aus dem Figaro).

B. Von Ortsnamen abgeleitet.

Abbevillois, zu Abbeville gehörig: *Une banderole sur laquelle figure l'inscription: „Sur l'initiative de l'Abbevilloise"* (Paix, 3 juillet 1885).

Abdéritain bedeutet bei La Fontaine (neben Abdérite) den Bewohner von Abdera: *Démocrite et les Abdéritains* (VIII, 26).

1. **Abyssin.** 2. **Abyssinien.** 3. **Abyssinique.**

Littré (S.) kennt nur die beiden ersten Wörter und zwar nur als Adj. (1. *Qui appartient à l'Abyssinie: L'idiome abyssin.* 2. *Qui est relatif à l'Abyssinie: les populations abyssiniennes*). Für „die Abessinier" bietet er keinen Ausdruck. — Das *Complément* kennt 1. als Adj. und Subst., 2. nur als Subst. (d. h. substantiviertes Adj.) für die Sprache (das Abessinische), 3. nur als Adj. in dem Ausdruck *les langues abyssiniques;* 2. und 3. würden sich zu einander verhalten wie römisch: romanisch, deutsch: germanisch. — Ebenso Sachs, der jedoch bei 3. keine weitere Angabe macht.

Zunächst ist sicher, dass *les Abyssins* die Abessinier heisst; Beispiele sind unnötig, da man sie in jedem französischen Lehrbuch der Geographie und augenblicklich in jeder französischen Zeitung finden kann; zu bemerken ist, dass *les Abyssiniens* sich findet, z. B. gerade in dem *Complément* (s. v. *agada*), welches nur *les Abyssins* aufführt. Auch als Adj. ist jetzt 1. das weitaus üblichste, wenn nicht das einzig übliche Wort: *Tégoulat qui fut autrefois le siège de tout l'empire Abyssin* (Cortambert, Cours de géogr. 555). *C'est un général abyssin, Rassalula, qui est chargé de cette tâche* (Paix, 20 août 1885). *Les mahdistes seraient en marche contre la capitale abyssine* (ib. 18 mars 1887). *On assure*

qu'une avant-garde de troupes abyssinnes (wohl Druckfehler) *était partie pour secourir Kassala* (ib. 10 sept. 1885).

Accitanien (C.), Bewohner von Acci oder Accitum in Spanien.

Acerrain (C.), Bewohner von Acerra.

Agénais, das Gebiet von Agen. Sachs gibt (wie C.) nur *Agénois.* H. Martin gebraucht nur die Form auf *-ais* (z. B. III 490, IV 108, 348, V 80, 227), daneben noch häufiger *Agenais* (z. B. IV 104, 348, 559, 562, V 74). Auch für die Bewohner gibt der CdV. (V, 82) *Agenais ou Agenois.* Mignet (z. B. Études hist. 174, 179, 212) gebraucht *Agénois* und *Agenois* neben einander. Vgl. hierzu *Rochelois* neben *Rochellois.* Die üblichste Form ist jedenfalls *Agenais* für die Bewohner sowohl wie für das Gebiet; für das erste finden sich zahlreiche Beispiele aus französischen Zeitungen letzter Zeit gelegentlich des Aufenthalts des Präsidenten Carnot in Agen, für das letztere spricht der Ortsname Monclar-d'Agenais.

Aigues-Mortain (CdV. V, 82), Bewohner von Aigues-Mortes.

Aixois, zu Aix (en Provence) gehörig: *Les républicains aixois se préparent à fêter dignement l'anniversaire de la proclamation de la première République* (France, 20 sept. 1878). *Le marché aixois est très vivement impressionné* (Paix, 12 janv. 1886).

Ajaccien, Bewohner von Ajaccio: *Le prince Napoléon (Jérôme) se présente aux suffrages des Ajacciens* (France, 25 juin 1879).

Aleman, alemanique, Al(l)emanne, a(l)lemannisch schreibt Sachs (wie C.). Üblicher ist die Schreibung mit *ll, nn*: *Soixante-quinze mille guerriers franks, allemans, burgondes . . .* (H. Martin II, 25). *Deux frères appelés Bukhelin et Leuther, qui étaient de sang alleman* (ib.). *Des bandes frankes et allemanes* (ib. I, 342). *Théodebert eut pour sa part les hautes vallées du Rhône, du Rhin et de l'Inn habitées en partie par des populations allemanniques* (ib. II, 20). *L'hydre allemannique* (ib. I, 319). Guizot *(Civilis. en Eur.* 85) gebraucht sogar die Form *Allemand* (wie er *Bourguignon* für *Burgonde* u. s. w. setzt): *On compte les lois des Bourguignons, des Francs-Saliens, des Francs-Ripuaires, des Visigoths, des Lombards, des Saxons, des Frisons, des Bavarois, des Allemands, etc. — Les Allémans* (Cortambert 204).

Alexandrin, Bewohner von Alexandrie (Égypte), vgl. bei *Cairote.*

Alréen, Alrien, Bewohner von Auray (CdV. V, 82).

Alsatique, Nebenform zu *alsacien,* die mehr auf gelehrten Brauch hinweist: *Ce qui est particulièrement louable dans les ouvrages patriotiques et alsatiques de M. Leroy de Sainte-Croix, c'est la modération, la prudence, la sagesse de langage et d'esprit qui les caractérise et les distingue* (XIXe Siècle, 14 nov. 1880).

Ambertois, Bewohner von Ambert (CdV. V, 82).

Amycléen (C.), zu Amyclée gehörig oder da geboren.

Andalous. Sachs gibt an erster Stelle *andalou* mit dem f. *andalouse* und dem pl. m. *andalous* und *andaloux*. Die Schreibung des m. liegt ja sehr im Argen und für „Andalusier" (d. h. Pferd) findet man *andalou, andalous* und sogar *andaloux* im sg. Littré (im S.) gibt nur *andalous*, ebenso gebraucht Brachet (Gr. hist. 51) nur *l'andalous* (das Andalusische). Es ist daher offenbar am besten, das Wort in der Form *andalous* ausschliesslich anzusetzen, wodurch sich f. und pl. m. von selbst ergeben, zugleich auch das Wort von den exotischen *hindou, -oue, mandchou, -oue, zoulou, zouloue* losgetrennt wird.

Annonien, Bewohner von Annonay (CdV. V, 82).

Aostain, Bewohner von Aoste (-a): *Les Aostains ont grosses questions avec leur évêque, à cause des excommuniements qu'ils ne peuvent souffrir* (Bonnet, Récits du XVI[e] siècle, 50. Die Stelle stammt aus dem Jahre 1535).

Appenzellois, Bewohner von Appenzell. Die Form *Appenzelois* hat Cœckelberghe-Dutzele, Théorie compl. de la prononc. I 260.

Aptésien, zu Apt gehörig: *Des vœux tout platoniques pour les succès électoraux des deux gloires de la démocratie aptésienne* (Fig. 8 août 1877).

Aquitain aquitanisch. Ausser diesem Adj. (das einzige von C. aufgeführte) gibt Sachs *aquitanien* und *aquitainique*, für welche ich keinerlei Belege beizubringen wüsste. Littré gibt auffallenderweise weder ein Subst. noch ein Adj. Sachs führt das sehr übliche *aquitanique* nicht auf, und fast muss man vermuten, dass sein *aquitainique* nur ein Druckfehler ist, worauf schon die den Lautgesetzen Hohn sprechende Bildung verweist. *Les villes aquitaniques* (H. Martin VIII, 385). *La côte aquitanique* (ib. 283). *Le chef ou roi des Nitiobriges amena au camp un gros de cavalerie gaëlique et aquitanique* (ib. I, 171). *La rébellion aquitanique* (ib. II, 215). *Les milices aquitaniques* (ib. II, 316). *L'armée aquitanique* (ib. 200, 202). Ebenso *anglo-aquitanique, franco-aquitanique: L'armée anglo-aquitanique* (ib. V 260, 287). *La suzeraineté franco-aquitanique* (ib. II, 351). *L'armée franco-aquitanique* (ib. II, 330 f.). Für *aquitain: Les seigneurs aquitains* (ib. II, 248). *L'Arvernie, le Limousin, le Querci et quelques autres cantons aquitains* (ib. II, 4). Die Beispiele für letzteres Wort sind nicht zahlreich genug, um einen Schluss zu erlauben; aber beim Überblick kommt man zur Vermutung, dass H. Martin der weiblichen Form *aquitaine* ausweicht und dafür *aquitanique* verwendet. Vgl. bei *Aleman.*

Arabique. Die Angaben von Sachs stimmen im ganzen mit dem C., welches noch *année arabique* und *tables arabiques* zusetzt. *Langue arabique*, was Sachs aufführt, ist durchaus veraltet. La Touche (L'art de bien parler françois, 7e éd. 1760, II, 363) sagt: *On dit l'Arabe pour la langue, un mot Arabe, des caractères Arabes.* Weiterhin wirft er dem Père Bouhours vor, dass er den Gebrauch von *arabique* für die Sprache nicht erwähnt habe. Jetzt sagt man nur *l'arabe, la langue arabe*, aber *les langues arabiques*, wie das C. angibt und mit dem bei *Abyssin* bemerkten Unterschied.

Araucan nach Sachs (und C.) nur von der Sprache, für das Volk *Araucanien.* Vgl. *Les Araucans de l'Amérique occidentale* (Paix, 9 sept. 1887).

Arbosien, Bewohner von Arbois (CdV. V, 82).

Ardéchois, Bewohner des Dépt de l'Ardéche: *Les Ardéchois habitant Paris sont instamment priés de s'y rendre* (France, 21 oct. 1878). Auch von Uber, Progr., Waldenburg, 1885, verzeichnet.

Ardennais, Bewohner des Dépt des Ardennes (CdV. VIII 185, Cœckelberghe-Dutzele I, 260, Uber). Vgl. auch bei *boulenois* das Zitat aus Fig. 16. 8. 77. Nach einer bei Stapper's (Dictionn. synopt. d'étymol. fr. 552) verzeichneten unhaltbaren Annahme käme *ardoise* (Schiefer) von *ardois = ardenois.*

Armagnacot, Bewohner des Armagnac (CdV. VIII, 185). Ein altes *Armignagois* (Anhänger der Armagnacs) ist im C. verzeichnet.

Armorique (C.) als Nebenform des Adj. *armoricain.*

Arnaute, Arnoute, Arnaute, arnautisch. So bei Sachs (im C. nur erstere Form). Vgl. *les Arnaoutes* (Paganel, Hist. de Scanderbeg, introd. 36), wobei zu bemerken ist, dass Paganel sich in fremdartig klingenden oder geschriebenen Namensformen gefällt.

Aryaque, Nebenform von *aryen.* Brachet (Nouv. gramm. fr. préface 18) zitiert *la séparation des peuples aryaques ou indoeuropéens.* Nach Littré (S.) wäre *aryaque* um eine Stufe älter als *aryen* und bedeutete die gemeinsame Ursprache der Aryer. Sachs thäte besser, die Schreibung *arien* (wie Littré) auf die Bed. Arianer zu beschränken.

Aspois, Bewohner der vallée d'Aspe (CdV. VIII 185).

Astesan, Bewohner von Asti, aus Asti gebürtige Person: *En 1268, le roi chassa tous le banquiers et changeurs lombards et cahorsins, que n'avait pas arrêtés l'exemple des Astesans* (H. Martin IV, 286). Zwölf Jahre früher waren nämlich 150 aus Asti gebürtige Bankiers mit Gütereinziehung aus Frankreich vertrieben worden.

Aubagnien. (Bewohner von Aubagne im Dép[t] des Bouches-du-Rhône.) *Hier, à deux heures, les Méridionaux venus à Paris pour prêter leur concours aux Fêtes du Soleil, données au profit des inondés du Midi, les Aubagniens en particulier, sont allés donner une aubade à la Société des Méridionaux, 6, boulevard Poissonnière* (Paix, 8 janv. 1887).

Augeron. Bewohner der vallée d'Auge (CdV. VIII, 185).

Aunisien. Bewohner der Provinz Aunis (ib.).

Aurillaquois. Bewohner von Aurillac (ib. V, 82).

Autun(n)ois. Bewohner von Autun. Nach CdV. (V, 82). *Autunois, Autunais. Les chistes bitumineux . . . s'exploitent surtout dans l'Autunois* (Cortambert 249).

Auverpin (= *Auvergnat*). Unter der Form *auberpin: Elle a fait ça? — Pardine, puisque le petit auberpin m'a tout dit!* (Delacour et Thiboust, Paris qui dort, III, 4). *Auverpin* findet sich übrigens in dem Stück *Avait pris femme le Sire de Framboisy* (I, 3) von denselben Verfassern.

Auxonnais, Bewohner von Auxonne (CdV. V, 82).

Avallonais, nach CdV. (V, 82) *Avalonnais.*

Aveyronnais, Bewohner des Dép[t] de l'Aveyron (ib. VIII, 185).

Avignonais. Wenigstens sollte bei Sachs wie in andern Fällen ein zweites *n* eingeklammert stehen. Ich zähle in 8 Fällen *avignonnais* (bei H. Martin, Prosper Mérimée, Figaro, France, Petit XIX[e] Siècle), in zwei *avignonais* (Augustin Thierry, Th. Lavallée).

Avranchais, Bewohner von Avranches (CdV. V, 82).

Avranchinais, Bewohner des Avranchin (CdV. VIII, 185) und daher

Avranchin, Gebiet, Umgegend von Avranches.

Bagnerais, Bewohner von Bagnères (CdV. V, 82).

Bagnolais (C), Sekte, welche in der Stadt Bagnols entstand.

Balkanien, Balk(h)anique dem Balkan angehörig. *Les principautés balkaniennes* (Paix 22 sept. 1885). *Les Etats balkaniques* (ib. 11 nov. 1885). *Les provinces balkaniques* (ib. 20 sept. 1885). *La péninsule balkanique* (Indépendance Belge, 14 janv. 1886).

Bar-sur-Aubois (!), Bewohner von Bar-sur-Aube (CdV. V, 82).

Barrisien, nach CdV. VIII, 185. Bewohner der Landschaft *Barrois.* Sachs dafür *Barrois.* So auch: *La cavalerie barroise et lorraine* (H. Martin, VI, 187).

Barrois, Bewohner von Bar-le-Duc (CdV. V, 82).

Bayeusin, Bewohner von Bayeux (ib.); dazu als Landschaftsname *le Bessin* (mit gleicher Etymologie wie Bayeux: lat. *Bajocasses)* bei Sachs und C.

Bazadois (Sachs *-ais*), Provinz mit der Stadt Bazas (lat. *Vasates*). Die Form mit *-ois* habe ich bei H. Martin viermal, die mit *-ais* nur einmal bei J. Vinson (Revue critique 1880, I 479) notiert.

Beaucairien, Beaucairois. Ersteres als Bewohner von Beaucaire bei CdV. V, 82. *La foire qui fut instituée, à ce qu'on prétend, par Raymond VI, comte de Toulouse, en reconnaissance du zèle que les Beaucairois avaient montré pour ses intérêts pendant la guerre des Albigeois* (Quitard, Dictionn. des proverbes 23). Ebenso *les Beaucairois* bei A. Daudet, Lettres de mon moulin 16.

Beauvaisis, Beauvoisis, beide bei Sachs. Ersteres überwiegt stark. Wie die Endung andeutet, stehen beide für die Landschaft, dafür alt auch *Beauvoisin: Pareillement à Reims . . . et en Beauvoisin (Beauvaisis), les vilains se rebelloient* (H. Martin V, 382), während die entsprechende neuere Form *Beauvaisin* nur für die Bewohner steht.

Bedarrez, Gebiet von Béziers (lat. Biterrae). H. Martin IV, 43, 109. Vgl. bei Sachs *Biterrois.*

Belfortain, Béfortin, Bewohner von Belfort: *La population belfortaine* (France, 19 avril 1878, ebenso Petit XIX[e] Siècle, 18 août 1883). Die zweite, der gewöhnlichen Aussprache entsprechende Form wird vom CdV. V, 82 gegeben.

Belge. Zu den alten bei Sachs verzeichneten Adj. *belgeois* und *belgique* kann noch *belgicain* gezählt werden, von dem Vermesse (Patois wallon 24) sagt: *Ne se dit à Lille qu'en mauvaise part.*

Bellevillois, Bewohner von Belleville, zu B. gehörig: *Le comité qui patronne, dans les deux circonscriptions bellevilloises, la candidature de M. Gambetta . . .* (Petit XIX[e] Siècle, 13 août 1881).

Bellilois, Bewohner von Belle-Isle-en-Mer. (CdV. VIII, 185).

Bengali als Subst. wird von Sachs nur auf die Sprache bezogen oder in der Zoologie (Bengalfink) gebraucht. Es tritt auch für *Bengalais* ein: *Le Bengali ne fait rien qu'à regret et avec une sorte de langueur . . . Nous n'estimons pas qu'il y ait, dans toute l'armée indigène de la compagnie, cent Bengalis de race pure* (Macaulay, trad. d. MM. Joanne et Forgues, bei Raffy, Lectures d'hist. de France, 570).

Bergamois (C.) alt für *Bergamasque.*

Berrichon ist nach Jaubert (Patois du Centre I 135) im *style noble* durch *Berruyer* zu ersetzen. *Berrichon* (Vermesse 203 schreibt *Bérichon*) ist in der Litteratur trotzdem häufig (Augustin Thierry, George Sand u. a.); H. Martin (z. B. II 74, IV 31) schreibt nur *les Berruyers.*

Bessarabe, bessarabisch: *La Russie . . . dédommagerait pécuniairement la Roumanie de la perte du territoire bessarabe* (France, 17 mars 1878). Sachs hat nur *bessarabien.*

Béthunois, zu Béthune gehörig: *Le Petit Béthunois* Titel einer dort erscheinenden Zeitung (Paix, 29 mars 1888).

Bigorrais neben *Bigourdan.* Bewohner der Landschaft Bigorre. Sachs hat *Bigo(u)rdan,* Formen, die sich leicht belegen lassen.

Binchois der Stadt Bindre in Belgien angehörig: *Antérieurement, les confetti binchois se composaient d'œufs frais* (es ist vom Confettiwerfen beim Karneval die Rede. France, 11 mars 1878).

Biterrois, Bewohner von Béziers. Der CdV. (V, 82) gibt daneben *Biterrais.*

Blayais, Bewohner von Blaye (ib.).

Bocain, Bewohner der Landschaft le Bocage (ib. VIII, 185).

Bohême für Zigeuner: *Il n'y a pas grand mérite, voyez-vous, à être une femme de bien quand on a été élevée dans une famille de braves gens . . . par une bonne mère . . . La mienne était bohème, mais une vraie bohème, une égyptienne, qui jouait la comédie dans les granges de village* (O. Feuillet, Scènes et prov. 192 f.). *Par instants, il me semblait voir un de ces campements fixes de Bohêmes arrêtés dans les grandes clairières de la Valachie et vivant, comme les oiseaux, de ce que leur donnent les bois* (Souvestre im Musée franç. 1851, 254).

Bônais, zu Bône (Kreisstadt der Prov. Constantine) gehörig: *Le Petit Bônais,* dort erscheinende Zeitung (Paix, 3 août 1886). Sachs nennt die Stadt *Bone,* das C. *Bone, Bona.* Nur die Form mit Zirkumflex ist jetzt üblich.

Bonois? (wohl ältere Schreibung für *beaunois,* wie sich auch *baunois* findet): *En 1718, à Cologne, en Bourgogne et Bonois, aux îles Açores . . . des hommes et des bestiaux furent tués par la grêle* (Paix, 5 sept. 1886).

Bordelais. Zuzufügen (aus L. S.), dass *bordelaise* 1) ein in Bordeaux übliches Fass, 2) eine Bordeauxflasche bedeutet. — Die offenbar hierhergehörigen *bourdelai(s), bourdelas, bourdelat* (Name einer Weintraube), welche Sachs gibt, fehlen bei Littré. — Ältere Form *bourdelois: Les lois, coutumes et usances de Bourdeaux et Bourdelois, Bazas et Bazadois, Agen et Agenois* (H. Martin VI, 452).

Bouju, Bewohner des pays des Bauges in Savoyen (CdV. VIII, 185).

Boulenois, Boulon(n)ais[1]) werden von Sachs ganz gleichgestellt; das C. thut dasselbe, denn es kann keinen Unterschied

[1]) Die Form mit *nn* ist ungleich häufiger, aber nur falsche Analogie; *ñ* wird im Derivat zu einfachem *n.*

machen, dass bei *boulenois* kurzweg *Boulogne*, bei *boulonais* (sic) *Boulogne-sur-Mer* als Stammwort genannt ist; es werden sich kaum Beispiele für ein anderes *Boulogne* finden. Ausserdem führt das C. *Boulonais* oder *Boulenais* (?) als Name der in der älteren französischen Geschichte so vielgenannten picardischen Landschaft an. — Die Formen *boulenois*, *boulenais* (wenn letztere vorkommt) sind auf dieses Gebiet zu beschränken: *Puis il* (sc. *César*) *revint s'embarquer au port Itius (Wissant en Boulenois)* (H. Martin I, 158). *Il* (sc. *Édouard III*) *marcha droit à Calais à travers le Boulenois* (ib. V, 96). *Jusqu'au traité d'Arras, l'Amiénois, le Vermandois, le Ponthieu, le Boulenois avaient reconnu nominalement l'autorité de Henri VI* (ib. VI, 343). *Des fortifications construites par les Anglais dans Boulogne et le Boulenois* (ib. VIII, 348). Die neuere Form *boulonnais* ist das eigentliche Adj. zu *Boulogne*: *Il n'y a que 6 %* (sc. *parmi ces chevaux*) *de provenance berrichonne, 1 % d'ardennaise, 1 % de boulonnaise* (Fig. 16 août 1877). *Ce fut aussitôt dans la presse boulonnaise* (B.-sur-Mer) . . . *un concert de plaintes et de lamentations* (Fr. Sarcey, XIX[e] Siècle, 13 sept. 1880). *Étienne . . . entra en campagne, en 1137, avec ses mercenaires brabançons et ses vassaux boulonnais et normands* (H. Martin III, 424). Vgl. endlich CdV. V, 82. Doch wird auch diese Form für das Gebiet gebraucht: *Le premier* (sc. *corps*), *composé des gens d'armes du Boulonnais et du Ponthieu* (H. Martin III, 118). *Il* (sc. *le duc de Guise*) *parcourut toutes les places de frontière française, depuis la Champagne jusque vers le Boulonnais* (Mignet, Charles-Quint 325). *Plus tard, le Boulonnais forma un comté qui relevait du roi de France* (Petit XIX[e] Siècle, 19 mars 1881). — Als Ergebnis: *boulon(n)ais* ist die heute einzig übliche Form, doch wird zur Bezeichnung des Gebiets in historischer Darstellung die altertümliche Form *boulenois* vielfach bevorzugt.

Bourbonnais. Auffallend ist, dass H. Martin (VI, 88) das Wort mit *nn*, an einer anderen Stelle (XIII, 138) mit einfachem *n* schreibt. Für die Bewohner des Bourbonnais gibt CdV. VIII, 185) einzig:

Bourbonnichon. Jaubert (Glossaire du Centre, I 166) führt das Wort gleichfalls an, verlangt aber für den *style noble: Bourbonnais.*

Bourguignon wird von einzelnen Historikern, so stets von Guizot, auch für die alten Burgunder (*Bourgondes*) gebraucht. Das f. wurde früher häufig mit einfachem *n* geschrieben.

Bournaisien, Bewohner der Landschaft le Bournais (CdV. VIII, 185).

Bray, Name eines Landstrichs im Dép[t] de la Seine-Inférieure: *Gournay-en-Bray*, Ort nordöstlich von Harfleur. Ein Bewohner dieses pays de Bray heisst

Brayon. (CdV. VIII, 185).

Brayau. Bewohner der Landschaft la Limagne (ib. 186).

Brenil, Name einer Landschaft: *La Roche-en-Brenil* (Paix, 9 janv. 1886).

Brésilien. Die Form *brasilien* findet sich bei Buffon (Œuvres compl. III 265, Œuvres choisies II, 251): *Il était plus aisé d'en appeler un autre* (sc. *animal) renard américain, que de lui conserver son nom brasilien tamandua-guacu.*

Briançonnais. Dafür CdV. V 82 *briançonnois.*

Brivadois, Bewohner von Brioude (CdV. V 82).

Brugeois, alt *brugelin* (C.).

Bruxellois im Patois *Brusselaire* (Vermesse 106).

Bugeysien, zu Bugey gehörig: *De très nombreuses et très importantes commandes viennent d'être adressées à notre fabrique bugeysienne d'étoffes de soie* (France, 11 juill. 1878). Die Wörterbücher kennen nur *le Bugey*, eine Landschaft westlich von dem an der Genfer Grenze gelegenen Pays de Gex im Dép[t] de l'Ain. Nach dem weiteren Wortlaut des angezogenen Artikels muss auch ein Ort Bugey existieren: *Des ordres pressants ont été donnés par les chefs de maisons de Lyon à leurs représentants de Bugey . . . .*

Bulgarien ist zugunsten von *bulgare, le Bulgare* so gut wie aufgegeben.

Burgonde, Burgondion, Burgunde, Burgundion (es ist kein Grund vorhanden, diese Wörter nur im Plur. aufzuführen, wie Sachs thut); die erste Form kann als die jetzt vorherrschende für die Bezeichnung dieses germanischen Volksstammes gelten. Auch *le burgonde* für die Sprache: *Il n'y avait point au cinquième siècle de langue allemande uniforme, mais autant de dialectes divers (le francique, le burgonde, le gothique, etc.) que de tribus envahissantes* (Brachet, Gramm. hist. 29).

Burgondien, Adj. zu dem vorigen neben *burgonde: Le chef burgonde pouvait aspirer au rôle de Rikimer* (H. Martin I, 394). *Secondé par Godeghisel et par un parti burgondien et gallo-romain, il* (sc. *Gondebald) vainquit Hilperic et Godomar* (ib.). *Il* (sc. *Ecdicius) avait envoyé ses serviteurs, ses chevaux et ses chariots parcourir les cités burgondiennes voisines de l'Arvernie* (ib. 395). Es mag bemerkt werden, dass das Land an den gleichen Stellen *la Burgondie* genannt wird.

Byzantin. Oft auch *bysantin* geschrieben (so z. B. von Prosper Mérimée). Vgl. *sarrazin* neben dem üblichen *sarrasin.*

Caen(n)ais, caénois stellt Sachs, *caennais*, *caennois* stellt der CdV. (V, 82) neben einander; C. hat nur *caenais*. Ich habe nur *caennais* notiert (Le Drapeau, 26 sept. 1885).

Cadurcien, cahors(a)in bei Sachs; *cahorsin*, *cadurcien* bei dem CdV. (V, 82). *Cahorsin* scheint das üblichste. Zuzufügen ist *cahorsin* (= *banquier, usurier*): *L'exploitation de la banque et de l'usure passa des juifs à une classe de banquiers appelés cahorsins, parce que les habitants de Cahors s'étaient, les premiers entre les chrétiens, adonnés au commerce de banque pour le service de la cour de Rome* (H. Martin IV, 256). Vgl. auch bei *Astesan*. Im C. steht diese Bedeutung unter der Form *caorcin* (= Geldwechsler italienischer Abkunft) verzeichnet.

Cairote, Bewohner von *le Caire*: *Les Alexandrins fuyant le choléra viennent ici; et les Cairotes les y reçoivent sans difficulté* (Petit XIXe Siècle, 23 août 1883).

Calabrais ist jetzt die üblichste Form; H. Martin (z. B. IV 119, 320) gebraucht *calabrois*.

Calaisis, das Gebiet von Calais: *Le Calaisis ou comté d'Oie* (H. Martin VIII, 462). *Des conférences pour la paix s'étaient ouvertes à Marcq, dans le Calaisis* (ib. 440). *Dès lors (1558), le Calaisis, réuni au comté de Guines, prit le titre de pays reconquis* (Petit XIXe Siècle. 6 février 1881).

Calaisien, Bewohner von Calais; CdV. V, 82 gibt auch *calésien*.

Camarguais, Bewohner des Landstriches La Camargue (CdV. VIII, 185).

Cambodgien, zu Cambodge (-dje) gehörig: *Dans tous les cas où il n'y a pas de sujets cambodgiens en cause* (Petit XIXe Siècle, 3 mars 1881). *La mission cambodgienne* (Paix, 10 nov. 1885). *Les Cambodgiens* (Cortambert, 510). Auch von Uber bemerkt.

Cambraisien. Sachs führt die Nebenform *cambrisien* (C.: vieux langage), aber nicht *cambrésien* auf: *Le cambrelot ou cambrésien se parle dans le Cambrésis* (Vermesse, intr. 16). Auch von CdV. V, 82 bemerkt. *Cambrelot* ist also eine populäre Nebenform, die vielleicht nur von der Sprache gebraucht wird.

Cambrésis, Gebiet vom Cambrai; daneben *Cambraisis* (H. Martin I, 410), *Cambresis* (ib. VIII, 429), vgl. auch *cambraisien*. Die Form *cambresis* fuhrt Sachs nur in *Château-Cambresis* auf, welches in dieser Form jedenfalls ungewöhnlich ist. Der Ort heisst *le Câteau-Cambrésis oder le Câteau* (C.), *le Cateau-Cambrésis* (Cortambert, 267); *la paix glorieuse de Cateau-Cambrésis* (Voltaire, éd. du centenaire 526); *le congrès se rouvrit, au Cateau-Cambresis* (H. Martin VIII, 475); *traité du Cateau-Cambrésis* (ib. XVII, 111). Die Qualität des *e* ist

also sehr schwankend; aber jedenfalls ist das pikardische *c* für *ch* beizubehalten und am besten behält man auch den Artikel bei, wogegen der Zirkumflex wegfällt. Vgl. auch *catésien.*

Cambridgien, Bewohner (Studenten) von Cambridge: *Au contraire, grâce à leur familiarité intime avec l'antiquité, les Cambridgiens ont su mettre ce dénouement de la tragédie dans un relief si saisissant . . .* (XIX[e] Siècle, 14 déc. 1882).

Cantalien, Bewohner des Dép[t] du Cantal (CdV. VIII, 185).

Cantonais, zu Canton gehörig. Dafür mir nur die Form mit *nn* bekannt: *Cantonnais* (Cœckelberghe-Dutzele, I, 259), *le Cantonnais* (Name eines Schiffes. Paix, 25 avril 1886).

Carcassez, Gebiet von Carcassonne: *le Carcassez* (H. Martin IV, 43, III 230). Nach dem C. dafür auch *Carcassois.*

Carchédonien, zu Carchédon gehörig (C.).

Carladez, Gebiet von Carlat im jetzigen Dép[t] du Cantal. *Vic-en-Carladès* (nordöstlich von Aurillac), auch auf Karten *Vic-en-Cartalez* oder *Vic-sur-Cère* genannt. Carlat ist ein ganz unbedeutender Ort südöstlich von Aurillac.

Carrérois, Carrériste. Bewohner von Carrières, Dorf zwischen Paris und Saint-Germain-en-Laye: *Je connais les Carrérois ou les Carréristes; ce sont des gens trop respectueux de la propriété d'autrui pour tremper leurs mains dans le vol* (Fr. Sarcey, XIX[e] Siècle, 26 mai 1880). Die zweite Form ist offenbar nur scherzhafte Bildung.

Castrais, Bewohner von Castres (CdV. V, 82).

Catesien, zu le Cateau (vgl. *cambrésis*) gehörig: *Une grève vient de ce déclarer au Cateau, dans le tisssage de la société catésienne* (France, 8 févr. 1879).

Caucasien, caucasique. Das zweite Wort bezeichnet Sachs als selten. Littré gibt im Wörterbuch nur *race caucasienne (= race blanche)*, im S. dagegen *race caucasique (= race indo-européenne)*. Das C. hat *race caucasique ou caucasienne.* Cortambert sagt: *La race blanche s'appelle aussi caucasique* (34). *Ces cavaliers . . . dont l'aspect provoquait une question relative à leur origine sémitique, caucasique ou éthiopienne* (Temps, 30 déc. 1879). *Le type caucasique* (France, 9 sept. 1878). *Les hommes du type caucasique ou méditerranéen (Caucasiens, Basques, Sémites, Indo-Germains)* (ib.) Und ebenda sogar als Subst.: *En outre, chez le caucasique, le visage est droit et de forme ovale, plus large vers le haut que vers le bas.* Endlich sagt die Akademie (1878; 1835 fehlte das Wort): *La race caucasique . . . On dit aussi: La race caucasienne.* Eigene Belege für letzteres fehlen mir.

Causerans, le, ein Teil der Gascogne (C. Gascogne).
Cerdanyol, Bewohner von la Cerdagne (CdV, VIII, 185).
Césénate, Adj. zu Césène (C).
Cettois. Bewohner von Cette. (CdV. V, 82).
Chabanais, von Cœckelberghe-Dutzele (I 260) ohne weitere Angabe als *chef-lieu de canton* aufgeführt.
Châlonnais wird meist (wie bei Sachs) sowohl als Adj. zu Châlons-sur-Marne wie zu Chalon (-sur-Saône) betrachtet. Für letzteres ist besser *chalonnais* (Cortambert 335), obwohl es auch für die erstere Stadt steht, so Petit Journal (10 avril 1884), offenbar fehlerhaft (in demselben Artikel steht auch Chalon-sur-Marne, was unter allen Umständen unrichtig ist). CdV. (V, 82) gibt *Chalonnais* oder *Châlonnois* für Bewohner von Châlons, ohne zu bemerken, welchen Zusammenhang der Cirkumflex mit der Endung haben soll. Die Form auf *-ois* ist mir weiter nicht vorgekommen.
Chalossin, Bewohner von le Chalosse (CdV. VIII, 185).
Champenois, Bewohner der Champagne, dagegen *champagneux* Bewohner der Champagne im Berry (Jaubert, Patois du Centre I, 224).
Chananéen wird von Sachs mit *cananéen* als Adj. zu Cana gleichgestellt. Nach dem C. gehört es zu Chanaan; dabei wird eine Warnung vor Verwechselung aus dem Dictionn. de Trévoux angeführt.
Châteauduneois, Bewohner von Châteaudun (CdV. V, 82), Vgl. Dunois.
Châteaulinais, zu Châteaulin gehörig: *Au fond de l'horizon . . . on apercevait la ligne découpée des maigres vignobles châteaulinais* (Jules Mary, XIX[e] Siècle, 16 oct. 1880).
Châtillonnais, Bewohner von Châtillon (CdV. V, 82).
Cherbourgeois, Bewohner von Cherbourg (ib.).
Chiojote. Bewohner von Chioggia: *Tels sont, à peu de chose près que j'oublie peut-être, les pêcheurs vénitiens; les Chiojotes sont beaucoup plus braves* (A. de Musset, 682).
Cisgangétique, diesseits des Ganges gelegen (Stappers, 557).
Clazoménien, zu Clazomène gehörig (C.).
Clermontais, Clermontois, zu Clermont (-Ferrand) gehörig (Sachs). *Clermontais* Bewohner von Clermont-Ferrand (CdV. V, 82). Ich kenne nur die Form auf *-ois*. *La société clermontoise* (Fig. 5 avril 1877). *Nous croyons bon toutefois de publier l'extraordinaire proclamation adressée aux Clermontois par les organisateurs de la manifestation* (Paix, 24 mars 1888). Entscheidend ist wohl, dass in Clermont-Ferrand eine Zeitung mit dem Titel *le Petit Clermontois* erscheint (Paix, 5 juillet 1885, 25 juillet 1886).

Clissonnais, Bewohner von Clisson (CdV. V, 82).
Clunisien, zu Cluny gehörig (L. S.).
Colmarien. Bewohner von Colmar: *Bonne nuit à tous mes chers Colmariens* (J. D., Le Français alsacien, 132). Auch CdV. V, 82.
Colonais, Adj. zu Cologne (Cœckelberghe-Dutzele I, 259).
Columérien, Bewohner von Coulommiers (CdV. V, 82).
Commingeois. Bewohner von Comminges (CdV. VIII, 185). Auch *le Commingeois* für das Gebiet (J. Vinson, Revue crit. 1880, I, 479).
Comtadin, Bewohner des Comtat-Venaissin. Neben diesem Wort gibt CdV. VIII, 185 auch *Venaissinois*. Vgl. Sachs *venaissin*.
Comtois für *franc-comtois* wird auch von H. Martin häufig gebraucht.
Congolais, dem Congo angehörig, scheint *congois*, *congolan* zu verdrängen: *Les conférences congolaises* war 1886 in der *Indépendance Belge* eine stehende Rubrik (z. B. 24 janv., 27, 28 févr., 13 mars).
Cordouan, Adj. zu Cordoue (Cordova in Spanien), dagegen *Cordovès* zu Cordova(s) in Argentinien: *L'arrivée du conducteur de chariots semblait être pour la veuve et sa fille un événement de grande importance; le jeune Cordovès en voulait à celui-ci de ce qu'on eût fait tant de frais pour le recevoir* (Th. Pavie in Musée franç. 1851, 111 f.).
Cornouaillais, Bewohner von la Cornouaille (CdV. VIII, 185).
Corrézien, Bewohner des Département de la Corrèze (CdV. VIII, 185). Auch von Uber bemerkt.
Corsique für *corse* noch in einer neueren Schrift: *Ils* (sc. *les pirates espagnols) allèrent se jeter sur les plages corsiques* (Hauréau, Charlemagne et sa cour, 4[e] éd. 1877, p. 190).
Corsican für *corse: Tout ce que je sais c'est que le souvenir de cette majesté corsicane* (d. h. aus Korsika stammend) *s'est perpétué en Corse, jusqu'à nos jours, à Corbara notamment, où les Franceschini sont encore désignés aujourd'hui sous le nom de „famille delle Turche"*. (Paix, 13 juillet 1885. Es handelt sich um eine impératrice Davia du Maroc aus der korsischen Familie Franceschini.)
Cortinois, Bewohner von Corte auf Corsika: *Les Cortinois, prenant fait et cause pour leur camarade, se sont armés à leur tour* (Petit XIX[e] Siècle, 24 juillet 1881).
Cosentin, zu Cosenza gehörig (C.)
Cotentinois, Bewohner des Cotentin (CdV. VIII, 185). Da aber *Cotentin* Adj. zu Coutances ist (Gebiet von Coutances), so müsste *Cotentinois* auch Bewohner von Coutances bedeuten können. Vgl. *coutançais*.

Courbevoisien, Bewohner von Courbevoie (C., CdV. V, 82). Sachs schreibt Courbevoye.

Coutançais, Bewohner von Coutances (CdV. V, 82).

Criméen, zur Crimée gehörig: *La Criméenne* (ein Militärmarsch. Paix, 26 déc. 1885).

Croisicais, Bewohner von Croisic (CdV. V, 82).

Cubanais neben *cubain* (zu Cuba gehörig) findet sich wohl nur in Wörterbüchern.

Cuméen gehört (nach C.) zu Cumes en Italie, dagegen *cuman* zu Cumes en Éolide als Adj.

Cyngalais, (nicht *cingalais),* ist Littré's Schreibart.[1]) Er verzeichnet daneben *ceylanais.*

Damasquin, Bewohner von Damas: *Seuls parmi les Orientaux, les Damasquins nourrissent de plus en plus la haine religieuse et l'horreur du nom et du costume européens* (Lamartine, V. en Or. 161). Sachs hat nur *Damascène.*

Dignois, Bewohner von Digne (CdV. V, 72).

Dinanais, auch *dinannais* zu Dinan gehörig: *L'Union malouine et dinannaise* (eine Zeitung von Saint-Malo oder Dinan. Paix, 7 mai 1885). *Dinannais* auch im CdV. V, 82. Sachs hat nur *dinandois.*

Dodon, Landschaft in der Nordwestecke des Département de la Haute-Garonne. *Le juge de paix de Lisle-en-Dodon se rendit près de lui pour recevoir sa déclaration* (Paix, 7 janv. 1886).

Dolois, Bewohner von Dol (CdV. V, 82). Der Name dieser Stadt (Département d'Ille-et-Vilaine) fehlt bei Sachs.

Dôlois, Bewohner von Dôle (CdV. V, 82).

Donjon bezeichnet zugleich das Gebiet der Stadt le Donjon (Département de l'Allier); *Neuilly-en-Donjon* (Paix, 6 décembre 1885).

Dorien heisst auch Bewohner der vallée de la Dore (CdV. VIII, 185).

Douisien im Patois für *douaisien* (Vermesse, 202).

Doublaud, Bewohner der Landschaft la Double im Département de la Dordogne (CdV. VIII, 186).

Draguignanais, Bewohner von Draguignan (CdV. V, 82).

Dulcignote, Bewohner von Dulcigno (montenegrinische Küstenstadt): *Les Dulcignotes sont sortis de cette entrevue plus obstinés que jamais* (XIX[e] Siècle, 28 septembre 1880).

Dunois, Bewohner von Châteaudun: *Le maréchal de Mac-Mahon est assuré de rceevoir un excellent accueil des Dunois* (Figaro, 15 sept. 1877). *Puis, venaient la fanfare du régiment et*

[1]) Man findet auch *cynghalais.*

l'Union dunoise qui faisaient entendre une marche de circonstance (XIX[e] Siécle, 25 oct. 1880). *Après la retraite des vaillants défenseurs de la cité dunoise* (Paix, 22 oct. 1886). *Le duc austrasien Gonthramn-Bose armait les populations de la Touraine et du pays de Dunois contre Théodebert* (H. Martin II, 54), womit der geographischen Lage nach nur das Gebiet von Châteaudun gemeint sein kann. Sicher aber ist *dunois* weit häufiger als *châteaudunois* (vgl. dieses).

Dunoison, Bewohner der Landschaft le Dunois (Département d'Eure-et-Loir)[1]) nach CdV. VIII, 186. Wegen des Anklangs an *oison* kann das Wort unmöglich anders als scherzhaft gebraucht werden, vgl. *Seine-et-Oison.*

Dyonisien, zu Saint-Denis gehörig: *Les Flobertistes dyonisiens* (Paix, 11 juin 1886).

Eausan (auch Ausan), das Gebiet von Eauze (C.).

Edessien, Bewohner von Édesse (Michaud, 1[re] Croisade, édition Lamprecht 85).

Égéen, zu mer Égée gehörig: *Le littoral Égéen* (Paganel, Scanderbeg, introd. 40).

Embrunois, Bewohner von Embrun (CdV. V, 82). Sachs hat nur *Embrunais*, Gebiet von E.

Emporitain, zu Empories gehörig (C.).

Épidaurien, zu Épidaure gehörig (C.).

Erymanthien, zum Érymanthe gehörig: *Le sanglier érymanthien* neben *le sanglier d'Érymanthe* (C.).

Eudois, zu Eu gehörig, Bewohner von Eu (CdV. V, 82). *Le Messager Eudois* eine dort erscheinende Zeitung (XIX[e] Siècle, 9 janv. 1883). Sachs: *eusiois*, ebenso C.

Eugubin(es). Das C. hat die Nebenform *eugubin.*

Euphratésien, zum Euphrate gehörig; das C. hat nur *euphratense.*

Euscare baskisch: *La langue euscare* (H. Martin II, 100, 272, 359). Vgl. Sachs: *l'euskara.*

Euske bei Sachs nur Subst. Vgl. *la race euske* (euskarische, baskische Rasse, H. Martin, II, 75).

Excidolien, Bewohner von Excideuil (CdV. V, 82).

Falaisien, Bewohner von Falaise (ib.).

Falisque, zu Falèries gehörig (C.).

Faucigneran. Bewohner von le Faucigny (CdV. VIII, 186).

Féringeois. Bewohner der *îles Feroë* (Privat-Deschanel, Dictionn. gén. des sciences, I, 850).

Ferrarais verdient vor *ferrarois* den Vorzug.

[1]) In welchem Châteaudun liegt. Also zugleich Beweis für die vorausgehende Stelle.

Fertois. Bewohner von la Ferté-Bernard (CdV. V, 82). Müsste auch zu den übrigen Orten gleichen Namens bezogen werden können.

Fezensac als Ortsname fehlt bei Sachs. Das C. gibt *le comté de Fezensac*, aber *le vicomté de Fezensague.* Bei Mignet (Études hist. 249) ist *le Fezensac*, *le Fezensaget* gebraucht: *Il* (sc. *Louis XI) confisqua, en 1473, sur la maison des Armagnacs . . . l'Armagnac, le Pardiac, l'Astarac, le Fezensac, le Fezensaget, le Rouergue.*

Fidénate, zu Fidènes gehörig (C.).

Finnois, bei H. Martin (II, 425) *les Finnois.*

Fiumorbais. Bewohner von le Fiumorbo (CdV. VIII, 186).

Floridien, zu la Floride gehörig: *Des grues floridiennes* (Chateaubriand bei Vinet, chrestom. 249).

Forez ist das Gebiet von Feurs (Cortambert, 291), die Endung *-ez* steht der im Norden üblichen *-is* und der modern- und gemeinfranzösischen Endung *-ais* für Gebietsnamen gleich. *Forez* ist also ein substantiviertes Adjektiv, nähert sich aber dem wirklichen Ländernamen (Substantiv), wie *les montagnes* de *Forez* (Sainte-Beuve, Nouv. galerie, 236) zeigt, denn bei Wörtern auf *-is*, *-ais* könnte der Artikel in diesem Falle nicht fehlen.

Forezien, zum Forez gehörig. Ich kenne nur Formen mit Accent *(forézien, forésien): Des bourgs lyonnais, foréziens, bressans* (H. Martin III, 236). Der CdV. (I, 14, VIII, 186) und das C. schreiben *forésien.*

Forlivois, zu Forli gehörig (Cœckelberghe-Dutzele, I, 261).

Franc fränkisch. Sachs führt noch (s. v. V) *franque* als alleinstehende Form auf. *Franc, franque* (1. fränkisch, 2. abendländisch, 3. levantinisch) hätte doch niemals ein f. *franche* haben können. In der Bed. fränkisch setzt man jetzt meist *frank, franke* (H. Martin kennt nur diese Form): *Les tribus frankes* (Aug. Thierry, Conquête de l'Anglet. I, 35). *La conquête franke* (Brachet, Gramm. hist. 22). Selten *francique: Il* (sc. *Posthumius) avait composé son armée en grande partie de troupes gauloises et franciques* (Michelet, Précis I, 57). Letzteres Wort bezeichnet nur noch „fränkische Sprache, fränkischen Dialekt."

Francon, f. *-onne* gibt das C. neben *franconien.*

Frauenbourgeois. Bewohner von Frauenburg (Petit XIX[e] Siècle, 8 août 1881).

Frioulain, le, das Gebiet von Frioul (Cahiers d'une élève de Saint-Denis XII, 233). Sachs: *frioulien, forlan.*

Gabinien (zu Gabies gehörig) gibt das C. neben *gabien.*

Galicien gehört sowohl zu Galice (Spanien) wie zu Galicie (Österreich), in letzterer Verwendung auch *gallicien* (wie Gallicie).
Gallowien. Bewohner von Galloway (Marnier, Robert Bruce 93).
Gandin, zu Gand gehörig: *Cette population brugeoise et gandine* (Fig. 21 mars 1877).
Gapençais, nach dem CdV. V, 82 *Gapençois* (*Gapencois* ist Druckfehler), ebenso C. Ich kann nur *-ais* nachweisen, was Sachs auch nur bietet.
Garonniens, les, altes Volk an der Garonne (C.).
Gâtinais, sonst nur Name einer Landschaft in den Provinzen Ile-de-France und Orléanais, wird von CdV. VIII, 186 als Bewohner von la Gâtine (Landstrich im Dép[t] des Deux-Sèvres) gegeben.
Gastinaisan. Bewohner von Le Gâtinais (CdV. VIII, 186).
Gédrosien, zu Gédrosie gehörig (C.).
Gérasénien, zu Gérase gehörig (C.).
Gergithien, zu Gergis gehörig (C.).
Germain, germanique. Wie unterscheiden sich beide Wörter, von denen das erstere immer noch im Wörterbuch der Akademie fehlt? Littré erklärt: *Germain, qui appartient à la Germanie; germanique, qui appartient aux Germains.* Damit kommt man nicht weit. Sachs erklärt: *Germain ne se dit que des anciens Allemands; germanique se dit de toute la famille des peuples appartenant à cette branche des Indo-Européens.* Das ist richtig und stimmt zu der Unterscheidung von *abyssin, abyssinique, arabe* und *arabique. Les langues germaniques* und ähnliches sind also stehende Ausdrücke. Zufügen kann man, dass nur *germanique* von mittleren und neueren Zeiten gebraucht werden kann. Daher *l'empire germanique, la constitution germanique, le corps germanique, le droit germanique* und so noch für die neueste Zeit *l'armée germanique: Visconti-Venosta avait stipulé une espèce de traité secret, le mois de mai, par lequel l'armée italienne devait opérer une diversion sur les flancs de l'armée germanique, du côté de Dijon ou vers le lac de Constance* (France, 18 janv. 1878). Ebenso: *Je mentionnai la proposition faite par M. Gasparin dans les feuilles suisses pour la neutralisation de l'Alsace et de la Lorraine Germanique* (Fig. 31 oct. 1876). Endlich ist nur *germain* Adj. und Subst. zugleich, *germanique* dagegen lediglich Adj. (abgesehen von dem Ausdruck der alten Geographie *la Germanique*[1]) *première* u. s. w. sowie dem Namen *Louis le Germanique).*

Wie verhalten sich *germain* und *germanique* also in

[1]) Wofür H. Martin ausschliesslich *la Germanie* gebraucht.

adjektivischer Verwendung zu einander? Da die weibliche Form des ersteren sehr häufig ist, kann von dem bei *aquitain* und vielleicht auch bei *alleman* vermuteten Unterschied nicht die Rede sein.

1. Wo es sich um Personen handelt, ist nur *germain* das richtige Wort: *Les chrétiens germains* (H. Martin, II, 259). *Les rebelles germains* (ib. II, 219). *Les seigneurs germains* (ib. II, 542). *Plusieurs chefs germains* (ib. I, 319). *Les Scabini germains* (ib. I, 249). *Les conquérants germains* (ib. II, 63). *Les courses des barbares germains* (ib. II, 200). *Les vassaux germains* (ib. II, 270). *Les leudes franco-germains* (ib. II, 210). *Les auxiliaires germains* (ib. I, 312).

2. Bei Kollektivbegriffen, mögen dieselben auch nur Personen umfassen können, treten beide Wörter auf: *Les peuples germains* (Lavallée I, 139). *Un peuple germain* (H. Martin I, 319). *Tous les peuples germains* (ib. 320). *Les peuples germaniques* (Guizot, Civ. en Fr. I, 210, ebenso Acad.). *Les peuplades germaniques* (Guizot, Civ. en Fr. I, 188). *Ches les peuples germaniques, comme chez les peuples celtiques* (H. Martin II, 215). *La race germanique* (Lavallée I, 49). *L'élément germanique* (Guizot, Civ. en Fr. I, 180). *Les tribus germaines* (Brachet, Gramm. hist. 30; Lavallée I, 319; Guizot, Civ. en Fr. I, 189, 183). *La bande germaine* (ib. 221). *Les bandes germaniques* (H. Martin, I, 306, II, 15, II, 21) *Les légions franco-germaniques* (ib. II, 215). *Les masses austro-germaniques* (ib. II, 252). *L'armée italo-germanique* (ib. II, 326). *La société germaine* (Guizot, Civ. en Fr. I, 218, 188). *La société germanique* (ib. I. 182). *L'aristocratie germaine* (Lavallée I, 444).

3. Auch bei Abstrakten im weiteren Sinne finden sich beide Adjektiva: *Les victoires germaines* (Petit XIXe Siècle, 17 févr. 1881). *L'invasion germanique* (Brachet, Gramm. hist. 30; Guizot, Civ. en Fr. I, 215). *La domination germanique* (H. Martin, I, 356). *La civilisation germanique* (ib. II, 315). *L'esprit de la royauté germanique* (ib. II, 57). *Le paganisme germanique* (ib. II, 208). *Les mâls germains* (ib. II, 174.) *Les conciles gallo-germaniques* (ib. II, 233). *Les mœurs germaines* (Guizot, Civ. en Fr. I, 208, 294). *Les mœurs germaniques* (ib. I, 206). *Les coutumes germaniques* (ib. I, 207; H. Martin II, 167). *Les lois germaines* (ib. I, 183). *Les lois germaniques* (ib. I, 223). *Les traditions germaniques* (ib. I, 183). *La minne germanique* (H. Martin I, 484). *Ce dernier trait si profondément germanique* (ib. I, 417). *Ses tendances anti-germaniques* (ib. II, 250). *Leur*

nom était donc d'origine germanique (Guizot, Civ. en Fr. I, 259). *Un préjugé germanique* (ib. I, 294).

Die Form *germanique* überwiegt hier demnach; ganz besonders aber, wo es sich um Sprache handelt: *La langue et les mœurs germaniques* (H. Martin, II, 187). *Le titre germanique de cet officier* (ib. II, 59). *Les dialectes germaniques* (Akad.). Doch auch *un nom germain* (H. Martin, I, 321) und sogar *les mots germains de la langue française* (Zitat, dessen Quelle ich nicht notiert habe. Gerusez?).

4. Nur *germanique* ist am Platz bei reinen Sachnamen: *La vieille France germanique* (H. Martin, I, 415, II, 317). *Les deux Provinces Germaniques* (ib. I, 400). *Leur empire germanique* (d. h. das rechtsrheinische Reich der Franken, ib. II, 169). *Les hordes des forêts germaniques* (ib. II, 21), daher auch *l'océan Germanique* (jetzt *mer du Nord). Comment assigner avec précision ce qui était vraiment germanique et ce qui portait déjà une empreinte romaine?* (Guizot, Civ. en Fr. I, 185). Sehr auffallend (und wohl nur durch das dabeistehende *romain* herbeigeführt) ist daher: *Tous les monuments qui nous restent sur l'état des Barbares avant l'invasion, quelles que soient leur origine et leur nature, romains ou germains, traditions, chroniques ou lois, nous entretiennent de temps et de faits fort éloignés les uns des autres* (ib. I, 184).

Möge man diese Ausführlichkeit entschuldigen, denn vielleicht ist mir doch eine Scheidung entgangen, die ein anderer finden mag; möglicherweise ist auch ein Anhalt gegeben für die Scheidungskriterien anderer Wörter *(celte: celtique, alleman: allemannique, aquitain: aquitanique* u. s. w.), zu welchen sich Beispiele nicht in solcher Zahl beibringen lassen.

Germinois, Bewohner von Saint-Germain (CdV. V, 83).

Gérolsteinois, zu dem erdichteten Gérolstein gehörig: *Le public Gérolsteinois* (Indépendance Belge, déc. 1885 p. 6 der illustrierten Beilage).

Gerr(h)éen, zu Gerra gehörig (C.)

Gète, Nebenform zu *gétique: La sensiblerie à part, ce devait être une belle chose que ces luttes acharnées où les monstres de l'Inde et de l'Afrique se colletaient corps à corps, où les griffes de la panthère rayaient les flancs lustrés d'huile du bestiaire gète ou sarmate dont les mains nerveuses lui déchiraient la gueule* (Th. Gautier, I, 295).

Gexois, Bewohner des pays de Gex (CdV. V, 82).

Giennois, Bewohner von Gien (ib).

Girondin gleichbedeutend mit *bordelais* gebraucht (Name der Landschaft für den der Stadt): *Il va sans dire que l'affaire*

du Girondin s'arrangea, après le spectacle, dans un souper; vorher geht *le Bordelais* (France, 22 sept. 1878).

Glaronais schreibt Sachs, ebenso Cœckelberghe-Dutzele (im C. fehlt das Wort); ich kann nur *glaronnais* belegen, was nach Analogie offenbar das richtige ist.

Gortynien, zu Gortyne gehörig (C.).

Gothique. *Écriture gothique* für „deutsche" Schrift: *Écriture gothique et latine* (aus dem Plan d'études pour l'école normale catholique de Fulda. E. Rendu, L'éducation populaire dans l'Allemagne du Nord, 260).

Granvillais nach Sachs und CdV. V, 82; *granvillois* hat C.

Grassois, Bewohner von Grasse (CdV. V, 82).

Graylois, Bewohner von Gray (ib.).

Grésivaudan, le (selten *Graisivaudan*), Landschaft, die teils zum dép[t] des Hautes-Alpes, teils zu dem de l'Isère gehört. Fehlt bei Sachs.

Grison Graubündner, bei Sachs nur als Subst. aufgeführt. Sollte kein Adj. existieren, da *gris* (wie Sachs s. v. angibt) nur in dem historischen *les ligues grises* vorkommt? In folgendem Beispiel (vgl. den Ausdruck *l'Oberland bernois)* ist jedenfalls *grison* ein Adj. und eher von dem Subst. zu trennen: *La neige s'est même montrée dans les vallées de l'Oberlandgrison, comme on a pu le constater à Ylanz* (Petit XIX[e] Siècle, 11 juin 1881).

Groyan, Bewohner der Insel Groix (Morbihan. CdV. VIII, 186).

Gruyérien, zu Gruyère, Griers gehörig: *Des soldats gruyériens* (H. Martin VIII, 295).

Guatémalais, guatemalien zu Guatémala gehörig: *Les bruyantes lamentations des leaders de la société guatémalaise créèrent des difficultés au gouvernement* (XIX[e] Siècle, 1[er] déc. 1880). *Les pertes des Guatemaliens (Guatémaliens?), à la bataille de Chalchuapa, ont été de 1,800 hommes* (Paix, 21 avril 1885). Die von Sachs bevorzugte Form *Guatimala* ist kaum zu finden.

Guérandais, Bewohner von Guérande (CdV. V, 82).

Guingampois, Bewohner von Guingamp (ib.).

Guyanais, Bewohner von Guyane: *Les femmes sont parmi les Guyanais une vraie propriété* (Zitat bei Guizot, Civilis. en France I, 200).

Guyennois, Bewohner der Guyenne (CdV. VIII, 186).

Haguenauien, zu Hagenau gehörig: *Le politicien haguenauien* (Union de l'Alsace-Lorraine, 9 sept. 1881).

Haut-alpin, Bewohner der Hautes-Alpes (CdV. VIII, 186).

Héliopolitain, zu Héliopolis gehörig (C.); das von Sachs dafür gegebene *héliopolite* hat nach derselben Quelle eine genau

begrenzte historische Bedeutung (9. und 10. ägyptische Dynastie).

Hellespontiaque, zum Hellespont gehörig (C., vgl. auch ebenda unter sibylle).

Hennuyer. Ausser der von Sachs aufgeführten Nebenform *hainuyer* gibt das C. auch *hannuyer.* Der CdV. VIII, 186 gibt

Hanonien, welches mir sonst fremd ist.

Héracléen, héracléote, beide nach dem C. auf Héraclée, ersteres auch auf Hercule (Herakles) bezüglich. *Les Héracléens* fand ich bei Poirson, Précis de l'hist. anc. 325).

Hercynie in adjektivischem (appositiven) Gebrauch: *La forêt Hercynie* (Sachs d'H.) (H. Martin I, 268).

Herzégovinien, zu Herzégovine gehörig: *Les Herzégoviniens* (Fig. 15 nov. 1876). *Les insurgés herzégoviniens* (France, 11 mai 1878).

Hesdinois, zu Hesdin gehörig. Von Uber verzeichnet.

Hiérapolitain, zu Hiérapolis gehörig (C.).

Hiérosolymitain, Nebenform von *jérosolymitain* (C.). Wird mit Recht als besser bezeichnet.

Himalayen, zum Himalaya gehörig (L. S.).

Honfleurais, zu Honfleur gehörig: *La démocratie honfleuraise* (Petit XIX[e] Siècle, 9 sept. 1881). *La Honfleuraise* (ein Verein; Le Drapeau, 26 sept. 1885).

Houatais, Bewohner der Insel Houat bei Quiberon (A. Daudet in Indépendance Belge, déc. 1885, S. 3 der illustrierten Beilage).

Hurepois, Bewohner des Hurepoix (C.).

Hybléen, zu Hybla gehörig (C.).

Hydaspien, zum Fluss Hydaspe gehörig (C.).

Iaccétain, zu Iacca gehörig (C.)

Iguvinien, zu Iguvinium gehörig (C.).

Indien, man vermisst bei Sachs *Océan indien.*

Indoustan als Adj. (Hindoustan ist bei Sachs nur Subst.): *La langue indoustane* (France, 24 mars 1878).

Irvillac? *La ferme de Kérisit en Irvillac* (Paix, 31 oct. 1887).

Islébien, nur in der Kirchengeschichte übliches Adj. zu Islèbe oder Eisleben (C.).

Issorien, Bewohner von Issoire (CdV. V, 82).

Issoldunois gibt CdV. V, 82 als Nebenform zu *Issoudunois.*

Ithacien, zu Ithaque gehörig (C.).

Ithoméen, zu Ithome gehörig (C.).

Jalles (Jallès?), Gebiet in der Gironde. *Saint-Médard-en-Jalles* (Paix, 11 août 1887). Auf älteren Karten heisst der Ort *Saint-Médard-en-Jallez; Jallez* = Gebiet der Jalle (vgl. *Forez*

u. a.); Jalle, Name eines Flüsschens, welches nördlich von Bordeaux links in die Garonne mündet.

Jamaïquain. Die üblichere Schreibung ist jetzt *jamaïcain: Les Jamaïcains* (Paix, 8 mai 1885). Vgl. Schmager in dieser Zeitschrift II², 235.

Jarret, Landschaft im dép^t de la Loire. *Saint-Julien-en-Jarret* (C.). Auf älteren Karten *Saint-Julien-en-Jarest,* in der Nähe *Saint-Paul-en-Jarest, Saint-Romain-en-Jarrest, La Tour-en-Jarest,* alle in der Nähe des Gier (Nebenfluss der Rhone).

Josas, Landschaft im dép^t de Seine-et-Oise. *Jouy-en-Josas,* bekannter Ort.

Josselinais, Bewohner von Josselin (CdV. V, 82).

Juanais, Anwohner des golfe Jouan (Alpes-Maritimes. CdV. VIII, 186).

Kéfien, Bewohner von Le Kef: *Les Kéfiens* (Petit XIXe Siècle, 7 mai 1881).

Labradorien, zu le Labrador gehörig: *Les rives labradoriennes* (Paix, 20 oct. 1885).

Lamballais, Bewohner von Lamballe: *Une Lamballaise* (Souvestre, Les dern. Bretons, II, 36).

Lamée, Gegend im dép^t d'Ille-et-Vilaine: Ercé-en-Lamée (C.).

Lanusquet, Nebenform von *Landais: En général, le Landais ou Lanusquet habite une cabane isolée où il couche à terre sur les peaux de ses moutons noirs* (Th. Barrau, La patrie 119).

Landavallois, Bewohner der Lande de Lanvaux (CdV. VIII, 186).

Landernien, Landerniste, Bewohner von Landerneau (CdV. V. 82). Das zweite Wort kann nur scherzhafte Bildung sein.

Langrois, Nebenform *langoine, langone* (C.).

Lannionnais, Bewohner von Lannion: *Une Lannionnaise* (Souvestre, Les dern. Bretons, II, 36).

Laodicéen, zu Laodicée gehörig (C.).

Laon(n)ais. Ausser bei Cœckelberghe-Dutzele (I, 259) fand ich nirgends einfaches *n: Louis jura de maintenir la charte laonnoise* (H. Martin III, 252). *Crépi en Laonnais* (ib. VIII, 305, 307). *La forêt de Samouci en Laonnois* (ib. II, 255). *Laonnois, Thierrache, Réthelois* (ib. I, 263). *La petite rivière d'Ailette, qui sépare le Soissonnais du Laonnois* (ib. I, 411). *Bièvre ou Berrieux dans le Laonnois* (ib. I, 148). *Mons-en-Laonnois* (Paix, 8 nov. 1885). Dagegen *La masse de la population laonnaise* (H. Martin III, 256). Für Bewohner gibt CdV. V, 82 *laonnois* und *laonnais.* Jedenfalls steht nur erstere Form, wo es sich um das Gebiet handelt (historischer Ausdruck).

Larisséen, zu Larisse gehörig (C.).

Laurag(u)ais, le, ist nach dem Ort Laurac le Grand (südlich von Castelnaudary, dép[t] de l'Aude, genannt.

Lavédan, le, ein Gebiet im dép[t] des Hautes-Pyrénées (C.).

Lavédanais, Bewohner von le Lavedan (ohne Accent; CdV. VIII, 186).

Lectourois, Bewohner von Lectoure (CdV. V, 82).

Lédonien, Bewohner von Lons-le-Saulnier (ib.).

Léonnais, léonard, zu Saint-Pol-de-Léon (Bretagne) gehörig, Bewohner der Stadt oder Gegend. *Quelque tailleur du Léonnais* (Souvestre, Les dern. Bretons, II, 222). *Trégorrois, Léonnais* (H. Martin I, 464, 389). *Les vicomtes de Léonnais* (ib. IV, 98). *Le Léonais* (Gebiet. Souvestre, Les dern. Bretons I, 15, 2, beidemal unrichtige Orthographie). — *Léonnois* neben *léonnais* gibt das C. — *Léonais*, Bewohner des Léonais nach CdV. VIII, 186. Dagegen: *Piété du Léonard* (Souvestre, Les dern. Bretons, I, 8) und dasselbe als Adj. *Les sônes léonards et trégorrois forment comme d'éternels mémoires* (ib. I, 197).

Lépontien, Nebenform von *lépontin*: *Alpes Lépontiennes occidentales, Alpes Lépontiennes orientales* (Cortambert, 215 f. mehrfach). Im C. steht unter Alpes nur *Alpes lépontines*, dagegen findet man unter dem Buchstaben L nur *lépontien* mit dem Vermerk *Alpes lépontiennes ou lépontines.*

Lettique, Nebenform von letton(ien) (L. S.).

Libanien, zum Libanon gehörig: *La chaîne libanienne* (Lamartine, V. en Or. 148). Ist das bei Sachs allein stehende *libanais* zu belegen?

Libyque, libystique, Nebenformen zu *libyen*, ersteres bei L. S. und C. (auch unter sibylle), letzteres nur bei C.

Ligure, Ligurer. *Les Ligures* (H. Martin I, 10).

Limousin ist nach Sachs nur das Adj. zu *le Limousin.* Es gehört auch zu *Limoges*: *La Patriote limousine* Name eines Turnvereins, *les Courriers limousins* Name eines Brieftaubenzuchtvereins, beide in Limoges (Paix 25. avril 1888). Doch scheint man *les Limousins* für Bewohner der Stadt zu meiden.

Livradois, le, Gebiet um Ambert im Dép[t] du Puy de Dôme.

Livournais, Nebenform zu *livournin*: *Un juif livournais, confident de Mustapha, est arrivé à Bône aujourd'hui à midi* (Petit XIX[e] Siècle, 8 mai 1881).

Loangeois, zu Loango gehörig (C.).

Lodévois, Bewohner von Lodève (Uber).

Londonien, londonnais, londinien. Das letzte Wort fehlt bei Sachs und gehört nach C. zu Londinium, nicht zu Londres; bei dem ersten gestattet Sachs doppeltes *n*, das zweite führt

er nur in der von Littré gegebenen Form *londinais* auf. Eigentlich üblich ist nur *londonien.*

Loretan, zu Lorette gehörig, nach Littré und Sachs ohne Accent, nach C. *lorétan* und Nebenform *laurétan.*

Lorientais, Bewohner von Lorient (CdV. V, 82).

Losnois, Bewohner von Saint-Jean-de-Losne (CdV. V, 83).

Loudéacien, Bewohner von Loudéac (ib. V, 82).

Loudunois, zu Loudun gehörig, Bewohner von Loudun (C. CdV. V, 82). In der Form *le Lodunois* (Gebiet von Loudun im C. s. v. Parageau). Nach Cœckelberghe - Dutzele I 260 *loudunais* und so *la cité loudunaise* (Paix, 22 sept. 1886).

Lourdais, Bewohner von Lourdes: *Les Lourdais* (France 12 sept. 1879).

Lozérien, Bewohner des Dép[t] de la Lozère (CdV. VIII, 186).

Lub, lübisch, lübecker: *marcs lubs* Lübecker Mark (René, Taschenwörterbuch der kaufmänn. Ausdrücke etc. Mainz 1846. pag. 249.) Sonst nicht nachweisbar. — Dem von Sachs gegebenen und jetzt üblichen *lubeckois* zieht das C. *lubéquois* vor.

Luçonnois, zu Luçon gehörig (C.).

Lusitane (statt wie Sachs: *Lusitain)* gibt das C. als Nebenform zu *Lusitanien.*

Madrilène ist jetzt allein üblich, gehört also vor *madrilègne.* Das C. gibt noch letzteres allein.

Majorcain, majorquin nach Sachs; *majorquin, mayorquin* nach C. und lautlich mit letzterem stimmend: *Les Maïorquains* (France, 1[er] sept. 1879), wofür besser *Maïorcains* oder *Maïorquins* stände.

Malayen gibt L. S. als Nebenform zu *malai,* welches er der Form *malais, -se* vorzieht. *Malaisien* hat ausser Sachs auch das C.

Malbadien, Maubeugeois, Bewohner von Maubeuge (CdV. V, 82).

Malegache für das üblichere *malgache*: *Un héroïque aventurier nommé Lacase, qui avait pris un ascendant extraordinaire sur les Malegaches* (H. Martin XIII, 113).

Malien, Malier (C.), da *maliaque* nur für den Golf üblich ist: *Les Maliens* (Poirson, Précis de l'hist. ancienne, 325).

Maloin, Bewohner von Saint-Malo (CdV. I 92), vielleicht nur Druckfehler, da ib. V, 83 das übliche *Malouin* steht.

Mamersien, Mamertin, Bewohner von Mamers (CdV. V, 83).

Manchègue, zu la Mancha gehörig: *L'âne espagnol a une tout autre physionomie, l'âne manchègue surtout* (Th. Gautier III, 112).

Maransin, Bewohner des Landstrichs le Maransin im Dép[t] des Landes (CdV. VIII, 186).

Maraquais, Bewohner der Landschaft le Marais im Dép[t] de l'Eure (ib.).

Marchais, was Sachs neben *marchois* angibt, ist wohl kaum üblich. Auch CdV. VIII, 186 hat nur letzteres.

Mariannais, zu den îles Mariannes gehörig (C.): *Les Mariannais* (Cortambert, 731).

Marnais, Bewohner des Dep[t] de la Marne oder de la Haute-Marne (CdV. VIII, 186).

Marseillez, Nebenform von *marseillais* (C.) als Bezeichnung für Münze von Marseille.

Martegallais, Bewohner von Martigues (CdV. V, 83). Dafür

Martiguois, (C.) und

Martigao, (Baumgarten, Elementargramm. p. 229).

Mauges, Landschaft im westl. Teil des Dep[t] de Maine-et-Loire: *Pin-en-Mauges* (Paix, 25 oct. 1887). In der Gegend liegen noch *Saint-Quentin-en-Mauges, Saint-Philibert-en-Mauges.*

Médocain, andere und wohl übliche Schreibung für das von Sachs, C. und CdV. VIII, 186 gegebene *médoquin. Le Medocain* (Name einer dort in der Stadt Lesparre erscheinenden Zeitung. France, 22 août 1879); ebenso J. Vinson, Revue crit. 1880, I, 479.

Mégarien, Nebenform von *mégaréen* (C.).

Mélantois, Gebiet im dép[t] du Nord: *Sainghin-en-Mélantois* (Paix, 2 juill. 1885).

Meldois, Meldien, Bewohner von Meaux (CdV. V, 83). — *Meldeux?* Auf älteren Karten steht der Ortsname *Isles-les-Meldeuses* nordöstl. von Meaux.

Melunois, Bewohner von Melun (CdV. V, 82),

Mendois (C.), **Mendais** (CdV. V, 83), Bewohner von Mende.

Mentonnais, Bewohner von Menton (Mentone): *Les Mentonnais* (France, 23 mai 1879).

Messénien. Die Sammlung C. Delavignes heisst *Messéniennes;* die Lieder seines Vorbilds Tyrtäus werden auch *Messéniques* genannt (Übersetzung derselben von F. Didot, Paris 1831). — Das C. gibt *messénien* für beides und hat die Nebenform *messéniaque* (z. B. *golfe messéniaque*).

Messinois, Nebenform *Messinais: Les Messinais* (H. Martin IV, 374).

Meusien, zu la Meuse gehörig: *L'Indépendant meusien* (in Verdun erscheinende Zeitung. Gazette de Lorraine, 4 juin 1885). Nach dem CdV. VIII, 186 auch Bewohner des Dép[t] de la Meuse.

Mézin, Bewohner der Landschaft le Mézine im Dép[t] de la Haute-Loire (CdV. VIII, 186).

Milanez, ältere Nebenform von *Milanais* (nur für das Gebiet); Lacretelle, Hist. de la France I, 91. Ragon, Hist. gén. du XVIII[e] siècle, 47.

Minervois, Landschaft im bas Languedoc: *Le marquis Claude Abrial de Pierrerue, en bas Languedoc, dans le pays minervois* (Ferd. Fabre, in En petit comité, 179). *Les gentilshommes du pays minervois* (ib. 201). *Quitter le Minervois* (ib. 198). — H. Martin (I, 464) führt eine in dortiger Gegend gelegene alte Stadt auf: Athênopolis (la ville d'Athênê ou de Minerve). Eine Stadt Minerve, die jetzt nicht mehr zu existieren scheint, führt er IV, 193 an.

Modénais (Sachs) ist die übliche Form; *modénois* hat C. und *les Modenois* (ohne Accent): *Est-ce que l'on donnerait aux Modenois le droit de s'administrer eux-mêmes s'il y avait la moindre apparence qu'ils songeassent encore à leur ancien duc?* (France, 5 mars 1878).

Moissaguais, Bewohner von Moissac (CdV. V, 82). Dagegen *moissaccais* bei Uber.

Monécasque als Nebenform zu *Monégasque* gibt CdV, V, 83.

Montalbanais, Bewohner von Montauban (CdV. V, 82; Cœckelberghe-Dutzele I, 259): *Le travail et la vanité se partagent la journée d'un Montalbanais* (Jouy, l'Herm. en prov. I, 107).

Montbardois, Bewohner von Montbard (CdV. V, 83).

Montbrisonnais, Bewohner von Montbrison (ib.).

Monténégrin findet sich auch ohne Accente: *Les troupes Montenegrines* (Fig. 13 avril 1877).

Montivillon, Bewohner von Montivilliers (CdV. V, 82).

Montpelliérain, Nebenform *monspessulan* (CdV. V, 83), das dabeistehende *montpeiliérain* ist offenbar Druckfehler. *Adroits à tous les jeux d'exercice, le ballon, le battoir, les boules et le mail, sont les jeux que préfèrent les Montpelliérains.* (Jouy, l'Herm. en prov. VI, 14).

Montreuillais, Bewohner von Montreuil (CdV. V, 82).

Morbihanais (Sachs) ist die richtige Form, aber weniger üblich als dieselbe Form mit *nn*: *Ce pauvre village morbihannais* (A. Daudet, Indépendance Belge, déc. 1885, p. 3 der illustrierten Beilage). *L'enchanteur Merlin, lui-même, n'était-il pas breton et morbihannais?* (C[te] d'Amezeuil, Légendes bretonnes, 246). Ebenso CdV. VIII, 186.

Morlaisien, Bewohner von Morlaix (CdV. V, 82 und Uber).

Morvandais, zum Morvan gehörig: *Cette petite ville morvandaise* (H. Martin, III, 473). Statt der Nebenform *morvandau* gibt CdV. (VIII, 186) das offenbar richtigere *morvandeau*.

Moscovite (C. bezieht es zu Moscovie = Russie) heisst öfter russisch:

Un léger accent moscovite (Indépendance Belge, déc. 1885, p. 6 der illustr. Beilage).

Mulcien, Landschaft in der Gegend von Meaux: *Jean Vaillant, prévôt de la monnaie, alla se mettre à la tête d'une bande de Jacques à Silli en Mulcien, et se dirigea de là sur Meaux* (H. Martin V, 197).

Munichois, Nebenform *municois*: *Elle ne tarda pas à gagner le cœur de tous les Municois* (Paix, 7 juill. 1886). Vgl. *zuricois.*

Mussipontain, zu Pont-à-Mousson gehörig: *La population mussipontaine* (France, 12 déc. 1877.) Ebenso CdV. V, 83.

Nantais, die Nebenform *nantois* kann als aufgegeben gelten.

Nassovien, Nebenform zu *nassauvien: Les Nassoviens* (XIX[e] Siècle, 3 Nov. 1880).

Navarrais. Diese von Sachs gegebene Form finde ich bei Brachet (*le navarrais* die Sprache), J. Vinson (in der Revue crit.) für das Gebiet. *Navarrois* dagegen: *les routiers navarrois* (H. Martin IV, 45). *Les garnisons navarroises* (ib. V, 134). *Les Navarrois* (ib. II, 384; III, 510; VIII, 4). CdV. (VIII, 186) gibt nur diese Form.

Nébouzan (Nébousan) le, Landschaft in dem westl. Teil des Dep[t] de la Haute-Garonne. Hauptort derselben war Saint-Gaudens.

Néo-calédonien, zu la Nouvelle-Calédonie gehörig: *Les Néo-Calédoniens* (France, 9 sept. 1878 und 30 sept. 1878).

Néo-hébridais, Bewohner der Nouvelles-Hébrides (mehrfach in der Illustration, z. B. 21 avril 1888).

Nicaraguais, zu Nicaragua gehörig: *Le gouvernement nicaraguais mettait l'embargo sur les caisses d'armes* (XIX[e] Siècle, 1[er] août 1880). *La création d'un canal nicaraguais* (Indépendance Belge, 9 déc. 1885).

Nicopolitain, zu Nicopolis gehörig (C.).

Niniviste für *Ninivite: Il (Jonas) avait prédit aux Ninivistes la famine, la peste, la ruine, les maux les plus effroyables, et cela sous quarante jours . . . Mal lui en prit, car au bout de quarante jours les Ninivistes se retrouvèrent sur leurs pieds, frais et gaillards* (Fr. Sarcey, XIX[e] Siècle, 24 févr. 1880).

Niolin, Bewohner der Landschaft Niolo in Corsika (CdV. VIII, 186).

Nivernais gehört als Adj. sowohl zu Nevers als zu le Nivernais (C.), Sachs bezieht es nur zu ersterem. CdV. (VIII, 186) gibt nur *Nivernichon* als Bewohner des Nivernais; über dieses Wort sagt Jaubert (Glossaire du Centre II 105), dass man es vermeidet und fügt zur Erklärung bei: „*La répugnance à se servir de la terminaison „chon“ ne peut s'expliquer que*

par ce fait qu'elle rappelle un fruit de la famille des cucurbitacées que le vulgaire a pris pour emblème de la sottise. Les Berrichons ont la même susceptibilité, mais à un moindre degré."

Nivillaccais, Bewohner des Fleckens Nivillac in der Bretagne: *Les Nivillaccais* (Cte d'Amezeuil, Lég. bretonnes, 69).

Nogentais, Bewohner von Nogent-le-Rotrou (CdV. V, 83). Es bezieht sich natürlich ebenso gut zu den übrigen Orten gleichen Namens: *La Nogentaise*, Name einer Musikgesellschaft in Nogent-sur-Marne. Ebenso: *Cet incident exaspéra les Nogentais* (Bewohner von Nogent-sur-Marne. Paix, 12 juin 1886).

Noirmoutin, Noirmoutrin, Bewohner der Insel Noirmoutier(s); ersteres CdV. V, 83, letzteres ib. VIII, 186. Die zweite Form scheint die richtige zu sein.

Nontronnais, zu Nontron (Dep^t de la Dordogne) gehörig: *Le Nontronnais* (Titel einer dort erscheinenden Zeitung).

Norrain (f. -aine u. -ène), nur von der Sprache üblich, Nebenform zu *norvégien* (L. S.).

Nuiton, Bewohner von Nuits (CdV. V, 83).

Oberlandais, zu Oberland (-Bernois) gehörig: *L'esprit de Sahoua fait la chasse aux découvertes, comme les braconniers oberlandais font la chasse aux chamois* (Souvestre, Les dern. Bretons, II, 147).

Oisans, Landschaft in der Südostecke des Dép^t de l'Isère, die sich noch in das Dép^t des Hautes-Alpes erstreckt. Etwa ein Dutzend Ortsnamen haben den Zusatz *en Oisans*, die bekannteste ist *Allemont-en-Oisans* (Cortambert 328).

Oranais, zu Oran gehörig: *Le Sahara oranais* (Petit XIXe Siècle, 8 juin 1881).

Orthézien, Bewohner von Orthez (CdV. V, 83).

Oscarois, Bewohner der Landschaft Ouche (CdV. VIII, 186).

Ossalais, Bewohner der vallée d'Ossau (ib.).

Ouessantin, Bewohner der Insel Ouessant (ib.).

Pail, Landschaft im Dép^t de la Mayenne. *Pré-en-Pail* (C.).

Paillers, Landschaft im Dép^t de la Vendée. *Bazoges-en-Paillers* (Paix, 14 août 1885).

Palatin als Subst. heisst auch Einwohner des Palatinat (Pfälzer): *Six mille Hessois, trois mille Palatins, . . . se joignirent aux troupes bavaroises, toujours soudoyées par la France* (Hénault-Michaud, Abrégé chronol. de l'hist. de Fr. 372).

Paraguain, Nebenform von *paraguéen, paraguayen: Un officier paraguain* (Voltaire, éd. du Centenaire, 73).

Parisis als Landschaftsname ist noch Zusatz bei Orten, z. B.

Cormeilles-en-Parisis nord-westl. von Paris in der Gegend von Argenteuil (Paix, 11 juill. 1886).

Patréen, Bewohner von Patras: *Les Patréens* (Paganel, Scanderbeg, 97). Das C. gibt nur *patrensien.*

Pergois alt für *percheron* (C.).

Périgordin für *périgourdin* ist jetzt aufgegeben.

Perpignanais, Bewohner von Perpignan (CdV. V, 83).

Persan auch von der altpersischen Sprache: *Le persan moderne, le persan ancien* (Littré, Hist. de la langue fr. I, 263). In seinem Supplement und Addenda zum Wörterbuch erklärt er allerdings selbst *le persan* für neupersische, *le perse* für altpersische Sprache.

Perse als Adj. auch für neupersisch: *Le général perse Taimur Khan avec 4,000 hommes est entré à Atrumiah* (XIXe Siècle, 3 nov. 1880).

Persique auch in dem Ausdruck *à la persique: Comme la scéne se passe en Asie, il y a quelques pantalons, quelques manches à la persique et un certain nombre de bonnets phrygiens* (Th. Gautier, II, 48).

Pertuisan, Pertuisien, zu Pertuis bei Avignon gehörig: *La municipalité pertuisane* (France, 21 juin 1878). *Les Pertuisiens* (ib. 22 juin 1878).

Picpucien, Mönch von Picpus: *Nous ne croyons pas qu'un citoyen sur cent voulût*[1]*) lever la main en faveur des maristes, oblats, bernardins, picpuciens, cisterciens . . .* (XIXe Siècle, 7 sept. 1880).

Pignerol(l)ais, zu Pignerol gehörig: *Les Pignerolais, exaspérés par les vexations des soldats . . .* (F. du Boisgobey, Paix, 2 oct. 1887). *Une troupe de gamins pignerollais* (ib. 23 oct. 1887).

Piombinien, zu Piombino gehörig: *Nica . . . marquis de Capranica . . . ancien major des armées lucquoises et piombiniennes* (Dennery, Oiseaux de proie I, 8).

Pleubian, Landschaft im dép^t des Côtes-du-Nord: *Saint-Jean-en-Pleubian* (Paix, 11 oct. 1885).

Ploermelais, Bewohner von Ploermel (CdV. V, 83). Sonst Ploërmel geschrieben.

Poblanais, zu Puebla gehörig: *Bientôt, on m'apporta, dans de petites assiettes de fabrique poblanaise ornées de fleurs vertes, des œufs frits, de la viande grillée . . .* (L. Biart, Paix, 9 août 1885). *Je ne pouvais exercer la médecine dans la province*

---

[1]) Ein Konditionalsatz geht vorher.

de Vera-Cruz sans un diplôme de médecine poblanais (ib. 14 juill. 1885).

Poitevin, *Pougeoise*, eine alte Münze, auch *pite* und *poitevine* genannt (C.).

Polletais, zu le Pollet gehörig, in allgemeiner Anwendung (nach C.) wird von Sachs (nach Littré) auf die Bezeichnung eines Fischerfahrzeugs beschränkt.

Polonais, mit der Nebenform *poulain*, z. B. *des souliers à la poulaine, pouline* (CdV. V, 109, 117), nach demselben (VII, 38) von dem alten *Poulogne (= Pologne)* gebildet. Nach Littré von *Poullaine = Pologne, Poulanne = peau de Pologne.*

Ponhier, Pohier, Bewohner von Poix (CdV. V, 83).

Pont-audemérois, Pont-audomaréen, Bewohner von Pont-Audemer (Pontaudemer) (ib.).

Pontissalien, Bewohner von Pontarlier (ib.).

Pontivien, Bewohner von Pontivy (ib.): *Le Pontivien s'arrêta un instant pour reprendre haleine* (Souvestre, Les dern. Bretons, I, 130).

Porcien, Landschaft im Norden von Réthel. *Château-Porcien. Chaumont-en-Porcien.*

Port-Royaliste, Angehörige von Port-Royal: *J'ai beaucoup étudié les Port-Royalistes, ces Stoïciens du Christianisme* (Sainte-Beuve, Notice sur M. Littre, 10).

Privadois, Bewohner von Privas (CdV. V, 83).

Provenisien (Sachs hat é), zu Provins gehörig, ebenso C. CdV. V, 83 hat *Provinois, Provenisien. Il (M. Ch. Lenient) parlait avec dignité, avec tendresse, de la famille d'artisans provinois dont il était sorti* (E. About. Petit XIX[e] Siècle, 7 févr. 1882).

Psariote. Nebenform *Ipsariote* (C.).

Puysaye, le (nach Sachs; la nach C.), Landschaft im dép[t] du Cher.

Quercy, le, Landschaft im dép[t] du Lot, die Gegend von Cahors (beide Wörter haben gemeinsame Etymologie).

Quercinois, Bewohner von le Quercy (CdV. VIII, 186).

Quiberonnais, Bewohner von Quiberon (CdV. V. 83).

Quillebois, Bewohner von Quillebeuf (ib.).

Quimperléen, Bewohner von Quimperlé (ib.).

Quimperois, Bewohner von Quimper-Corentin (ib.). *Les Quimpérois* (mit Accent, was richtiger ist, Féval, Le bossu, I, 27).

Quintinois, Saint-Quentinois, Bewohner von Saint-Quentin (CdV. V, 83): *Les Saint-Quentinois* (H. Martin, V, 219).

Ragusain, Nebenform *Ragusais: Les Ragusais* (Thiers, Voyage dans les Pyrénées, 60).

Rambolitain, zu Rambouillet gehörig: *Le Rambolitain* (Titel

einer dort erscheinenden Zeitung. Petit XIXe Siècle, 18 avril 1882). Auch CdV. V, 83.

Rasez, le (C. *Rasès)*, Landschaft im dép^t^ de l'Aude, Umgegend von Limoux (H. Martin, IV. 193, 196, Lavallée, Hist. des Français, I, 432).

Rémois. Als Nebenform gebraucht H. Martin *rhémois*, wenn das Adj. sich auf die alten Remer *(Rhèmes* bei H. Martin) bezieht: *La ville rhémoise de Bibrax* (I, 148). Für die Frankenzeit gebraucht er schon die Form ohne *h: la Champagne rémoise* (Campania remensis, II, 30).

Rennais, welches Sachs (mit Recht?) als weniger gut ansieht, hat offenbar über *Rennois* den Sieg davongetragen. CdV. V, 83 führt nur *Rennais* an; *Le Petit Rennais* ist der Name eines in Rennes erscheinenden Blattes (Paix, 3 sept. 1885). Bei Historikern freilich wird man nur *Rennois* finden.

Réolais, Bewohner von La Réole (CdV. V, 82).

Revermontois Bewohner der Landschaft le Revermont (dép^t^ de l'Ain. CdV. VIII, 186).

Rhinsbourgeois, zu Rhinsbourg (Holland) gehörig (C.).

Riomois, Bewohner von Riom (CdV. V, 83).

Roannais, Bewohner von Roanne (ib.).

Rochefortais, zu Rochefort gehörig: *En terminant, il a remis la cause de la cité Rochefortaise entre les mains de M. le Président de la République* (Paix, 3 mai 1888). Sachs hat nur *rochefortin.*

Rochelois, Rochelais (beide auch mit *ll*, was Sachs nicht aufführt). Das Richtigere ist offenbar einfaches *l*, doch findet man bei demselben Schriftsteller beiderlei Orthographie (und Aussprache!), z. B. *les Rochelois* (H. Martin VI, 91) und *les Rochellois)* (ib. VIII, 283). *Les Rochelais* (Lavallée, Hist. des Français II, 482, III, 109, 120) und *les Rochellais* (ib. II, 504). — Am besten ist *les Rochelais;* nur diese Form gibt CdV. V, 82, ausserdem führt eine in la Rochelle erscheinende Zeitung den Titel *L'Écho Rochelais* (XIXe Siècle, 13 janv. 1883).

Rochois, Bewohner von la Roche (Haute-Savoie): Les Rochois (Temps, 16 oct. 1879).

Romand, daneben ist *roman* üblich: *En Savoie et dans la Suisse romane, on appelle encore „nants" les torrents des Alpes* (H. Martin, I, 64).

Ronsdorfien, Sekte nach dem Städtchen Ronsdorf genannt (C.).

Rouergois (nach Sachs auch *Rouergeois)*, Nebenformen *Rouergat* (CdV. VIII, 186) und *rouergais: M. de Nayrouse, gentilhomme rouergais* (Ferd. Fabre, in En petit comité, 103).

Rouméliote, Bewohner der Roumélie: *Les Rouméliotes* (Paix,

19 mai 1885, 26 sept. 1885). *Le gouvernement roumeliote* (XIX[e] Siècle, 3 déc. 1880). Das C. hat la Romélie und dazu als Adj. *roméliste, roméiote, roméote.*

Royans, Gebiet im dép[t] de l'Isère und dem de la Drôme findet sich nur als Zusatz bei Namen z. B. *Pont-en-Royans*, *Auberives-en-Royans* u. a. Die Landschaft selbst heisst *le Royanez* (Cortambert, 327) oder *le Royannais* (Pais, 24 nov. 1885.)

Russien für *russe* ist nach Vermesse 452 Ausdruck des patois wallon. Dass durch Voltaire *russe* über *russien* gesiegt hat, bemerkt Littré (C. S.), doch findet man auch bei Voltaire (neben seinem häufigen *moscovite)* auch *russien*, so z. B. *l'infanterie russienne* und *l'infanterie russe* in der Beschreibung der Schlacht bei Poltava. Von älteren Zeiten sagt auch H. Martin (III, 100): *Jaroslaw, tzar des Russiens.* Für die Benennung von Provinzen (z. B. Kleinrussen) kann das Wort noch Anwendung finden: *Cette population, dans laquelle un grand nombre de Russes . . . sont mêlés aux Petits-Russiens cosaques, est divisée, au point de vue militaire, en trois catégories* (Paix, 1[er] juin 1887). Dagegen sagt Cortambert (179): *les Russes Blancs ou Krivitsches et les Petits Russes.*

Ruthène, was nach Sachs nur Ruthene, Kleinrusse heisst, ist nach CdV. V, 83 auch Bewohner von R(h)odez.

Sablais, daneben gibt CdV. V, 82 auch das mir sonst unbekannte *olonnais.*

Sablésien, Bewohner von Sablé (CdV. V, 83).

Sagien, Saïen, Bewohner von Séez (ib.).

Saïgonnais, zu Saïgon gehörig: *Le Saïgonnais* (dort erscheinende franz. Zeitung. Paix, 4 janv. 1886).

Saint-Flourien, Bewohner von Saint-Flour (CdV. V, 83).

Saint-gallois, zu Saint-Gall (St. Gallen) gehörig: *Le gouvernement fédéral vient de demander à la République Argentine l'extradition d'un ex-employé saint-gallois* (Indépendance Belge, 27 janv. 1886).

Saint-Lois, Bewohner von Saint-Lô[1]) (CdV. V, 83).

Saint-Mandéen, zu Saint-Mandé gehörig: *La Saint-Mandéenne* (eine dort bestehende Musikgesellschaft. Paix, 8 nov. 1887.

Saintongeois wie Sachs haben C., CdV. VIII, 186 und Cœckelberghe-Dutzele I, 261. Ich fand die Form nur bei Lacretelle und H. Martin. Dagegen Saintongeais: *La Chronique Saintongeaise* (Gautier, la Chanson de Roland, 369). *L'avenir*

---

[1]) Wenn, wie man annehmen kann, die Stadt nach *saint Lo* oder *Laud,* Bischof des in der Nähe liegenden Coutances genannt ist, so liegt ein weiterer Fall für das Suffix *-ois* bei Personennamen in der Übertragung auf Ortsnamen vor.

est bien inquiétant pour le vignoble saintongeais, en présence de la marche envahissante du phylloxera (Fig. 24 oct. 1876). *C'est en effet, si nous en croyons une vieille légende saintongeaise, au milieu du XIIIe siècle, que furent construits, près de la Rochelle, les premiers „bouchots" ou clôtures pour les moules* (ib. 21 sept. 1877).

Saint-Quentinois, vergl. *quintinois.*

Saletin, (nach Sachs), Bewohner von Sallee (Salé) in Marocco; nach C. *Salétain.*

San-Rémois, zu San-Rémo gehörig: *Les San-Rémois* (France, 17 déc. 1878.)

Santorinois, zur Insel Santorin gehörig (C.).

Sarthois, Bewohner des dép^t^ de la Sarthe (CdV. VIII, 186): *Les républicains sarthois* (Petit XIXe Siècle, 16 juin 1883).

Saulnois, Zusatz von Ortsnamen, bei Château-Salins z. B. *Fresnes-en-Saulnois.*

Saumurois, Bewohner von Saumur, *Saumurien*, Zögling der dortigen Offizierschule (Petit XIXe Siècle, 27 et 28 oct. 1881).

Sauveterrien, Bewohner von Sauveterre (Paix, 17 oct. 1886).

Savoisien ist das üblichere Wort für Bewohner Savoyens, da *savoyard* eine Nebenbedeutung hat (vgl. *bohême* neben *bohémien): Ceci soit dit sans blesser la susceptibilité des bons habitants de cette contrée, qui tiennent à être nommés Savoisiens* (Quitard, Dictionn. des proverbes, 36). *Les Savoisiens repoussent une alliance que l'anarchie rend affreuse* (Mme Roland bei Raffy, Lectures d'hist. de Fr. 646). *Il y aura, suivant l'occurrence, des étalages parisiens, lyonnais, jurassiens, savoisiens et bressans* (France, 7 nov. 1877). *M. Silva, député de la Savoie, paraît à la tribune. Cet honorable montagnard est indigné qu'on ait traité Victor Emmanuel d'usurpateur Savoyard. M. Silva ne connaît pas les Savoyards, il ne connaît que les Savoisiens qui sont devenus Français* (Fig. 4 mai 1877). *Ce prince savoisien* (nämlich Victor Emmanuel. France, 18 janv. 1878). *Ces qualités toutes savoisiennes* (Sainte-Beuve, Nouv. Galerie 88). Allerdings findet *Savoyard* sich noch vielfach dafür, ausser bei Voltaire z. B. bei Thiers, H. Martin, Th. Gautier u. a. Doch muss der Widerwille gegen *Savoyard* schon alt sein, denn Robert Estienne gebraucht schon *les Savoyens* (nicht mehr üblich) für die Bewohner Savoyens (CdV. II, 94). Das von Littré (*savoisien* Etym.) gegebene *Savoyen* ist offenbar Druckfehler für *Savoyen.*

Schwy(t)zois, zu Schwy(t)z gehörig: *Le peuple schwytzois* (XIXe Siècle, 8 oct. 1888). *L'avant-garde marchait sans prévoyance, de même que les Schwyzois, qui ne se doutaient pas*

que le duc fût déjà sur pied (Jean de Muller, trad. de Monnard, bei Raffy, Lect. d'hist. de Fr. 9).

Scutarien, zu Scutari gehörig: *La cavalerie scutarienne* (Paganel, Scanderbeg, 83).

Ségestin, nach dem C. *Ségestain.*

Segréen, Bewohner von Segré (CdV. V, 83).

Seine (-et)-Oison, scherzhafte Bildung für Bewohner des Dép^t de Seine-et-Oise: *Vous raisonnez, comment dirai-je? en Seine-Oison, ainsi que le dit M. de Rochefort* (Worte von M. de Lasteyrie im Sénat. France, 16 juin 1879). *On m'envoie dans le département de Seine-et-Oise. Espérons que la vue des Seine-et-Oisons me dégourdira* (E. About, Petit XIXe Siècle, 7 août 1881).

Semurien, Bewohner von Semur (CdV. V, 83).

Senan, Bewohner der île de Seins (CdV. VIII, 186).

Septimanien, Septimanique, zu Septimanie gehörig: *Les villes*[1]) *septimaniennes* (H. Martin II 192, 210). *Les seigneurs septimaniens* (ib. III, 468). Aber: *Les plaines septimaniques* (ib. II, 510). Vgl. *germain, germanique.*

Sfaxien, Bewohner von Sfax in Tunis: *Les Sfaxiens* (Petit XIXe Siècle, 21 juin 1881).

Sindétique, zu Sind gehörig (C.).

Sindique, zu les Sindes gehörig (C).

Sinopien, zu Sinope gehörig (C.).

Sittianien, zu Cirta gehörig, doch kommt das Adj. von einem Personennamen Sittius (C.).

Slavon nach Sachs altslavisch bes. inbezug auf die Sprache. *Des Slavonnes,* Slavinnen, slavische Frauen (A. Daudet, Les rois en exil, 287).

Smyrniste (?) Bewohner von Smyrne: *Quand notre aviso est retourné à son mouillage, les Smyrnistes se sont portés sur les quais* (Petit XIXe Siècle, 9 mai 1881). Blosser Druckfehler für *Smyrniote* (welches ib. 8 avril 1881 gebraucht ist)?

Solonais (Sachs: *Solonois*) Nebenform zu *Solognean, Solognot: Un Solonais* (Fr. Wey, Remarques sur la langue fr. II, 450). Auch von L. Rollin, Neues Handb. der franz. Conversationssprache (S. 182) gegeben.

Sorbonnien, Angehöriger (Student) der Sorbonne (A. Houssaye, France, 24 juill. 1879).

Soudanais, Nebenform zu *Soudanien: Les Soudanais* (Paix,

---

[1]) Es soll ausdrücklich hervorgehoben werden, dass *ville* hier beidemale als blosser Wohnort, nicht im Sinne von Bürgerschaft. Stadtbevölkerung genommen ist, was zu der bei *germain* gegebenen Regel nicht stimmt.

20 août 1885 und in den Zeitungen der letzten Jahre sehr häufig). Auch von Uber bemerkt. In derselben Nummer aber *L'insurrection soudanienne.* Auch: *Des déserts où rien n'arrête la marche des Soudaniens* (Petit XIXe Siècle, 15 févr. 1884).

Souletin, Bewohner der Landschaft la Soule (CdV. VIII, 186).

Spetziote, Bewohner der Insel Spetzia (C.). Man kann annehmen, dass das Adj. zu la Spezzia (Italien) *spezziote* lautet.

Sphakiote, Bewohner von Sphakie (C.)

Spinalien, zu Épinal gehörig: *Un jeune homme d'origine spinalienne* (Paix, 24 sept. 1886).

Stobéen, zu Stobès gehörig (C.)

Suevique, Nebenform zu *suève: Les tribus suéviques* (Michelet, Précis, I, 62, H. Martin, I, 263).

Tahitien, Nebenform zu *taïtien (otahitien, otaïtien): L'assemblée législative tahitienne . . . La musique a joué l'air tahitien Titaua* (France, 24 nov. 1877).

Tarasconnais, Bewohner von Tarascon: *Les Tarasconnais* (Paix, 14 déc. 1886). Auch von Uber bemerkt (unrichtige Form mit einem *n*).

Tarbais, Tarbéen, Bewohner von Tarbes (CdV. V, 83).

Tardenois, Landschaft im Dep^t de l'Aisne, zwischen Soissons und Château-Thierry, doch östlicher: *Fére-en-Tardenois. Ville-en-Tardenois* (Petit XIXe Siécle, 3 juin 1881.)

Tarentaise, Landschaft in Savoyen: *Moutiers-en-Tarentaise* Paix, 14 août 1885). *Dans le siècle suivant, ils (les ducs de Savoie) ont ajouté la Tarentaise à leur domination.* (Hénault-Michaud, Abrégé chronol. de d'hist. de Fr. 436). Von Darentasia, dem alten Namen des oben genannten *Moutiers-en-Tarentaise.*

Tarin, Bewohner von la Tarentaise (CdV. VIII, 186).

Tarnais, Bewohner des Dép^t du Tarn (ib.).

Tégyréien, zu Tégyra gehörig (C.).

Tergestin, zu Tergeste gehörig (C.).

Terre-Neuvien, Bewohner von Terre-Neuve (Neufundland): *Terre-Neuve et les Terre-Neuviens par Henri de la Chaume* (Buchtitel. Paix, 25 mai 1886).

Tessinois, zum Kanton Tessin gehörig: *L'édifice (de l'hospice du Saint-Gothard) tombait alors presque en ruines, l'autorité tessinoise le fit restaurer* (XIXe Siècle, 20 octobre 1880). *Les Tessinois voulaient un évêque pour eux seuls.* (Indépendance Belge, 23 janv. 1886).

Thierrache, selten *Thiérache* (Sachs hat nur *Thiérarche).* Land-

schaft im Dép[t] de l'Aisne. *Nouvion-en-Thiérache* (Paix, 16 juill. 1886).

Thierachien, Bewohner von la Thiérâche (sic) (CdV. VIII, 186).

Thiernois, Bewohner von Thiers (CdV. V, 83).

Thionvillois, zu Diedenhofen (Thionville) gehörig (CdV. V, 83). *Les Petites Affiches Thionvilloises* (Zeitung. Paix, 1[er] juin. 1886).

Thomérien, Bewohner der Landschaft Thomières (Dép[t] de l'Hérault. CdV. VIII, 186).

Tigurin, zu Zürich gehörig: *Le lac Tigurin* (Mignet, Études hist. 41); in der Geographie *lac de Zurich.* Bei Sachs fehlt auch *les Tigurins*, Stamm der Helvetier.

Toggenbourgeois, zu Toggenburg gehörig (C.).

Tonkinois, Bewohner von Tonkin: *Les Tonkinois* (Cortambert, 510). In den Zeitungen der letzten Jahre äusserst häufig. Sachs hat *tunquinois.*

Tortonais, zu Tortone gehörig: *Le Tortonais* (Gebiet. Hénault-Michaud, Abrégé chronol. de l'hist. de Fr. 435). Im C. *tortonèse, tortonois.*

Toulois, öfter *Toullois*, (z. B. H. Martin, I, 463).

Tourangeau, scherzhaftes Fem. *tourangeaude: C'est une précieuse de la province, mademoiselle de Bencé, „tourangeaude", qui la première, parla d'un „soupe rincuit"* (Fr. Wey, Remarques sur la langue fr., I, 128).

Tournaisis, Nebenform von *tournaisien*, nur das Gebiet bedeutend: *Le Tournaisis* (H. Martin, I, 410, II, 55, IV, 442, V, 53, 215, VIII, 15; Mignet, Études hist. 249).

Tourquen(n)ois, zu Tourcoing gehörig: *tourquennois* bei Vermesse, Patois wallon, introd. 12. *Tourquenois* (CdV. V, 83).

Trans-vaalien, zu Trans-vaal gehörig (Cortambert, 589).

Trégorrois, wie Sachs angibt, ist die üblichste Form und die einzige, die ich weiter belegen könnte. CdV. V, 83 gibt *trécorois* und *trégorois.*

Trentin, Nebenform zu *trentais*, *tridentin* bedeutet wohl nur das Gebiet: *On a eu de la peine à empêcher ce diplomate de soulever officiellement la question de la cession du Trentin* (France, 14 juill. 1878).

Trévire kann nur von der vorfränkischen Zeit gebraucht werden, sonst *Trévirien*, welches bei Sachs fehlt: *La faim, le froid, les miasmes exhalés de tant de corps en putréfaction, décimaient chaque jour les Tréviriens échappés à la rage des barbares* (H. Martin, I, 360).

Triestin (Sachs: *Triestain*): *J'ai fait ressortir plusieurs fois*

déjà le mouvement de haine que la mort du jeune étudiant triestin avait excité (XIX[e] Siècle, 7 janv. 1883.)

Trouvillais, zu Trouville gehörig: *Épilogue de la saison trouvillaise* (France, 22 août 1879).

Troyen, auch Bewohner von Troyes, von Sachs nicht aufgeführt, vom C. nicht als gute Form betrachtet, aber durchaus üblich: *Pendant les guerres de l'empire, un Troyen, entendant annoncer que le général Baville avait pris perruque demanda où cette ville était située. Un vieil abbé lui répondit: Sur la nuque* (Dictionn. des calemb. 199). *Les Troyens conservèrent la liberté de commercer avec Paris* (H. Martin VI, 185). *Les mémoires sur les Troyens célèbres, de Grosley, renferment des documents intéressants à ce sujet* (d. h. über Colbert's Familie, die aus Troyes stammte; ib. XIII, 21 f.) *La Champagne troyenne* (Gegensatz zu *Champagne rémoise*; ib. II, 117). Auch CdV. V, 83 gibt *Troyen.*

Tsernagoste, Czernagorze: *S'il se trouve ici caché un frère Tsernagoste, qu'il ne me tue pas en me prenant pour un Turc, car je suis un enfant de la Tsernagore.* (Philibert Bréban, XIX[e] Siècle, 20 août 1880). *La beauté incroyable des armes que portent les Tsernagostes est chose d'autant plus anormale qu'ils portent très peu de linge blanc* (ib.). Vgl. *Czernagorsque* in dieser Zeitschr. IV, 70.

Tunisois neben dem üblichen *tunisien: Il fut scientifiquement établi que le domaine de M. Herby était vraiment sol tripolitunisois* (Maurice Jokai, trad. Fig. 22 juill. 1877, Supplém. litt.).

Valençais, Bewohner von Valence (Valencia) in Spanien: *Les Valençais* (Lavallée, Hist. des Français, IV, 503).

Valencian, Nebenform zu *Valencien* (C. und CdV. V, 83).

Valentinois, andere Nebenform, bedeutet in der Regel nur das Gebiet von Valence, steht aber auch in weiterer Verwendung: *Un bateau frété par la commission valentinoise l'attendra sur le Rhône* (es handelt sich um Gambetta's Anwesenheit in Valence; France, 17 sept. 1878.)

Vallouisais, Bewohner des Thals de la Vallouise im Dép[t] des Hautes-Alpes (CdV. VIII, 186).

Valoisien, Bewohner der Landschaft Valois (CdV. VIII, 186). Sonst heisst das Adj. *valésien.*

Vaticanesque, vatikanisch: *L'esprit non seulement clérical, mais vaticanesque* (France, 22 sept. 1878).

Vaulignonnais, Bewohner von Vaulignon: *C'était une Vaulignonnaise, sœur de lait de Marguerite* (E. About, Petit XIX[e] Siècle, 15 mars 1881).

Velaisien, Bewohner der Landschaft le Velay (CdV. VIII, 186).

Vendelais, Landschaft im Dép^{t} de l'Ille-et-Vilaine: *Châtillon-en-Vendelais* (Paix, 23 juill. 1886).

Vermandois, Landschaft im Dep^{t} de l'Aisne, Gegend von Saint-Quentin. Vermand ist ein chef-lieu de canton.

Véro, (?) Bewohner des Thales Biot (Dép^{t} de la Haute-Savoie. CdV. VIII, 185).

Véronais (neben *véronois, véronèse)* ist die von Sachs, C. und Cœckelberghe-Dutzele gegebene Form. Besser *nn: Les personnes chargées de cette commission firent choix de Paul-Émile, Véronnais* (Aug. Thierry, Dix ans d'études hist. 304). *L'historien véronnais* (ib. 306, 308).

Vervinois, Bewohner von Vervins: *Il* (sc. *le sire de Marle) avait donné aux Vervinois des franchises et des coutumes assez libérales* (H. Martin III, 256). *Les comités vervinois protestent unanimement contre la candidature Boulanger* (Paix, 21 mars 1888). Ebenso CdV. V, 83.

Vesulien, Bewohner von Vesoul (CdV. V, 83).

Vexinois, Bewohner von le Vexin (CdV. VIII, 186).

Vierzonnais, Bewohner von Vierzon: *L'ouvrier vierzonnais* (Paix, 23 août 1886).

Vigeravasque: *La reine de Hongrie cède à la cour de Turin, une partie du Vigeravasque, la ville de Plaisance, le Paresan ...* (Hénault-Michaud, Abrégé chronol. de l'hist. de Fr. 369). Die Rede ist vom Wormser Traktat (1743) und gemeint scheint, was sonst *le Vigevanasque* genannt wird.

Vigevanasque: Gebiet von Vigevano: *A la paix d'Aix-la-Chapelle, en 1748, il (Charles-Emmanuel, roi de Sardaigne) obtint encore quelques concessions de territoire, entre autres le Vigevanasque et une partie du Paresan, dont il s'était emparé en 1743* (Hénault-Michaud, 435). Das C. hat *Vigévanais* für Bewohner und Gebiet von Vigevano.

Vincennois, Bewohner von Vincennes: *Pendant que Louise Michel s'éloigne, cinq cents Vincennois entonnent ... la chanson de la „Mère Michel"* (Indépendance Belge, 20 févr. 1886).

Virois, Virais, Bewohner von Vire, Sachs hat nur *virois* zu Val-de-Vire gehörig.

Viterbois, Nebenform zu *Viterbien: Une idée vous frappe à Viterbe: un jour de suspension de travail, c'est-à-dire tous les jours à peu près, cinq mille Viterbois se promènent fièrement, drapés de manteaux séculaires en attendant qu'il plaise à Notre-Dame de Viterbe de leur envoyer du pain* (Mery, in Musée franç. 1838, 21).

Vitréen, Bewohner von Vitré (CdV. V, 83). Sachs: *vitréais.*

Vivarais, Landschaft im Dép[t] de l'Ardèche, offenbar mit Viviers (Stadt ebenda) zusammenhängend.

Vorgien, Bewohner von Vorges (Dép[t] de l'Aisne. Paix, 29 juin 1885).

Washingtonien, zu Washington gehörig: *Le New-York Times a publié à ce sujet de longues explications de son correspondant washingtonien* (Paix, 1[er] oct. 1887).

Yorkais, Bewohner von York: *Les Yorkais* (Marmier, Robert Bruce, 233). Dagegen *les Yorkistes* (Anhänger des Hauses York, Gegensatz *les Lancastriens.* Cortambert, 101).

Yvetotais, zu Yvetot gehörig: *Le conseil communal Yvetotais* (Paix, 7 sept. 1886).

Zanzibarien, zu Zanzibar gehörig: *De là, des incursions fréquentes des troupes zanzibariennes sur le territoire allemand* (Paix, 16 août 1885). *Zanzibarite* von Uber bemerkt.

Zaretin nach Sachs, *Zarétin* nach C. zu Zara gehörig.

Zoulou, auch als Adj. mit Fem. *zouloue: Les forces zouloues* (France, 2 mars 1879).

Zuricois ist jedenfalls weit üblicher als *zurichois.* Für ersteres habe ich 4 Beispiele aus verschiedenen Zeitungen, für letzteres nicht ein einziges.

Bemerkungen.

Ganz gelehrten Charakter haben die mit dem Suffix **-que** abgeleiteten Wörter, mögen ihnen Personen- oder Ortsnamen zu Grunde liegen. Die meisten sind direkt aus dem Lateinischen, sei es aus der klassischen, sei es aus der gelehrten Universalsprache des Mittelalters entlehnt oder im Anschluss an die letztere gebildet.

Die von Personennamen abgeleiteten haben zudem ein sehr begrenztes Verwendungsgebiet. Nur in der Metrik sind üblich z. B. *adonique, alcaïque, saphique.* Nur in der Litteraturgeschichte *anacréontique, aristophanique, démosthénique, ésopique, hoffmannique, homérique, hugotique, juvénalique, ossianique.* Nur in der Philosophie *aristotélique, platonique, pythagorique, socratique, zénonique.* Nur in der Medizin und den Naturwissenschaften *faradique, galénique, galvanique, hippocratique, mesmérique, plutonique, voltaïque.* Nur in der Musik *offenbachique.* Nur in der Numismatik *darique.* Von ausgedehnterem Gebrauche sind etwa *diogénique, hermétique* (i. d. Bed. „luftdicht"), *homérique, machiavélique, méphistophélique (méphistophélétique), pantagruélique, sardanapalique, socratique,* obschon einzelnen aus der Nebenform auf **-esque** eine starke Konkurrenz erwächst (vgl. *aristophanesque,*

figaresque, juvénalesque, sardanapalesque). Ausser dem direkt übernommenen *darique* (Darike, Dariusmünze) sind alle Wörter Adjektive, und zwar so sehr, dass sie nicht einmal eine Substantivierung zulassen.

Unter den geographischen Namen sind alle Kategorien vertreten: Erdteile und Länder *(asiatique, dalmatique, hispanique, lombardique, westphalique)*, Völker *(allemannique, cimbrique, germanique, hunnique, normannique, punique, sarracénique)*, Inseln und Städte *(baléarique, britannique, éléatique, javanique, mégarique, nancique, saïtique)*, Gebirge *(alpique, altaïque, balkanique, carpathique, caucasique, jurassique, pyrénaïque)*, Meeresteile, Seen und Flüsse *(gangétique, lémanique, nilotique, séquanique, syrtique).* Zu bemerken ist, dass von einzelnen Bergen diese Bildungsform nicht existiert, sowie, dass die erwarteten *indique* und *illyrique* nicht übernommen worden sind.

Die Verwendung ist auch hier vielfach eine begrenzte. So finden sich einzelne nur für die Sprache (*abyssinique, arabique, cambrique, normannique)*, andere nur in der Philosophie *(éléatique, mégarique)* oder in der Geologie *(jurassique)* oder in der Chemie und zwar nur mit *acide* verbunden *(japonique, nancique, prussique); catalaunique* endlich findet sich nur in *les Champs catalauniques.* Von ausgedehnterem oder allgemein üblichem Gebrauch sind etwa *adriatique, asiatique, balkanique, baltique, britannique, caucasique, germanique, helvétique, laconique, teutonique.* Auch diese Wörter sind reine Adjektive und nur einzelne lassen Substantivierung zu *(adriatique, baltique,* obwohl auch bei diesen der Zusatz von *mer* üblicher ist, sowie *attique*) und dienen dann sich selbst wieder als Adjektive, so dass z. B. *la Baltique* die Ostsee und *baltique* zur Ostsee gehörig bedeutet; möglich, aber nicht sehr üblich ist es, für die Sprache das substantivierte Adjektiv zu gebrauchen *(le cambrique); Germanique* war Substantiv für die alte Einteilung Germaniens, wird aber hier durch *Germanie* verdrängt; zu erwähnen ist auch *à la persique* nach persischer Art, Mode. Wirkliches Substantiv ist nur *asiatique* geworden *(les Asiatiques* die Asiaten); das von Mätzner noch aufgeführte *les Celtiques* ist durch *les Celtes* verdrängt.

In noch höherem Grade ist das Suffix **-iaque** gelehrten Ursprungs. Bei Personennamen wird es nicht verwandt, denn *dionysiaque* und *isiaque* sind dem Lat. entnommen und *troppmaniaque* hat hoffentlich nur eine ephemere Existenz in der Sprache. Es findet sich bei den verschiedensten Ortsnamen, auch Flüssen *(niliaque)*, doch nicht bei Bergnamen. Auch diese Derivate sind reine Adjektive und nur wenige lassen eine substantivische Verwendung zu (z. B. *les Bosniaques*); *égyptiaque* hat

als Substantiv die Nebenform *égyptiac* (Name einer Salbe). Sehr gebräuchlich ist keines der Wörter, im Gegenteil sie sind teilweise veraltet, andere gehen demselben Schicksal entgegen; doch bildet auch die Wissenschaft wieder neue Formen z. B. *aryaque* (neben *aryen*).

Rein adjektivisch sind auch die mit **-esque** (nach dem Ital.) gebildeten Derivate. Sie werden besonders von italienischen oder spanischen Personennamen gebildet, auch von Appellativen, die eine ähnliche Bedeutung erlangt haben *(picaresque)*, z. B. *berninesque*, *cervantesque*, *dantesque*, *don-juanesque*, *don-quichottesque*, *figaresque*, *garibaldesque*, *manoëlesque*, *mazarinesque*, *michelang(el)esque*, *raphaélesque;* doch auch von französischen oder fremden, sogar von antiken Namen z. B. *aristophanesque*, *arnalesque*, *charlemanesque*, *chateaubrianesque*, *florianesque*, *ingresque* (Ingres), *hoffmanesque*, *juvénalesque*, *poussinesque*, *prudhommesque*, *sardanapalesque*, *scarronesque*. Nebenformen existieren teilweise auf -ique *(aristophanique*, *figarotique*, *hoffmanique*, *juvénalique*, *sardanapalique)*, teilweise auf -ien *(garibaldien*, *sardanapalien*; *scarronien* ist nicht nachweisbar, aber möglich). Über die Bedeutung der Formen auf -esque vgl. *aristophanique*. Selbstverständlich tritt dieselbe bei ital.-span. Namen, die kaum anderes Suffix zuliessen, weniger hervor (z. B. *dantesque*, *raphaélesque*). — Es finden sich auch ähnliche Bildungen von Appellativen *(cardinalesque*, *carnavalesque*, *charlatanesque*, *maréchalesque*, *paysanesque*, *romanesque*, *soldatesque*, *sultanesque*, also hauptsächlich von Personennamen, selten von Sachnamen): *En tête, un escadron des gardes du corps de Sa Majesté carnavalesque, puis le bœuf gras et sa suite* (Indépendance Belge, 31 mars 86). *Une pièce écrite en style paysanesque* (Th. Gautier VI, 135. Die Rede ist von François le Champi von George Sand). In dieser Verwendung hat das Suffix -esque etwas Spasshaftes (z. B. *cardinalesque*, welches nur auf rote Nasen Anwendung findet) oder ist etwas depreziativ.

Von geographischen Namen werden kaum Derivate mit -esque gebildet: unter den neueren Wörtern steht *vaticanesque* allein, kann aber seiner Bedeutung nach als Bildung von einem personifizierten Ortsnamen gelten. Erhalten sind *arabesque*, *barbaresque*, *moresque*, die zugleich als Substantive üblich sind, so sehr, dass z. B. bei *barbaresque*, welches in älterer Sprache auch „barbarisch, grausam“ hiess, die adjektivische Verwendung fast verschwunden ist, während die substantivische bei diesem Wort wie bei den ähnlichen sehr eng ist.

Bei italienischen Ortsnamen findet sich das Suffix **-asque** zur Bildung von Adjektiven und Substantiven (dem Ort angehörig,

Gebiet oder Bewohner des Ortes), so *bergamasque, comasque, crémasque, monégasque (monagasque).*

Das Suffix **-ite** leitet von Personennamen die Bezeichnungen von Sekten oder religiösen Parteien ab (*abélonite, adamite, ébionite, hussite, jacobite, joachimite, johannite, vicléfite* neben *vicléfiste*), auch die von Mönchsorden (*guillemite, hiéronymite, jésuite*), niemals aber die von politischen Parteien, denn das einzige *jacobite* (Anhänger der Stuarts) ist offenbar aus dem Englischen übernommen. Diese Wörter haben adjektivischen und substantorischen Gebrauch und letzterer überwiegt.

Von geographischen Namen werden Ableitungen mit *-ite* nicht gebildet. Vorhanden sind nur direkt übernommene: *abdérite, ascalonite, israélite, madianite, moabite, saïte, stagirite, sunamite, sybarite,* ebenso *annamite, moscovite. Memphite, montmartrite* und meist auch *syénite* sind nur Ausdrücke der Mineralogie.

Dagegen ist das Suffix **-ote** bei diesen Namen ziemlich üblich: *candiote, chiojote, chiote, corfiote, dulcignote, fanariote, hydriote, (i)psariote, rouméliote, smyrniote, souliote* u. a. Alle sind übernommen.

Eigene Bildungen sind die Derivate auf **-ot**: *gavot* (zu Gap; *la Gavotte* ein Tanz), *morvandiot, solognot,* alle mit Nebenformen (*gapençais, morvand(eau), sologneau*). Nachgebildet sind *cypriot* und *chypriot, rhodiot.*

Das Suffix **-iste** bildet von Personennamen die Bezeichnungen für politische Parteien (*bonapartiste, carliste, clémenciste, dantoniste, fayettiste* oder *lafayettiste, guillaumiste, hébertiste, isabelliste, juariste* (zu Juarez), *mazariniste, parnelliste, robespierriste, rolandiste, stuartiste, thiériste* (zu Thiers), *turgotiste* u. a.), für wissenschaftliche oder künstlerische Schulen (*averrhoïste, babouviste* (zu Babeuf), *bollandiste, darwiniste, fouriériste* (zu Fourier), *galéniste, galliste, gassendiste, gavarniste* (zu Gavarni), *hobbiste* (zu Hobbes), *jacotiste* (zu Jacotot), *kantiste, lulliste, malebranchiste, marotiste, picciniste* u. a.), seltener für Mönchsorden (*lazariste, mariste*) oder Kirchengemeinschaften (*calviniste, féneloniste* = *quiétiste, gomariste, iscariotiste, janséniste, jéhoviste, vicléfiste* neben *vicléfite*), so ist z. B. das alte *luthériste* zugunsten von *luthérien* verschwunden. Auch hier überwiegt der substantivische Gebrauch über den adjektivischen.

Von geographischen Namen werden Ableitungen mit *-iste* nur in scherzhafter Weise oder missbräuchlich gebildet. So ist z. B. unser „Girondist“ *girondin;* das von Sachs aufgeführte *montmartriste* ist daher eine verunglückte und auch nie besonders üblich gewordene Bildung. Scherzhafte Ableitungen von Ortsnamen sind *carrériste* (zu Carrières), *landerniste* (zu Landerneau);

missbräuchlich sind eingedrungen *niniviste* und *niverniste; lovaniste* (Student von Löwen, Louvain), *port-royaliste* (s. o.) finden in ihrer begrenzten Verwendung eine Entschuldigung.

Wie -ote ist auch das Suffix **-ate** nur in übernommenen Wörtern zu finden: *antiate, ardéate, césénate, crotoniate, fidénate, hanséate, holsate, ravennate, spartiate, tégéate. Croate, dalmate, sarmate* gehören natürlich nicht hierher.

Die eigenen Bildungen auf **-at** sind selten: *auvergnat. Le Genovésat* (Gebiet von Genua) scheint Wörtern wie *comtat, marquisat* nachgebildet.

Das üblichste Suffix für Personennamen ist **-ien** mit den Nebenformen[1]) -in, -ain, -(é)en. Schon die Formen, zu welchen sich Belege geben lassen, überwiegen an Zahl die Ableitungen vermittelst anderer Suffixe. Dieses Übergewicht stellt sich aber noch als stärker heraus, wenn man in Anschlag bringt, dass -ien für neue Bildungen am bequemsten und üblichsten ist, dass es allen Bedeutungen zum Ausdruck verhelfen und, dank seinen Nebenformen, an fast alle Namen antreten kann.

Das Suffix -ien findet sich bei antiken wie bei modernen Namen *(césarien, épicurien, herculien, bismarckien, napoléonien, wagnérien)*, mögen letztere französisch sein oder nicht; es dient zur Sektenbezeichnung *(abélien, arien, eutychien, nestorien* u. a.), findet sich in Namen von Kirchengemeinschaften *(luthérien, zwinglien)*, von Dynastien *(capétien, carlovingien, mérovingien*, auch *bourbonien* kann hierher zählen), von Schulmeinungen *(aristotélicien, augustinien, baconien, cartésien, copernicien, épicurien, kantien, lancastérien, leibnitzien, malthusien, newtonien, platonicien, saint-simonien* und viele andere), im litterarhistorischen Gebrauch *(arthurien, byronien, eschylien, horatien, lamartinien, miltonien, rabelaisien, racinien, shakespearien, turcarien* (zu Turcaret), *voltairien* und viele andere), für politische Parteien *(césarien = impérialiste, garibaldien, gondowaldien, ludovicien, mazzinien)*, ferner zur Bezeichnung der allgemeinsten Zugehörigkeit *(appien, bismarckien, bulozien, fabien, jupitérien, minervien, rothschildien)*, auch bei geeigneten Appellativen *(czarien, khédivien)*, endlich zur Bezeichnung ganz bestimmter Gegenstände, daher öfter ohne nachweisbare männliche Form *(draisienne* oder *draisine, lucullien* nur bei Marmor, *milonienne* für die Miloniana Cicero's, *vespasienne* für öffentliche Bedürfnisanstalt). Wie in dem letzt aufgeführten Wort kann von einem Suffix im Sinne der vorhergehenden Wörter nicht die Rede sein auch bei *dioclétien*, womit der Kürze halber die

[1]) Als solche gelten sie trotz der Etymologie für das volkstümliche Sprachbewusstsein.

ähnlichen Fälle zusammengestellt seien: *antonin*, *constantin*, *dauphin*, *mazarin*, *montgolfier (montgolfière)*, *trajan*, welche eine durchaus adjektivische Motion besitzen.

Bei den Ableitungen auf -in sind auszusondern die aus dem Lateinischen übernommenen *(antonin*, *constantin)* oder durch Vermittelung einer lateinischen Form eingedrungenen Wörter *(albertin*, *alphonsin*, *clémentin*, *ernestin*, *escobartin* zu Escobar, *guillemin* und *guillelmin*, *jacobin*, *philippin*, *raymondin*, *rodolphin*, *védantin* zu Véda) sowie das fremde *mazarin*. Bei ihnen kann ja von einer Gleichstellung des Suffixes -in (-inus) mit -ien (-ianus) keine Rede sein. Diese Gleichstellung ist aber zwingend für echtfranzösische Ableitungen *(ariostin*, *baïfin*, *draisine* neben *draisienne*, *faustin*, *turgotin)*.

Die Nebenform -ain bei Personalderivaten geht ausnahmslos auf lat. -anus zurück, obwohl bei *dominicain*, *franciscain*, *illyricain* der vorausgehende k-Laut sicher mitbestimmend gewesen ist; ausserdem *génovéfain*. Ganz vereinzelt stehen hier -an in *mahométan*, *ulphilan* (neben *ulphilanien)*. Die Nebenform -éen (lat. -eanus) tritt für lat. -eus ein *(cadméen*, *héraclitéen*, *héracléen*, *herculéen* neben *herculien*, *phébéen*, *prométhéen*, *ptoléméen)*, wird von anderen Namen nachgebildet *(eutychéen* neben *eutychien*, *manichéen*, *méduséen*, *priapéen*, *tyrtéen* u. a.). Bei echtfranzösischen Ableitungen ist -(é)en nur eine Nebenform von -ien bei Namen auf é, i, y *(halleyen*, *linnéen*, *médicéen* neben *médicien*, *shandéen* neben *shandyen*, *wesleyen)*. Zu bemerken ist die verschiedenartige Behandlung in *halleyen*, *wesleyen* (Halley, Wesley), *harléien* (Harley) und *faradique* (Faraday).

Bei den Derivaten von geographischen Namen haben zwei grosse Gruppen das entschiedenste Übergewicht: die Gruppe mit dem Suffix **-ien** samt seinen Nebenformen und die Gruppe mit dem Suffix **-ois** oder **-ais**. Eine scharfe Scheidung derselben ist nicht möglich, doch lassen sich manche Gesichtspunkte für eine solche Scheidung ausfindig machen. Zunächst fallen der ersten Gruppe die antiken Namen zu; denn Derivate auf das -ais von antiken geographischen Namen sind sehr selten, -ois, wichtigste ist *carthaginois* neben dem wenig üblichen *carchédonien;* vgl. auch *marsilien* mit *marseillais*. Unter etwas mehr als 400 verglichenen Derivaten auf *-ien* gehören etwa 160 der alten Geographie an, wobei Wörter, die auch der neueren Geographie noch geläufig sind *(antiochien*, *assyrien*, *égyptien*, *indien*, *ionien* u. a.), mitgezählt sind. Ihnen schliessen sich eine Zahl von neueren Derivaten an, die von dem lat. Etymon mit Hilfe von -ien gebildet sind *(cadurcien* zu Cahors, *coluimérien* zu Coulommiers, *ébroïcien* zu Evreux, *exidolien* zu Exideuil, *lédonien* zu

Lons-le-Saulnier, *lexorien* zu Lisieux, *melgorien* zu Melgueil, *monastérien* zu Münster, *paunien* zu Pau, *provenisien* zu Provins, *séquanien* zu Seine, *sostomagien* zu Castelnaudary, *sparnacien* zu Épernay, *velaunien* zu Velay).

Ableitungen auf -ien werden gebildet von Ländernamen und zwar von allen auf -ie, ausser wo eine ältere Form sich erhielt oder eine andere Form eindrang, was verhältnismässig selten ist (*arabe*, *bulgare*, *croate*, *dalmate*, *serbe* für alt *servien* u. a.). Nicht wenige kommen aber auch von anders auslautenden Ländernamen (*albionien*, *autrichien*, *célébien*, *herzégovinien*, *texien* zu Albion, Autriche, Célèbes, Herzégovine, Texas u. a.). Von den zahlreichen Städtenamen seien nur die auffallenderen erwähnt (*arbosien* zu Arbois, *buenos-ayrien* zu Buenos-Ayres, *clunisien* zu Cluny, *courbevoisien* zu Courbevoie, *elbeuvien* zu Elbeuf, *haguenauien* zu Haguenau, *kéfien* zu le Kef, *landernien* zu Landerneau, *nancé(i)en* zu Nancy, *oxonien* zu Oxford, *patrensien* zu Patras, *quichien* zu Quito, *sédénien* zu la Seyne), die sich nur zum Teil aus etymologischen oder lautlichen Gründen erklären lassen. Von Gebirgs- und Bergnamen kommen vor z. B. *alléghanien*, *balkanien*, *jurassien*, *libanien*, *olympien*, *ouralien*, *vésuvien*, *vosgien*, von Flussnamen z. B. *borysthénien*, *danubien*, *euphratésien*, *garonnien*, *mississippien*, *oxien*, *vistulien*, *yénésien*. Von Appellativen, die zu Namen erhoben sind, kommen vor: *oasien*, *odéonien*, sowie die Bezeichnung *normalien* (Zögling der École normale). Mit letzterem lässt sich zusammenstellen *sulpicien* (Zögling von Saint-Sulpice) und *saint-Cyrien* (Kadett, Zögling von Saint-Cyr) und dabei sei zugleich auf den früher erwähnten Unterschied von *saumurien* und *Saumurois* verwiesen.

Die Derivate auf -ien sind Adjektive und Substantive und finden in beiden Gebrauchsweisen ausgedehnteste Verwendung. Durchaus aber ausgeschlossen ist die Verwendung für das Gebiet, die Landschaft oder die Umgebung; man vergleiche in dieser Beziehung einerseits *les Beauvaisiens* mit *le Beauvaisis*, *les Calaisiens* mit *le Calaisis*, *les Cambraisiens* mit *le Cambresis*, *les Parisiens* mit *le Parisis*, *les Tournaisiens* mit *le Tournaisis*, anderseits die Bildungen mittelst -ésien, -isien für die Bezeichnung der Bewohner und ähnliches aus Formen auf -ois, -ez, welche ausschliesslich oder vorzugsweise auf das Gebiet deuten, z. B. *artésien* aus *Artois*, *barrisien* aus *Barrois*, *forézien* aus *Forez*, *valésien* aus *Valois*. Man kann annehmen, dass auch Bildungen wie *aptésien* zu *Apt* und *arlésien* zu *Arles* erst durch Vermittelung von Formen wie *Aptois*, *Arlois* (Gebiet von Apt, Arles) entstanden sind.

Unter den Auslauten, welche den Antritt des Suffixes -ien begünstigen, nimmt *s*, *z*, (oder stummes *x*) nach lautem Vokal

die erste Stelle ein: *Arbois: arbosien*, *Aunis: aunisien*, *Beauvais: beauvaisien*, *Bournais: bournaisien*, *Carpentras: carpentrasien*, *Chersonèse: chersonésien*, *Corrèze: corrézien*, *Éphèse: éphésien*, *Falaise: falaisien*, *Frise: frisien*, *Mendès: mendésien*, *Morlaix: morlaisien*, *Mulhouse: mulhousien*, *Orthez: orthézien*, *Paris: parisien*, *Roubaix: roubaisien*, *Tunis: tunisien*, *Wallis (îles): wallisien*, sowie die oben angeführten *artésien*, *barrisien*, *forézien*, *valésien*.

Daran schliessen sich die vokalisch auslautenden, welche *s* einschieben, worunter besonders die auf -acum[1]) zurückgehenden Namen auf *-ai* (alt *-ay*) und *-y* (jetzt oft schon *-i*) zu bemerken sind: *Bugey: bugeysien*, *Cambrai: cambraisien*, *Cluny: clunisien*, *Corée: corésien* (neben *coréen*), *Courbevoie: courbevoisien*, *Douai: douaisien*, *Savenay: savenaisien*, *Savoie: savoisien*, *Tournai: tournaisien*. Dagegen hängen blosses -en an: *Auray: alréen* und *alrien*, *Annonay*, *annonéen*, *Biscaye: biscaïen*, *Bornou: bornouen*, *Chili: chilien*, *Clichy: clichien*, *Fidji: fidjien*, *Nancy: nancé(i)en*, *Paraguay: paraguéen* und *paraguayen*, *Uruguay: uruguéen* und *uruguayen*.

Die wenig zahlreichen Derivate der Wörter auf *-terre* (missbräuchlich *-tère*) haben das Suffix -ien: *finistère : finistérien*, *Sauveterre : sauveterrien*. Während die Wörter auf *-berg*, *-bourg* sonst -ois als Suffix nehmen, findet sich *bambergien* und *coburgien*, letzteres als Bezeichnung der koburgischen Partei in Bulgarien; koburgisch würde sonst voraussichtlich, wo es vom Länder-, nicht vom Familiennamen gebildet ist, *cobourgeois* lauten, wie von *Bourbon* das Adj. *bourbonnais* lautet, während *bourbonien* nur auf den Namen der Dynastie Bezug nimmt. Wenn wir zu den vorhergehenden Ableitungen noch *sablésien* (zu Sablé) fügen, in welchem *s* so wenig wie in *savoisien* erklärbar ist und für welches *sabléen* zu erwarten war, wenn wir weiter zufügen, dass *f* als Auslaut das Suffix -ien bedingt (*elbeuvien*, *kéfien*) wie auch nach *v*[2]) nur dieses Suffix möglich ist (*lexovien*, *khivien* zu Khiva, *pontivien*, *terre-neuvien*), so ist die Reihe der Auslaute, welche dieses Suffix verlangen oder bevorzugen, abgeschlossen und eine weitere Untersuchung, wie sich der Auslaut in der Entscheidung zwischen -ien und -ois (-ais) verhält, würde kein Ergebnis versprechen. Das letztere Suffix ist bei weitem das überwiegende, soweit französische Wörter in Betracht kommen. Unter allen Ableitungen auf -ien sind Namen aus der Geographie Frankreichs

---

[1]) Also weder die ausländischen Namen noch die auf lat. -etum zurückgehenden.

[2]) *Argovien*, *krakovien*, *thurgovien*, *varsovien* haben -ien schon wegen der Endung *-ie*. Ausnahme ist *forlivois* zu Forli, *lodévois*.

nur mit $^{1}/_{7}$ vertreten. Rechnen wir davon noch ab die von ursprünglichen Appellativen kommenden (z. B. *normalien, odéonien),* die mit Nebenformen auf -ois, -ais *(beaucairien, saumurien, tararien),* die von Bergnamen abgeleiteten, weil bei solchen Namen -ois (ais) unzulässig ist *(cantalien, jurassien),* ferner die von einem lateinischen Etymon gebildeten, welche lieber zu -ien greifen,[1]) weil dieses das Suffix auch für antike Namen ist *(cadurcien, columérien, ébroïcien, lexovien, meldien* neben *meldois, melgorien, provenisien, sédénien, sostomagien* u. a.), endlich die von ursprünglichen Personennamen kommenden *(saint-claudien, saint-cyrien),* so verringert sich die Zahl der Ableitungen von Namen aus der französischen Geographie auf nicht ganz $^{1}/_{30}$ der Gesamtzahl aller Bildungen mittelst -ien.

Unter den etwa 100 Wörtern auf -in geht die Mehrzahl auf lat. -inus zurück, z. B. *alexandrin, alpin, argentin, byzantin, fescennin, ligerin* (zu Loire), *numantin, sagontin, tarentin, tibérin* u. a. Andere setzen eine lat. Form voraus, so *mussipontin* (zu Pont-à-Mousson, vgl. *bipontin), zaretin* (zu Zara). Auffallend ist deshalb *noirmout(r)in.* Die Form bezeichnet in einzelnen Fällen nur das Gebiet, so *avranchin, bessin* (neben *bayeusin), cotentin, venaissin,* in anderen Gebiet und Bewohner, so *limousin, maransin,* mit Motion bei *valtelin* (zu la Valteline); in einer Reihe von Fällen nur den Bewohner, so *angevin, angoumoisin* (vgl. *artésien* u. a.), *comtadin* (zu le Comtat), *périgourdin, poitevin.* Der Bildung nach fallen auf *auverpin, grammontin (-mont* bildet sonst *-montois), mézin* (zu Mézinc). Französische Namen sind in der Gesamtzahl etwa mit $^{1}/_{3}$ vertreten.

Nur $^{1}/_{5}$ französische Namen finden sich unter etwa 60 Ableitungen auf -ain, die grösstenteils auf lat. -anus zurückgehen und unter welchen die Stadtnamen auf -polis *(adrinopolitain* u. s. w.) ein ansehnliches Kontingent stellen. Die auf -cain, -quain, soweit sie nicht auf lat. Form zurückgehen *(africain, américain, armoricain, dominicain, mexicain)* sind blosse Nebenformen. Die Schreibung -cain ist die neuere, so ist *jamaïcain, majorcain, médocain* besser als *jamaïquin, majorquin (majorquain), médoquin; marocain* ist stehende Form, wogegen *maroquin* nur die Bezeichnung für eine Sorte Leder ist; *minorquin* ist bis jetzt ohne Nebenform geblieben.

Das Suffix **-an** hat ein durchaus fremdartiges Gepräge und ist in eigentlich französischen Wörtern selten (etwa $^{1}/_{6}$ des Gesamtbestandes). Dabei haben einzelne noch Nebenformen z. B.

[1]) Das interessanteste Beispiel ist *paunien* (Pau), weil Epaunensis etymologisch zu *paunois* hätte führen müssen.

monspessulan (mit *montpelliérain*), *pertuisan* (mit *pertuisien*). Dieses Suffix findet sich vorwiegend in übernommenen Adjektiven zu Flussnamen *(cisleithan, cispadan, rhénan),* vereinzelt auch zu Bergnamen *(cisjuran),* besonders aber zu ital.-span. Ortsnamen (*andorran, astesan, brescian, capouan, forlan* zu Frioul, *padouan, sévillan, tolédan* u. s. w.), sowie zu französischen Ortsnamen, die an ital. oder span. Sprachgebiet streifen (*bigo(u)rdan, faucigneran, nébouzan, pertuisan, valaisan,* und so *bressan* zu Bresse oder auch zu Brescia). Vereinzelt steht *gastinaisan* (wohl Nachbildung zu *pavesan* und ähnlichen, sowie *chamboran* (wohl eine Bildung, die in die Zeit italienischer Beeinflussung der französischen Kunst fällt). Nach dem bretonischen Sprachgebiet zu tritt -an wieder häufiger auf, daher *groyan.*

Gering ist auch die Verwendung von *-(é)en,* welches das Suffix für Wörter auf é, ée, ées ist *(quimperléen, vendéen, pyrénéen),* manchmal aber auch nach i (y), ai (ay) eintritt: *ajaccien, biscayen, clichien, alréen* (Auray), *annonéen.*

Das Suffix **-ois, -ais** ist ausschliesslich für Derivate von geographischen Namen bestimmt. Der einzige Fall, wo es ein Personalderivat bildet, ist *Mansfeldois* als Name einer nach dem Grafen von Mansfeld benannten Sekte; die Verwechslung lag hier nahe, weil man *Mansfeld* nur als Ortsnamen kannte oder nach Analogie ähnlicher Namen dafür hielt. Zu verweisen ist ferner auf *raymondais* (alte Toulouser Münze), auf *Minervois* (s. oben), welches aber auch nicht direkt von Personennamen gebildet ist, und auf *mariannais* zu îles Mariannes. Bei den von Heiligennamen stammenden Ortsnamen bildet man zwar *germinois* zu Saint-Germain, *saint-émilionnais, saint-marinois, saint-quentinois,* zieht aber bei anderen die Bildung aus dem Etymon vor wie *audomarois* zu Saint-Omer, *quintinois* neben *saint-quentinois, stéphanois* zu Saint-Étienne und mit anderem Suffix *dionysien* zu Saint-Denis.

Auch unter den geographischen Namen treten die antiken, wie früher bemerkt, mit dem Suffix -ois, -ais nur äusserst selten in Verbindung. Das schliesst nicht aus, dass dieses Suffix an das Etymon neuerer Namen tritt: *biterrois* zu Béziers, *meldois* zu Meaux, *montalbanais* zu Montauban, *oscarois* zu Ouche u. a. Das Suffix tritt an Länder- und Städtenamen, wofür Beispiele unnötig sind. Hingewiesen sei nur darauf, dass es aus leicht ersichtlichen Gründen an den Namen keines der Kontinente tritt. In keinem Falle tritt es an Bergnamen, für welche dieses Suffix sich seiner Natur nach so wenig eignete wie -ien für Gebietsbezeichnungen (vgl. oben bei *libanais.*) Auch für Flussnamen ist es nicht geeignet, es sei denn, dass zugleich ein Volk oder

ein Gebiet (z. B. Departement) existiert, welches nach dem Flusse genannt ist. Solche sind *ardéchois, ariégeois, aveyronnais, charentais, congolais*[1]), *garonnais, marnais, séquanais, tarnais.* Wie verhält sich aber die neuere Form -ais zu der älteren -ois? In vielen Fällen stehen beide noch nebeneinander und, wenn auch anzunehmen ist, dass die neuere obsiegen wird, so ist oft der Kampf noch als unentschieden zu bezeichnen. Sehr unentschieden ist er da, wo die neue Form widerrechtlich sich eingedrängt hat, weil nur die Vorbedingung für -ois gegeben war; doch wird sie auch in diesen Fällen wahrscheinlich siegen, weil das Gefühl für jene Vorbedingung in der Sprache nicht mehr lebendig genug ist. Nebeneinander bestehen z. B. *agenois, agénois : agenais, agénais, autunois : autunais, caenois : caenais, calabrois: calabrais, clermontois: clermontais, dinandois: dinanais, embrunois: embrunais, ferrarois: ferrarais, gapençois: gapençais* (zu Gap), *loudunois: loudunais, mantois: mantais, mendois: mendais, messinois: messinais, modénois: modenais, nantois: nantais, navarrois: navarrais, novarois: novarais, rennois: rennais, rochelois: rochelais, saintongeois: saintongeais, sedanois: sedanais, véronois: véronais.*

Die ältere Form (-ois) bleibt stets erhalten in den zahlreichen Ableitungen von *-bourg* und *-berg: augsbourgeois, brandebourgeois, cherbourgeois, fribourgeois, hambourgeois, limbourgeois, luxembourgeois, magdeburgeois, mecklembourgeois, nurembergeois, oldenbourgeois, phalsbourgeois, pétersbourgeois, strasbourgeois, wurtembergeois* u. a.

Überhaupt scheint nach stimmhaftem wie nach stimmlosem Zischlaut -ois die übliche Form: *albigeois, ardéchois, ariégeois, arrageois* (zu Arras), *auchois, binchois* (zu Bindre), *brugeois, cauchois* (zu Caux), *commingeois, féringeois* (zu îles Féroë), *grégeois (feu grégeois), loangeois* (zu Loango), *Maubeugeois.* Dagegen *saintongeais* neben *saintongeois* und das von Sachs gegebene (nachweisbare?) *marchais* neben *marchois.*

Ferner bleibt -ois nach Silben, welche geschlossenes oder offenes *e* enthalten: *aixois, alénois* (zu Orléans), *ambertois, amiénois, anversois, appenzellois, ardéchois, ariégeois, auxerrois, beaucairois, bernois, biterrois* (zu Béziers), *blaisais* oder *blésois* (zu Blois), *brêmois, brestois, bruxellois, carrérois* (zu Carrières), *cettois, clévois, crétois, dieppois, dunkerquois, emsois, fertois* (zu la Ferté), *génois, gérolsteinois, gexois, giennois, grégeois,*

---

[1]) Vgl. oben unter diesem Stichwort. Dass diese Form erst möglich ist, seit es einen Kongostaat gibt, stimmt mit obiger Regel zusammen.

graylois, gueldrois, guyennois, hessois, hibernois, iénois, liégeois, lodévois (zu Lodève), *lubeckois, lucernois, mecquois, meldois* (zu Meaux), *pont-audemérois, quimpérois, rémois, ruthénois, sancerrois, san-rémois, siennois, slesvig-holsteinois, suédois, thiernois* (zu Thiers), *tonnerrois, valenciennois, vauverdois, viennois, vincennois, viterbois.* — Dagegen *ardennais, cayennais, rennais* neben *rennois* als einzige Ausnahme aus neuerer Zeit und das historische Fem. *Viennaise,* während sonst *viennois* das Adjektiv zu *Vienne* in Südfrankreich und zu *Vienne* = Wien ist. Das deutet darauf hin, dass *oi* nach *è* + *nn* im Schwinden begriffen ist. Ausnahmen, und zwar gewichtige, weil historisch, sind ferner *nivernais* und *rouergais* neben *rouergois.*

Nach stummem *e* finden sich beide Formen: *champenois, diémenois* (zu île de Diémen), *génevois, neu(f)châtelois, réthelois, tourquenois* (neben *tourquennois* zu Tourcoing); diesen stehen gegenüber *bagnerais* (zu Bagnères), *bordelais* (zu Bordeaux), *ploermelais, polletais, posenais* (neben *posnanien*), *vannetais* (zu Vannes). Nach dieser Regel würden *agenois, agénois, agenais* ebenso *modénois, modenais,* sowie *rochelois, rochellois, rochelais* je unter einander gleichberechtigte Formen sein, unter welchen nur der Gebrauch sich mehr für eine als für eine andere entscheidet. Die Formen *agénais, modénais, rochellais,* welche sich vereinzelt finden, kann man unbedenklich als irrtümliche, der heutigen Regel ohne zureichenden Grund widersprechende bezeichnen. Über *marseillais,* in welchem *ai* durch das geschliffene *l* bedingt ist, vgl. später.

Auch nach i, u in vorhergehender Silbe bleibt -ois erhalten, *albigeois, anniçois* (zu Annecy), *autunois* (neben *autunais*): *bellilois* (zu Belle-Isle-en-Mer) *berlinois, béthunois, briois* (neben *briard*), *brugeois, brunswickois, carthaginois, châteaudunois, chinois, cochinchinois, cortinois* (zu Corte), *cotentinois, dantzic(k)ois, dauphinois, dignois, diois* (zu Die), *donziois* (zu Donzy), *dunois* (zu Châteaudun), *embrunois* (neben *embrunais*), *fin(n)ois, fuldois* (zu Fulde), *germinois* (zu Saint-Germain), *hesdinois, illinois* (zu Illinois), *issoudunois* oder *issoldunois, iviçois, lillois, lippois, loudunois* (neben *loudunais*), *lucquois, martiguois, melunois, messinois* (neben *messinais*), *molucquois, municois, namurois, niçois, nîmois, pantinois, provinois, quercinois, quintinois* (zu Saint-Quentin), *saint-marinois, saint-quentinois, salinois, santorinois, sarrebruckois, saumurois, schwytzois, sédunois* (zu Sion), *sionois* (ebenso), *slesvicois, tessinois, tonkinois, tunisois, valenginois, valentinois, venaissinois, verdunois, vervinois, vexinois, vouzinois* (zu Vouziers), *zugois, zuricois.* — Die Ausnahmen sind hier ziemlich zahlreich: *arrau*

chinais, châteaulinais, croisicais, gâtinais, josselinais, londinais, néo-hébridais, portugais, ragusais, turinais, vallouisais, d. h. *-ois* ist im Schwinden nach *i(u)* + *n*, wofür auch die Doppelformen *autunois: autunais, embrunois: embrunais, loudunois: loudunais, messinois: messinais* sprechen. Schwankend sind ferner die Namen auf *-ville;* neben *abbevillois, bellevillois, thionvillois* stehen *granvillais, trouvillais.*[1]) Nach dem aus *ey* entstandenen *i* tritt -ais ein: *guernesiais, jersiais,* letzteres (da *iai* Diphthong ist) Ausnahme zu der Regel, dass *-ois,* nach offenem *e* der vorhergehenden Silbe eintritt.

Nur die neuere Form (-ais) findet sich bei den zahlreichen Ableitungen von *-land: courlandais, finlandais, groënlandais, hollandais, irlandais, islandais, jutlandais, marylandais, néerlandais, néo-zélandais, oberlandais, seelandais* oder *zélandais, shetlandais,* wozu sich *landais* ziehen lässt. Überhaupt findet sich meist *-ais* nach nasalem *a* oder reinem *a* + *n* in vorhergehender Silbe: *albanais, avranchais, caenais* (und *caenois*), *catanais, charentais, coutançais, dinanais*[2]) *draguignanais, écouenais, français, gapençais* (und *gapençois* zu Gap), *guérandais, guyanais, havanais, javanais, juanais, laonnais,* (und *laonnois*), *lavedanais, lorentais, mansais* (und *mansois,* für beide meist *manceau*), *mantais* (und *mantois*), *mayençais, mendais* (und *mendois*), *milanais, mirandais, montalbanais, morbihanais, morvandais, nantais* (und *nantois*), *nogentais, oranais, orléanais, perpignanais, poblanais* (zu Puebla), *roannais, rouennais, royanais, sedanais* (und *sedanois*), *séquanais, soudanais, trentais, uranais* (zu Uri), *valençais,* ebenso *cubanais, libanais,* wenn sie sich nachweisen lassen. Entgegenstehen: *danois, dinantois, gantois, guingampois, lausannois, lovanois* (zu Louvain), *ostendois;* dass *vermandois* und *mélantois* bei der älteren Form bleiben, erklärt sich daraus, dass es lediglich Gebietsbezeichnungen sind.

Das regelmässige Suffix ist ferner -ais bei den auf *-on,*

---

[1]) Es kann auffallen, dass bei diesen Namen kein konstanter Gebrauch herrscht; die Verwirrung wird noch gesteigert durch das litterarisch nicht nachweisbare, jedoch lokal übliche *lunevillain.* Wenn diese Bildung schon bedenklich ist, so könnte ein Bewohner von Granville, Trouville gegen die Bezeichnung *granvillain, trouvillain* noch gerechteren Einspruch erheben. Von rein etymologischem Gesichtspunkt aus wären diese Formen allerdings berechtigt.

[2]) Für die Orthographie dieser vielfach unrichtig mit *nn* geschriebenen Wörter sei bemerkt, dass nach Analogie von *castillan, persan, castillane, persane* (alt *-anne*) nur ein *n* zu setzen ist. *Roannais* (zu Roanne) wird durch diese Regel nicht berührt, *rouennais* ist durch *rouennerie* u. a. gerechtfertigt.

-ons, -one, -onne, -ona ausgehenden Namen: *alençonnais*[1]), *altonais*, *aragonais*, *auxonnais*, *aveyronnais*, *avallonnais*, *avignonnais*, *barcelonais*, *bayonnais*, *bônais*, *briançonnais*, *cantonnais*, *carcassonnais*, *châlonnais*, *châtillonnais*, *clissonnais*, *craonnais*[2]), *crémonais*, *dijonnais*, *donjonnais*, *gabonais*, *garonnais*, *japonais*, *lannionnais*, *léonnais*, *londonnais*, *luçonnais*, *lyonnais*, *mâconnais*, *mentonais*, *miquelonnais*, *montbrisonnais*, *narbonnais*, *nontronnais*, *noyonnais*, *quiberonnais*, *roussillonnais*, *saïgonnais*, *saint-émilionnais*, *soissonnais*, *tarasconnais*, *tarraconais* und *tarragonais*, *tortonais*, *toulonnais*, *véronais* (neben *véronnais; véronois* kann als aufgegeben gelten), *vierzonnais*. Dazu kann man rechnen *glaronnais* (zu Glaris, Glarus) und *sénonais* (zu Sens), ferner *olonnais* (zu les Sables d'Olonne), wenn es nachweisbar ist. Der Regel entzieht sich nur *losnois* (zu Saint-Jean-de Losne), welches *losnais* bilden könnte nach Analogie von *bônais;* ferner *léonois* zu Léon in Spanien.

Gleichfalls -ais haben die Namen, welche *o* + ñ zeigen: *bolonais* (Bologne), *boulon(n)ais* (alt *boulenois* zu Boulogne), *colonais* (Cologne), *polonais* (Pologne). Als veraltet kann man ansehen das entgegenstehende *solonois* (Sologne).

Nur -ais findet sich nach geschliffenem *l*: *cornouaillais*, *marseillais*, *montreuillais*, *versaillais*. Das vereinzelt stehende *verceillois* gehört kaum der neueren Sprache an.

Wie früher *-anais*, *-on(n)ais*, so scheinen auch *-alais*, *-olais* lautlich bedingte Verbindungen: *bagnolais* (zu Bagnols), *bengalais*, *brignolais* (zu Brignoles), *charollais*, *cyngalais*, *congolais*, *guatémalais*, *lamballais*, *martegallais*, *ossalais* (zu Ossau), *pignerollais*, *réolais*, *sénégalais*. Diesen stehen gegenüber *bâlois*, *gallois* (zu pays de Galles), *saint-gallois* (zu Saint-Gall), *landavallois* (zu Lanvaux), *lavallois*, wozu man auch *gaulois* ziehen kann.

Im übrigen liessen sich noch weitere Gesichtspunkte aufstellen, da aber die Zahl der zugehörigen Beispiele eine beschränkte ist, so begnüge ich mich die übrig bleibenden Wörter aufzuzählen.

Mit -ois: *angoumois*, *artois*, *aspois*, *auxois*, *aurillaquois*,

---

[1]) In diesen Wörtern steht *nn* nach Analogie von *bon. bonne*, *bourguignon, bourguignonne* (alt *-one*). Ausgenommen sind nichtfranz. Namen. besonders ital.-span. Herkunft, sowie natürlich diejenigen, welche *n* im Derivat für *ñ* des Stammworts haben. In *bônais* hinderte der Zirkumflex die Gemination.

[2]) Nach der Aussprache des Namens Craon wie *kra-õ*. Da manche (wie in Laon) o verstummen lassen, liesse sich auch *craonnois* (wie *laonnois* neben *laonnais* entschuldigen.

badois, bantamois, barrois, bavarois, bazadois (neben -ais), *beaunois, brivadois, clermontois* (neben -ais), *comtois* (nebst *franc-comtois), condomois, congois, darmstadtois* (in der Bed. Strassenkehrer), *dolois, dôlois, eudois* und *eusiois, ferrarois* (neben -ais), *francfortois, grenoblois, hongrois, hurepois* (zu Hurepoix), *iroquois, langrois, lectourois, livradois, montbardois, montois, oscarois* (zu Ouche), *pragois, privadois* (zu Privas), *quillebois* (zu Quillebeuf), *revermontois, riomois, rochois, sarthois, saulnois, siamois, toulois, tournois* (zu Tours), *trégorrois, vaudois, vendômois.*

Mit -ais: *anglais, basquais, béarnais, bigorrais, blayais, calabrais, camarguais, castrais, domingais* (zu Saint-Domingue), *drouais* (zu Dreux), *écossais, fiumorbais, fontenais* (zu Fontenay), *havrais, honfleurais, houatais, laurag(u)ais, livournais, lourdais, maltais, maraquais* (zu Marais), *marnais, moissaccais* und *moissaquais, navarrais* (neben -ois), *néracais* und *néraquais* (zu Nérac), *new-yorkais, nicaraguais, niortais, nivilaccais, novarais* (neben -ois), *piémontais, portugais, rochefortais, sablais, sarladais* (zu Sarlat), *tararais, tarbais, tarnais, vitréais* (?), *vivarais, yvetotais.*

Unter den übrigen Suffixen für geographische Namen ist ziemlich häufig *-on.* Es tritt unter Vermittelung von *r* an Namen auf stummes *e: augeron* (zu Auge), *beauceron* (zu Beauce), *percheron* (zu Perche), wozu sich in *vigneron, tâcheron*[1]) Beispiele finden, die sich aus den Dialekten noch vermehren liessen; so erinnere ich mich, dass *gagneron* mundartlich für Tagelöhner gebraucht wird. Über *berrichon, bourbonnichon, nivernichon,* vgl. bei *nivernais.* Alle diese Wörter werden mehr oder weniger gemieden; *percheron* z. B. wird hauptsächlich von einem Schlag Pferde gebraucht, ohne dass jedoch die Verwendung in allgemeinerer Weise ganz ausgeschlossen wäre. So heisst ein dortiges Journal *Le Bonhomme Percheron* (Paix, 27 avril 1888).

Vereinzelt steht *nuiton* (zu Nuits); da Nuits auch die ältere Form für deutsches Neuss ist, müsste auch ein Neusser *un Nuiton* heissen können. Über *dunoison, seine-et-oison* vgl. diese Wörter.

Das Suffix *-eau* mit dem Fem. *-elle* steht in *manceau* (*manseau*), *morrandeau, sologneau, tourangeau.* Das Suffix *-al* ist erhalten in *méridional* (zu Midi), *provençal,* sowie in *occidental, oriental. Delphinal* ist Adj. sowohl zu dem Personennamen (*dauphin*), wie zu dem Ländernamen (*Dauphiné*). Von

[1]) Littré leitet *tâcheron* direkt von *tâche* her, will aber für *vigneron* ein Verb *vigner* als vermittelndes Glied einschieben.

Personennamen kommt ausserdem *céréal, martial, minerval* u. a., nach Littré auch *jovial.*

Das Suffix *-ard* begegnet in *briard, léonard, niçard, savoyard,* wird aber auch mit wenig Vorliebe verwendet, was sich aus seiner sonstigen depreziativen Bedeutung erklärt (*cornard, pillard, pleurard* u. a.).

Unter den übrigbleibenden sind zu erwähnen *berruyer, hainuyer* mit seinen Nebenformen, ferner *cerdanyol, cévenol, romagnol,* alle nur für die Bewohner verwendbar. Endlich *bedarrez, carcassez, carladez, forez, rasez, royannez,* sowie *beauvaisis, calaisis, cambresis, parisis, tournaisis,* alle nur für das Gebiet zu verwenden. *Parisis* fand sich in früherer Zeit auch zur Bezeichnung eines Geldwertes, wobei zugleich auf *marseillez* im gleichen Gebrauch und auf das von Personennamen abgeleitete *raymondis* (*un raymondis, un sol raymondis.* C.) mit den Nebenformen *raymondais, raymondin* zu verweisen ist.

Zusammenfassend lässt sich bemerken:

1) Gelehrten Ursprungs oder nur der Büchersprache angehörig sind die Suffixe *-ique, -iaque, -esque, -asque, -ite, -ote, -ate, -iste.* Eine Mittelstellung nimmt *-ien* mit seinen Nebenformen ein; es ist ursprünglich auch gelehrten Ursprungs und ist es bei Personalderivaten geblieben, wogegen es bei Gentilderivaten volkstümlich geworden ist und mit *-ois, -ais* in Neubildungen konkurriert.
2) Volkstümlich sind die Suffixe *-ot, -at, -ois* und *-ais, -eau, -(uy)er, -ard, -ol, -ez, -is, -(er)on.*
3) Nur für Personalderivate verwendbar sind *-esque, -ite, -iste,* obwohl sich (teilweise übernommene) Ausnahmen finden. Das Suffix *-esque* bedeutet eine Art oder Manier und ist öfter herabsetzend; *-ite* ist auf religiöse Parteien (Sekten, Orden u. dgl.) zu beschränken, *-iste* dagegen auf politische oder wissenschaftliche Parteien (Schulen).
4) Nur für Gentilderivate verwendbar sind *-iaque, -ote, -ot, -ate, -at, -ois* und *-ais, -asque, -eau, -(uy)er, -ard, -ol, -ez, -iz, -(er)on.* Ausnahmen (teilweise übernommene) finden sich nur in geringer Zahl bei *-iaque* und *-ois (ais).* Nur für die Bewohner oder das den Bewohnern Zugehörige sind verwendbar *-iaque, -ote, -ot, -ate, -eau, -(uy)er, -ard, -ol, -(er)on.*[1]) Nur auf das Gebiet bezüglich sind *-ez, -is.* Für beides verwendbar sind *-at, -ois* und *-ais.*
5) Sowohl für Personal- wie für Gentilderivate brauchbar sind *-ique, -ien.*

---

[1]) Sowie *-ien.*

6) Adjektivisch sind in der Regel *-ique, -iaque, -esque.* Substantiviert können sie nur bei Gentilderivaten werden. Lediglich substantivisch sind *-ez, -is,* weil sie nur Gebietsnamen bilden.
7) Die hauptsächlichen Suffixe für Gentilderivate sind *-ien* einerseits, *-ois* oder *-ais* anderseits. Das Suffix *-ien* steht nie bei Gebietsnamen; *-ois (-ais)* findet nie bei Bergnamen und nur unter gewissen Voraussetzungen bei Flussnamen Verwendung, ausserdem tritt es nur vereinzelt an Namen der antiken Geographie. Bei der Frage, ob im einzelnen Falle *-ien* oder *-ois (-ais)* zu verwenden ist und ob bei letzterem die ältere Form *(-ois)* oder die neuere *(-ais)* zu wählen ist, kommt der unmittelbar vor dem Suffix stehende Konsonant oder der diesem vorausgehende Vokal, vielfach aber auch beides in Betracht.

Ph. Plattner.

Zur Kritik des Preziösentums.

Die Darstellungen des Preziösentums, besonders in deutschen Molière-Ausgaben, leiden zum grössten Teil noch immer an grosser Unklarheit. Nur wenige Darsteller machen einen Unterschied zwischen den verschiedenen Phasen, die meisten werfen alles zusammen und gelangen dann zu ganz schiefen und falschen Urteilen. Soll einige Klarheit in dies Gewirr kommen, so ist strenge Scheidung nötig: der Verlauf des Preziösentums muss streng chronologisch geschildert werden, was freilich nicht leicht und bisweilen auch noch kaum durchführbar ist, und dabei müssen die *fausses précieuses* noch genauer von den *véritables précieuses* gesondert werden, als es bisher geschehen ist.

Eine diese Anforderungen erfüllende Arbeit kann völlig befriedigend nur geleistet werden, wenn sie auf der ausgedehntesten Benutzung des in den grossen Pariser Bibliotheken massenhaft vorhandenen gedruckten und handschriftlichen Materials gegründet wird; immerhin aber sind die bis jetzt jedem zugänglich gemachten einschlägigen Werke schon so belangreich, dass man in Einzelheiten die bisherige Darstellung ergänzen, berichtigen, präzisieren kann. Einen derartigen kleinen Beitrag sei es gestattet in folgenden Zeilen zu geben.

Mit wenig Worten ausgedrückt ist der Verlauf der preziösen Geistesbewegung folgender gewesen: Eine Anzahl bevorzugter Geister aus der Standes- und Geistesaristokratie verband sich zur Hebung des Sinnes für das Schöne und Edle in Sprache, Litteratur und Lebensformen, welche alle drei durch langjährige Bürgerkriege, Missregierung, Geschmacksirrungen und andere Gründe tief gesunken waren. Indem diese Bestrebungen an Macht und Ausdehnung zunahmen, erfassten sie auch solche Kreise des Volkes, welche damals weder durch ihre Bildung, noch auch durch ihre Lebensstellung ein Recht oder einen Beruf dazu hatten,

die Leitung der geistigen Entwickelung zu übernehmen. Für diese hörte dann die Beschäftigung mit Sprache, Litteratur und Wissenschaft auf, ein Mittel für die geistige und sittliche Hebung des Volkes zu sein, wurde vielmehr zum Selbstzweck: sie widmeten sich schöngeistiger, litterarischer, sprachlicher Bethätigung nur um sich einen Schein von Bildung und Vornehmheit zu geben und ihre innere Rohheit zu verdecken. In ihrer völligen Verkennung der Ziele, welche erreicht werden sollten, und aus Ohnmacht an der Erreichung derselben mitzuarbeiten, mussten diese Kreise der Gesellschaft das Preziösentum schliesslich übertreiben und ins Gegenteil verzerren: sie wären für die nationale Bildung zu einer Gefahr geworden, wenn nicht Spott und Satire dem gesunden Sinne wieder zum Siege verholfen hätten. Der Beginn der Nachäffung und Übertreibung wird gewöhnlich in die Zeit gesetzt, wo Madeleine de Scudéry die *Clélie* schrieb und der staunenden Welt die Entdeckung des *Royaume de Tendre* verkündete, aber in der That ertönen die Klagen über das Unwesen schon viel früher, und diese wollte ich, so weit sie mir bekannt geworden, in Kürze zusammenstellen.

Es ist nicht richtig anzunehmen, dass die Gesellschaft, welche die Marquise de Rambouillet um sich versammelte, der einzige im ersten Viertel des XVII. Jahrhunderts bestehende derartige Zirkel war, aber er ward bald hervorragend und überstrahlte seit 1620 alle andern bei weitem; und schon in den dreissiger Jahren erheben sich Stimmen gegen Ziererei und Schöngeisterei.

Im Jahre 1635 (nach den *Anecdotes dramatiques* 1636) brachte Pierre du Ryer seine Komödie *Les Vendanges de Suresnes* auf die Bühne. Die Fabel ist einfach und unbedeutend, aber (*pour parler à la mode* — Scarron I, 248) die naiv-realistische Schilderung der herrschenden Sitten ist recht anziehend und hat auch wohl Dancourt bewogen noch 1695 einen Einakter mit Gesangseinlagen daraus zu machen. Die Komödie zeigt an mehreren Stellen, dass d'Urfé's *Astrée* schon stark ins Volksleben eingedrungen war, und sie tadelt es, dass in der Unterhaltung, in der Liebeswerbung, in dem Verkehr der beiden Geschlechter Versemachen und Schöngeisterei eine Rolle spielten. — Tirsis liebt die Dorimène (auch die Namen sind bezeichnend!) ohne Gegenliebe; dessen Freund Polidor ist glücklicher, entdeckt dies aber erst im weiteren Verlauf. Zu Anfang (I, 1) klagt Tirsis einem anderen Freunde Philemon die Grausamkeit der Geliebten und dieser antwortet:

Escoute neantmoins des leçons fort gentilles
Afin de parvenir à l'amitié des filles.

Il faut estre d'accord de tous leurs sentimens,
Approuver et loüer leurs moindres ornemens,
Respecter un collet, pour luy prendre querelle,
Avoir tousjours en poche une chanson nouvelle,
Sçavoir bien à propos ajuster un mimy [= demi-masque],
Distinguer promptement le galand de l'amy,
Dire quelle couleur est et fut à la mode;
Voilà pour estre aymé le chemin plus commode.
Un homme de neant, bien poly [= du bel air], bien frisé,
Par ces rares moyens se voit favorisé,
Pourveu qu'il sçache un mot des livres de l'Astrée,
C'est le plus grand esprit de toute une contrée.
Si tu peux te resoudre à tant de lâcheté,
Tu prendras le chemin de ta felicité.

In der nächsten Scene (I, 2) bittet Polidor den Tirsis, der ohne sein Wissen sein Nebenbuhler ist, ihn in der Werbung um die unter dem Hirtennamen Sylvie verehrte Dorimène zu unterstützen. Tirsis erwidert:

Amy, si je t'accuse au lieu de t'assister,
Je ne t'accuseray que de complimenter,
Je fuy les complimens, j'en déteste l'usage,
Et principalement quand je suis au village.
Quiconque en inventa le discours affetté,
Fut sans doute ennemy de nostre liberté,
Et je croy qu'aux enfers on adjouste à ses peynes
Qu'il entendra tousjours de ces paroles vaines.
Cependant aujourd'huy mille petits esprits
Pensent beaucoup savoir quand ils en ont appris.
Les polis de ce temps s'en font une science
Qui s'acquiert aux despens de nostre patience,
Et croiroient faire tort à leurs beaux jugemens
Si tous leurs entretiens n'estoient des complimens.

Da dem Verhältnis Schwierigkeiten erwachsen, beschliesst Polidor, der Geliebten von seiner Liebespein und Treue durch Verse Nachricht zu geben, welche er an eine erdachte Geliebte Phillis richten will (II, 7). Akt III, 2 unterhalten sich die beiden Nebenbuhler Polidor und Tirsis nebst dem Freunde des letzteren über Liebe und lenken die Rede auf die Poesie. Polidor sagt:

Amour m'a fait conaistre
Qu'un veritable amant est tout ce qu'il veut estre;
Mais si je fais des vers, c'est pour me faire aimer,
Et non pas, Philemon, pour me faire estimer:
Le nombre est assez grand de ces melancoliques
Qui cherchent par leurs vers des loüanges publiques.

Philemon:

Il est vray qu'en ce temps où tout va de travers
On void plus de rimeurs, qu'on n'entend de bons vers:
Tel se croid habille homme en cet art qu'il embrasse
Qui tient plus du cheval que du dieu de Parnasse.

Darauf verliest Polidor ein Liebesgedicht, welches mit Pointen geziert ist und schon an die spätere galante Dichtung erinnert. An die Vorlesung knüpft sich eine Auseinandersetzung über die Beurteilung von Komödien.

Il est de ces censeurs dont les langues hardies
Sont souvent le seul mal qu'on trouve aux comedies.
— — — — — — — — — — — —
L'un faisoit de l'habile (et pour moy je m'en moque),
L'autre disoit tout haut: cette rime me choque,
Le mot n'est pas françois, et m'estonne comment
On luy vient de donner tant d'applaudissement.
Ainsi parlent ces gens dont l'esprit populaire
Ne sçauroit rien souffrir comme il ne peut rien faire.

Herr von Saint-Amant, ein Gast des Hôtel de Rambouillet, aber ein noch eifrigerer Besucher des *cabaret*, von Saumaize für die Preziösen unter dem Namen Salpurnius in Anspruch genommen, eines der ersten Mitglieder der Akademie, schildert in seinem *Poëte crotté*, der 1637 (vielleicht schon 1631) zum erstenmale gedruckt ist, eine preziöse *ruelle* auf boshafte Weise:

Quel plaisir d'estre en vne chaise
Chez vous bien assis à son aise,
Dans vne ruelle de lit,
Où Madame s'enseuelit,
Loin du iour, de peur qu'on ne voye,
Que son muffle est vne monnoye,
Qui n'est plus de mise en ce temps,
Et qu'elle a bien neuf fois sept ans.
Là l'vn lit, là l'autre censure,
Donnant à tout double tonsure,
L'vn ne refrogne et ne dit mot,
L'autre nigaude, et fait le Sot;
L'vn raconte quelque nouuelle,
Qui met tout le monde en ceruelle,
L'autre pette en esternuant,
Et l'autre vesse en bouc puant.

Jedenfalls meint der Dichter eine bestimmte *ruelle*, aber welche dies sein könnte, wird man wohl nie mehr entdecken.[1]) Im Jahre 1637 brachte auch Desmarets ein Satire, die auf Rat und mit Beihilfe Richelieu's verfasste Komödie *Les Visionnaires*, auf die Bühne. Darin werden die schöngeistigen Liebhabereien und Überspanntheiten der Vornehmen auf ergötzliche Weise dargestellt, ja man will in einzelnen Figuren sogar bestimmte Persönlichkeiten erkannt haben. So wird die Schule Ronsard's verspottet in der Person des sich ronsardischer Ausdrucksweise befleissigenden Amidor, *poëte extravagant*. Mit der Mélisse,

[1]) Tallemant des Réaux' Behauptung, Mlle de Gournay sei gemeint, ist weder erwiesen noch wahrscheinlich, vgl. *Historiettes* II. 347 (éd. P. Paris).

amoureuse d'Alexandre le Grand, soll (nach den *Segraisiana)* Madame de Sablé gemeint sein, und der Dichter sagt im *Argument* darüber: *L'amante d'Alexandre n'est pas une chose sans exemple, et il y a beaucoup de filles qui par la lecture des histoires et des romans, se sont esprises de certains héros, dont elles rebattoient les oreilles à tout le monde, pour l'amour desquels elles mesprisoient tous les vivans.*

Die Schwester der vorigen, Hespérie, *qui croit que chacun l'aime,* die bei Molière als Bélise wiederkehrt, persiflierte nach derselben Quelle die Madame de Chavigny; die dritte Schwester endlich, Sestiane, *amoureuse de la comedie,* soll die Marquise de Rambouillet sein. Das *Argument* bemerkt zu der dritten: *il s'en trouve beaucoup, comme elle, amoureuses de la comedie, à présent qu'elle est si fort en regne; particulièrement de celles qui se meslent d'en juger, d'en sçavoir les regles, d'inventer des subjets selon la portée de leurs esprits etc.*

Recht bezeichnend ist eine Stelle aus dem Briefe, welchen Balzac am *dernier septembre 1638* an Chapelain richtete, derselbe spricht darin tadelnd von einer gelehrten Frau im Gegensatz zur Rambouillet: „*Monsieur, c'est à mon gré une belle chose que ce sénat féminin qui s'assemble tous les mercredis chez Madame ... — Il y a longtemps que je me suis déclaré contre la pédanterie de l'autre sexe, et que j'ay dit que je souffrirois plus volontiers une femme qui a de la barbe que la femme savante ... Tout de bon, si j'estois moderateur de la police, j'envoyerois filer toutes les femmes qui veulent faire des livres; qui se travestissent par l'esprit; qui ont rompu leur rang dans le monde. Il y en a qui jugent aussi hardiment de nos vers et de nostre prose, que de leurs points de Gennes et de leurs dentelles ... On ne parle jamais du* Cid *qu'elles ne parlent de l'unité du sujet, de la reigle des vingt-quatre heures. O sage Arthenice! que vostre bon sens et vostre modestie valent bien mieux que tous les argumens et toutes les figures qui se débitent chez Madame ...*“[1])

Reich sind Scarron's Werke an Ausfällen gegen die Schöngeistigkeit. Den ersten finde ich im *Typhon* (1644), Gesang I. Jupiter hat den Merkur zu den Giganten entsandt, und dieser spricht auf dem Wege bei den Musen vor; den Besuch beschreibt der Dichter wie folgt:

[il] Vola leger comme un faucon
Droit vers la montagne Hélicon,
Pour voir les filles de Memoire,

[1]) Nach Sauval, *Antiquités de Paris* (1670, bezw. 1704) II, 495 soll die Vicomtesse d'Auchy gemeint sein.

Et là se rafraîchir et boire.
Arrivant au double Coupeau,
Il trouva le docte Troupeau,
Les neuf savantes Damoiselles,
Assises dessus des bancelles,
Qui faisoient la dissection,
Avecque grande attention,
De Rondeaux, de Sonnets, de Stances,
Sur des chagrins, sur des absences,
Et sur des plaisirs accordés. — — —
Trois des plus habiles d'entr 'elles,
Mais je n'ai pu savoir lesquelles,
Avoient fait ces beaux carmes-là.
A Mercure on les étala,
Et le pria-t-on de les lire;
Il n'y trouva rien à redire,
Si ce n'est en quelques endroits
Des mots qui n'étoient pas François. etc.

Zweifellos will der Dichter mit dieser Schilderung der Musen die dem *bel esprit* huldigenden Damen treffen; welche er unter den drei geschicktesten meint, vermag ich nicht zu sagen. Ferner in dem jedenfalls im Frühjahr 1652 geschriebenen Briefe an Sarazin sagt er: *Mais mon chien de destin m'emméne dans un mois aux Indes Occidentales; ou plutôt j'y suis poussé par une sorte de gens fâcheux, qui se sont depuis peu élevés dans Paris, et qui se font appeler Pousseurs de beaux sentimens. Quantité de personnes de bon-sens entreprendroient de les pousser; mais on leur a dit que les plus pointus d'entr'eux se vantent d'être approuvés d'une grande Princesse, dont l'esprit égale la qualité, et qu'ils sont assez vains pour s'autoriser de son nom à chaque beau sentiment qu'ils poussent; ce qui empêche sans doute qu'il ne se forme un parti contre eux.*

Mit der *grande princesse* ist wohl die Montpensier gemeint, doch könnte wohl auch an die Duchesse de Longueville, geb. Prinzessin von Bourbon-Condé, gedacht werden. Auch nach seiner Verheiratung mit Françoise d'Aubigné liess er sich dadurch nicht vom Kampfe gegen das Unwesen abhalten, dass seine Frau stark in preziösem Fahrwasser segelte. In der Widmungsepistel zum *Écolier de Salamanque* (aufgeführt 1654, gedruckt 1655) klagt er: *On a haï ma Comédie avant de la connoître. De belles Dames qui sont en possession de faire la destinée des pauvres humains, ont voulu rendre malheureuse celle de ma pauvre Comédie.. Elles ont tenu ruelle pour l'étouffer dès sa naissance. Quelques-unes des plus partiales ont porté contre elles des Factums par les maisons . . ., et l'ont comparée d'une grace sans seconde à de la moutarde mêlée avec de la crème etc.*

Ferner enthält der Brief an Marigny (8. Mai 1659) eine

bezeichnende Stelle. Scarron hatte die Absicht seinen *Roman comique* fortzusetzen und äussert sich darüber: *Il faut que je vous dise de quelle maniére commence le [nouveau] volume de mon* Roman Comique.

„*Il n'y avoit point encore eu de Précieuses dans le monde, et ces Jansénistes d'Amour*[1]) *n'avoient point encore commencé à mépriser le genre-humain. On n'avoit point encore ouï parler du Trait des traits, du dernier Doux, et du premier Desobligeant, quand le petit Ragotin, etc.*"

Ah, ma chére! à quoi avez-vous passé le jour? Ah, ma chére! Bastonneau, tout pur. C'est un terme de Précieuse, pour dire acheter des étoffes.

Endlich in der *épître chagrine* an den Maréchal d'Albret (vom Jahre 1659) zählt Scarron alles auf, was ihm unangenehm ist, und sagt:

O qu'il en est de Genres, et de Sectes,
De ces Fâcheux, pires que des insectes!
O qu'il en est dans les murs de Paris,
Sans excepter Messieurs les Beaux-Esprits,
Même de ceux qui de l'Academie
Forment la belle et docte Compagnie. — —
Mais revenons aux Fâcheux et Fâcheuses,
Au rang de qui je mets les Précieuses,
Fausses s'entend, et de qui tout le bon
Est seulemant un langage ou jargon,
Un parler gras, plusieurs sottes maniéres,
Et qui ne sont enfin que façonniéres,
Et ne sont pas Précieuses de prix,
Comme il en est deux ou trois dans Paris,
Que l'on respecte autant que des Princesses;
Mais elles font quantité de Singesses,
Et l'on peut dire avecque vérité
Que leur modéle en a beaucoup gâté.

Beachtenswert ist, dass der Dichter hier, wie Molière im nächsten Jahre, einen Unterschied macht zwischen den *fausses précieuses* und *précieuses de prix*, und dass er nur zwei bis drei zu der letzteren Art zählt, ähnlich wie er im *Typhon* von den Musen drei als *les plus habiles* bezeichnete.

Um die Aufzählung der Stellen aus Scarron nicht zu unter-

[1]) Paul Morillot in seiner trefflichen Monographie *Scarron et le genre burlesque* (Paris, Lecène & Oudin) will aus dieser Stelle folgern, dass nicht Ninon de Lenclos, sondern Scarron der Urheber dieses viel zitierten Ausdrucks sei. Er hat darin Unrecht, denn derselbe stammt aus dem Jahre 1656, wo Christine von Schweden zum erstenmale in Paris war, und Saint-Évremont gebraucht ihn schon in der prosaischen Nachschrift zu seinem 1656 verfassten *Cercle: on dit un jour à la reine de Suède, que les précieuses étaient des jansénistes de l'amour.*

brechen, ist der 1656 verfasste *Cercle* von Saint-Évremont[1]) bis zuletzt gelassen. Das Gedicht ist zu lang, um es hier ganz mitzuteilen. In der *ruelle* findet der Dichter jedes Alter, jedes Geschlecht, Stadt- und Hofleute, die Hässliche und die Schöne u. s. w., welche zusammengekommen sind, *prendre séance en l'école d'amour.* Dann beschreibt er die *prude, orgueilleuse, jeune coquette, intrigueuse,* die *précieuse occupée aux leçons de morale amoureuse,* aber auch die *solide, opposée à tous les vains dehors.* Nachdem der Dichter dann noch allerlei Ergötzliches über die Beschäftigung der Damen berichtet hat, fügt er in Prosa hinzu: *Après la lecture de mes vers, vous me demanderez avec raison ce que c'est qu'une précieuse, et je vais tâcher, autant qu'il m'est possible, de vous l'expliquer. On dit un jour à la reine de Suède, que les précieuses étaient les jansénistes de l'amour; et la définition ne lui déplut pas. L'amour est encore un Dieu pour les précieuses. Il n'excite pas de passion dans leurs âmes; il y forme une espèce de religion. Mais à parler moins mystérieusement, le corps des précieuses n'est autre chose que l'union d'un petit nombre de personnes, où quelques-unes véritablement délicates, ont jeté les autres dans une affectation de délicatesse ridicule etc.*

Die Aufzählung von Stimmen, die sich gegen das Preziösentum erhoben, ist in zweifacher Beziehung lehrreich. Erstens erkennen wir daraus, dass die hauptsächlich durch die Marquise de Rambouillet und ihren Kreis gepflegten Bestrebungen verhältnismässig früh thörichte Nachäfferinnen fanden, dass die *véritables précieuses* fast immer dem ausgesetzt gewesen sind, *à être copiées par de mauvais singes qui méritent d'être bernés* (Molière).

Ferner ist zu beachten, dass in allen diesen mitgeteilten Stellen das Wort *précieuse* in der spezifischen Bedeutung zuerst 1656 bei Saint-Évremont sich findet und dann in den Stellen aus Scarron vom Jahre 1659. Der Zeitpunkt, an welchem *précieuse* als Bezeichnung einer schöngeistigen Dame aufkam, ist bisher noch nicht bestimmt worden und wird sich auch nur unter Benutzung einer grossen Menge sicher datierter Korrespondenzen, Gedichte etc. jener Zeit bestimmen lassen. Doch sei folgendes darüber bemerkt:

In den vier Büchern von Briefen Balzac's an Conrart (vom 2. Januar 1648 bis 19. Dezember 1653),[2]) sowie in dessen

[1]) Abgedruckt in den *Œuvres choisies de Saint-Évremont* éd. Lescure (Paris, Jouaust) und auch in der unter gleichem Titel erschienenen Auswahl von Gidel (Paris, Garnier frères).

[2]) Wenn man nicht etwa folgende dafür halten will (à Conrart, livre II, lettre XXVIII, 24. Dez. 1651): *Voila, en verité, d'estranges effets*

35 Briefen *à diverses personnes*, in den Briefen von und an Mlle de Scudéry, welche Rathéry et Boutron[1]) (363 Seiten) veröffentlichten, in den Werken Voiture's († 1648), Sarazin's, in den Studien Cousin's über die *Société franç. au XVIIe siècle, Mme de Sablé, Jeunesse de la duchesse de Longueville* (von den drei letzteren habe ich die Anhänge nur teilweise gelesen) u. a. findet sich das Wort in dieser Bedeutung nicht.

Rathéry in der oben erwähnten Schrift sagt S. 56: *La pacification de 1652, et la rentrée de la Cour à Paris (21 octobre) avaient multiplié toutes les coteries, et entre autres, celles des Précieuses dont le nom, encore peu répandu, ne se prit en mauvaise part que plusieurs années après.* Rathéry's Arbeit macht einen durchaus zuverlässigen Eindruck, er zeigt Beherrschung des Stoffes, ruhiges und besonnenes Urteil. Daher kann es mir nicht beikommen, die eben angeführte Angabe in Zweifel zu ziehen. Aber bedauern muss man es, dass der Verfasser diesen Punkt für zu unwichtig gehalten, um Beweisstellen anzugeben.[2])

Anderer Ansicht ist Livet, er sagt darüber in seiner Ausgabe der *Préc. rid.* S. VII: *Le nom de Précieuse venait à peine d'être inventé, car il remonte seulement „aux premiers beaux jours que la paix nous a donnés" après la Fronde,*[3]) *que l'abbé de Pure, récemment arrivé de Lyon à Paris, et frappé d'y trouver des mœurs et un langage inconnus jusque-là pour lui, entreprit presque en même temps une comédie et un roman sur les Précieuses; ... le roman étoit composé de quatre volumes, dont le premier fut publié en 1656.* In einer brieflichen Mitteilung präzisiert Livet die obige Angabe, er sagt: *Plus je pense à la question qui ..., plus je suis convaincu que le mot, dans le sens qui nous occupe, a été employé pour la première fois dans les six derniers mois de l'année 1654; il a pris toute sa vogue dans l'hiver 1654—1655, quand les gentilshommes attachés à l'armée comme officiers ont pris leurs quartiers d'hiver et sont*

---

de vostre trop grande complaisance, et de vostre excessive bonté! et vos precieux et veritables amis (precieux est pour notre Marquis [de Montausier] seul, et veritables, est pour luy, et pour moy conjointement) n'ont-ils pas grande raison de se plaindre etc. — Die Beziehung ist zu undeutlich, um eine Entscheidung zu gestatten.

[1]) Rathéry et Boutron, *Mlle de Scudéry sa vie et sa correspondance etc.* Paris, 1873. Techener.

[2]) Die früheste mir bekannte Anwendung des Wortes *précieuse* finde ich in der *Carte du Pays de Braquerie*, welche wahrscheinlich 1654 vom Prince de Conti und von Bussy-Rabutin gemeinsam verfasst wurde.

[3]) Mazarin zog in Paris ein am 3. Februar 1653.

rentrés à Paris et à la Cour. C'est alors que l'abbé de Pure commença à écrire son fameux roman qui put être imprimé et paraître en 1656.

Versuchen wir diese beiden Ansichten in Einklang zu bringen! Wir nehmen mit Rathéry an, dass die Benennung *Précieuse* schon 1652 vorhanden war, zumal La Pure's Worte *aux premiers beaux jours que la paix etc.* auch auf 1652 gedeutet werden können. Allmählich wird nun diese Benennung immer mehr in Gebrauch gekommen sein, bis La Pure dieselbe bei seiner Übersiedelung nach Paris kennen lernte und in den Jahren 1655/56 ff. in seinen bekannten Werken gebrauchte. Im Jahre 1656 (vielleicht schon im Winter 1655—56) nahm das Preziösentum nach Somaize (éd. Livet I, 187) einen ungeheuren Aufschwung und dehnte sich weithin aus. Sollte dies nicht der Zeitpunkt sein, wo man anfing *Précieuse* in nachteiligem, tadelndem Sinne zu gebrauchen! Dazu würde es stimmen, dass Königin Christine 1656 sich die neue Anwendung des Wortes erklären lässt; dass Saint-Évremont es für nötig hält, eine Definition des Wortes zu geben; dass die Preziösen La Pure's Komödie für eine Satire hielten (also argwöhnisch waren); und dass La Pure (nach Somaize, I, 188) die Geister dadurch beruhigte, dass er erklärte, er habe nur die *fausses précieuses* angreifen wollen.

Derselbe La Pure lässt in seinem Roman (zitiert von Livet, *Dict. des Préc.* II, 338) Géname (= Ménage) sagen: *la Pretieuse fut introduite à peu près en vogue la mesme année qu'on eût déclaré permis de prendre la macreuse pour poisson et en manger tout le caresme.* Wann geschah das aber?

W. Knörich.

Thérèse Levasseur.

Rousseau-Studien II.[1])

So verschieden wie noch heute die Urteile über Jean-Jacques Rousseau selbst lauten, ist auch die Zwiespältigkeit in der Beurteilung seiner Geliebten und späteren Gattin Thérèse Levasseur auffallend genug. Aber der Versuch einer Apologie des hart angegriffenen Weibes stösst auf ganz andere Schwierigkeiten, als die Verteidigung des Genfer Philosophen gegen seine Ankläger und Anklägerinnen. Hier können wir Rousseau's *Confessions* und seine Briefe den von Grimm redigierten Memoiren der Marquise von Epinay, den Anklageschriften Hume's, Voltaire's, Diderot's und d'Alembert's, dem Klatsche der *Correspondance littéraire*, Bachaumont's, Dussaulx', Rulhière's u. a. gegenüberstellen, auch wenn wir nicht auf die Apologeten, die nach seinem Tode sich mutig hervorwagten, auf Mme Latour-Franqueville, Barère, Mme de Staël, du Peyrou, Eymar und andere Zeitgenossen uns berufen wollen. Schwieriger liegt die Sache bei seiner Gattin. Rousseau sucht zwar ihre Fehler und Schwächen in den *Confessions* zu entschuldigen und sie ebenso wie seine erste Geliebte, Mme de Warens, in eine ideal angehauchte Sphäre zu versetzen, doch ist in beiden Charakterbildern so viel derber und unzarter Realismus erhalten geblieben, dass man dem Philosophen später den Vorwurf der Undankbarkeit gegen die Warens, der Rücksichtslosigkeit gegen Therese machen konnte. Die Briefe Rousseau's an Therese deuten nicht immer auf ein ungestörtes Verhältnis beider hin, namentlich lässt der vom 12. August 1769 ein Misstrauen gegen die Lebensgefährtin durchblicken, das bei dem umdüsterten Gemütszustande Rousseau's begreiflich genug ist. Dass nicht wahre Liebe ihn an sie fesselte, sondern nur das Gefühl eines mehr physischen als psychischen Bedürfnisses, deutet er

[1]) S. *hier*. Bd. IX[1]. S. 215—255.

in den *Confessions* zur Genüge an, und wahre Achtung spricht ebensowenig aus der dort von ihr gegebenen Charakteristik. Die Briefe, welche hochstehende Gönner und Gönnerinnen an Rousseau richteten, gedenken zwar seiner Geliebten in wohlwollender, nobler Weise, aber die Rücksicht, welche sie gegen den reizbaren Mann zu nehmen hatten, musste sich auch auf die angebliche „Gouvernante" übertragen. Dagegen sind alle Feinde Rousseau's auch Theresens gehässige Kritiker und die Freunde des Philosophen suchen ebenso meist das, was Rousseau gegen eine Epinay, Hume u. a. verschuldete, auf ihre Aufhetzerei zu schieben. Musset-Pathay, der noch direkte Mitteilungen von Zeitgenossen und Bekannten Theresens empfangen konnte, hat sie zum bösen Dämon des von ihm mit ebenso grosser Aufrichtigkeit wie massvoller Einschränkung verteidigten Rousseau gemacht und ist zum Nachbeter all des Klatsches geworden, der seit Grimm's *Correspondance* ihr Andenken besudelte. Nur Morin, dessen *Essai sur la vie et le caractère de J.-J. Rousseau* (Paris, 1851) nun einmal den verklärenden Märtyrer- und Heiligenschein, der in seinem Bilde Rousseau's Haupt umschwebt, auf alle überträgt, die dem Philosophen treu bis zuletzt zur Seite standen, hat auch eine Rettung Theresens unternommen, der das Dichterwort „die Botschaft hör' ich wohl, allein es fehlt der Glaube" sich anpassen würde.

Bei solchem Stand der Dinge ist eine Apologie Theresens ebenso unberechtigt wie aussichtslos und wir würden sie auch dann nicht unternehmen, wenn sie mehr Bürgschaft des Erfolges in sich trüge. Getreu der Lehre des Altmeisters L. v. Ranke, dass der Historiker aus dem System der Anklage und Verteidigung zu dem der historischen Anschauung übergehen müsse, dass er nur sagen solle, wie die Dinge gewesen, wollen wir das geschichtliche Bild Theresens auf Grund des widersprechenden, aber doch zu einer Einheit unschwer zu gestaltenden Quellenmaterials dem Zerrbilde ihrer Gegner und dem Lichtbilde ihres Advokaten Morin gegenüberstellen.

Die Jugend Theresens war völlig geeignet, die schlechten Eigenschaften, die ihr angeboren oder anerzogen sein mochten, zu entwickeln, die guten Charakterzüge, die auch späterhin nicht ganz erloschen sind, thunlichst zu unterdrücken. Not und Sorge, der Einfluss einer eigennützigen, bösartigen Mutter und einer niedrig denkenden Verwandtschaft, das peinliche Verhältnis zu Rousseau und dessen vornehmen Beschützern und Beschützerinnen, das Bewusstsein gemeinsamen Verbrechens an den dem Findelhause übergebenen Kindern, haben ihre gewöhnliche Lebensauffassung und Bildung nie der Rousseau's annähern oder ihren

Charakter vor den Fehlern des kleinlichen Neides, des gehässigen Klatsches und böswilliger Verleumdungssucht bewahren können. 1721 zu Orléans geboren und ursprünglich einer achtbaren Beamtenfamilie angehörend, wurde sie durch das unverschuldete Missgeschick ihres Vaters, der seinen Posten als Münzbeamter einbüsste, in die Bahnen eines zweifelhaften Lebensganges gerissen und von ihrer berechnenden Mutter zur Leichtfertigkeit angeleitet. Als sie (1745) den im Pariser Winkelpensionate St.-Quentin wohnenden Rousseau kennen lernte, war sie schon ein verdorbenes Mädchen. Die Stellung, welche sie dort einnahm, war keine unehrenhafte, sie war mehr Hausgenossin als Dienerin, ass mit den Pensionären am Tische. Nach Rousseau's Angabe war sie dort *pour travailler en linge* angestellt, d. h. sie war als Näherin in dem Pensionate beschäftigt gegen Entgelt freier Pension. Wunderbar, wie für manche deutsche Biographen Rousseau's jenes *travailler en linge* zum schweren Stein des Anstosses geworden ist. Brockerhoff, der uns mit einer fleissigen, dreibändigen Lebensschilderung Rousseau's beschenkt hat, macht Therese zur „Vorsteherin eines Leinwanddepot", dass doch in dem kleinen Pensionate recht überflüssig gewesen wäre; Hettner, dessen Darstellung Rousseau's in seiner *Gesch. der Litteratur des XVIII. Jahrhunderts* sehr einer Neubearbeitung bedürfte, zu einem „Schenkmädchen" aus Orléans. Ob hier Hettner einer 1825 in der *Biographie universelle* erschienenen Notiz des Herrn von Sevelinges arglos folgte, oder aus welchen anderen abgeleiteten Kanälen diese Kunde zu ihm gedrungen ist, vermag ich nicht zu ermitteln. Rousseau war damals noch von den schmerzlichen Eindrücken, die ihm sein Frohndienst in Venedig als Sekretär des brutalen Montaigu bereitet hatte, erfüllt, zu denen das Missbehagen über die Pariser Gesellschaft kam, er suchte einen Ersatz für die Warens und eine Art Häuslichkeit, welche dem, der die Freuden der Halbwelt aus innerer Abneigung und zwingendem Geldmangel verschmähte, besonders notwendig war. So schloss er mit ihr eine wilde Ehe und liess sich durch die offenen Geständnisse, welche sie ihm in der Brautnacht machte, nicht warnen. Die ersten Jahre hat er gleichwohl sein Garçonleben fortgesetzt, dabei der habgierigen Bedürftigkeit der alten Levasseur und ihres Pariser Anhanges einen Teil der väterlichen Erbschaft geopfert und, selbst in Geldnot, das Wenige, was er besass oder durch seine Dienstleistungen bei Mme Dupin und M. Francueil, sowie durch Notenkopieren gewann, mit ihr und ihrer Familie geteilt. Erst im Jahre 1768 gab er ihr den Namen einer Gattin, ohne dass er eine kirchliche Trauung, die bei den strengen Gesetzen über die Ehe eines Protestanten

grosse Bedenken hatte, vollzog. Im Beisein von zwei Zeugen, ohne bürgerliche oder kirchliche Formen, unter dem falschen Namen Renou, der ihm durch die Besorgnis seines Gönners Conti aufgenötigt war, fand dieser Bund statt, der seinem edlen Bestreben, Theresens Zukunft in materieller und sozialer Hinsicht sicher zu stellen, eine Art Weihe geben sollte (s. die Quellenangaben bei Musset-Pathay, *Hist. de la vie et des ouvrages de J.-J. Rousseau* I, S. 169—170).

Über Theresens niedrigen Bildungsstand haben wir in Rousseau's *Confessions* eine eingehende Schilderung, die aber in Anbetracht des damaligen Volksschulunterrichtes nicht besonders Erstaunliches bietet. Danach habe sie mit der Münzkunde und Zeitrechnung auf sehr gespanntem Fusse gestanden, weder die Ziffern an der Uhr noch den Wert der Geldsorten begriffen, die Monatsnamen nie sich eingeprägt und durch ihre Sucht, gewählt zu sprechen, erheiternde Verwechslungen angerichtet. Doch sei sie im Schreiben nicht ungewandt gewesen und habe mehr praktische Lebenserfahrung als er selbst besessen. Diese Mängel ihrer Bildung sind bei einer kleinbürgerlichen Provinzialin damaliger Zeit, die in einer von der grösstenteils selbst unwissenden Geistlichkeit geleiteten Volksschule ihren Unterricht empfangen hatte, so besonders auffallend nicht, noch heute würden wie sie bei einzelnen ihrer Lands- und Standesgenossinnen in geringerem Masse entdecken können. Das ihr erteilte Lob der Schreibgewandtheit erleidet allerdings eine starke Einschränkung nach der orthographischen Seite hin, wenn wir den von Streckeisen-Moultou (*Rousseau, ses amis et ses ennemis* II, S. 450—452) mitgeteilten Brief Theresens an ihren Geliebten in Betracht ziehen. Sie schrieb darnach, in getreuer Umkehrung des Heyse'schen Satzes, wie sie n i c h t richtig sprach, und Streckeisen-Moultou hat sehr wohl gethan, jenem orthographischen Musterbriefe eine französische Umschreibung nachfolgen zu lassen, da dieser sonst selbst dem erprobtesten Entzifferungstalente unübersteigliche Schwierigkeiten bereitet hätte. Aber ihr praktisches Geschick wird mit Recht von Rousseau hervorgehoben, sie ist eine verständige, sparsame Hausfrau gewesen, die auch späterhin, als der Gatte dem Erwerbsschriftstellertum entsagt und in Notenkopieren seine Haupteinnahmequelle hatte, mit den 1200—1400 fr. jährlichen Einkommens sich wohl einrichtete. Wäre sie nur eine ebenso gute Mutter gewesen! Aber, wenn wir auch der bestimmten Versicherung Rousseau's, dass ihn allein die Schuld für die Kinderaussetzung treffe, dass Therese der herzlosen Preisgebung des Erstgeborenen Widerstand entgegengestellt habe, nicht die sehr verspätete und zweifelhafte Angabe der Gräfin Houdetot, die

das schlimmste Vergehen in Rousseau's Leben auf dessen Geliebte abzuwälzen sucht (s. Musset-Pathay, *a. a. O.* I, 211) gegenübersetzen dürfen, so geht doch auch aus den *Confessions* hervor, dass Therese sich an den schrecklichen Gedanken schnell gewöhnte und der noch leichtfertigeren Aussetzung der anderen Kinder nicht widerstrebte. Die Gründe, welche Rousseau in seinem Briefe an Mme Francueil vom 20. April 1751 und *a. O.* für seine Handlungsweise anführt, lassen überdies Therese von moralischer Schuld nicht frei, denn sie laufen in dem Hauptpunkte zusammen, dass eine Erziehung im Findelhause noch besser gewesen sei, als die der Mutter.

Die öfter auftauchende Angabe, Rousseau habe die Kinder preisgegeben, weil er über seine Vaterschaft unsicher oder über seine Nicht-Vaterschaft allzu sicher gewesen sei, ist als thatsächliche Wahrheit nicht aufrecht zu erhalten, denn sie beruht nur auf dem einseitigen und nicht unbedingt glaubwürdigen Zeugnis seines Biographen Barruel, höchstens als Vermutung können wir sie zur Verstärkung der von ihm selbst vorgeführten Entschuldigungen gelten lassen. Denn wir glauben aus manchem schliessen zu dürfen, dass Therese ihrem Geliebten nicht unbedingte Treue bewahrte. Der Vorfall auf der Reise nach Genf (Sommer 1754) ist doch auffallend genug. Rousseau reiste mit seinem Landsmanne Gauffecourt und mit Therese nach der Vaterstadt. Auf der Fahrt soll nun der schon ältliche Gauffecourt seine Verführungskünste an der Levasseur versucht haben. Es gibt freilich auch Sünder in grauen Haaren, aber gewöhnlich haben sie dann mehr Schlauheit, als jener Schweizer, der fast vor Rousseau's Augen dessen Geliebte zu entehren suchte. Dass Rousseau der Anklage und den Unschuldsversicherungen Theresens glaubte, mag bei dem sinnlichen Zauber, den jenes Weib ausgeübt zu haben scheint, begreiflich sein, aber unklarer bleibt es, warum der schon damals zu Argwohn und Misstrauen Neigende jenem verräterischen Freunde verzieh und ihn später (Jan. 1757) sogar während seiner Krankheit in Paris besuchte! Ein bestimmter Beweis für Theresens Untreue bei Lebzeiten Rousseau's lässt sich nicht erbringen, aus jenem Briefe vom 12. Aug. 1769, in welchem er der eben erst zur Gattin Gemachten Trennung vorschlägt, lässt sich ein sittlicher Verdacht gegen die Lebensgefährtin wohl folgern, aber man kann jenen Vorschlag auch mit der verzweifelnden Stimmung des unglücklichen Mannes zusammenbringen, die sich schon ein Jahr früher aufs schärfste in dem Juni 1768 an sie gerichteten Schreiben ausspricht. Weder die relative Schönheit noch das zunehmende Alter Theresens darf man gegen diesen Verdachtgrund als Entlastung hervorheben, denn über ihre

äusseren Eigenschaften sind die Meinungen derer, die sie kannten, geteilt, die Jahre aber sind beim Weibe so wenig ein unbedingter Schutz der Tugend, wie beim Manne. Über die Vermutung, dass Theresens Untreue noch Rousseau's letzte Monate in Ermenonville verbittert habe, sprechen wir später, hier wollen wir nur konstatieren, dass ihre Untreue und Undankbarkeit gegen den Geliebten keine zweifellose, aber auch keine nicht anzuzweifelnde gewesen ist.

Ebenso lässt sich ihr Eigennutz sehr verschieden beurteilen. Rousseau selbst ist der Ansicht gewesen, dass alle habgierigen Absichten sowohl ihm selbst, wie seinen Gönnern und Gönnerinnen gegenüber, von der alten Levasseur und mehr noch von deren Pariser Anhange ausgingen. Darum suchte er den letzteren zu isolieren, liess die Mutter Theresens den Winter 1756/57 trotz Diderot's Abmahnung in der kalten, rauhen Ermitage zubringen und war erzürnt, als sie schliesslich durch Grimm's materielle Fürsorge in Paris festgehalten wurde. Wenigstens bestrebte er sich dann, die Tochter von der Mutter zu trennen, liess Therese auf allen seinen unfreiwilligen Irrfahrten nachkommen, drängte sie den englischen Gastgebern und vorher der Gesellschaft von Mortmorency und den Bauern von Motiers auf und trennte sich bis zum letzten Augenblicke nicht von ihr. Von ihrer Selbstlosigkeit war er überzeugt und in der That, seit der Rückkehr aus England hätte Therese nicht mehr viel gewinnen können. Wohl mochten hier und da Trinkgelder reicher Damen abfallen, die ihre Noten von Rousseau kopieren liessen, um den weltberühmten Sonderling sich einmal genau anzusehen, aber auch diese Gaben überwachte der in Geldsachen besonders empfindliche Argwohn Rousseau's. Aber sollte die Tochter einer so habsüchtigen, berechnenden Mutter ganz aus deren Fusstapfen getreten sein? Manches deutet darauf hin, dass beide gleichsehr auf die Ausnutzung der vornehmen Gönnerinnen Rousseau's bedacht gewesen seien. Wenn die Marquise von Epinay plötzlich jene Lebensmittel- und Unterkleidssendung für die Familie Levasseur von Paris nach der Ermitage abgehen liess, die dann Rousseau's Missstimmung erregte, so können wir annehmen, dass auch hinter dem Rücken des letzteren manche weniger geringfügige Gaben den beiden Frauen zugeflossen seien. Je mehr Rousseau selbst sich auch über zarte Aufmerksamkeiten beunruhigte, wenn sie von materiellem Werte waren, desto mehr mussten die Epinay und nicht minder seine Gönnerinnen in Montmorency sie den Levasseur's zuzustecken suchen. Es wäre die Annahme derselben nichts Unrechtes gewesen, denn was kam Familien wie den Luxembourg's es auf solche Kleinigkeiten an?

Dass Theresens unzertrennliche Gegenwart Rousseau in der Ermitage sowohl wie in Montmorency und in England geschadet hat, ist kaum zu bezweifeln, aber der Plan Theresens, ihn immer mehr von seinen Freunden zu trennen und ganz in ihre Netze zu ziehen, ist weder nachweisbar noch wahrscheinlich. Wie hätte es ihrem Interesse entsprochen, dem Geliebten jeden Aufenthalt zu verleiden, ihn von Asyl zu Asyl zu treiben und auf all diesen Irrfahrten zu begleiten? Vielmehr musste ihr ein sorgenfreier, behaglicher Aufenthalt wie der in Mont-Louis und Wootton mehr zusagen, als das ewige Mitwandern von Ort zu Ort. Aber das Peinliche des Verhältnisses zu einer seiner unwürdigen Person fiel auf Rousseau's gastliche Freunde zurück, so viel sie sich auch bemühten, in Therese nur ein „Fräulein Levasseur“ und eine „Gouvernante“ zu sehen. Nicht gerade an der Unsittlichkeit des illegitimen Bundes, sondern an Theresens Unbildung nahmen sie Anstoss! In England hatte selbst ein vornehmer, einflussreicher Mann wie Hume Mühe genug, ehe er in dem gutmütigen Davenport einen Mann fand, der der Konkubine die Ehre der Hausfrau erweisen wollte. Direkt geschadet hat Therese ihrem Geliebten nur während der etwa $1^1/_2$ Jahre, die er in der Ermitage zubrachte und hier war Eifersucht gegen die Epinay und die Cousine, die Houdetot, die treibende Ursache. Das Misstrauen gegen die edelmütige Gastgeberin hat sie durch Verdächtigungen, wie die, dass die Epinay Rousseau's intime Briefe ihr habe ablisten, ihn zum Ehrenwächter auf der Reise zu Tronchin in Genf habe machen wollen, durch das aus der Bedientenstube weitergetragene Gerede von der angeblichen Schwangerschaft der Marquise immer von Neuem wachgerufen. Mag auch jener hinterlistige Brief, der den Auserkorenen der Houdetot, den in Deutschland als Offizier weilenden St.-Lambert von Rousseau's Liebeleien mit dieser Dame unterrichtete, ein Werk Grimm's gewesen sein, er war doch nur das getreue Echo der Klatschereien und Übertreibungen von Theresens eifersüchtiger Rache. Aber die Missgeschicke in Montmorency, Motiers und Wootton sind scheinbar ohne Theresens Schuld herbeigeführt worden. Von Montmorency vertrieb ihn des Pariser Parlaments Vorgehen und seiner Gönner Kleinmut, von Motiers der Hass der Pfaffen und Bauern gegen den Freigeist und Sonderling, von Wootton seine schwarzsehende Phantasie. Es ist ein spät auftauchender Weiberklatsch, dass Therese die Urheberin jenes Stein-Bombardements in Motiers gewesen sei, das Rousseau für seine persönliche Sicherheit besorgt machte, und nur zu bewundern ist es, wie ein Gaberel (*Rousseau et les Genevois,* S. 51) und ein Levallois (s. Streckeisen-Moultou, *a. a. O.* I, S. XXXI) der-

artiges als historische Thatsache ausgeben, ein Hettner es gläubig wiederholen konnte. Auch an den Irrfahrten durch Frankreich von Fleury bis Monquin, an der Abgeschiedenheit des Pariser Aufenthaltes und an dem Missbehagen, das Rousseau sogar in der Einsamkeit von Ermenonville empfunden haben soll, ist sie schwerlich schuld gewesen. Teils die Bosheit anderer, teils Rousseau's zunehmende Gemütsumdüsterung machte ihm Welt und Menschen verhasst.

Es sind dies teils beglaubigte Thatsachen, teils begründete Vermutungen, die eines Aufwandes von Quellenangaben nicht bedürfen, eine nähere Erörterung muss aber der Frage gegeben werden, ob Therese noch Rousseau's letzte Augenblicke durch Untreue getrübt habe. Sie von der Schuld an Rousseau's angeblichem Selbstmord zu befreien, halten wir für überflüssig, da wir nach Morin's und Jansen's eingehenden Beweisführungen diesen Selbstmord in das Reich leichtfertigen Klatsches und boshafter Lüge verweisen müssen. Bekanntlich hat man der 57jährigen Therese den Vorwurf aufgebürdet, sie habe in Ermenonville ein Liebesverhältnis mit einem gewissen Nicolas Montrétont, Reitknecht, dann Kammerdiener des Marquis von Girardin, begonnen, was zu Rousseau's Kenntnis gelangt sei, ihm den Aufenthalt in seinem letzten Asyl verleidet und den Selbstmordgedanken eingegeben habe. Nun sieht es mit den Zeugnissen für diese Liebschaft wie für die spätere angebliche Ehe mit jenem Domestiken dürftig genug aus. Einem Brief des jüngeren Girardin zufolge, der an Musset-Pathay gerichtet ist, hat jene Liebelei erst einige Zeit nach Rousseau's Tode begonnen, nach einer anderen Angabe, die der Mme de Staël von der Tochter des Marquis de Girardin gemacht wurde, erst ein Jahr später. Der ganze Klatsch von Theresens Untreue taucht zuerst in der für solche Dinge sehr ergiebigen *Correspondance littéraire* Grimm's auf (éd. Tourneux IX, 91, Juli 1770), dieselbe handschriftliche Chronik spricht mehr als zehn Jahre später, im Oktober 1780 (*a. a. O.*, XII, 443), von der bevorstehenden Ehe Theresens mit Montrétont, eine Sensationsnachricht, welche die *Mémoires secrètes de Bachaumont*, die Hauptkloake des Pariser Gesellschaftsklatsches, schon am 27. November 1779 ihren Lesern mitzuteilen wussten (s. Morin, *a. a. O.*, S. 435).

Die zweite Ehe lässt sich auf solche Nachrichten hin nicht als eingetretene Thatsache ansehen, freilich beweist das, was Musset-Pathay (II, S. 198) und Morin (*a. a. O.*, S. 436) gegen diese Beschuldigung sagen, auch nichts. Denn des ersteren Einwand, jener Bediente hätte keinen Anlass zu einer Ehe mit der armen(?) Wittwe gehabt, die nur auf den Namen ihres ersten

Gatten hin sich Geld zusammenbetteln konnte, ist ebenso hinfällig wie Morin's Argumentation, Mirabeau würde dem Weibe eines ehemaligen Reitknechtes keine Antwort auf ihren 1790 an ihn gerichteten Bettelbrief erteilt, die Nationalversammlung ihr nicht eine Pension bewilligt haben. Es bleibt dabei eben unklar, ob man die zweite Ehe, ihre Wirklichkeit vorausgesetzt, gekannt, ob man nicht auch in der Frau des Bedienten die Lebensgefährtin des Propheten der grossen Revolution geehrt hat, ob Mirabeau und die Nationalversammlung sich durch sittliche Bedenken von einem Beschluss hätten abschrecken lassen, der mehr politische als humane Motive hatte. Besser bezeugt als die Ehe ist das Konkubinat Theresens, das selbst Morin in sehr dehnbaren Worten (*a. a. O.*, S. 441) zuzugeben scheint. Wie wenig auch auf die Zeugnisse eines Meister, Bachaumont, des jüngeren Girardin und seiner Schwester, die in Therese wahrscheinlich die Verläumderin ihres Vaters zu hassen Grund hatten und anderer, die mehr nachsprechen als mit eigenen Augen wahrnehmen konnten, zu geben ist, das alte Sprichwort: „Wo Rauch ist, da ist auch Feuer" dürfte wohl hier zutreffen. Die siebenundfünfzig Jahre Theresens sind für den Geschmack eines Reitknechtes kaum ein Hindernis gewesen und ihre Sittenstrenge oder die Rücksicht auf Rousseau's Andenken noch weniger. In dem oben erwähnten Briefe des jüngeren Girardin an Musset-Pathay vermag ich nicht mit Morin (*a. a. O.*, S. 432) einen Widerspruch zu entdecken. Der Briefschreiber bestreitet nur, dass die Liebelei Theresens Ursache zu Rousseau's Selbstmord hätte sein können, da sie nach dem Tode des grossen Dulders stattgefunden habe, die Liebelei gibt er zu, und wenn er auch die siebenundfünfzig Jahre Theresens hier hervorhebt, so geschieht das nur, um der durch Mme de Staël (in ihrer Schrift: *Lettres sur le caractère et les ouvrages de Rousseau*, 1788) weiter verbreiteten Legende eines Selbstmordes des betrogenen Gatten im Hause seines Vaters aus naheliegenden Familienrücksichten entgegenzutreten.

Es ist allerdings nicht ausgemacht, ob jenes skandalöse Verhältnis Theresens dem Marquis von Girardin Anlass gegeben hat, die Gattin seines Schützlings aus dem Hause zu weisen, wahrscheinlich ist es sogar, dass die weiter unten zu erwähnenden Streitigkeiten über Rousseau's Vermögen und Nachlass und Theresens Verläumdungen gegen ihn, der Grund seines energischen Vorgehens gewesen sind, aber sicher ist es, dass man von Seiten der Girardin's an die Liebschaft mit dem ehemaligen Reitknechte glaubte.

Wie wir in Theresens Brief an Rousseau's Freund Corancèz im Jahre 1798, der hauptsächlich ihren Gatten von dem Ver-

dachte des Selbstmordes entlasten sollte, lesen, habe der Marquis von Girardin sich gleich nach seines Gastes Tode mit der Zustimmung Theresens des vorhandenen Baarvermögens, der Manuskripte und sonstiger Gegenstände bemächtigt, diese in Genf verkauft und die Witwe mit entwerteten Assignaten und einer schwer einzuziehenden Leibrente abgefunden. Aber dieser Brief ist ein Bettelbrief schlimmster Art, er sucht in unwürdigster Weise das Mitleid und den Wohlthätigkeitssinn der Freunde und Verehrer Rousseau's für die „fast 80jährige Witwe, die in einer Baracke wohne und fast an allem Mangel leide“ anzuflehen, obwohl diese nach ihrem eigenen Zugeständnis doch jährlich 1500 fr. Pension von der französischen Nation und eine „mässige Leibrente“ bezog.[1] Wenn nun auch beide sehr unregelmässig und unvollständig gezahlt sein mögen, wie denn die fünfte Jahresrente der Nationalsubvention damals noch ausgestanden haben soll, so ist die Schilderung Theresens von ihrer materiellen Not doch eine absichtlich übertreibende. Auch die Anklagen gegen den Wohlthäter ihres Gatten können wir schwerlich als glaubwürdig ansehen. Was sollte den nobeldenkenden, reichen Edelmann zu einer so unehrlichen Handlungsweise bestimmt haben, auch wenn er die Zuneigung für Rousseau, wie sehr begreiflich, nicht auf Therese übertrug? Warum hätte diese sich nicht über ihn in ihrem Briefe an Mirabeau beklagt, bei dem sie doch nicht nur sichere Abhilfe, sondern auch Rache gegen den verhassten Edelmann gefunden hätte? Und aus Mirabeau's Antwort geht ziemlich klar hervor, dass sie das nicht gethan hat!

Wenn also Therese sich dem Beschützer ihres Gatten gegenüber als Verleumderin zeigt und wahrscheinlich die Vertreibung aus Ermenonville durch ihre Habgier und Anschuldigungssucht selbst herbeigeführt hat, so brauchen wir auch den ungünstigen Nachrichten, die wir über ihr Verhalten nach Rousseau's Tode haben, kein so entschiedenes Nein entgegenzusetzen, wie das ihr Apologet Morin thut.

Was uns Musset-Pathay nach dem Berichte von Augenzeugen über ihre Trunksucht und Bettelei und ihr hässliches Benehmen gegen eine alte Dienerin Rousseau's mitteilt (*a. a. O.*, II, S. 199) wird schwerlich auf Erfindung beruhen. Die schlimmen Züge ihres Charakters haben sich naturgemäss immer mehr entwickelt, als der höherdenkende Sinn Rousseau's sie nicht mehr überwachen konnte und als sie von jedem Verkehr mit der feineren Bildung

---

[1]) Ausserdem hatte sie durch den Ertrag der von du Peyrou und Moulton veranstalteten Ausgabe der Werke Rousseau's — 24 000 fr. gewonnen.

ausgeschlossen war. In einem moralisch gesunkenen Zustande gewiss ist sie am 17. Juli 1801 zu Plessis-Belleville, einem Dorfe bei Paris, gestorben, ob auch in so grosser Dürftigkeit, wie sie glauben liess, das müssen wir bezweifeln.

Von dem Vorwurfe, Rousseau's letzte Tage getrübt und ihm den Aufenthalt in Ermenonville verbittert zu haben, können wir sie grösstenteils entlasten. Wenn auch die selbstgeschmiedeten Fesseln, die der Gatte einer Levasseur trug, ihm die Welt noch mehr zum Kerker machten, als seine schwarzsehende Phantasie es ohnehin that, so ist doch der in Theresens Brief an Corancèz erwähnte Wunsch Rousseau's, Ermenonville zu verlassen, kaum durch ihre Untreue oder direkte Schuld veranlasst worden. Vielleicht ist er nur eine Erfindung Theresens, um Girardin noch mehr zu verdächtigen und Corancèz schenkte ihm allzuviel Glauben, weil das seiner Antipathie gegen den Gastgeber Rousseau's und seiner Annahme eines Selbstmordes des unglücklichen Freundes zu Statten kam.

Vielfach erinnert der Bund Rousseau's mit Therese an die mehr als zehnjährige Leidenszeit, die Molière in den Fesseln Armande's durchzukosten hatte. Beider Lebensglück hat ein übereilter Schritt schlimm getrübt, die Gattin des grossen Dichters aber erscheint noch schuldiger, als die des Philosophen. Die gefeierte Komödiantin hat jedoch eifrige Verteidiger gefunden, auch als sie einen rohen Menschen zum Nachfolger ihres ersten Gemahls erkor, für Therese, deren Schuld durch ihre Unbildung und durch Rousseau's schwer erträgliche Eigentümlichkeiten gemildert wird, ist nur e i n Ritter, der edle, aber unbedachte Morin, in die Schranken getreten.

R. Mahrenholtz.

—— —

La Correspondance de Sainte-Beuve.

I.

Après la mort de Sainte-Beuve (13 octobre 1869), son secrétaire, M. Jules Troubat, a publié toute une série de volumes, qui renferment beaucoup de pages excellentes, écrites par le maître; elles méritaient bien d'être recueillies et mises au jour; et tous ceux qui en lisant les ouvrages de l'éminent critique, avaient appris à l'aimer, doivent être reconnaissants à l'éditeur. J'énumère ces publications dans leur ordre chronologique:

Souvenirs et indiscrétions, le dîner du Vendredi-Saint, par Sainte-Beuve, publiés par son dernier secrétaire. Paris, lib. Lévy, 1872. 354 pages.

Lettres à la princesse [Mathilde] par Sainte-Beuve. Paris, lib. Lévy, 1873. 367 pages. — Ces lettres et billets sont au nombre de 263.

Premiers lundis. Paris, lib. Lévy. Tome premier, 1874. VII et 425 pages. Tome second, 1874. 427 pages. Tome troisième, 1875. 416 pages.

Les cahiers de Sainte-Beuve, suivis de quelques pages de littérature antique. Paris, lib. Lemerre, 1876. 211 pages.

Chroniques parisiennes, par Sainte-Beuve. Paris, lib. Lévy, 1876. 348 pages.

Correspondance de Sainte-Beuve. Paris, lib. Calmann Lévy. Premier volume, 1877. 378 pages. Second volume, 1878, 404 pages.

Nouvelle correspondance de Sainte-Beuve. Paris, lib. Calmann Lévy, 1880. 442 pages.

Le Clou d'or, la Pendule, avec une préface de M. Jules Troubat. Paris, lib. Calmann Lévy, 1880. VIII et 90 pages.

Ces quatre derniers volumes me paraissent les plus remarquables de cette petite collection.[1]) Parmi les lettres que Sainte-Beuve a écrites, il y en a un certain nombre qui sont très intéressantes, où l'on retrouve son esprit judicieux et net, le tour naturel et familier d'une agréable causerie. L'ensemble des petits billets qui les accompagnent, et qui ont paru insignifiants à quelques critiques, — cet ensemble donne aux hommes qui ne sont pas mêlés à la grande activité littéraire, aux lecteurs solitaires et aux jeunes étudiants de la province et de l'étranger, une idée juste et précise du mouvement quotidien, du tous-les-jours du cabinet de travail d'un écrivain parisien. Ceux qui sont eux-mêmes au centre de ce mouvement n'ont pas besoin qu'on le leur décrive ou qu'on le remette sous leurs yeux. Mais partout ailleurs qu'à Paris, on appréciera, j'en suis assuré, le tableau animé et vivant que présentent ces volumes, où vient se peindre au regard un des coins de l'atelier intellectuel de la France.

Le premier volume de la Correspondance contient 288 lettres, échelonnées du 6 mai 1822 au 13 avril 1865. Le second lui fait suite, et contient 333 lettres, qui vont du 4 mai 1865 au 11 octobre 1869. Le troisième volume est un supplément publié plus tard, et contient 350 lettres, datées de 1818 à septembre 1869. Les *Lettres à la princesse* [Mathilde] avaient été publiées les premières; si elles étaient faites pour piquer en 1873, au lendemain de la chûte de l'Empire, la curiosité du jour, elles le cèdent à toutes les autres en intérêt durable. Enfin le *Clou d'or* contient une douzaine de lettres d'amour et notes intimes, que Sainte-Beuve écrivit dans sa quarantième année. Elles prennent place parmi les témoignages les plus pénétrants et sincères, et qui ouvrent le plus de jour sur la vie de Sainte-Beuve. Ailleurs il paraît être un pur esprit; son cœur d'homme parle ici, comme il a fait encore en d'autres occasions de sa vie.

On n'a pas de lettres de lui, datant de l'époque où il était, dit-il, arrêté dans le monde de Hugo par l'effet d'un charme; on n'a pas non plus de ces lettres de chaque jour dont parle Amaury dans le roman de *Volupté:* „Dès mon lever, j'écrivais pour madame R. une lettre à la Saint-Preux, que moi-même je lui remettais plus tard; et quoiqu'il n'y eût aucune difficulté de nous voir ni de causer, j'avais plaisir à ne lui rien laisser perdre

---

[1]) La seule lacune que je voie à relever est un article de la *Revue des deux mondes* du 1er octobre 1834, qui relate un des épisodes de la querelle à laquelle donna lieu l'article de Sainte-Beuve sur Ballanche; il y faut joindre la lettre de M. Coëssin, publiée dans la *Revue des deux mondes* du 30 juin 1835.

du frais butin que j'amassais dans la courte absence, et de toutes ces perles folles que secoue, en le voulant, une imagination amoureuse.“ — Cp. *les Lettres brûlées*, dans les *Poésies* de Sainte-Beuve (I, 223, édition de 1861).

On n'a que deux lettres de lui, qui se rejoignent aux poésies qu'il a groupées sous le titre de: *Un dernier rêve*, à la fin du volume qui contient les *Consolations* et les *Pensées d'août*, et qui fut publié en 1863 à la librairie Michel Lévy.

> Il fut court, dit Sainte-Beuve de ce dernier rêve: il a commencé sur le plus vague et le plus tendre nuage de la poésie: il a fini au plus aride et au plus désolé du désert à jamais illimité du cœur.
>
> Au dedans tout, rien au dehors. Voici les seuls vestiges: on les a réunis, même les moindres, comme on enfermerait quelques feuilles, quelques fleurs brisées, dans une urne.

Dichtung und Wahrheit! tout est vrai et tout est poétique dans ce petit roman, qui eut une si prompte fin. Il faut lire dans la Correspondance (I, 110) la lettre d'octobre 1840, adressée au général *** [Pelletier], et en rapprocher un fragment de lettre, cité par M. Rambert dans sa notice sur Juste Olivier:[1])

Sainte-Beuve avait voulu se marier, dit M. Rambert; il avait aimé, il avait espéré, il avait brigué et obtenu la place de bibliothécaire à la Mazarine[2]) afin d'avoir une position et de pouvoir faire sa demande en mariage; — et il avait vu son rêve emporté.

> La douleur que j'en ai éprouvée, écrit Sainte-Beuve à Olivier (1er septembre 1840) et que j'en éprouve est inexprimable: imaginez que j'y suis retourné malgré moi dès le surlendemain du refus: j'y retournerai, qui sait? ce soir même . . . Ainsi, cher ami, au moment où vous êtes inquiet ou heureux (les Olivier attendaient une augmentation de famille) je ne suis plus ni l'un ni l'autre, mais abattu net. J'ai erré ces trois jours durant, comme un chien sous le soleil: *haeret lateri lethalis arundo.*

Le *Clou d'or* commence par quelques pages que Sainte-Beuve paraît avoir jetées sur le papier un jour où l'idée lui était venue d'écrire une nouvelle. (On en a deux de lui: *Madame de Pontivy* et *Christel;* on sait que ces deux morceaux ont été placés à la suite des *Portraits de femmes*). Sainte-Beuve ne fit qu'esquisser le commencement de sa nouvelle, et cette ébauche inachevée était restée dans ses papiers. M. Troubat l'y a prise,

---

[1]) *Bibliothèque universelle*, 1877 (LIX, 101). Cette notice a été réimprimée en tête des *Œuvres choisies* de Juste Olivier, Lausanne, lib. Bridel, 1879.

[2]) C'est le 8 août 1840 que par ordonnance royale, M. Sainte-Beuve fut nommé conservateur à la Bibliothèque Mazarine, en remplacement de M. Naudet, promu à d'autres fonctions.

pour la placer comme en avant-propos à la tête de douze lettres et notes intimes, écrites de juillet à octobre 1844: lettres que Sainte-Beuve n'avait pas envoyées, ou dont il avait gardé la minute; notes intimes écrites par lui vers le même temps.

La correspondante à laquelle Sainte-Beuve écrivait, n'est pas nommée; mais il me semble que c'est elle qu'il a en vue dans une lettre du 21 mai 1856:

> Lyon est une ville où je suis allé souvent: les deux dernières fois que j'y suis allé, à peu de mois de distance, c'était pour y voir madame ***, malade de la maladie dont elle devait mourir, et ma meilleure amie alors, mais une amie qui n'a pas su l'être, hélas! comme il le faut au cœur pour qu'il soit entièrement rempli et satisfait, — heureux d'un plein bonheur, — puis uniquement désolé. J'avais déjà passé l'âge de ces bonheurs qu'on ne mérite jamais, mais qu'on obtient sous le rayon de la jeunesse. Que sera-ce depuis? (Correspondance I, 215.)

Les douze lettres ou notes intimes du *Clou d'or* ont été écrites, je l'ai dit, en 1844. La dernière lettre en effet est datée du samedi 26 octobre. Or dans les années où ces lettres peuvent être placées, le 26 octobre n'a été un samedi qu'en 1839, 1844 et 1850. En 1850, Sainte-Beuve, absorbé par son travail hebdomadaire des *Causeries du lundi*, ne pouvait plus être l'homme de loisir que nous montrent ces lettres; il ne s'appartenait plus, il était tout à sa tâche. En 1839, Sainte-Beuve, qui n'était pas encore académicien ni bibliothécaire à la Mazarine, n'aurait pas pu écrire:

> Chère madame, je viens vous demander vos ordres pour jeudi; je dois être ce jour là à l'Académie, depuis deux heures et demie jusqu'à quatre heures et demie. Le reste des heures sera trop honoré d'une minute passée à vous voir.

En octobre 1844, Sainte-Beuve avait déjà été nommé (14 mars 1844) membre de l'Académie française, mais n'avait pas encore pris séance et prononcé son discours de réception, ce qui n'eut lieu que le 27 février 1845; mais il est naturel de le voir remplir un devoir professionnel en se trouvant à son poste de bibliothécaire pendant la séance académique: c'est un moment que les membres de l'Institut utilisent volontiers pour leurs recherches dans la belle bibliothèque Mazarine. Voir par exemple ce que dit Sainte-Beuve lui-même dans le dernier paragraphe de ses articles sur M. Biot; il y semble parler d'après ses propres souvenirs de bibliothécaire:

> M. Biot était et demeura jusqu'à la fin un liseur infatigable; on ne se fait pas idée de la quantité de livres de toutes sortes qu'il essayait, et que quelquefois il dévorait d'un bout à l'autre. La Bibliothèque de l'Institut avait peine à suffire à sa consommation de chaque semaine. Il n'avait guères de patience dans ses prompts désirs de lecture, et aurait voulu être servi aussitôt.

Cette date établie de 1844 permet de classer les lettres et notes du *Clou d'or* dans un ordre différent de celui que M. Troubat a adopté.

1. Note confidentielle, datée: Ce 2 juillet (VIII, page 49).
2. Autre note confidentielle, datée: Ce 9 juillet (X, page 57).
3. Lettre, datée: Ce 12 juillet (XI, page 61).
4. Note, fragment de journal intime (III, page 21).
5. Lettre sans date (IX, page 55).
6. Lettre datée: Ce dimanche 25 [août 1844] (IV, page 23):

> Je suis revenu hier de C***, dit Sainte-Beuve, où j'ai passé huit jours en tête à tête de madame de B . . . et du chancelier, et fort agréablement; j'ai beaucoup causé du temps passé, et il n'a tenu qu'à eux de me prendre pour un de leurs contemporains.[1])

7. Lettre datée: Ce 3 [septembre 1844]. Cette lettre (I, page 11) est postérieure au séjour de Sainte-Beuve à Châtenay.
8. Lettre sans date (V, page 31).
9. Lettre datée: Ce vendredi 20 [septembre 1844] (VIII, page 41).
10. Lettre datée: Ce samedi (II, page 15).
11. Lettre dans date (VI, page 37).
12. Lettre datée: samedi 26 octobre (XII, page 65).

Le manuscrit se composait de feuilles volantes; le classement que je soumets aux lecteurs de ce joli petit volume, me paraît très assuré pour la plupart de ces notes et lettres; j'ai pu me tromper pour quelques-unes. Le lettres qui datent de ces mêmes mois, dans la Correspondance générale, offrent à quelques endroits comme un reflet de la crise que traversait Sainte-Beuve:

> (A madame Vertel, 10 juillet 1844.) Je suis fort abattu depuis bien des jours, et en proie à une anxiété qui m'ôte tout ressort.
>
> (A M. Charles Eynard, 2 août 1844.) Plus la vie avance, plus on se disperse, chacun s'asseyant sur quelque borne de la route par fatigue, et le chemin est ainsi semé. — Vous êtes échoué là bas sur un bien beau et doux rivage; je ne l'ai qu'entrevu; mais il me semble que ce séjour doit apaiser l'âme quand elle ne porte pas en elle de ces blessures incurables. Vous avez d'ailleurs le grand remède, cher monsieur: le soleil de ces beaux lieux doit vous en être plus bienfaisant. Je suis aussi, de mon côté, vieillissant et laborieux . . .

[1]) Le chancelier Pasquier avait 77 ans, et madame de Boigne, qui possédait une villa à Châtenay près de Sceaux, en avait 64. La comtesse de Boigne, fille du marquis d'Osmond, avait épousé en 1798 le comte de Boigne. „Un nuage, dit Sainte-Beuve, a toujours dérobé les causes qui amenèrent (en 1804) la séparation des époux. Jeune, jolie, irréprochable, la comtesse de Boigne tint avec distinction le salon de son père. Elle eut le sien sous la Restauration, Louis-Philippe et Napoléon III."

II.

Dans la correspondance de Sainte-Beuve comme dans toutes celles des hommes célèbres, les lettres augmentent en nombre quand on approche de la fin. Il faut être l'ami d'un jeune écrivain pour garder soigneusement ses lettres; mais quand le talent d'un auteur lui assure de longs succès, sa renommée s'affermit et s'étend par le seul effet de la durée, et le moment vient où chacun sait dans le public que ses lettres sont des autographes: on les garde, on en fait collection; et telle personne tient déjà sa liasse prête pour le moment où l'éditeur de la correspondance la lui demandera.

Les lettres et billets de Sainte-Beuve, que M. Troubat a publiés, sont au nombre de plus de douze cents. Depuis la première lettre conservée, qui fut écrite par Sainte-Beuve peu de jours après son arrivée à Paris, à la fin de sa quatorzième année, jusqu'à sa réception à l'Académie française, on n'a que 145 lettres en 26 ans; pour les huit dernières années de sa vie, depuis que M. Troubat est devenu son secrétaire (octobre 1861) on a plus de six cents lettres. Il ne faut pas se plaindre de cette abondance; il faut au contraire en remercier M. Jules Troubat. On sait en quels termes le maître a parlé de lui, dans une note sur ses secrétaires, où après avoir esquissé en quelques traits de plume le portrait de tous ceux qui se sont succédé auprès de lui: MM. Dourdain, Oger, Lacaussade, Octave Lacroix, Pons, il termine en disant:

> Il ne me reste plus qu'à parler, en le remerciant, de mon secrétaire actuel. M. Jules Troubat, de Montpellier, qui est si près de moi en ce moment que la modestie m'empêche presque de le louer comme il conviendrait et en toute liberté. Plein de feu, d'ardeur, d'une âme affectueuse et amicale, unissant à un fonds d'instruction solide les goûts les plus divers, ceux de l'art, de la curiosité et de la réalité, il semble ne vouloir faire usage de toutes ces facultés que pour en mieux servir ses amis; il se transforme et se confond, pour ainsi dire, en eux; et ce sont eux les premiers qui, de leur côté, sont obligés de lui rappeler qu'il y a aussi une propriété intellectuelle qu'il faut savoir s'assurer à temps par quelque travail personnel; il est naturellement si libéral et prodigue de lui-même envers les autres, qu'on peut sans inconvénient lui conseiller de commencer un peu à songer à lui, de penser à se réserver une part qui lui soit propre, et, en concentrant ses études sur un point, de se faire la place qu'il mérite d'obtenir un jour. J'espère toutefois et nonobstant ce conseil, le garder encore longtemps (27 mars 1865).

M. Troubat a publié quelques recueils de poésies et d'articles de critique: *Plume et pinceau*, études de littérature et d'art, Paris, lib. Liseux, 1878. — *Le Blason de la Révolution*, Paris,

libr. Lemerre, 1883. — *Notes et pensées*, Paris, libr. Sauvaitre, 1888. — *Petits étés de la cinquantaine*, Paris, lib. Lemerre, 1885. Seconde édition, 1886. — Je citerai de ce dernier livre un sonnet: *La montre de Sainte-Beuve.* Les dames de Lausanne avaient fait présent d'une montre à l'illustre professeur, à la clôture du cours sur Port-Royal qu'il avait fait à l'Académie de Lausanne (1837—1838). Le sonnet est daté du 13 octobre 1884, quinzième anniversaire de la mort de Sainte-Beuve. Il faut rappeler qu'après cette mort qui était une catastrophe pour M. Troubat, puisqu'elle supprimait le poste agréable où il avait passé d'heureuses années, et avant de trouver à Compiègne une place de bibliothécaire qu'il appelait „un canonicat littéraire" et qu'il vient d'échanger contre un poste du même genre à Paris, M. Jules Troubat a travaillé longtemps dans les bureaux des grandes librairies Lévy et Dentu:

Voici déjà quinze ans que Sainte-Beuve est mort!
Certes, la France a vu, depuis, plus grand naufrage;
Mais, l'œil toujours fixé sur la dernière page,
Je fus après huit ans arraché de mon port.

De Lévy chez Dentu passant au gré du sort,
A des maîtres nouveaux faisant nouveau visage,
Me sentant chaque fois un peu plus hors d'usage,
— Tout près de moi, quelqu'un a gardé son ressort:

Un souvenir vivant que Genève a vu naître,
Sur qui plus de trente ans se porta l'œil du maître,
Dont rien n'a ralenti la marche ni l'essor.

La montre où je regarde l'heure fut la sienne!
— Et le jour, qui me frappe à travers la persienne,
Fait au cadran d'argent briller l'aiguille d'or.

La correspondance de Sainte-Beuve ne pouvait pas trouver un éditeur plus compétent que M. Troubat, plus au courant de toutes choses; il avait recueilli la tradition à sa source; il avait écrit lui-même, sous la dictée de Sainte-Beuve, beaucoup des lettres que les destinataires lui ont remises plus tard, ou dont il avait eu soin de prendre copie avant de les envoyer. Sur quelques points cependant, son attention a été en défaut, comme on le verra par les notes qui suivent.

Correspondance de Sainte-Beuve. Premier volume. 1877.

Page 19. Lettre VIII, à Alexandre Dumas. 11 décembre [1830?]. Il faut effacer le point d'interrogation. Le drame de Dumas, *Napoléon Bonaparte*, que Sainte-Beuve tenait à voir avant son départ, eut sa première représentation, à l'Odéon, le 10 janvier 1831.

Page 20. Lettre X, à la Rédaction du *Semeur*, pour M. Alexandre Vinet. Cette lettre, que l'éditeur a datée de 1832, se rapporte aux articles que Vinet a publiés dans le *Semeur* des 13 et 20 août 1834, sur le roman de *Volupté*.

Pages 31 et 33: Les Lettres XVI, à madame la comtesse Christine de Fontanes, et XVII, à M. Auguste Sauvage, sont interverties. Sainte-Beuve, dans l'été de 1837, avait fait un séjour à Aigle, dans la vallée du haut Rhône, chez M. Juste Olivier;[1]) à son retour, il passa à Genève, d'où il écrivit à M. Sauvage le 15 août 1837; à Lyon ensuite; et la date de sa lettre à madame de Fontanes: Lyon, le 26, doit être complétée ainsi: [août 1837]. Il revint ensuite à Paris, d'où il écrivit à madame de Fontanes une seconde lettre, le 7 septembre 1837.

Page 114. Un billet daté: Ce 3 août, lundi est donné dans une note. Pendant les années où Sainte-Beuve a été conservateur de la Mazarine, le 3 août n'est tombé sur un lundi qu'en 1846: cela établit la date du billet.[2]) M. T., dont il y est parlé, doit être M. Arsène Thiébaut de Berneaud, bibliothécaire.

Page 126. Lettre LXXXVII, à M. de Montlaur. Elle est datée simplement: ce 15, et doit être du 15 septembre 1844. L'annonce des *Essais littéraires* de M. de Montlaur a paru dans le *Journal de la librairie* du 3 août 1844; et l'article de Sainte-Beuve sur Leopardi, où se trouve cité un vers de M. de Montlaur, a paru justement le 15 septembre 1844.

Page 132. Lettre XCII, à M. Edouard Turquety. La date que Sainte-Beuve avait mise à cette lettre, était simplement: Ce 18; et l'éditeur y a ajouté: [1845 ou 1846]. Mais la lettre est de 1846, puisqu'elle doit être postérieure à l'article où Sainte-Beuve, dans la *Revue des deux mondes* du 1er mai 1846, a rendu „les devoirs littéraires suprêmes" à son ami Charles Labitte, mort le 19 septembre 1845.

Page 171. Lettre CXXI, à M. Th. Lacordaire. La date que Sainte-Beuve avait mise à cette lettre, était simplement:

---

[1]) Juste Olivier a parlé de ce séjour dans un article de la *Bibliothèque Universelle* de Lausanne, qui a été reproduit dans le premier volume de ses Œuvres, Lausanne, 1879.

[2]) Pour ces déterminations de dates, un opuscule très utile est le *Kalendarium zur Auffindung der Wochentage aller historischen Daten der christlichen Zeitrechnung*, von Carl August Kesselmeyer aus Manchester. Preis: 10 Neugroschen. Im Selbstverlag des Verfassers. Zu beziehen durch alle deutschen Buchhandlungen. — En six pages bien remplies, l'auteur a donné très clairement toutes les explications nécessaires. En un instant, au moyen des chiffres du tableau qui figure à la page 3, on trouve le jour de la semaine qui correspond à une date quelconque de l'ère chrétienne (ancien et nouveau style).

Paris, le 28 février; et l'éditeur a ajouté le millésime: [1851]. Mais la lettre doit être du 28 février 1850, quelques mois après le commencement des Causeries du Lundi (1er octobre 1849) et deux mois après l'article sur le père Lacordaire (31 décembre 1849).

Page 314. Lettre CCXLV, à M. Paul Chéron. Elle est datée simplement: Ce dimanche 8; et elle se rapporte à des articles qui ont paru en mars 1863. Le 8 mars 1863 était un dimanche: la lettre est donc du mois de mars; et elle aurait dû être placée quelques pages plus haut, avant les lettres datées du mois d'avril.

Page 338. Lettre CCLXV, à M. Camille Doucet. Cette lettre, qui est datée simplement: Ce 24 mai, ne devait pas être classée parmi celles de 1864. Sainte-Beuve y parle de la *Belle Hélène*, dont la première représentation n'eut lieu que le 17 décembre 1864; — d'un rapport à faire au Sénat, et il ne fut nommé sénateur que le 28 avril 1865. Le rapport en question (*Premiers Lundis*, III, tout à la fin) est du 21 juin 1865; et la lettre, par conséquent, du 24 mai 1865.

Page 361. Lettre CCLXXXVII, à M. de Riancey. Sainte-Beuve l'y remercie d'un article où il avait parlé avec éloges de son Discours sur les prix de vertu, qui fut prononcé à l'Académie française le 3 août 1865. Le mot a o û t, qui était dans la date de la lettre, a été lu a v r i l: c'est une confusion qui se produit quelquefois.[1])

Nouvelle Correspondance de Sainte-Beuve. 1880.

Page 24. Lettre XII, à madame Pélegrin. Elle est datée: Ce jeudi, 16 (1834). Lisez: Ce jeudi, 16 [octobre 1834].

Page 59. Lettre XXXII, à M. de Chaudesaigues. Cette lettre est sans date, et l'éditeur l'a datée de 1839. Elle commence ainsi: „Mon cher Chaudesaigues, j'avais à vous remercier dès Lausanne, de l'article que j'y ai lu, et dans lequel, etc.“ Cet article a paru dans la *Revue de Paris* de mai 1838; et Sainte-Beuve, qui rentra à Paris à la fin du printemps, n'attendit pas sans doute l'année suivante, 1839, pour écrire cette lettre de remerciement.

Page 125. Lettre LXXIX, à M. Jules Janin. Elle est datée: ce lundi 29 (1850 ou 1851). Elle doit être du lundi 29 avril 1850; elle annonce l'article que Sainte-Beuve fit paraître le lundi 13 mai 1850 sur la *Religieuse de Toulouse*, par M. Jules Janin.

[1]) Je n'ai pas trouvé de remarques à faire sur le second volume de la Correspondance, qui comprend les lettres écrites pendant les dernières années du secrétariat de M. Troubat. L'éditeur était là sur son terrain, et il a travaillé avec plus de sûreté.

Page 142. Lettre XCV, à M. Poulet-Malassis. Elle est datée du 23 février 1857; mais Sainte-Beuve y cite son article sur *Fanny*, lequel a paru le 14 juin 1858. Cette lettre est sans doute du 23 février 1859, du même jour que la lettre à Charles Baudelaire (même volume, page 153) où il est question de deux articles de M. Babou. Dans le premier (*Athenaeum* du 9 juin 1855) il est parlé d'une notice de M. de Barante sur madame d'Arbouville, qui figure en tête des Œuvres de celle-ci; et Sainte-Beuve écrit à ce propos à Baudelaire:

> Il [M. Babou] m'a déjà attaqué une fois dans l'*Athenaeum*, à propos de la meilleure amie que j'eusse, madame d'Arbouville;[1]) et parlant d'un portrait de cette charmante et regrettable femme qu'avait fait M. de Barante, et qui est la nullité même, il a déclaré ce portrait bien supérieur à celui que j'eusse fait, que j'aurais pu faire, si j'en eusse fait un.

Il est piquant de rapprocher ce jugement sévère de Sainte-Beuve sur le portrait de madame d'Arbouville par M. de Barante, des éloges que M. de Rémusat a cru devoir donner à ce même morceau, dans un article de la *Revue des deux mondes*, du 1er février 1856:

> Dans une courte notice, M. de Barante a dit, avec une justesse exquise et une simplicité touchante, tout ce qu'il était nécessaire d'apprendre au public sur celle dont on réunissait les oeuvres pour lui. Il serait impossible de faire aussi bien, téméraire peut-être de faire autrement.

Page 266. On lit dans une lettre de Sainte-Beuve au rédacteur de l'*Evénement*, à propos de quelque personne de sa maison qui était fière de voir son nom dans le journal:

„Et mon valet de chambre est mis dans la gazette! a dit le poète de la *Métromanie*.“ Mais pardon: c'est Alceste qui le dit, dans la dernière scène du troisième acte du *Misanthrope*.

---

[1]) Madame d'Arbouville est morte à Lyon, le 22 mars 1850. M. Othenin d'Haussonville, dans son intéressante biographie de Sainte-Beuve, a parlé avec beaucoup de réserve de l'attachement que l'éminent écrivain eut pour elle. On peut se demander si ce n'est pas à elle qu'étaient adressées les lettres du *Clou d'or*. Dans l'été de 1844, madame d'Arbouville avait trente-trois ans. Elle était l'arrière petite-fille de madame de Houdetot. L'amie de Jean-Jacques Rousseau avait eu un fils, né le 12 juillet 1749, qui eut deux femmes, la seconde desquelles, Joséphine-Constance Céré, qu'il épousa à l'Ile-de-France, le 14 février 1784, lui donna douze enfants: entre autres une fille, mariée en 1809 au baron de Bazancourt, général de brigade. Avant son mariage, mademoiselle de Bazancourt avait vécu dix ans auprès de sa grand'mère, la comtesse de Houdetot, qui l'avait comme adoptée. Sa fille Sophie de Bazancourt épousa en 1832 M. d'Arbouville.

III.

Dans les lettres des dernières années de Sainte-Beuve, on recueille avec intérêt et avec quelque surprise le témoignage de sentiments favorables à l'Allemagne. La science allemande était étrangère à Sainte-Beuve; les critiques et les philologues allemands n'avaient pas été ses maîtres; sa culture intellectuelle était toute française, toute parisienne; et jusqu'à un moment très avancé de sa carrière, on ne rencontre chez lui que de l'éloignement pour tout ce qui était germanique. On sourit en lisant ce que l'ancien collaborateur du *Globe*, l'ami d'Ampère et de Jules Mohl, et qui était lui-même un des esprits les plus ouverts du brillant Paris d'alors, écrivait dans la *Revue des deux mondes* du 1er janvier 1836:

> L'Allemagne convenait peu à M. Villemain; il n'a pas mal fait de l'ignorer, ou du moins de ne la savoir que par ouï-dire: les questions, sur ce terrain mouvant, sont peu commodes à aborder: on se perd dans des restes de Forêt-Noire. L'esprit net et concis du grand professeur y répugnait et avec raison [1])

Il faut suivre dans leur ordre chronologique les passages qui se rapportent à l'Allemagne: je les ai glanés çà et là dans les œuvres et la correspondance de l'éminent critique; à vrai dire, je ne crois pas les avoir tous réunis. — Je commence par une note sans date, qui a dû être écrite aux environs de 1848:

> Il y a des langues et des littératures ouvertes de toutes parts, et non circonscrites, auxquelles je ne me figure pas qu'on puisse appliquer le mot de classique:[2]) je ne me figure pas qu'on dise les classiques allemands *(Les cahiers de Sainte-Beuve*, p. 108).

(Lettre à M. Nicolas Martin, du 6 juillet 1856.) Mon cher

---

1) Les premières pages de l'article du 12 mars 1832 sur les Lettres écrites de Paris de L. Bœrne (article recueilli dans les *Premiers Lundis*, II) sont pires encore. Mais dans cet article politique Sainte-Beuve n'était que l'écho de ce qu'on pensait de l'Allemagne dans le monde de la presse parisienne.

2) On peut rapprocher de cette pensée une remarque analogue de M. Cournot dans ses *Considérations sur la marche des idées dans les temps modernes*, 1872: L'Allemagne n'a pas produit dans le siècle de Leibnitz une seule œuvre littéraire qui ait acquis ou conservé du renom. Les futurs historiens de la civilisation auront à tenir grand compte de ces circonstances qui ont en quelque sorte suspendu la vie littéraire chez une grande nation comme la nation allemande, qui l'ont privée d'avoir aussi son dix-septième siècle en littérature, et de posséder de ce chef les traditions, les modèles que possèdent la France et l'Angleterre. La fertilité des temps postérieurs n'empêche point de sentir cette lacune, à peu près comme pour ces hommes de vieille race, mais dont la famille était retombée pour un temps dans l'obscurité, et qui, dans leur nouvelle fortune, ressemblent à certains égards à des hommes nouveaux. (Tome premier, page 345.)

poète de la *Maison des Champs,* vous avez porté dans notre vie française, si affairée et si sujette au bruit et à la poussière, quelque chose de la fraîcheur et de la calme félicité allemandes.

(Autre lettre au même, sans date.) Votre petite histoire du sonnet est très agréable et me revient tout à fait. Chez nous, les Gœthe et les Byron — M. M. de Lamartine et Hugo — n'ont jamais daigné condescendre au sonnet, et je crois bien qu'ils en pensent ce qu'en pensait le grand Olympien germanique. S'ils en font jamais, je tâcherai de me souvenir de la conversion chantée par Uhland; mais je ne crois pas qu'ils s'y hasardent. Gœthe était encore meilleur enfant qu'eux en poésie: le plus calculé des Allemands a encore de la naïveté, si on le compare à nos grands hommes. *(Nouvelle Correspondance,* page 280.)

(Dans un article sur les *Réminiscences* de M. Coulmann, 28 novembre 1864.) M. Coulmann a une nature morale assez riche, et c'est assurément un homme d'esprit; mais son pinceau est mou; on voit bien qu'au collège il se plaisait à lire en allemand les romans d'Auguste Lafontaine, auxquels il avait collé un titre d'Histoire romaine pour mieux tromper le maître d'études. Il avait gardé un premier accent alsacien dont ses camarades se moquaient, et qu'il perdit, nous dit-il, par la suite. En est-il bien sûr? *(Nouveaux Lundis*, IX.)

(Lettre à M. Feuillet de Conches, du 2 septembre 1865, à propos de la polémique engagée sur l'authenticité des lettres de la reine Marie-Antoinette.) Il ne s'agit pas de querelle d'Allemand: dans les trois quarts des questions de textes, ou de critique proprement dite, les Allemands ont raison contre nous. Cela est perpétuellement vrai pour tout ce qui est de littérature ancienne.

(Lettre à M. Philibert-Soupé, du 12 février 1867, à propos de deux articles sur Diderot, d'après l'ouvrage de Charles Rosenkranz: *Diderot's Leben und Werke.)* Cette connaissance d'Outre-Rhin et de tout ce qui s'y passe est de plus en plus indispensable, et c'est être manchot dans les choses de l'esprit que d'en être privé. Vous qui avez l'outil, vous avez un rôle tout trouvé: c'est de nous traduire, et par là je veux dire de mettre à notre portée et de nous présenter à notre mesure ce qui se fait d'important là-bas, en littérature ou en philosophie.

(Lettre à M. Dussieux, du 20 novembre 1867.) Ce qui se passe chez nous est inouï. Le gouvernement prussien, par son historiographe Preuss, publie une édition monumentale des Œuvres du grand Frédéric, ses Histoires, sa correspondance, etc. Un autre tirage non monumental est en vente depuis plus de vingt ans à Berlin chez Decker. Là-dessus, on publie en France, comme si de rien n'était, les anciens Mémoires tronqués de Frédéric, en les donnant frauduleusement comme conformes au texte de l'édition de Berlin, et nous gobons cela!

(Lettre à M. Goumy, directeur de la *Revue de l'Instruction publique,* du 21 mars 1868.) Notre ami Lenient a fait là une levée de boucliers (contre l'esprit allemand) qui est bien dans l'esprit gaulois: mais je ne lui ferai qu'une question, la même que faisait, il y a cinquante ou soixante ans, M. Stapfer à Fontanes, un jour qu'en plein salon le grand-maître de l'Université déclamait à tue-tête contre Kant et les Allemands: „Savez-vous l'allemand, monsieur le comte?“ Or Fontanes n'en savait pas un mot, et il n'en continua pas moins sa diatribe. — Etudions avant de nous prononcer.

(Lettre à M. Ernest Legouvé, du 21 mai 1868.) Vous êtes des hommes de la France moderne; mais ... vous en ferez tant que le centre de la suprématie intellectuelle sera transféré à Bonn et à Berlin. Nous l'aurons bien mérité, nous aurons et nous serons une bavure de l'Espagne, jusqu'en deçà de la Loire.

(Lettre à un professeur d'allemand, à Colmar, du 23 mai 1868.) Vous qui êtes d'origine et de race allemandes, vous devez nous juger sévèrement. Je crains bien que ce que j'ai dit ne serve à rien, là où je l'ai dit.[1]) Je ne convaincrai que ceux qui sont déjà convaincus. Puissent les générations nouvelles qui surviendront, se rallier à une science forte et digne! Vous y pouvez dans votre sphère, en leur ouvrant le passage du Rhin. On ne saurait assez multiplier ces ponts de Kehl pacifiques.

(Lettre à M. Henry Liouville, du 24 mai 1868.) Quel rôle a joué la science, mise sur la sellette pendant toute une semaine devant une Assemblée incompétente, où l'Eglise parlait haut, où la philosophie biaisait! Pauvre science française! Elle ne s'en est tirée que moyennant excuses, en faisant son mea culpa, en disant et répétant: Je ne le ferai plus; — en un mot, en faisant acte de faiblesse et de repentance comme Galilée à genoux. — Et pourtant la science triomphera! mais je ne suis pas sûr, en effet, que ce soit à Paris qu'elle triomphe et qu'elle ait son siège. Ce siège, de par les lois de l'histoire, sera peut-être transféré à jamais[2]) dans l'avenir à Heidelberg, à Bonn, à Berlin! Ce serait triste pour la France hispanisée.

Un dernier témoignage doit se joindre à ceux qui précèdent: c'est une page que Sainte-Beuve n'a pas écrite, mais où son secrétaire a résumé des idées qui l'avaient frappé à juste titre, dans la conversation de Sainte-Beuve, l'année de sa mort, en 1869:

Au lieu d'irriter l'un contre l'autre deux grands peuples voisins comme la France et la Prusse, les deux premiers en Europe (à ce moment-là) pour la puissance militaire et le génie créateur, on ferait mieux de songer à les unir, ce serait la plus digne alliance qui nous conviendrait. Ces nations protestantes sont en avant sur nous: leur religion ne les endigue pas, comme les nations catholiques. C'est ce qui a vaincu l'Autriche à Sadowa. Elle a éprouvé le besoin, immédiatement après, de se mettre au pas et à l'heure des peuples avancés, sous peine de se voir débordée par le progrès qui aurait suscité chez elle une révolution. Elle a fait des réformes, elle a créé des institutions nouvelles, elle a voulu se rajeunir, elle s'est mise à la hauteur du siècle, pour n'être pas

---

[1]) Dans ces lettres de mai 1868, il s'agit de la discussion qui avait eu lieu du Sénat, à propos des pétitions qui signalaient à cette haute assemblée les tendances matérialistes de l'enseignement des Facultés de médecine. Sainte-Beuve avait pris la parole, et son discours a été recueilli dans le tome III des *Premiers Lundis.*

[2]) Assurément Sainte-Beuve se fût récrié, si l'on eût pris ces boutades au pied se la lettre. Il faut se rappeler le dicton picard cité par le fabuliste:

Biaux chires leups, n'écoutez mie
Mère tenchent chen fieux qui crie.

emportée par les idées modernes. Elle était encore fort en retard avant Sadowa: la voilà qui devient libérale et progressiste.

Nous avons un redoutable voisin en M. de Bismarck: c'est un homme qui a fait son pays, qui a continué l'œuvre de Frédéric. En France, on méconnaît la grandeur de ce dernier, et l'on se moque du grand ministre qui gouverne actuellement la Prusse. On se moque de tout en France, comme du temps de Marlborough qui nous battait à plate couture.

Au lieu de songer à se mesurer à coups de canon avec la Prusse, on ferait mieux de créer deux Ecoles, l'une de Berlin, l'autre de Paris.[1]) Leur jeunesse viendrait chez nous s'adoucir, s'assouplir à notre contact: elle n'y perdrait rien de sa force, et elle y gagnerait en gentillesse; tandis que nous, nous enverrions l'élite de nos jeunes gens étudier les sciences dans leurs laboratoires, plus riches que les nôtres; ils se fortifieraient au contact de cette nation rude, barbare, si l'on veut, comme les Macédoniens: ce sont les Macédoniens modernes. *(Le Blason de la Révolution,* page 349.)

„Un critique est un homme dont la montre avance sur celle du public . . . J'ai toujours aimé à donner le premier coup de cloche." C'est ce que disait Sainte-Beuve avec quelque fierté: les passages qu'on vient de lire méritaient d'être cités à l'appui. A sa manière, à son point de vue littéraire, sans s'élever au-dessus de son horizon habituel, mais en vieux routier qui connaît les présages du ciel et les signes des temps, il a vu grandir l'ascendant de l'Allemagne.

Comment la connaissait-il? Il avait connu personnellement, il avait vu à l'œuvre quelques-uns des pionniers de la science allemande, M. Dübner, par exemple;[2]) il avait, pour l'avertir et l'informer, ses amis MM. Neffzer, Renan, Scherer; il avait eu enfin, de tout temps, une sympathique admiration pour le génie de Gœthe, chez lequel il aimait à trouver la réunion si rare d'une pénétration critique égale à la sienne, avec une imagination créatrice et des dons poétiques incomparablement supérieurs. Gœthe est le seul auteur allemand dont il ait aimé à parler (car le grand Frédéric était pour lui un écrivain français). Il le cite à maintes reprises, et il lui a consacré trois études excellentes, en 1850, à propos des lettres de Gœthe et de Bettina d'Arnim; en 1855, à propos de la correspondance de

---

[1]) Dans une des *Notes et remarques* qui ont été jointes au volume intitulé: *Causeries du Lundi, Portraits de femmes et Portraits littéraires,* par Sainte-Beuve, *table générale et analytique,* par Ch. Pierrot. Paris, lib. Garnier, 448 pages, — Sainte-Beuve a raconté que la première idée de l'Ecole d'Athènes, d'instituer une telle Ecole, était de lui; qu'elle lui était venue dès 1841 en lisant du grec avec Pantasidès, né en Epire.

[2]) A cet égard, tout l'article sur Dübner *(Nouveaux Lundis,* XI) est à lire, et surtout les deux dernières pages.

Gœthe et de Kestner; en 1862, à propos des *Conversations de Gœthe et d'Eckermann.*

Sainte-Beuve, qui a peu voyagé, ne connaissait les pays allemands que par une courte excursion qu'il fit en octobre 1829 à Cologne et Francfort-sur le Mein; il revint en France par Strasbourg. Dans quelques morceaux des *Consolations*, (XIX, XXII, XXV) on trouve la trace de ses impressions de voyage.

Eugène Ritter.

Ergänzende Bemerkungen zur Syntax des XVII. Jahrhunderts.

Vorliegende Notizen sind bei der Lektüre folgender Autoren gesammelt: Théophile (de) Viau(d), Rotrou, Racan *(Bergeries, Discours à l'Académie, Odes, Psaumes)*, Desmarest de Sorlin *(Les Visionnaires, Clovis,* teilweise auch *Délices de l'esprit)*, Chapelain *(La Pucelle)*, Scarron (nicht berücksichtigt sind vom *Virgile* die nicht vom Autor herrührenden Bücher, doch ist der dritte Teil des *Roman Comique,* obwohl nicht von Scarron geschrieben, herangezogen und durch *III* in den Zitaten bezeichnet), Scudéry *(Alaric)*, Mlle de Scudéry *(Artamène ou le Grand Cyrus,* Band I—IV). Die aus diesen Schriften gesammelten Stellen haben den Zweck, das vom Verfasser in seiner *Syntax des XVII. Jahrhunderts* gegebene Material zu vervollständigen, so dass entweder Erscheinungen, die überhaupt nicht berührt sind, und das sind nur sehr wenige, erwähnt werden, oder besondere Arten eines behandelten Falles hinzugefügt werden, oder endlich auch da, wo es wünschenswert schien, die Beispiele vermehrt werden. Dabei hat der Verfasser sich an die Paragraphen seiner *Syntax* angeschlossen. Nicht gegeben ist das, was bereits von Sölter, *Grammatische und lexikologische Studien über Jean Rotrou*, Altona, 1882, und Hellgrewe, *Syntaktische Studien über Scarron's Le Roman Comique,* Jena, 1887, gebracht ist. Wo an diese Abhandlungen angeknüpft ist, wird dies besonders bemerkt. Eine kritische Berücksichtigung derselben hielt der Verfasser für überflüssig.

Das unbetonte persönliche Pronomen als Subjekt des Verbums, welches von den Dichtern, besonders von Scarron im *Typhon* und *Virgile,* noch oft (mitunter auch in der Prosa des Théophile und des Racan vernachlässigt ist, fehlt in der Frage (§ 8, e): *Voudriez m'obliger d'aimer mon adversaire? Souffrirais-je en mon lit l'assassin de ma mère?* (Rotrou, Cosroès III, 4). Dasselbe findet sich beim Imperativ *sois le bienvenu* (§ 8 Anm. 2): *Vous soyez le très bienvenu, Lui dis-je* (Scarr., Virg.). *Et lors cria maître Helenus: Vous soyez les très bienvenus* (Ibid.).

Il = ce als Subj. bei *être* (§ 2 Anm.): *Je ne pense pas, Soit-il le roi qui me rappelle, Que je puisse m'éloigner d'elle* (Théoph.)

Prädikatives *le, la, les* bei *c'est* in Beziehung auf Personen (§ 7 Anm. 1): *Mais ne voyez-vous pas quelques gens amassés Qui déjà vers le bourg se sont fort avancés? Ne les serait-ce point?* (Racan). *Car c'est lui qui revit, et si ce ne l'est plus* (Desmar.). *Chacun . . . criait: Voilà maître „Eneas". Et pourtant ce ne l'était pas* (Scarr., Virg.). Vgl.

lui in Beziehung auf Sachnamen *Est-ce une illusion, ou ce vase en effet? — Le voilà, c'est lui-même* (Rotrou) = *le même.*

Zu den Wendungen, in welchen *en* fehlt (§ 9, 2, a), vgl. *Car en combattant près, quand nous viendrons aux mains, Nous aurons etc.* (Scud.) *Les armées étant donc en état de venir aux mains* (Mlle de Scud.).

Das partitive, auf ein vorhergehendes Subst. zurückweisende *en* ist heute niemals von einem von einer Präposition regierten Indefinitum abhängig, wie *Après je me mis à écrire des fables ..., et m'en ressouvenant de quelques-unes, je les ai traitées en sorte qu'elles me sont venues à la mémoire* (Théoph.), und ebensowenig von einem Subst. der Quantität, welches Subj. ist, wie *Un portrait de province en peu de temps se gâte, La plupart en sont faux* (Scarr., Com.)

Zur Stellung der pers. Pron. unter einander (§ 164, a) sind anzuführen: *C'est de voir dans l'eau qui le vous montre mieux* (Théoph). *Je l'engage à le vous accorder* (Id.). *Je le vous ai déjà dit* (Scarr. R. C. III.). *Je le vous dis encore, j'en sais les moyens* (Ibid.). *Son galant, qu'elle trouva en l'état où je viens de le vous représenter* (Ibid.). *Il suffira de vous dire pour le vous faire comprendre qu'elle voulut etc.* (Mlle de Scud. II, 446).

Zur Stellung des Pron. beim Infinitiv (§ 154, c) vgl. *Je t'aime mieux le cœur hors du sein arracher* (Théoph.). *Il les fera beau voir, mon valet est poltron, L'autre ne l'est pas moins* (Scarr., Com.). *O Dieu, qu'il la faisait beau voir!* (Id., Virg.) *On dit qu'il me faisait beau voir* (Ibid.). *En ne se faisant au fonds que rire de votre mal, (elle) vous laissera vieillir sans récompense* (Théoph.). *Quittez donc la soutane, ou l'achevez d'user* (Scarr., Com.). *Si vous étiez si faible, et votre sang si tendre, Qu'on l'eût impunément commencé de répandre* (Rotrou).

Zu den § 154 Anm. 2 erwähnten Fällen vgl. *Alors vous lui rendrez le service fidèle Que vous lui fit vouer le seul bruit qu'on fait d'elle* (Rotrou). — *(Un chien) Dont la méchante, à chaque fois Que quelque âme là dedans entre, Vous me la frotte dos et ventre* (Scarr., Virg.), wo zwei ethische Dative gesetzt sind.

Das betonte pers. Pron. als unbezeichneter Dativ ist zwar im XVII. Jahrhundert nicht mehr anzutreffen, doch scheint auf jenen Gebrauch zurückzuführen zu sein *S'il peut par son amour se rendre supportable, Lui sera bien doux, et moi bien supportable* (Rotrou).

Als ein früher vorkommender Latinismus ist die Verwenduug von *soi* zu bezeichnen in dem § 14d zitierten *Des mérites ... qui n'ont rien de pareil à soi* (Malh.) und *Il ne peut ailleurs choisir l'objet qu'il aime, Ni d'un égal à soi faire un autre soi-même* (Rotrou).

Wie früher *soi* nach Präpositionen ohne Reflexivität für das Personalpronomen der dritten Person gebraucht wurde, scheint dasselbe auch noch zu stehen *De quelque côté que je dresse mes pas, La solitude en soi ne se rencontre pas* (Rotrou, La Célimène I, 1), wo offenbar *en soi* auf *quelque côté* geht, also = *y* ist, denn im Munde eines natürlich sprechenden Mädchens, das über eine Gegend sein Entzücken äussert, kann das *en soi* wohl keine andere Bedeutung haben.

Soi-même in Beziehung auf einen plural. Personennamen § 13d: *Mais l'étroite vertu messied aux jeunes gens, Qui peuvent quelquefois, à soi-même indulgents, Suivre quelque désir où leur âge les porte* (Rotrou).

Das unbetonte Possessivum vertreten durch das betonte Personale mit *de* (§ 14, a) habe ich nur in solchen Fällen gefunden, wo das Pronomen stark betont ist, wie bei *De lui le silence, et de l'autre la voix Te détruiront assez* (Rotrou). *N'y suis-je pas allé par votre*

charge expresse? — De moi? (Id.) *D'elle il n'implore plus ni la pitié ni l'aide* (Desmar.). Nicht als Beispiel des altfrz. Gebrauchs ist anzuführen *Lucrèce avait trouvé, sans doute à l'insu d'elle, Dom Louis* (Scarr. Com.), da bei solchen präpositionalen Wendungen der Gebrauch schwankte, vgl. *Le sage évêque paraît à son côté* (Desmar.).

Attributives Poss. statt des Dativs des Personale (§ 15) ist durch zu wenige Beispiele belegt, vgl. noch *Arrache tes cheveux, meurtris ton sein de coups* (Rotrou.). *Que j'arrache son cœur* (Id.). *Elle rompt ses cheveux, déchire son visage . . . meurtrit son sein de coups* (Id.). *Elle se mit à arracher ses cheveux* (Scarr., R. C. III). *Vainement ses yeux il frotta* (Scarr., Virg.) *Enéas sa barbe arrachait* (Ibid.). *(Elle) s'abandonne au dépit qui déchire son cœur* (Scud.).

Leur statt *son* in Beziehung auf *chacun* (§ 16 Anm. 1): *Les deux rois ennemis attendraient l'événement du combat, chacun à la tête de leur armée* (Mlle de Scud.). *Ils tombèrent d'accord de se rendre compte de ce qu'ils apprendraient, chacun de leur côté* (Ead.).

Das betonte Possessivum in attributivem Gebrauch (§ 17) mit dem bestimmten Artikel ist bei Scarron oft zu finden, besonders im Virg. Fast immer ist das Pron. dem Subst. nachgestellt und steht im Reime, z. B. *Voici l'autre . . . Bailli dans le bourg vôtre Fait-on avec trois os insulte au bien d'autrui?* (Com.) *Peut-être que dans la peur nôtre J'ai pris une chose pour l'autre* (Typh.). *A d'autres, Si sur les sacrifices nôtres Tu fondes tes meilleurs repas* (Virg.). *Sans y mettre beaucoup du vôtre, Vous pouvez bien au peuple nôtre Pardonner* (Ibid.). *L'un vaut l'autre, Mais reprenons le discours nôtre* (Ibid.). So auch im Vokativ *Il dit: „O camarades nôtres* (reimt mit *D'avoir crié comme les autres)* (Ibid.). Aber auch *Ton généreux, ton adorable maître. Le mien ami se souviendra peut-être Du nouveau don que ton dernier billet Fit espérer à son humble valet* (Poés.). Mit dem adj. Demonstrat. ist das Poss. für Rotrou durch zwei Stellen von Sölter S. 43 belegt und scheint auch sonst nicht vorzukommen. Aus Scarron's Komödien ist hinzuzufügen: *Cette miènne lame N'aura plus de fourneau que celui de votre âme.* Mit Indefiniten verbunden ist das Pron. *Je l'ai vu . . . Prendre un autre sien camarade* (Scarr., Virg.). *Que si les prix sont pour les autres, Vous aurez quelques présents nôtres* (Ibid.). *Quelque mien ami l'ouvrira* [Scarr., R. C. III).

Das demonstrative Neutrum *ce* (§ 18) ist nur von Scarron in altfrz. Weise gebraucht, vgl. *Que votre nièce soit bien sage, et ce faisant, quelque somme d'argent pourra la satisfaire* (Com.). *Ce considéré, Monseigneur, Tirez-moi d'un si grand malheur* (Virg.). *[Ce néanmoins Quilles y vinrent* (Typh.). *Si la mer nous avalait tous, Et ce par notre négligence?* (Virg.) *Et ce, tant incivilement, Que etc.* (Ibid.)]

Ce als Subj. bei *être* ist vernachlässigt (§ 19): *A moi serait grande folie De rapporter exactement etc.* (Scarr., Typh.). *Et serait pure rêverie De croire que etc.* (Id., Virg.). *Je ne lui pourrais parler d'amour qu'en tremblant, fût pour moi ou pour autrui* (Mlle de Scud.). *Mais qu'aucun ne fût plus capable de vous plaire, Serait d'un mal honteux passer en un contraire* (Rotrou.).

Cela statt *il* findet sich nicht nur bei *être* als Subj. (§ 20, b), sondern auch *A quoi sert cela de le dissimuler?* (Racan.)

Adjektivisches *ce* = dem bestimmten Artikel (§ 21, a): *Pareil à ces enfants que la peur de mourir Touche moins que l'aspect de qui les veut guérir . . ., Tel votre lâche cœur tremble au simple conseil etc.* (Rotrou.) *N'est-ce pas faire comme ces gens qui dépensent tout ce qu'ils ont à la cour pour essayer d'y faire leur fortune?* (Racan.)

Dass die substantivischen *cettui-ci*, seltener *cette-ci, icelui, icelle* (§ 23) bei Théophile und Scarron, auch in der Prosa, vorkommen, mag angemerkt werden.

Als Determinativum erscheint bei Scarron im Virg. noch der alte Nominativ *cil*, vgl. *O ma sœur, fais-lui bien comprendre, Comme Ronsard dit à Cassandre, Qu'a moins que Dolope soudard, Ou cil dont l'homicide dard Mit Hector dans la sépulture, Il devrait être, le parjure, Plus reconnaissant à Didon* (l. IV). Die Stelle ist nicht etwa wörtlich zitiert, sondern lautet bei Ronsard: *Je ne suis point, ma guerrière Cassandre, Ni Myrmidon, ni Dolope soudard, Ni cet archer dont l'homicide dard Occit ton frère et mit ta ville en cendre.* Übrigens kommt *cil* auch bei Régnier (Littré) und selbst bei Diderot vor (Tobler *V. B.* S. 200.). Dass *celui* ohne Ortsadverbium durch das Prädikat vom Relativum getrennt ist (§ 24 Anm. 1), wird von Sölter S. 45 für Rotrou durch zwei Stellen belegt; andere Beispiele des bei diesem Autor noch nicht seltenen Gebrauchs sind: *Celui n'a point péché qui dans la repentance Témoigne la surprise. Celui dort sûrement qui dort dans l'innocence. Celui possède assez de qui le ciel a soin. Celui n'aime pas bien qui peut tôt se venger. Celui ne pèche pas qui pèche sans dessein. Celui se plaint qui brûle.* Sonst habe ich dies nur noch beobachtet *Celui seul voit couler heureusement ses jours Qui dans tous ses besoins n'implore le secours Que du Dieu qui créa etc.* (Racan). *Celui n'a rien à redouter Dont les fautes sont pardonnées* (Id.). *Celui certes, berger, est digne de mourir Qui voit sa guérison et ne veut pas guérir* (Id.).

Die im Altfrz. beliebte Zusammenstellung von *ceux* und *celles* findet sich bei Scarron *Enfin tous ceux et toutes celles, Tant les mâles que les femelles, Qui font les vivants enrager* (Virg.), ebenso im R. C. III. *Il était attendu avec impatience, principalement de ceux et celles qui devaient se marier. Cette troupe avait si fort gagné les bonnes grâces de toute la noblesse . . ., que ceux et celles qui la composaient n'allaient point au théâtre . . . qu'avec grand cortège.* Ebenso *chacun et chacune: Car entr'eux chacun et chacune Sait son rang selon sa fortune* (Scarr., Typh.).

Der Bedeutung eines Indefinitums nähert sich *celui* (§ 26) auch in Sätzen wie *Vous me connaissez mal, ce nom ne m'est point dû, Et vous êtes celui que je n'ai jamais vu* (Rotrou) und *Je suis celui qui n'ai jamais rien fait d'agréable aux yeux de Dieu* (Scarr., Nouv.), wo man entschieden *quelqu'un, un homme* sagen müsste, das der Sinn der Sätze erfordert.

Zu dem Gebrauch des bestimmten Artikels ist es nicht nötig, weitere Beispiele beizubringen, da die Autoren nichts bieten, was besonders hervorzuheben wäre. Nur das ist zu bemerken, dass Scarron, welcher in seinen Gedichten und Komödien von den übrigen Autoren sich nicht unterscheidet, im Typhon und Virg. den bestimmten Artikel sowie das partitive *de* mit dem Artikel und ohne denselben sehr oft vernachlässigt und hierin ebenso frei verfährt wie Lafontaine in seinen Contes, welchen jene Dichtungen auch hinsichtlich der sehr freien Wortstellung an die Seite zu setzen sind. Auch die Fälle, in denen abweichend vom heutigen Gebrauch der bestimmte Artikel verwandt ist, liessen sich nur durch einige Beispiele vermehren.

Von den Relativen wird attributives *quel* angetroffen: *Mais ils craignaient sur toutes choses Qu'occire elle ne les voulût, Après quel mal, point de salut* (Scarr., Virg. l. V, v. 14).

Substantivisches *qui* im Plural (§ 40 Anm. 2) findet sich *Vous verrez dans les chants qui suivent Comme mal meurent qui mal vivent*

(Scarr., Typh., III der Schlussvers). Ebenso ist *qui* pluralisch *La demeure, les biens, . . . tout humain intérêt Doivent être communs à qui la couche l'est. Mais que, comme la vie et comme la fortune, Leur créance toujours leur doive être commune, . . . Aucun droit n'établit cette nécessité* (Rotrou, Saint Genest III, 4). Dass das subst. *qui* sehr oft bei Rotrou nach Präp. auftritt, wird von Sölter S. 47 bemerkt; in den Fällen, welche er berührt, kann man es auch heute sehr wohl sagen, dagegen kaum noch in Sätzen wie *C'est de qui je me veux plaindre aussi = de lui que.*

Der ursprüngliche Nominativ des Neutrums *(ce) que* begegnet noch abweichend vom neufrz. Gebrauch *Ce qu' ayant été su par Martésie, elle m'en avertit* (Mlle de Scud., IV, 19), wenn man nicht eine Nachlässigkeit des Druckes annehmen will. Da im XVI. Jahrhundert das *ce que* noch so vorkam, die Ausgabe von 1654 sonst ziemlich korrekt ist, scheint das nicht gut angängig.

Zu § 35 Anm. 2 (Akkus. *ce que* als Angabe des Masses zur Grundbestimmung dienend) vgl. *Des honneurs qui me rendraient considérable parmi les miens au delà de ce que je le puis être par ma naissance* (Théoph.). Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass in Sätzen dieser Art die § 6, 2 besprochene Erscheinung der Wiederaufnahme eines Relativs durch ein Personalpron. für das prädikative *ce que* stattfindet. Vgl. noch *Tu ne doutes donc plus que je ne t'aie aimé Tout ce que peut aimer un cœur bien enflammé?* (Scarr., Com.) *Elle alla retrouver son impatient amoureux et lui rendit compte de ce qu'elle avait avancé* (Id., Nouv.) = „wie weit“. *Mais je sais ce qu' au ciel déplaît la perfidie* (Rotrou) = „wie sehr“. Dieser Akkusativ ist dem § 51, b und hier weiter unten zu erwähnenden adverbial gebrauchten *rien* und *quelque chose* an die Seite zu stellen, in denen man ebenfalls Akkusative des Masses zu sehen hat.

Das auf einen Satz bezogene Neutrum *qui* ohne determinatives *ce* erscheint sehr oft nur dann, wenn das Prädikat ein mit *être* angefügtes Subst. ist. Für den anderen Fall (§ 35, b) lassen sich jedoch noch mehr Beispiele beibringen, so *Vous eussiez été bien aise d'épargner la peine de les controuver, car votre esprit de soi n'est pas trop inventif, qui me fait croire que vous ne m'avez imputé que ceux que la pratique vous a appris* (Théoph.). *Et même l'on me fit porter trois ou quatre enfants au baptême, avec des filles des meilleures maisons de notre voisinage, qui est ordinairement par où l'on commence pour réussir aux mariages* (Scarr., R. C. III). *Quand Verville aurait mis fin aux affaires qu'il avait à Rennes, qui serait dans une quinzaine de jours au plus tard* (Ibid.).

Prädikatives *que* auf *celui* bezogen (§ 35 Anm. 4) findet sich auch sonst, so *Toi qui vis le chaos enfanter la nature, De celui que tu fus vivante sépulture, Ombre à qui rien d'humain ne reste que la voix* (Rotrou). *Représentons celui que je suis devenu* (Id.). *Mon penser se confond, et celle que je fus En celle que je suis ne se retrouve plus* (Id.) *Cet Artamène . . . n'est pas véritablement celui que je veux qui le soit* (Mlle de Scud.). *Si j'étais celui que vous pensez que je sois, croyez etc.* (Ead.). Diese Fügung scheint mir durch eine Attraktion veranlasst, wie z. B. auch in *Le sort n'est point celui qui fait les différences* (Rotrou) offenbar eine solche vorliegt, resp. eine Konstruktion nach dem Sinne zu sein.

Als relativisches Neutrum erscheint bei Scarron wiederholt *quant* in der Wendung *quant est de = quant à, pour ce qui est de,* eine Wendung, welche in der älteren Sprache vorkam (s. Littré s. v. *Hist.),*

so *Quant est de moi, je vous révère* (Virg. l. V). *Et quant est de notre destin, La grand'mère des dieux, Cybèle, Me fait demeurer auprès d'elle* (Ibid., l. II). *Et quant est de lui, qu'il était digne du sceptre qu'il portait* (Typh.). *Quant est de moi, j'estime Amadis grandement* (Com.).

Dont als Attribut eines von einer Präposition abhängigen Substantivs (§ 37, b) bietet *Heureux ceux qui ... Révèrent l'Éternel ... Et dont son seul amour imprime dans leurs cœurs Le respect et la crainte* (Racan). Freilich steht hier das Possessivum, doch wurde dasselbe auch sonst zu einem attrib. *dont* regierenden Subst. gesetzt. z. B *Aurèle dont l'espoir allège ses soucis* (Desmar.) (vgl. *Deux personnes de qui l'état présent de leur fortune paraît être si dissemblable* (Mlle de Scud.) und § 37 Anm. 2), so dass man hier eine ähnliche pleonastische Ausdrucksweise sehen kann wie § 6, 2 und nicht anzunehmen braucht, in dem ersten Beispiel sei der Verfasser aus der Konstruktion gefallen.

Der § 37 Anm. 4 aus Lafontaine's *Contes* belegte Gebrauch des auf einen Satz bezogenen *dont* ist bei Scarron im Virg. nicht selten. z. B. *Il respecta mes cheveux gris, Se laissa toucher à mes cris, Et de son vin il me fit boire, Dont il acquit beaucoup de gloire. Les entrailles (Qui) sentaient bien fort les tripailles, Dont le nez elle se boucha. Ainsi dame Pyrgo parla, Dont, depuis, tout fort mal alla. Quelques-uns par delà le cou (plongèrent dans l'eau), Dont ils burent plus le soûl.*

D'où statt des possessiven *dont* (§ 38 Anm. 2): *Il les mena droit à l'Écu, D'où l'hôte était un peu cocu; Sa femme étant un peu coquette, Qui certes fut bien satisfaite De voir chez elle ces beaux dieux* (Scarr., Typh.). Eine andere Auffassung des *d'où* scheint mir durch den Zusammenhang ausgeschlossen.

Où in Beziehung auf ein unmittelbar vorhergehendes *ce* (§ 38 Anm. 2) ist bei Théoph. öfters zu finden, z. B. *Non seulement le contraire ne reçoit point son contraire, mais aussi quelque chose de contraire à ce où il va. Je lui dis ... que nous n'étions point des gens incapables de persuasion pour tout ce où nous trouvions quelque apparence.*

Zu *vers où* (§ 38 Anm. 3) vgl. *(Elle) prit le chemin de Madrid, devers où elle fit aussi marcher son bagage* (Scarr., R. C.). Littré s. *où* 9⁰ gibt ein Beispiel aus Mlle de Scud., ohne diesen Gebrauch zu beanstanden, doch wird man, glaube ich, schwerlich noch *vers* hinzufügen, wo *où* allein schon völlig genügt, wie auch *Vers où l'épaule gauche à la gorge est conjointe, Le sacrilège fer ... Se fait jour* (Chapel.). *Vers où dans un marais, près du bord de la Seine, La bastille commande et la ville et la plaine ... Ce héros à grands pas jusqu'au fossé s'avance* (Id.) u. ä. Auch wird man in Fällen wie *Il tourna la tête vers où il croyait ouïr du bruit* (Scarr., Nouv.) gewöhnlich *du côté que* sagen. *Là* vor *où*, das sich auf ein Subst. bezieht, kommt wie früher noch vor *Il se rendit au camp de la Rochelle, là où, comme vous avez pu savoir, le siège fut fort opiniâtre* (Scarr. R. C. III.).

Statt des auf einen ganzen Satz bezogenen *ou* = *quand* (§ 38, g) tritt *ici que* auf: *Et ce dernier assaut ne vous peut-il dompter Ici que la victoire est tant à redouter, Ici qu'elle vous ôte une offre si parfaite, Ici que la couronne honore la défaite?* (Rotrou.)

Zu der § 39, f erwähnten Konstruktion sind als besonders zu beachtende Beispiele hinzuzufügen *Pendant le discours de Solon, Philoxippe qu'il y avait déjà longtemps qui avait bien de la peine à ne l'interrompre point, ne put plus s'en empêcher* (Mlle de Scud.). *Il le laissa avec une joie qu'il y avait longtemps qui n'avait trouvé place dans son cœur* (Ead.). *Il y avait un homme .... qu'il y avait déjà assez longtemps qui était à Guide* (Ead.), Stellen, die sich nur

erklären lassen, wenn man annimmt, dass das *qui* in jener Konstruktion auf ursprünglichem *qu'il* beruhte und in der Folge auch in Beziehung auf Feminina unbedenklich verwandt wurde. In *Divers petits amours qui semblent qui s'élancent* (Scud., Alaric l. III), *Derrière ce héros qui semble qui soupire* (Ibid.). *Mais craignant de donner connaissance de ce qui était si nécessaire qui fût caché, je crus etc.* (Mlle de Scud. IV, 561) liegt ebenfalls jene Konstruktion verschmolzen mit persönlich gebrauchtem *sembler* und *il est nécessaire* vor, wie ja *sembler* vielfach früher persönlich vorkam, wo die neuere Sprache es unpersönlich gebraucht, so dass das zweite *qui* = *qu'il* ist, vgl. dazu aus Mlle de Scud. *Quoiqu'elle eût résolu de ne se parer point et de paraître la plus négligée qui lui serait possible, elle ne put en venir à bout* (II, 371). *Il la vit donc et lui représenta de telle sorte l'injustice de Crésus et celle du roi de Pont, qui la força d'avouer etc.* (II, 190) (s. auch § 35 Anm. 1).

Das interrogative *quel* ist = neutralem *lequel* in dem von Sölter S. 48 zitierten *Je doute quel des deux est moins m'assassiner, Ou de la retenir ou de l'abandonner* (Rotrou) (s. § 41 Anm. 1.).

Substantivisches *quel* ist auch in der Prosa oft genug zu finden (§ 41, c), vgl. noch *Tout cela* (d. h. leide ich) *par je ne sais quelle, Qui parce qu'on me trouve belle, Dit partout que je ne vaux rien* (Scarr., Virg.), was dem substantivischen *quelle que* im verallgemeinernden Konzessivsatze (§ 45 Anm. 2) an die Seite zu stellen ist.

Man kann zweifelhaft sein über *qui* in Sätzen wie die § 42 Beispiel 10 u. Anm. 2 zitierten, denen sich noch andere hinzufügen lassen, z. B. *Qu'importe qui me tue, ou sa bouche ou ses yeux?* (Rotrou). *N'importe qui l'acquière, ou la force, ou l'adresse* (Id.). *Hélas, en cette peine Qui le doit emporter, ou l'amour, ou la haine, Je souhaite et je crains d'apprendre son trépas* (Id.). Sicher ist, dass die neuere Sprache sich nicht so ausdrückt, sondern entweder *ce qui* oder *lequel* anwendet, je nachdem sie das Fragepronomen in Beziehung auf die folgenden Substantiva, um deren Auswahl es sich handelt, setzt, oder nicht. So ist zwiefache Auffassung möglich, wie auch *Et qui doit l'emporter, ou l'amour, ou la haine?* (Rotrou) *qui* ebensowohl Neutrum sein als = *lequel* stehen könnte; an Stelle des letzteren ist dasselbe verwandt *En même temps je l'aime et je la hais, Qui de ces passions l'emporte je ne sais* (Scarr., Com.).

Unendlich oft ist bei den Autoren des XVII. Jahrhunderts *je ne puis que faire* scheinbar = neufrz. *je ne sais que faire* zu lesen, z. B. *Je ne vous puis qu'offrir après un diadème* (Rotrou), *Je ne puis que comprendre en tout cet artifice* (Id.). *Elle ne pourrait comment l'attacher* (Mlle de Scud.). *Il ne pouvait que penser de cette aventure* (Ead.). Dass jedoch diese Wendung nicht ganz mit der neufrz. identisch ist, beweisen Stellen wie *Ainsi sans savoir ni pouvoir que faire, ils regardaient ce chariot* (Mlle de Scud. IV, 11) *Il ne savait qu'en penser, et ne pouvait par où trouver les voies de remettre etc.* (Ead.).

Als Nominat. des Subj. in der indirekten Frage habe ich *quoi* (§ 42 Anm. 3) noch gefunden *N'avez-vous point sur vous quelque bon cure-oreille? Je ne puis dire quoi me châtouille dedans* (Scarr., Com.).

De quoi im Sinne des neufrz. *de ce que* (§ 42 Anm. 4) ist für Rotrou von Sölter S. 46 durch zwei Beispiele belegt. Andere Beispiele aus demselben Autor sind: *On murmure là-bas De quoi le ciel diffère un si juste trépas* (Le Filandre V, 3). *Sois béni, juste ciel, de quoi cette province Dans le fils de son roi retrouve enfin son prince* (Don Lope de C. IV, 5). Dazu *Je me trouve étonné de quoi je suis vivant* (Théoph.). Ferner findet sich *de quoi* auch für *de ce que* in den Ver-

wendungen, in welchen dieses im XVII. Jahrhundert vorkam (§ 108), so *Je crois que la postérité ne doit point trouver mauvais de quoi je ne l'entretiens que des folies de ma jeunesse* (Racan). *Ce corps chargé de chaînes N'est l'effet ni des lois ni des raisons humaines, Mais de quoi des chrétiens j'ai reconnu le Dieu* (Rotrou, Saint Genest III, 4) und endlich auch rein kausal — *parce que Aucune passion ne traversait mon bien, Et je m'aimais alors, de quoi je n'aimais rien* (Rotrou, La pèlerine amoureuse, III, 5). Wenn man zu diesen Stellen vergleicht den indirekten Fragesatz nach Verben des Affekts (§ 43 Anm. 3) *Il m'a pris une même défiance des persuasions de Socrate, et m'ébahis pourquoi je commence à me dédire de son opinion* (Théoph.). *Admirez, seigneur, comme quoi la prudence humaine est bornée* (Mlle de Scud.), wenn man ferner das unendlich häufige *de quoi* beim Infinitiv berücksichtigt, z. B. *Cherchant de quoi haïr ce glorieux amant, Je conçois etc.* (Rotrou), wenn man endlich interrogatives und relativisches *de quoi* in den § 109 zitierten Stellen hinzunimmt, denen sich noch viele andere hinzugesellen, z. B. *De quoi pâlissez-vous?* (Rotrou). *Elle s'imagina que ce changement était concerté, de quoi elle entra en des si furieux transports, qu'elle dit etc.* (Scarr., R. C. III). *Elle fit la moue et la figue; De quoi ce grand chef de la ligue Garda de honte et de dépit Durant quatre ou cinq jours le lit* (Scarr., Virg.), dann scheint *quoi* sicher pronominal und zwar interrogativ und sodann relativisch verwandt.

D'où = *de quoi* (§ 43 Anm. 2) *Ton amitié . . . Qui ne saurait trouver . . . D'où je suis aimable, Ne peut trouver ainsi de quoi m'abandonner* (Théoph.).

Zu der § 43 Anm. 5 erwähnten Mischung direkter und indirekter Frage vgl. *Je lui répondis que non et qu'est-ce qu'il voulait dire* (Scarr., R. C. III). Das in Scarron's Virg. oft vorkommende *qu'est-ce* findet sich so als erstarrte und nicht mehr ihrem Wesen nach empfundene Verbindung, z. B. *Sans m'enquérir pourquoi, ni qu'est-ce.*

Wie attributives *quel* in Sätzen wie *Prenez quel livre il vous plaît* vorkam (§ 44, 1.), so auch substantivisches *lequel*: *Auquel vous plaira mieux choisissez votre gendre* (Rotrou). *Es-tu libre ou captif? — Oui. — Mais lequel des deux? — Lequel des deux me plaît, ou tous les deux ensemble* (Id.).

Im verallgemeinernden Konzessivsatze erscheint attributives *quel* (§ 45, a) ausser in dem von Hellgrewe S. 18 zitierten Beispiel noch *Il faut que je lui parle à quel prix que ce soit* (Scarr., Com.) und mehrfach bei Théoph. *Rien ne fait une chose belle que la présence ou la communion du beau, de quelque façon et pour quelle raison qu'il arrive. A quel point que l'humeur le force de changer. A quel prix que ce soit, il en faut donc sortir.*

Quiconque (§ 45, c): *L'artifice est subtil, quiconque en soit l'auteur* (Rotrou), und nicht prädikativ *Quiconque vous ait fait cette fausse peinture . . ., Il mourra* (Id.).

Das veraltete *quoi qui* ist von Sölter S. 48 erwähnt, ebenso *Quoi qui en arrive, il le faut attribuer à la fortune* (Malh.). *Elle trouve à redire à quoi qui se présente* (Chapel.).

Der § 45 Anm. 5 erwähnte Fall *pour si utile qu'elle fût* ist bei Théoph. und Rotrou ungemein häufig und tritt in verschiedenen Arten auf. Sölter S. 49 belegt attributives *quelque* vor einem durch *si* verallgemeinerten Adj. *A quelque si haut point que ce bonheur m'honore.* Auszugehen ist bei der Erklärung von den Fragesätzen, in welchen attributives *quel* vor einem durch *si* hervorgehobenen Adjektivum steht, z. B. *Quel si grand roi n'est point jaloux de votre cœur?* (Théoph.).

En quel si beau marbre de Pare Dois-je graver des monuments Qui soient fidèles à ta gloire? (Id.). *Quels si rares exploits la rendent admirable?* (Rotrou). *Quel si pressant besoin vous tire de ce lieu?* (Id.) und so unendlich oft bei diesen beiden Autoren. Wie hier nach einer besonderen Art des Subst. gefragt wird, welches die durch das Adj. bezeichnete Eigenschaft in so hohem Grade, wie dieselbe thatsächlich vorliegt, oder gedacht wird, besitzt, so wird die Art eines solchen Subst. verallgemeinert in *Et de quelque si grand mérite Dont l'honneur flatte nos exploits, Il n'est rien de tel etc.* (Théoph.) = von welcher Art auch immer das so grosse Verdienst sei, *Quelque si grand malheur qui jamais m'en arrive* (Id.). Dass von hier aus auch adverbiales *quelque* zu dem durch *si* ausgezeichneten prädikativen Adjektivum trat, ist nicht befremdlich, da das neufrz. *quelque* vor dem prädik. Adj. ja auch aus dem *quelque* vor dem attributiven Adjektiv hervorgegangen ist, vgl. *Quelque si clairvoyant que soit l'esprit des hommes, Nous ne reconnaissons etc.* (Rotrou).

In Sätzen wie *Pouvez-vous écouter . . . Et, pour quelques raisons qui vous puissent armer, Verser le meilleur sang etc.* (Rotrou, Don Lope de C. III, 3). *Des rivières plutôt . . . rebrousseraient leur course, Que pour quelque dépit qui rebute un amant, Il cesse d'incliner et tendre à son aimant* (Id.). *Et pour quoi qu'on en ait, on en a pour le jour* (Id., Le Filandre I, 4). *Et pour si peu de temps que je l'ai vue, j'ai toute cette idée si bien imprimée dans le cœur etc.* (Théoph.), tritt *pour* in deutlich erkennbarer kausaler Bedeutung auf, wird jedoch in der neueren Sprache nicht angewandt, da das absolute Substantivum mit *quelque* resp. *quoi que* und *si peu* genügen. (Vgl. über dieses *pour* Zschr. f. r. Phil. XI, 445 ff.). Man kann in solchen Sätzen eine Verschmelzung der beiden Wendungen *pour temps que j'aie* und *quelque temps que j'aie*, der älteren und der jüngeren, sehen, eine Verschmelzung, die dann schliesslich der modernen Wendung hat weichen müssen.

Aussi in solchen Sätzen wie *Quoi qu'il arrive aussi, vous ne la quittez pas* (Rotrou).

Das veraltete *comme que: Pour les hommes, ils se coucheraient comme que ce fût* (Scarr., R. C. III).

Unter den Indefiniten ist *tout* zu erwähnen, welches vielfach in der älteren Sprache zur Verstärkung anderer Wörter diente. Dem § 46 Anm. 2 Gesagten ist hinzuzufügen, dass *tout ainsi* sehr oft vorkommt, und *tout aujourd'hui* kann auch noch öfter nachgewiesen werden, z. B. *Je saurais bien me tenir ici tout aujourd'hui* (Théoph.). *Qui m'a tout aujourd'hui mis l'âme à la torture* (Id.). *Ma foi, tout aujourd'hui ce cavalier et moi Nous vous avons cherché* (Scarr., Com.). *Hé quoi tout aujourd'hui Il consentira donc?* (Ibid.). *Obstinez-vous tout aujourd'hui à vouloir qu'il vous rende votre portrait* (Mlle de Scud.). Ebenso findet sich *tout* vor attributivem *les deux*, wo es heutzutage nicht mehr vorkommt, z. B. *Et me faisant regner sur toutes les deux mers* (Rotrou). *De tous les deux côtés les choses ne furent pas sitôt en état de pouvoir songer à combattre* (Mlle de Scud.). *De toutes les deux façons dont j'envisage la chose, je trahis le roi* (Ead.). *Ce qui fut accepté également de tous les deux partis* (Ead.). Andererseits fehlt dieses *tout* vor *à coup*, wie *De là, tombant à coup en des frayeurs plus vives. Il m'a semblé d'errer aux infernales rives* (Théoph.), (wozu man vergleichen kann *La lumière qui l'eblouirait trop à coup* (Desmar.)), und in *d'un temps*, wie *Et pour punir d'un temps l'orgueil désordonné . . . Faites etc.* (Rotrou). *Il est aisé de juger de ma peine Par l'effort qui d'un temps m'emporte et me ramène* (Id.).

Adjektivisches *chacun* (§ 47, a) kommt auch vor: *C'est ce Dieu . . . Qui . . . Ordonne le manoir à chacun élément* (Desmar., Visionn.). *Un chacun* (§ 47, b) in indirekter Beziehung auf ein mit partitivem *de* folgendes Substantivum: *C'est que ma voix cherche des traits Pour un chacun de vos attraits* (Id).

Aucun im positiven Satze findet sich nur substantivisch, selten bei Rotrou (Sölter S. 48 und ausserdem *Et d'aucuns qui ployaient craignant notre déroute, Ce grand homme . . . change etc.)* und Théoph. *(Selon le sens d'aucuns je voulais discourir Si ce n'est pas le feu etc.)*, oft in den Dichtungen Scarron's, z. B. *Je n'ai point su comment elle en fit le chemin, Aucuns ont dit sur un roussin* (Poés.). *Il disait qu'aucuns d'eux (de ces beaux esprits) ne sont bons qu'à moucher les chandelles . . . Qu'aucuns à ce beau corps pourraient servir de membres* (Ibid.). *Aucuns commencèrent par boire* (Virg.). *J'en puis être d'aucuns blâmé Mais aussi serai-je estimé* (Ibid). *Notre ville . . . Sans regret d'aucuns fut laissée* (Ibid.) und so sehr oft. Dass es mit dem von Hellgrewe S. 18 zitierten *Il avait assez d'esprit et faisait assez bien de méchants vers; d'ailleurs homme d'honneur en aucune façon, malicieux comme un vieil singe et envieux comme un singe* eine andere Bewandtnis hat, fühlt der Verfasser der Abhandlung selbst, da er sagt: „hier scheint es mehr dem englischen *any* zu entsprechen als für *quelque* zu stehen." Offenbar liegt hier ein unvollständiger negativer Satz vor = *il n'était . . . en aucune façon,* also = „in keiner Weise", wie ja auch heutzutage *en aucune façon* in derselben Weise sehr gebräuchlich ist.

Aucune fois ist auch (§ 50, b) bei Racan noch öfters zu lesen, z. B. *Il est vrai qu'au matin aucunefois les songes Me déçoivent les sens. Il suit aucunefois un cerf par les foulées . . . Aucunefois des chiens il suit les voix confuses.*

Adverbiales *rien* (§ 51, b) liegt in den gegebenen Stellen mit *ne rien prétendre à qc.* eigentlich nur für die neuere Sprache vor, da man früher sehr wohl sagte *prétendre qc. à q. (qc.).* Ebenso konnte damals der Akkusativ als solcher noch empfunden werden in *Déférez quelque chose au sentiment commun* (Rotrou) *Pourvu qu'il promît que . . ., il déférerait quelque chose à mes prières* (M[lle] de Scud.). Ähnlich sind *Et pour ne rien céder aux plus fertiles champs, Les rochers les plus durs . . . Se laissent cultiver* (Racan). *Ma raison s'accommode quelquefois à mes désirs . . ., et cède quelque chose à ma volonté. Il me serait peut-être plus avantageux, lui dis-je froidement, que votre volonté cédât quelquefois à votre raison* (M[lle] de Scud.) Doch scheint hier schon der Akkus. des Masses vorzuliegen, wie ein solcher deutlich erkennbar ist in *Au prix de la vertu je ne les prise rien* (Théoph.). Von solchen Sätzen aus wurde dann *rien* rein adverbial, so dass dasselbe nicht mehr als Akkus. empfunden wurde, wie ja auch *pas* und *point* in ähnlicher Weise zu Adverbien wurden, nur dass die Sprache dann später wieder *rien* auf den rein substantivischen Gebrauch beschränkte. Vgl. noch *Ne désespère rien, car je plains ton supplice* (Rotrou). *Il répondit qu'il n'avait rien oublié à mettre tous les secrets de la magie en pratique, mais sans aucun effet* (Scarr., R. C. III).

Die im Altfrz. sehr beliebte Umschreibung durch *corps* (Tobler, *V. B.* S. 27 f.) erscheint noch bei Scarron, welcher *corps d'homme-ne = personne-ne* gebraucht, z. B. *Corps d'homme n'était avec moi* (Virg. l. II). *Corps d'homme n'en reçut outrage* (Ibid., l. V). Ebenso findet sich bei Chapelain *Sous le petit Rambert, le grand corps de Norgale, Parmi son sang fumeux, sa dure vie exhale.*

Nul ohne *ne* beim Verbum (§ 52, a) habe ich nur noch gefunden

Un voleur, dont l'audace à nulle autre est pareille (Rotrou), eine Stelle, die darum nicht recht beweisend ist, weil die Wendung *à nul autre pareil* ohne das Verbum unendlich häufig war, man also sehr leicht dazu kommen konnte, *être* ohne *ne* derselben hinzuzufügen. *Nul* = *aucun* habe ich durch zu wenige Beispiele belegt; dieser Gebrauch ist sehr oft zu beobachten, z. B. im Grand Cyrus fast auf jeder Seite. Vgl. *A-t-on vu jusqu'ici que du nom des Adornes D'une étroite vertu nul ait passé les bornes?* (Rotrou). *Pouviez-vous croire qu'un cœur qui vous avait adorée pût offrir des vœux à nulle autre divinité?* (Mlle de Scud.). *Il sera difficile que j'en trouve en nulle part* (Ead.). *Il évita ... de rencontrer la princesse Istrine en nulle part* (Ead.). *Bien loin de songer à vous faire nulle violence* (Ead.). *Car je ne pourrais pas sans cet ajustement Avec nul des mortels converser un moment* (Desmar.). *Sa marque, sans laquelle il ne veut pas que nul s'en serve* (Id.). *Je ne vois pas qu'il ait eu nulle aventure fâcheuse en cette chasse* (Mlle de Scud.). *Il ne lui était pas possible d'espérer jamais nulle satisfaction en la vie* (Ead.). *Ce n'est pas que je sente nulle disposition en moi qui etc.* (Ead.). *Il ne crut pas que Mandane eût nulle part à la chose* (Ead.). *Aussi bien n'est-il pas à propos de vous donner nulle émotion* (Ead.). *Il n'y avait pas moyen de tirer nulle conjecture de tous les signes* (Ead.). *Ni l'Anglais n'est tombé, par nul autre malheur, Dans un gouffre si bas* (Chapel.). *Ni vous qui le sauviez ... Ni nul autre ici bas ne pourrait l'empêcher* (Scarr., Com.). *Je m'en retournai ... sans songer ni au chemin que je tenais, ni à nulle autre chose* (Mlle de Scud.). *Du moins n'aurai-je rien dans l'esprit qui me reproche nulle infidélité, ni nulle négligence* (Ead.). *Il ne restait nulle place pour nul autre sentiment* (Ead.).

Pas un = *aucun, personne* (52, b) ist ebenfalls unendlich oft bei Mlle de Scud. und auch sonst häufig zu finden, doch brauchen die Beispiele nicht gerade vermehrt zu werden, nur der Fall verdient der Erwähnung, in welchem *pas un* neben der Negation *ne-pas (point)* erscheint, wie *Pas un n'alla pas au contraire* (Scarr., Virg. l. VIII). *Elle ne se priva pas un moment de la conversation de pas un de mes rivaux* (Mlle de Scud., III, 285). *Il n'y avait point de nom au-dessus de pas une lettre* (Ead.).

Mêmement (§ 53 Anm. 4). *Il a trop de passion pour être croyable, mêmement en une cause qu'il a faite sienne* (Théoph.). *La nef, ainsi dépatronnée, Et mêmement détimonnée* (Scarr., Virg.).

Substantivisches *maint* (§ 54 Anm. 3) ist auch bei Scarr. im Virg. zu finden, z. B. *Tydée, Adraste et maints aussi Qui ne sont pas nommés ici* (l. II).

Von den Zahlwörtern ist das früher beliebte *un cent de* zu erwähnen, z. B. *Telle en trahit un cent, et se fait aimer d'eux* (Rotrou). *Hier j'en blessai trois d'un regard innocent, D'un autre plus cruel j'en fis mourir un cent* (Desmar.). *(Elle) seule en vaut plus d'un cent* (Scarr., Com.).

Als Beispiele zu dem § 57 Anm. 3 erwähnten Falle, dass ein Subst. mit dem unbestimmten Artikel durch einen Superlativ bestimmt ist, füge ich hinzu *Je suis sans doute une des personnes du monde la plus sensible aux bienfaits* (Théoph.). *Il était un des hommes du monde le mieux fait* (Scarr., Nouv.). *Cléandre était assurément un des hommes du monde le mieux fait* (Mlle de Scud.). ein Fall, in welchem dieselbe Attraktion vorliegt wie die § 64, b erwähnte (*un des meilleurs hommes qui soit au monde*).

Unpersönlich gebrauchte Verba statt der persönlichen (§ 58, b): *Je vous ai moins payé Qu'il ne vous était dû* (Rotrou). *Je*

suis bien aise de vous pouvoir dire auparavant qu'il m'empire davantage, que si les dieux disposaient de moi, je n'entends pas etc. (Mlle de Scud.). *Vous ne la reconnaîtrez pas quand vous la verrez, tant il lui est visiblement amendé* (Ead.). *Dès qu'il eut formé la résolution de retourner à Clarie, il lui amenda, il dormit toute la nuit suivante* (Ead.). Auch sind bei Mlle de Scud. Konstruktionen nicht selten wie *Jamais il ne s'est entendu parler d'une pareille confusion à celle de Babylone. Jamais il ne s'est vu de gens de guerre partir avec un plus violent désir de vaincre.*

Transitiv sind abweichend vom heutigen Gebrauch (§ 59) noch:

accroire: Alors, pour l'excuser, moi-même je l'accrois (Desmar., Clovis).

aspirer: Donne donc à tes vœux quoi que ton cœur aspire (Rotrou, Bélisaire, I, 6).

butiner: (Il) s'apprête à butiner Les plus chères faveurs qu'un esprit peut donner (Id.). *Il butine les fruits d'une injuste victoire* (Id.).

clignoter: Vainement ses yeux il frotta, Les ouvrit et les clignota (Scarr., Virg. l. I).

décroître: Sa compagnie N'augmente ni décroît ma froideur infinie (Rotrou).

désespérer: Ses maîtres, qui perdaient tous les leurs (enfants) dès le berceau, la firent nourrice d'un garçon désespéré des medecins (Scarr., Nouv.).

discourir: Tout cela est très bien discouru (Théoph.). *Quelque chose d'approchant à ce que je vous en ai discouru* (Id.). *Quoi que l'affection te fasse discourir* (Id.).

éclater: Tandis que de leur haine ils éclatent des crimes Contre les pouvoirs légitimes (Racan).

guerroyer: Vous les mènerez Guerroyer les peuples du Tibre (Scarr.).

hucher: Elle siffle en paume les siens, Elle huche ses Tyriens (Id.).

lutter: Et presque sans espoir il lutte en vain les flots (Desmar., Clovis). *De l'Hellespont ému (il) luttait les flots cruels* (Ibid.). (Beisp. aus dem 16. Jhd. bei Littré s. v. Hist.).

Wie *obéir* auch *désobéir: Elle se serait vue désobéir par une personne qui ne le ferait pas en toute autre chose* (Scarr., Lettr.)

opposer: Et partout où du camp se peut tourner l'effort, Sous cent aspects divers il oppose la mort (Chapel.).

persuader: Je sens une chaleur d'esprit Qui vient persuader ma plume De tracer etc. (Théoph.). *Il me dit de plus qu'il avait fait assez de progrès auprès d'elle pour l'avoir persuadée de lui donner la nuit entrée dans son jardin* (Scarron, R. C.).

pirouetter: Le vent la pirouette (ma barque) sur sa proue (Racan) *Eure les pirouette et les tourne en furie* (Scud.).

rapprocher: L'esclave echappé rapproche la maison (Rotrou). *Ne me rapprochez point* (Id.).

répondre: Pourvu que son esprit son visage réponde, Je crois qu'il vaut beaucoup (Rotrou).

résister: Artamène désespéré de se voir résister si longtemps (Mlle de Scud.).

tiédir: Mais du vin que l'on répandit, Qu'elle but et qui la tiédit, Fit que etc. (Scarr., Virg.)

voisiner: Une longue avenue D'arbres à quatre rangs qui voisinent la nue (Desmar., Visionn.).

voyager: Voyageant l'univers de l'un à l'autre bout, Nous ne saurions fuir (Théoph.),

Zu den bereits gegebenen Verben mögen noch da, wo nur ein Beispiel oder mehrere nur einem Autor entnommene angeführt sind, gestellt werden: *Avec tant de bruit ..., Que le cœur le plus ferme à peine l'accoutume* (Scud.). *Ensuite à cet hymen vous le disposerez Par les plus doux moyens que vous aviserez* (Scarr., Com.). *J'ordonnerai de consulter l'affaire* (Rotrou.). *Mais les monstres d'enfer ... Consultent les moyens d'en affaiblir le cours* (Chapel.). *Il suffit que chacun dispute cette question en lui-même* (Desmar.). *Je vous prendrais pour mon juge, Si j'avais quelque chose à disputer comme eux* (Mlle de Scud.). *Et son cœur veut éclore un espoir qu'il retient* (Rotrou). *Souvent la jalousie ... Par notre propre faute éclôt de grands malheurs* (Racan). *Ainsi courent les bruits des propos murmurants, Par qui la foule éclôt cent pensers différents* (Desmar.). *Aimant mieux hasarder le destin des batailles (J') Assemble ce qu'il a de plus fameux soldats* (Rotrou). *Renviant pour sa gloire ... L'exploit si renommé du valeureux Horace* (Desmar.).

Reflexiv gebraucht sind (§ 60) noch:

se combattre: C'était des gantelets semblables Que des athlètes redoutables L'athlète le plus redouté, Erix ... Se combattait à toute outrance (Scarr., Virg.).

se débarquer: Alors tout se débarque (Scud.). *Tout s'approche à la fin, tout vient, tout se débarque* (Id.). *(Il) était arrivé à Madrid, sans donner avis de Séville, où il s'était débarqué* (Scarr., Nouv.).

se délibérer: Mon désespoir en moi encor se délibère (Théoph.). *Je me délibérai de chercher mon salut en ma fuite* (Id.).

se donner de la tête, contre qc. kommt öfter bei Scarr. vor, z. B. *Elle tomba donc sur lui ... se donnant de la tête contre celle de sa fille si rudement etc.* (R. C.). *Dom Marcos, qui se donnait de la tête contre les murailles* (Nouv.). *Mais c'était ... Se donner du front contre un mur* (Virg.).

se feindre: Je veux contraindre ma conscience de se feindre pour se condamner (Théoph.).

se tempêter: Mais cet œil n'est plus dans sa tête, Dont jour et nuit il se tempête (Scarr., Virg.).

se valoir: Ne tient-il qu'à tromper, ne tient-il qu'à trahir, A cause qu'on saura se valoir de ses feintes? (Scarr., Com.).

se vieillir: Les organes dont il se sert se vieillissent et s'usent (Desmar.).

Als Beispiele kann man hinzufügen *A quoi l'hôtesse, sans se bouger de dessus le siège où elle était, lui repartit* (Scarr., R. C. III). *Et qui se prenant garde Que celui qui voit tout, en tous lieux le regarde, Se gouverne en tous lieux comme étant devant lui* (Racan). *Il s'en va temps de penser à la mort* (Id.).

Ohne das Reflexivum (§ 61) kommen noch vor:

abaisser: Mais l'esprit d'un pauvre homme abaisse de moitié (Scarr., Poés.).

bouleverser: Enfin tout bouleverse, et jamais le soleil N'éclaira dans son cours un désordre pareil (Scud.).

consumer: Ils brûlent sans relâche, et jamais ne consument (Racan). *Les méchants ... Brûlent sans consumer et sans pouvoir mourir* (Id.). *Je brûle, je consume, et ma langue altérée Se colle à mon palais* (Id.). Ebenso *consommer* bei Rotrou, Sölter S. 55.

éteindre: Un feu qui n'éteint point, luit et brûle dans ce gouffre (Scud.). *(Il) jette dans ce navire un feu qu'il n'éteint pas* (Id.).

user: Elle (la table) est encore entière et n'usera jamais (Rotrou).

Hinzufügen könnte man noch Beispiele zu *évanouir*, z. B. *Le corps... et pourrit et évanouit bientôt* (Théoph.). *Elle embrassa... Don Carlos, qui pensa en évanouir encore* (Scarr., R. C.). *Nos peurs seront évanouies Par ces miracles apparents* (Racan), und einige Stellen, wo (wie in diesem letzten Beispiel) das Reflexivum in einer zusammengesetzten Zeit vernachlässigt ist; so kommt sehr oft bei M[lle] de Scud. vor: *Il nous demanda, quand il fut retiré dans sa chambre, ce que nous pensions etc. (Il) fut trouver le prince Cléobule dans son cabinet, où il était retiré il y avait déjà longtemps*, ferner *(Il) ne laissa pas de l'assurer, aussitôt qu'il fut un peu remis de son étonnement, qu'elle n'avait rien à craindre. Harpage, étant réfugié en Perse etc.*

Die § 62, b erwähnte, heute nicht statthafte, Attraktion der Person des Verbums nach *celui qui* kann noch durch mehr Beispiele belegt werden, vgl. *Je suis celui qui n'ai jamais rien fait d'agreable aux yeux de Dieu* (Scarr., Nouv.). *Je pense être celui de tous qui l'ai le plus rigoureusement éprouvé* (M[lle] de Scud. III, 65). *Comme j'ai été celui qui ai eu l'honneur de lui raconter toute cette histoire etc.* (Ead. IV, 192). *J'étais celle qui leur apprenais les nouvelles de la ville* (Ead.). — Vgl. auch noch: *Je suis ce traître, Cet amant non aimé qui me vantai de l'être* (Rotrou).

Zu den § 63 Anm. 2 berührten vereinzelten Fällen des abweichenden Numerus lassen sich andere, ebenfalls nur vereinzelt zu beobachtende hinzugesellen: *(Sitôt) que le soleil fut levé, La plupart alla reconnaître Les fleuves de ce lieu champêtre* (Scarr., Virg. l. VII). *Et que (= quoique) trop de raisons m'oblige à m'en venger* (Rotrou, Don Lope de C. IV, 5). *Par quels humbles devoirs te puis-je satisfaire Qui ne me laisse encor la qualité d'ingrat?* (Id., Bélisaire I, 6). *Il n'est ni monts, ni mers, ni campagnes, ni fleuves Qui de notre valeur doive empêcher les preuves* (Scud., Alaric l. I). Wiederholt lässt sich noch folgender, von Tobler, V. B. S. 190 erwähnte Fall betreffen. *Pas un des curieux qui vous ont observés, N'ont à tant de mépris cru mes jours réservés* (Rotrou, Don Lope de C. I, 2). *Que quelqu'un de ces gens le saisissent au corps* (Id., Les Ménechmes IV, 5). *Pas un de ceux que je chéris, Et dont je fais mes favoris, Ne m'ont offert leur assistance* (Racan). *Nous lui demandâmes s'il ne savait point si quelqu'une de ses amies l'étaient venue prendre* (M[lle] de Scud. IV, 323). Dazu kann man vergleichen *Chacun de ses hôtes lui présente une action qu'ils auront faite* (Desmar.).

Auch ist singularisches Verbum mit folgendem pluralischen Subjekt (§ 64 Anm.) noch sonst zu lesen: *Et des rochers sortit de nouvelles fontaines* (Racan). *Et des rochers flambants d'un feu qui tout consume Sortira des charbons de soufre et de bitume* (Id.). *Après celles-là en vint quatre autres, portant deux cygnes* (M[lle] de Scud. II, 612). — Vgl. ferner *C'est ainsi, m'est avis, que s'est passé la chose* (Scarr., Com., so oft). — *Quel mépris obstiné des hommes et des dieux Vous rend indifférent et la terre et les cieux?* (Rotrou, St. Gen. II, 6).

In Bezug auf die Tempora in hypothetischen Sätzen (§ 66, a) ist zu bemerken, dass bei Rotrou noch oft *je dusse* = *je devrais* zu finden ist; in den früheren Stücken erscheint dieser Konjunktiv sehr oft, in den späteren wird derselbe etwas seltener, z. B. *Vous dussiez souhaiter de la voir dans mes bras. Je vous dusse épargner en l'honneur dont vous êtes. Vous dussiez estimer cet honneur glorieux. Tu dusses rejeter ces doutes superflus. Suivant un compliment de longtemps affecté, Je dusse demander l'état de ta santé. Je proteste l'enfer, les eaux, le firmament, Et tout ce que je dusse avoir de vénérable* u. a. Auch der

§ 67 Anm. 3 berührte Fall kommt oft genug bei Rotrou vor, z. B. *Assez, depuis trois ans..., Je dusse avoir connu, comme enfin je connoi, Le peu de volonté que vous avez pour moi. Moi, dont le nom tout seul vous dût avoir touché. Tu dusses, Cléonte, En son infâme sang avoir noyé sa honte. L'hymen dût avoir joint nos jours. Voilà ce bel auteur de mes tristes soucis, Que ma triste confession dût avoir adouci. Je dusse avoir déjà consulté sa science.* Sonst findet sich *je dusse = devrais* nur selten noch bei den anderen Autoren, wie *Je m'en vais vous apprendre ici Quel dût être votre souci* (Théoph.).

Je fusse = j'eusse été (§ 66. b) begegnet nur selten, vgl. *Mon esprit dès longtemps fût réduit en vapeur S'il eût pu concevoir une vulgaire peur* (Théoph.). *Leur rage fût sans toi de mon sang assouvie, Et sans toi, dans leurs mains, j'aurais perdu la vie* (Rotrou).

Comme si mit dem Präsens (§ 66 Anm. 4): *Il m'allègue un dieu Jupiter, Qu'il a peur de mécontenter, Et les oracles de Lycie, Comme si le ciel se soucie De cettui-là, de cettui-ci, Il serait bien oiseux ainsi* (Scarr., Virg. l. IV).

Das Präs. Fut. nach *quand même* (§ 66 Anm. 5) ist nicht selten bei M[lle] de Scudéry, z. B. *Cette sagesse dont vous parlez n'aura rien à faire qu'à vous louer, quand même vous m'aurez appris vos plus secrètes pensées. Pourvu que je voie Mandane, je serai toujours consolé, quand même elle ne me dira rien d'obligeant. Je l'aimerai éternellement, quand même elle ne m'aimera jamais. C'est pourtant lui qui vous a refusé la porte et qui a été cause que Mégabise est entré, quand même la chose se sera passée comme il le dit,* und sonst.

Unendlich häufig ist bei M[lle] de Scud. die § 67, c, d besprochene Angleichung der Tempora; Beispiele bietet fast jede Seite, es genügt, nur einige anzuführen, wie *Quand il serait vrai que je ne serais pas le plus haïssable des hommes et que j'aurais rendu un service important au roi, s'il arrive que..., toutes mes actions ne m'obtiendraient pas son affection. Ne pourrait-il pas s'imaginer que j'aurais songé à partager avec Cyrus la domination de toute l'Asie? Il saura que Philidaspe, ce même Ph. qu'il a tant haï, m'aura enlevée. Si je ne vous croyais l'âme extrêmement ferme, je croirais que la peur aurait un peu troublé votre raison en cet instant. — Il ne fit pas la même dépense qu'il eût faite, s'il eût cru qu'effectivement Spitridate eût été Cyrus. Je pense que si elle n'eût eu peur qu'Antigène l'eût vue mal danser, elle n'eût pas même été en cadence. Nous fûmes bien étonnés, quand nous fûmes arrivés tout au haut de cette tour, de trouver que le roi... était allé pour consulter cette femme, car certainement si la princesse eût su qu'il y eût été, elle n'y fût pas allé ce jour-là.*

Zu § 67, e vgl. *Lors tu seras honteux qu'en mon adversité Je t'aie tant de fois en vain sollicité D'avoir abandonné le train d'une fortune Qu'il te fallait avoir avec moi commune* (Théoph.). *Enfin Amestris n'a point dû recevoir cette lettre depuis qu'elle est ma femme et moins encore l'avoir conservée* (M[lle] de Scud.), und zu § 67 Anmerk. 4 vgl. *N'es-tu pas son esclave? Et ne voudrais-tu pas t'être tiré des fers?* worauf der Angeredete antwortet: *Selon les moyens qui m'en seraient offerts, Car je ne voudrais pas acheter de ma fuite etc.* (Rotrou). *A l'avoir enfreinte (la loi) il y va de ma tête* (Id.), das Gesetz ist aber noch nicht übertreten. *M'ôter la vie Serait bien moins que me l'avoir ravie (la beauté)* (Id.).

Die Bildung der Tempora composita ist zwar vom Verf. in seiner Syntax absichtlich nicht behandelt worden, jedoch möchte er hier bemerken, dass in Scarron's Virg. zweimal reflexive Verba mit

avoir das Perf. bilden, was im Altfrz. vorkam, vgl. *Elle aurait eu corrosion Par la trop longue friction, Et s'aurait fait mal à la croupe* (I. V). *Elle a voulu, la male bête, Achever la flotte par feu. Et vraiment s'en a fallu peu, Si son mari ... N'eût fait etc.* (Ibid.). Ausserdem ist es der M[lle] de Scud. eigen, die Perf. und Plusquamperf. intransitiver Verba wie *venir, partir* u. ä. durch *j'ai été, j'avais été* zu bilden, was in der früheren Sprache vorkam und genau dem *j'ai eu donné* entspricht, wie sie denn solche Perf. unendlich oft auch bietet, vgl. *Il était mort un moment après qu'il avait été sorti de cette cabane* (I, 51). *Cet homme avait laissé tomber des tablettes qu'il avait ramassées, après qu'il avait été parti* (II, 104). *Ce qu'elle avait dit, quand j'avais été sorti de son cabinet* (II, 116). *Aussitôt que Cyaxare avait été arrivé à Sinope, ils étaient retournés au camp. Il n'avait pas été plutôt parti d'auprès du roi, que ce prince était entré* (III, 35). *Aussitôt que la nuit avait été venue, il était monté sur un cheval* (III, 397). *Il y en avait deux qui s'étaient jetés dans la mer pour l'assister, et qui avaient été noyés sans le pouvoir faire* (III, 394) und sonst. Infolge dieses Gebrauchs befremdet auch nicht *Je les sentais comme si elles fussent venues d'arriver* (III, 181) = *venaient d'arriver.*

Viele gute Beispiele zu den § 69—71 erörterten Umschreibungen finden sich in den poetischen Texten, doch thut es nicht not, die angeführten zu vermehren; nur das ist zu bemerken, dass *faire* mit dem Infinitiv zur blossen Umschreibung und nichts mehr sagend als das im Infinitiv stehende Verbum doch noch wohl mitunter sich betreffen lässt. Wenn man zweifelhaft sein kann über *De quels ruisseaux de pleurs le rappaiserez-vous Pour faire détourner de vos coupables têtes Les traits de son courroux* (Racan), so ist ganz zutreffend *Qui (un serpent) siffle et fait grincer sa dent envenimée* (Desmar., Clovis).

Der Konjunktiv der Einräumung ohne *que* (§ 73, a) ist noch öfters notiert, doch nur in poetischen Stücken, z. B. *La reine vienne ou non, que vous sert sa venue?* (Rotrou). *Mon père là-dessus fasse ce qu'il pourra ... Si je n'ai Dom Diègue ... Je veux bien n'épouser qu'un vieil jaloux* (Scarr., Com.). *Et qui (la mort) ... L'indiscrète qu'elle est, grippe, voulût ou non, Pauvre, riche, poltron, vaillant et bon* (Ibid.). *Et la troupe qui m'environne, Soient amis ou soient ennemis, Ne me peut servir, ni me nuire* (Racan). *Force gens disent que vous n'êtes Autre chose que des sornettes; Mais soyez sornettes ou non, Je vais commencer tout de bon* (Scarr., Typh.). *Si bien que voulussent ou non, Sur les soldats d'Agamemnon Nous regagnâmes la captive* (Id., Virg.).

Ebenso ist bei Dichtern oft *que* vor dem Konj. des Wunsches auch in solchen Fällen zu finden, wo das Nfrz. den alten Gebrauch bewahrt hat (§ 73, b), z. B. *Que plût aux dieux que le discours des fables Trouvât en moi ses effets véritables* (Théoph.). *Que maudit soit le maître avec son éloquence* (Rotrou). *Que béni soit des dieux le pouvoir adorable* (Id.). *Que puissent-ils m'ôter aussi la vie* (Id.). *Que puissent nos neveux ... Dans leur âme graver l'éternel souvenir* (Racan). *Que maudit soit le fou* (Scarr., Com.). *Que béni soyez-vous, Seigneur, Qui m'avez fait un misérable* (Ibid.).

Dass *sache* noch als Konjunktiv empfunden wurde, zeigen die vielen Stellen, in welchen es *saches* geschrieben ist, z. B. *Saches donc au besoin fournir de ta mémoire* (Rotrou). *Saches que tout ce que ta crainte a de bon et d'utile ... devient etc.* (Scarr., Nouv.). *Car saches qu'il y a déjà deux jours etc.* (M[lle] de Scud. IV, 367).

Der Konjunktiv der Selbstaufforderung in der ersten Pers. Sing.

nach einem Imperativ in der Alternative, wo *je veux* mit dem Infinitiv oder das Präsens Indik. das Angemessenste wäre, findet sich oft bei Rotrou, z. B. *Ou quittez-moi-la, ou que je vous la quitte. Sois prudente, Dorise, ou que je sois muette.*

Im indirekten Fragesatze steht der Konj. (§ 74) *Je me consolerais de ne trouver de quoi Je ne pusse en mon mal me venger que de toi* (Théoph.). *Il ne se souciait pas par quelle voie il parvînt à la grandeur, pourvu qu'il y arrivât* (Mlle de Scud. II, 633).

Der Indikativ statt des Konj. der Einräumung im verallgemeinernden Konzessivsatze (§ 75, b) findet sich auch nach *pour peu que*, so *Et je crois que pour peu que je vous entendrais, Ce serait un métier où je me résoudrais* (Rotrou). *Pour peu que tes gens rameront, Aisément ils surmonteront Le fil de mon eau* (Scarr., Virg.).

Wie früher die Verallgemeinerung nur durch den Konjunktiv bewirkt werden konnte, ohne dass dem Subst. ein indefinites Interrogativum beigegeben wurde, zeigen noch Sätze wie *Prête à ne réserver crime que j'aie fait* (Rotrou). *Quel espoir que j'aie eu n'a sujet de renaître?* (Id.), welche den § 75 Anm. 3 am Schluss zitierten an die Seite zu stellen sind.

Dass das emphatische Adjektiv im Sinne eines Superlativs noch nicht veraltet ist (§ 75 Anm. 3), zeigt Tobler, Z. f. r. Ph. XI, 442 f. Dasselbe findet sich auch noch ohne einen Relativsatz mit dem Konjunktiv *Étant certain que c'était un des vaillants hommes du monde* (Mlle de Scud.).

Der Indikativ im Satze mit *que* nach Ausdrücken des Wollens (§ 76, a) kann noch belegt werden: *Il me tarde déjà que dessus ce beau sein Ma violente ardeur n'accomplit son dessein. Attendant cet hymen qui te rend souveraine etc.* (Rotrou). *Je me sens tout de flamme: Je meurs que je ne vois cet objet de ma flamme* (Id.). *Quel respect me retient que des poings et des dents Je ne te fais rentrer ces termes impudents?* (Id.). *Qui me tient qu'en ce lieu je n'écris de ton sang Le mérite de Laure?* (Id.) — Vereinzelt ist der Indik. nach *accorder* = eine Bitte gewähren, *Que Votre Majesté m'accorde seulement Qu'en ce lieu Lysanor reviendra sûrement* (Rotrou, L'heureux naufrage, V, 4), wo die Bedeutung des Wunsches zurückgetreten ist.

Der Konj. nach Ausdrücken des Beschliessens (§ 76, b): *Amour a résolu que je sois ta victime* (Théoph.). *La justice ... Résout que la guerrière ... Souffre de sa valeur triompher les enfers* (Chapel.). *Vous avez donc résolu que je parte* (Mlle de Scud.).

Der Konjunktiv nach *espérer* (§ 80) ist nicht selten bei Rotrou, z. B. *J'ose encore espérer que dans cette allégresse Vous souffriez à mon sexe un peu de faiblesse. Lorsque j'espérais son retour et ma grâce, Et que le roi rendît la paix à cette place, J'eus avec Dorismond ce fatal accident.*

Der Konj. nach *si c'est* (§ 81 Anm. 1) *Si c'est qu'absolument ma mort soit résolue etc.* (Rotrou). Auch *est-ce* erscheint mit *que* und dem Konj., so dass auch dieses noch nicht zum blossen Zeichen der Frage erstarrt ist wie heutzutage (vgl. Tobler, *Z. f. r. Ph.* XI, 440), sondern noch seiner Bedeutung nach empfunden wurde, so *Est-ce par un forfait que je doive régner?* (Rotrou, Cosroès I, 3). *Est-ce, me disait-il, qu'en effet elle ait eu soin de ma vie?* (Mlle de Scud. I, 301).

Der Konjunktiv nach *au lieu que* (§ 82 Anm. 1) *Étant plus équitable qu'au lieu qu'il fasse mon panégyrique, je m'en aille faire son éloge* (Mlle de Scud.). Wie hier das *équitable* keinen Einfluss auf den Modus haben kann, sondern dieser nur durch die Reflexion veranlasst

ist, so ist der Konj. als Modus der Reflexion, vielleicht als Latinismus aufzufassen in dem Konsekutivsatze, der eine Thatsache angibt. *Tant de haine, ingrate, à ma perte t'enflamme, Que deux fois en un jour elle ait d'un vain effort... sollicité ma mort* (Rotrou).

Zu den Stellen mit *si peu que* und dem Indikativ (§ 84. a) füge ich hinzu: *Mais si petit qu'il est, c'est assez pour une personne etc.* (Scarr., Lettr.). *Et si fou qu'il était, il flattait sa passion en croyant etc.* (Id., Nouv.).

Den Konjunktiv im zweiten Gliede des Komparativsatzes der Ungleichheit (§ 84 Anm. 2) habe ich noch gefunden *Je vous hais déjà plus que vous n'aimiez Amestris et je ne serai jamais satisfaite que je ne vous voie tous deux malheureux* (M[lle] de Scud.). Hierher gehört auch das von Hellgrewe (S. 33) falsch = *à moins que ne* aufgefasste *Nous eûmes plus tôt gagné les montagnes les plus proches de Valence que le vice-roi n'en pût être averti* (Scarr., R. C.).

Der Infinitiv ist nur noch nach *depuis* abweichend vom heutigen Gebrauch betroffen (§ 85, c), so *Tu sais... Que depuis m'être instruit à la romaine loi, Mon âme dignement a senti de la foi* (Théoph.). *J'ai songé à ce vers-là depuis l'avoir ouï citer de votre part* (Id.).

Der Infinitiv ohne Präposition (§ 86, 87) findet sich noch: *Il convint à la Dionée.,. Rendre l'honneur que méritait Dame qui tant nous assistait* (Scarr., Virg.). *Cependant je te prie encore m'excuser* (Théoph.). *Me priant de nouveau me souvenir de compter bien les jours qu'elle m'avait accordés* (M[lle] de Scud., III, 249). *S'il promet avec affection, Nous servant, exercer notre profession* (Rotrou). Ausserdem in folgenden noch nicht erwähnten Fällen, zu denen Beispiele aus früherer Zeit in den betreffenden Spezialabhandlungen zu finden sind, *Je ne crains point faillir quoi que ma muse die* (Théoph.). *Il m'accuse notamment avoir dit que je croyais autre chose que etc.* (Id.). *J'ai peur l'avoir courue, et qu'un autre l'ait prise* (Scarr., Com.). *Il se souvint même avoir su que le prince d'Assyrie n'était point à Babylone depuis un très longtemps* (M[lle] de Scud., II. 111), eine Stelle, die allerdings auch einen Druckfehler enthalten könnte. — *L'y recevoir, vous feriez mal* (Scarr., Virg.).

Das Subjekt ist dem von einer Präposition abhängigen Infinitiv hinzugefügt (§ 85 Anm. 2) *Je sais bien le moyen d'être tous deux contents* (Rotrou). *Après avoir donc été tous deux quelques moments sans rien dire, Qu'avez-vous fait de votre ami, me dit-elle etc.* (M[lle] de Scud.).

Der Akkusativ mit dem Infinitiv (§ 89) kommt noch vor: *Et croyant la fortune Avoir trop fait pour nous pour leur être importune, (elles) Vinrent etc.* (Rotrou). *Qui n'eût cru par cette retraite La cour céleste être défaite?* (Scarr, Typh.). *Viens voir ce cœur ingrat souffrir sans récompense, Et qui fut tout espoir t'aimer sans espérance* (Rotrou, Florimonde). *Tous d'une voix il faut sans fin... Chanter soir et matin Sa gloire sa grandeur et sa miséricorde* (Racan). *Une chose laquelle il désire être pareille et tout à fait une à une autre* (Théoph.).

Der Akkusativ bei *faire* mit einem Infinitiv nebst einem akkusativischen Objekt (§ 90): *Une ardeur déréglée Qui les fait si souvent au péril du trépas Suivre la vanité de ses trompeurs appas* (Rotrou). *(Ton soin) les fait posséder ta visible présence* (Racan). *L'erreur... Les fait pour les faux dieux tout le sang épancher Des garçons et des filles* (Id.). *Les autres en le faisant boire Un peu plus qu'il ne faut de vin* (Scarr., Virg.). *(Ils) Firent boire ce grand fou*

Un peu plus que son chien de soûl (Ibid.). *Elle avait remarqué beaucoup d'esprit et de mérite en sa personne, ce qui l'avait longtemps fait soupçonner quelque chose* (Scarr., R. C. III). *(Ils) se mirent à chercher ceux qui les avaient fait quitter le haut du pavé* (Ibid.).

Das Partizipium des Präsens statt des Gerundiums in Beziehung auf pluralische Feminina (§ 91, b, c) in der Form *-ants* ist auch sonst noch zu beobachten, vgl. *Elles font de nouvelles vies, Et quittants les royaumes voisins, Reviennent dans des corps humains* (Théoph.). *Ces choses seront-elles point des choses qui, occupants quoi que ce soit, le rendent tel etc.* (Id.). *Et déjà toutes les Furies Renouvelants leurs barbaries Rendaient le vice triomphant* (Racan). *Les eaux d'Oise et de Seine, Disputants ce butin, Faisaient etc.* (Id.). *Les deux sœurs s'écriants déplorent son malheur* (Desmar.). *L'image de leur crime et celle de leur gloire Étants les deux bourreaux de leur triste mémoire* (Scud.). *Toutes les troupes ... s'étants rangées en haie pour laisser passer le roi, il ne voulut pas* (Mlle de Scud.). *L'ambition et la vengeance n'étants guère accoutumées de s'enfermer dans les bornes etc.* (Ead.). Ebenso bei intransitiven Verben *Les déesses des poètes ... passants dans ma fantaisie, Firent un peu de poésie* (Théoph.). *(Il) l'enleva, toutes ses femmes criants désespérément* (Mlle de Scud.). Kaum findet sich *-antes;* die Stelle, welche Sölter S. 66 zitiert, ist durch den Reim veranlasst, eine andere ist *La grosse pluie avec la grêle Tombantes du ciel pêle-mêle* (Scarr., Virg. l. I.).

Das Partizipium des Perfekts (§ 92) wird des Reimes wegen noch oft von einigen Dichtern mit dem nachfolgenden Objekt übereingestimmt, z. B. *(Je) pense que le dieu des vers Ne m'aura pas moins découverts Les secrets de sa prognostique* (Théoph.). *Non sans avoir devant huée La chanson de voix enrouée* (Scarr., Virg.). *Il avait bas mise Et sa jaquette et sa chemise* (Ibid.). Für Rotrou gibt Sölter S. 67 f. Beispiele, unter welchen auch eines sich findet, wo ohne den Zwang des Reimes die Übereinstimmung mit dem folgenden Objekt sich zeigt *(Il m'a préférée une abjecte rivale).* Diesem letzteren sind hinzuzufügen *Tu nous auras vaincus les astres irrités* (Rotrou, Clarice IV, 5) und *Un songe ... nous laisse imprimée ou peu ou point de crainte* (Id., Venceslas IV, 1). Auch zeigen Rotrou und Scarron oft Nichtübereinstimmung des Partiz. mit dem zwischen Hilfsverbum und Partiz. gestellten Objekt, sofern der Reim dieselbe erforderlich macht. Aus Rotrou gibt Sölter S. 67 Stellen, unter denen *Une telle manie a ses sens occupé, Qu'il aura dans un an tous vos biens dissipé* (Les Ménechmes III, 4) sehr auffallend ist, aus Scarron führe ich an: *Alors Neptune ayant toussé, Et plusieurs crachats repoussé* (Typh.). *Dont il lava son œil percé, Non sans avoir les dents grincé* (Virg.). *(Moi) qui n'ai ma course gâté Que pour avoir trop vite été* (Id.), und so sehr oft in den Dichtungen dieses Autors; auch *Si je n'avais été si haut embalconné, Cent coups au lieu d'habits je leur eusse donné* (Scarr., Com.).

Dass in der früheren Sprache vielfach das Objekt des Infinitivs als Objekt des diesem vorausgehenden Verbum finitum gefasst wurde, ist § 92 Anm. 2 durch Beispiele belegt, denen man hinzufügen kann *Et tu nous a voulus immoler à ta rage* (Rotrou). *Des rois se sont vus obliger à ses rares exploits* (Id.). *Ce défaut par lequel elle s'est laissée prendre* (Desmar.). *Un prince qui tient la vie de celui qui vous l'a voulue ôter* (Mlle de Scud., II, 133). *L'usage des dames assyriennes où l'on ne l'avait point encore voulue assujettir* (Ead. II, 425 ebenso

II, 499 und sonst). *Je ne me suis pas laissée tromper* (Ead. IV. 485). *Ceux qui se souviennent de les avoir entendues raconter à leurs pères* (Ead., II. 484). *Cette admirable Vénus . . . qu'il avait toujours crue n'être que l'effet d'une belle imagination* (Ead., II. 512). *Il paraissait sur son visage une émotion de joie, qu'ils ne lui avaient jamais vue avoir pour personne* (Ead. II. 207). *La faiblesse que je vous ai tant entendue condamner* (Ead., III, 117).

Ganz besonders ist dies für die Verba der Bewegung, speziell *venir*, hervorzuheben. Nicht nur werden dieselben, wenn sie in einer zusammengesetzten Zeit vor einem Infinitiv stehen, im Partiz. mit dem Subjekt nicht übereinstimmend betroffen, (§ 94, a), sondern das vor dieselben tretende Objektspronomen des Infinitivs veranlasst, dass das Partizipium sich nach ihm richtet, wie *Le roi accompagné de plusieurs des siens l'était venue prendre dans sa chambre* (Mlle de Scud. II. 289). *Le prince Artibie . . . l'étant venue voir, la conversation fut etc.* (Ead., III. 56). *Nous lui demandâmes s'il ne savait point si quelqu'une de ses amies l'étaient venue prendre* (Ead., IV. 323, auch III. 425, IV. 485 und sonst). So ist auch kein Druckfehler, wie Hellgrewe S. 29 meint, bei Scarr. im R. C. *Enfin plusieurs demoiselles richement parées les étant venus voir, chacune un flambeau à la main,* wie die Ausgabe von 1651 den Satz gibt, während die von 1657 *venu* liest.

Das Partizipium von *il y a* richtet sich nach dem vorhergehenden Akkusativ (§ 92 Anm. 2, 4) auch *Cette grande différence de mœurs et de façon de vivre qu'il y a eue entre la cour de David et celle de nos rois* (Racan, Vorrede zu den Psalmen). Nicht ganz sicher ist *L'on savait qu'il ne faisait plus bâtir à Clarie; que les peintres et les sculpteurs qu'il y avait eus si longtemps, n'y étaient plus* (Mlle de Scud. II. 545), doch scheint es nicht gut angängig, das *il* in *il y avait* persönlich zu fassen, da dies nicht gut französisch wäre.

Es mögen noch erwähnt werden *Et ce départ . . . Joint une autre raison . . . M'oblige à ce fâcheux mais important dessein* (Rotrou), sowie zu § 94 Anm. *Et toujours parmi vous conservé chèrement, Tes ans se passeront assez utilement* (Rotrou). *La meilleure partie de ma vie s'est passée éloigné de ce que j'aimais* (Mlle de Scud., III, 59).

Von den Adverbien der Zeit (§ 96) ist *souventes fois* in den Dichtungen Scarron's wiederholt zu finden, z. B. *Le sort . . . qui toujours, du moins souventes fois, Fait et défait, sans raison et sans choix* (Poés.). *Et moi buvant aussi souvente fois je songe . . . Que etc.* (Com.). *Votre main au bras potele M'a souvente fois régalé* (Virg. l. VI).

jà kommt auch noch in Scarron's Virg. vor: *Il avait ja mis bas un flegme* (l. IV).

longuement kommt auch im ernsten Stil noch vor, z. B. *Rodolphe . . . Retenu longuement sur les bords du tombeau* (Chapel). Auch sonst ist es häufig, z. B. *Il vous eût mis au point de jeûner longuement* (Rotrou). *Tu me tiens longuement* (Id.). *Deja trop longuement la paresse me flatte* (Théoph.).

ore, ores ist bei Théoph. noch sehr gewöhnlich, z. B. *Tu dis vrai, ta raison me rend ores confus. La bête . . . Ayant éteint sa soif, ores s'en est allée. Recherche en tes désirs, ores si refroidis, Si etc.* Auch oft *ores-ores*, z. B. *Ces fosses, en divers endroits, Sont ores larges, or' étroits. Ores j'aime la ville, ores la solitude, Tantôt la promenade, et tantôt mon étude. Or' ensemble, ores dispersés, Ils brillent etc.*

pendant findet sich adverbial *Cela n'est pas sans doute, il faut tout à loisir Y penser mûrement, et pendant se saisir Du devin et de lui* (Racan, Bergeries), (s. Littré s. v. Hist.).

premièrement „zuvor“ kann noch durch mehrere Stellen belegt werden, z. B. *Il ne m'attaque point sans jeter premièrement des nuages au-devant de ta plus claire vérité* (Théoph., und so oft bei diesem Autor). *Il faut que je te détache premièrement des plaisirs du corps pour te porter aux plaisirs de l'esprit* (Desmar.). *Il essaya premièrement de monter de front avec les deux comédiennes, ce qui s'étant trouvé impossible, la Caverne se mit etc.* (Scarr., R. C.). Auch adverbiales *premier*, das sonst nur in der Verbindung *premier que* erscheint (§ 138), tritt auf: *Un esclave peut-il délivrer des liens Son ami, si premier il n'a brisé les siens?* (Rotrou). *(Il) n'eût pas rendu l'âme . . . Si l'amour n'eût premier étouffé sa raison* (Id.). *Je ne veux point mourir, que premier il ne meure* (Desmar.).

puis après ist bei Scarr. unendlich häufig, im Virg. fast auf jeder Seite, auch sonst ist es noch in der Prosa zu finden, z. B. *Je te ferai savoir puis après comme je suis entré etc.* (Desmar., Délices).

Die Ortsadverbien *illec* und *léans* kommen noch bei Scarron vor, so *Mais Maron dit qu'un grand gouffre Exhale illec un air de soufre* (Virg. l. VI). *Un prévôt nous a pris, et nous a mis léans* (Com.). *On nous eût fait mettre léans* (Virg. l. I).

Unter den Adverbien der Aussage (§ 97) ist *voirement* noch zu finden *C'est un fat voirement, et Pascal en est deux* (Scarr., D. Japhet d'Arménie IV, 3); *Voire* ist sonst = *vraiment* noch mitunter zu lesen, wie *Combien de fois le plus homme de bien succombe-t-il en ces combats. voire qui jamais en ce monde en a été pleinement victorieux que le fils éternel de Dieu?* (Théoph.). *Tenez bien quelque temps. — Voire qui le pourrait* (Scarr., Com.). Ein ganz analoges Beispiel bei Hellgrewe S. 30. Für *voire* = *même* brauchen die Beispiele nicht gehäuft zu werden.

si beim Hilfsverbum oder verbum vicarium *faire* beobachtete ich noch: *Ne le crois-tu point comme cela? — Si fais* (Théoph.). *N'y a-t-il point quelque chose contraire à la vie? — S'y a* (Id.). *Alors le conducteur repartit que . . . quand nous le saurions, nous n'y avions aucun intérêt. Alors je m'avançai . . . et je lui dis: Si ai bien, moi j'y en ai* (Scarr., R. C. III). Ebenso in der indirekten Rede *Ce qui affligea fort le petit homme qui fut un peu consolé quand Angélique dit que si feroit bien elle* (Ibid.).

Adverbiales *si*, auf einen ganzen Satz hinweisend, kommt noch bei *sembler* vor: *Il n'y a rien, si me semble, qui ne puisse légitimement céder à nos fantaisies et à nos opinions* (Théoph.). Ebenso erscheint auch noch *aussi* bei *être* und *faire*, wo es im Altfrz. unendlich häufig wie *si* vorkam (Tobler V. B. S. 87), *Mes chevaliers et mes pions sont vaillants; aussi sont les vôtres* (Scarr., Virg. VIII). *Le vieil Jphitus . . . Fut lors préservé de la touche. Aussi fut Pélias le bon* (Ibid., l. II). *Aussi ferai-je en bonne foi* (Ibid.).

Zu den Adverbien der Quantität ist das bei Scarron noch vorkommende *prou* (§ 98, 5) zu notieren: *Quand l'un mange trop fort, les cinq autres enlèvent Ce qu'il a devant lui, le pillent et s'en crèvent: S'entend alors qu'ils ont prou de quoi se crever, Car souvent ce n'est pas coup sûr que d'en trouver* (Com.). *Le sommeil . . . Qui fait quelquefois prou de bien* (Virg., l. V).

§ 98, 8 Anm. 3: *(Il) m'obligera . . . à continuer de l'appeler ainsi dans la plupart de ce récit* (Mlle de Scud.).

Guère im positiven Sinne ist § 98, 11 durch zwei Beispiele belegt, von welchen das zweite nach Littré s. v. 1^0 nicht zutreffen würde, und in der That könnte dasselbe durch unzweifelhafte Stellen ersetzt

werden, nämlich solche, in denen *guère* neben *ne-pas* und *non* auftritt, wie *La nécessité nous contraignit de représenter pour gagner notre vie, bien que notre troupe ne fût pas guère bonne* (Scarr., R. C. III, ch. 8). *Et je ne l'en vois pas guère moins réjouie* (Scarr., D. Japhet d'Arménie III, 3). *On ouït dans la chambre haute des hurlements non guère différents de ceux que fait un pourceau qu'on égorge* (Scarr., R. C., II, c. 7.) Ebenso in der indirekten Frage *Dites-moi si cette histoire est encore guère longue* (Scarr., R. C. III, c. 8). Auch nach *sans* scheint mir heute *guère* nicht mehr statthaft, vgl. *Quelque secrète cause qui me faisait agir, sans y faire pourtant guère de réflexion* (Ibid.), da *beaucoup* doch viel natürlicher ist. Statt *Il ne regardait avec guère moins de jalousie tous ceux qui demeuraient auprès de sa personne* (M[lle] de Scud. III, 646 und sonst oft genug) würde man heute *ne regardait guère avec moins de etc.* sagen.

Die Negation *non* vor dem verbum vicarium (§ 99, a): *Il pensait Voir deux Thèbes, et non faisait* (Scarr., Virg. l. IV). *Non ferai pas moi, reprit Polycrate, en regardant Alcidamie, car je suis persuadé etc.* (M[lle] de Scud., III, 257), wo zwischen *ferai* und *pas* ein Komma zu setzen sein wird, so dass *pas moi* zusammengehörte, wie auch wir sagen: „Das thue ich nicht, ich nicht.“ Freilich findet sich gerade in diesem Falle früher auch *non-pas* z. B. im XVI. Jahrhundert noch *non est pas,* es könnte also auch hier *pas* zu *non ferai* gezogen werden und *pas* dem *non* zur Verstärkung beigegeben sein, wie man ja auch heute durch *non pas* ein einzelnes Wort negiert.

Pas und *point* in der indirekten Frage mit *si* (§ 101, b) ist bei Rotrou noch unendlich oft zu finden, vgl. nur *Voyez si j'ai pas lieu de l'attendre ce soir. Jugez si l'assemblée Par cet étonnement doit pas être troublée. N'apprenez que de lui si je suis pas la même.*

Point ohne *ne* (§ 101, c) habe ich nur noch gefunden *L'espérance me confond point, Mes maux ont trop de véhémence, Mes travaux sont au dernier point: Il faut que mon repos commence* (Théoph.).

Dass *onc* in Scarron's Virg. noch sehr oft vorkommt, mag zu Anm. 2 angemerkt werden. *Ne — du tout point = ne — point du tout* (Anm. 4): *A l'heure même on m'accommode . . . Une cuirasse à mon pour point Qui ne paraîtra du tout point* (Scarr. Com.). *Elle ne souhaitait du tout point sa mort* (Id., R. C. III).

Pas, point sind noch in anderen Fällen als den § 102 erwähnten dem *ne* abweichend vom heutigen Gebrauch hinzugefügt, so nach *empêcher, éviter, il ne tient pas à, prendre garde* in dem mit *que* eingeleiteten Nebensatze, wie *Il ne songea donc plus qu'à empêcher que ses noces ne fussent point troublées* (Scarr., Nouv.). *Ses parents eurent assez de crédit pour empêcher qu'on ne lui fît pas son procès* (Ibid.). *Je vous supplie de vouloir empêcher que l'incomparable Amestris . . . ne reçoive pas ce déplaisir-là* (M[lle] de Scud., III, 304). *Je viens avec le dessein d'empêcher en effet qu'il ne la revoie pas* (Ead.). *Il fallait le faire enterrer secrètement, pour éviter que la justice n'y mît pas la main* (Scarr., R. C. III). *Il ne tiendrait qu'à moi que je ne fusse aussi heureuse que j'aurais été en Espagne, comme il ne tiendrait pas à toi que je n'eusse point à y regretter D. Carlos* (Scarr., R. C.). *Il n'a pas tenu à moi . . . que je ne me suis pas battu contre Mégabise* (M[lle] de Scud.). *Il n'a pas tenu à moi, seigneur, que ce malheur ne vous soit pas arrivé* (Ead., II, 407). *(Ils) nous quittèrent, nous recommandant de bien prendre garde qu'on ne les surprît point* (Scarr., R. C.). Ferner findet sich *ne — pas plus = ne — plus: Cette dernière pensée acheva de lui faire prendre la résolution de ne perdre*

pas plus un seul moment (Mlle de Scud.). Den § 102, e angeführten Stellen füge ich hinzu *Il y avait bien alors deux jours que nous n'avions point vu le prince Mazare* (Mlle de Scud., II, 390).

Die Negation in dem abhängigen Satze mit *que* nach den § 103, c gegebenen Ausdrücken ist noch recht oft anzutreffen, doch brauchen zu fast allen Ausdrücken die Beispiele nicht vermehrt zu werden; es mag nur erwähnt werden, dass nach *défendre* auch bei dem von diesem abhängigen Infinitiv die Negation auftritt, wie *La bonne déesse ... s'apparaissait fort souvent à elle et lui défendait de n'en épouser point qui ne fût de son pays et de sa race* (Racan), und angereiht werden *Je pétille que je ne fasse Sur quelque belle et large face Des balafres de ma façon* (Scarr., Virg.). *Mais Wermond ... Désespère en son cœur que l'on n'y remédie* (Scud., Alaric). Nur die Klasse der Ausdrücke, nach welchen die Negation analog dem Gebrauch nach *ne pas douter (nier) que* erscheint, ist noch grösser. Hellgrewe S. 33 gibt zwei Stellen mit *ne pas avoir la moindre défiance que — ne* und *ne pas désavouer que — ne*. Hinzuzufügen sind *Je ne me puis ôter de l'esprit que ce ne soit lui-même* (Scarr., R. C.). *Elle ne pouvait croire que je ne fusse le Bas-Breton qu'elle avait vu, ni comprendre pourquoi j'avais plus d'esprit la nuit que le jour* (Scarr., R. C. c. 15, er sollte für diesen gelten, aber sie wollte es nicht glauben). *Il appréhendait que Mandane ne s'imaginât qu'un sentiment d'intérêt ne l'eût obligé de n'agir pas fortement en cette affaire* (Mlle de Scud.). Auch findet sich dieses *ne* nach verneintem *croire*, obgleich die Negation desselben durch eine andere aufgehoben ist, wie *Il n'y a personne qui ne croie que cet Artane qui s'était caché, voyant mon maître blessé en tant de lieux, ne dût se lever pour aider à celui de son parti qui combattait encore ... Cependant il n'en alla pas ainsi* (Mlle de Scud.). *Ce n'est pas que ... il ne crût quelquefois que si cet illustre rival n'était plus, il ne pût occuper sa place* (Ead., III, 523). — Zu § 103, d ist noch zu erwähnen, dass nach *avoir soupçon* nicht selten wie die Ausdrücke der Furcht behandelt ist, z. B. *Il avait pourtant quelque léger soupçon que le roi d'Assyrie n'eût fait la chose* (Mlle de Scud.). *Dans les soupçons qu'il avait qu'il ne fût amoureux de Mandane* (Ead.).

Bei Scarr. im Virg. fehlt *ne* vor dem Verbum eines vollständigen mit *ni* eingeleiteten Satzes (vgl. § 104 Anm. 4), was in der früheren Zeit vorkam, vgl. *Mais je sais bien pour le certain Que ni Cythérée est ta Mère, Ni feu Dardanus ton grand père* (l. IV). *Car ni vin brouillait sa cervelle, Ni Bacchus était avec elle* (l. VII).

Die Präposition *de* in eigentlicher lokaler Bedeutung (§ 105, a) ist noch öfter zu beobachten, vgl. *Et le sang que sans fruit les légions romaines En tant d'occasions ont puisé de ses veines* (Rotrou). *D'une même source ils ont puisé leur sang* (Desmar.). *Ce fleuve prend la source d'une montagne d'Arménie* (Mlle de Scud.). Übertragen auf die Bezeichnung des Masses = „wie weit" findet es sich lokal und temporal (§ 106) = „wie lange", wo dem Neufrz. der Akkusativ angemessener wäre, z. B. *Toi qui ne l'as jamais abandonné d'un pas* (Racan). *Que je perde le jour si je vous suis d'un pas* (Rotrou). *Je n'ai souffert que d'un jour seulement* (Théoph.). *Je le vois en trop belle humeur d'écrire pour me promettre de longtemps ma liberté* (Id.). *Le présent ne suivra vos vœux que d'un instant* (Rotrou). So auch ohne Negation *Il était retourné sur ses pas de deux grandes lieues* (Scarr., R. C.). *A l'heure que le soleil jaune Déjà de la longueur d'une aune Dorait le ciel* (Id., Virg.), und unendlich häufig temporal in Wendungen wie *différer d'un jour* oder auch *Il ne fait que d'un peu son*

triomphe arrêter (Chapel.), wo jedoch *de* auch heute als Ausdruck des Massunterschiedes sich findet (wie lokal auch *reculer d'un pas* u. ä.), obwohl dasselbe nicht so häufig sich zeigen wird, wie es früher vorkam. Ebenso kommt *de* lokal und temporal vor in Fällen, wo die neuere Sprache *à* (resp. *en, dans*) auf die Frage „wo“ verwendet, z. B. *Les demoiselles en faisaient de si grands éclats, qu'on les entendait de l'autre bout de la rue* (Scarr., R. C. III). *D'une distance égale ils éloignent la terre* (Scud., Alaric). *Du commencement elle souffrait seulement sa recherche . . ., mais enfin elle s'y engagea* (Racan). *Elles crurent du commencement que leurs larmes feraient passer l'affaire par accommodement* (Scarr., Nouv.). *Et nous la pourrons étouffer, Et du même temps nous chauffer* (Scarr., Virg.). *Chaque corps d'un temps même aux murailles s'élance* (Chapel.). *Tous montent d'un temps même et d'une même ardeur* (Id.). *Qui sait, disait-il, si de l'heure que je parle, elle ne prie point pour mon rival?* (Mlle de Scud.).

Von den § 105, b angeführten Verben ist *s'informer de q. de qc. (si)* oft zu finden, öfters auch *arriver de q.*, z. B. *Cléante, arriva tout effrayé du malheur qui venait d'arriver d'un berger, qui par désespoir s'était précipité dans la rivière* (Racan). *(Il était) fort en peine de ce qui arriverait de lui* (Scarr., R. C.), auch noch das bereits seltene *s'allier de*, vgl. *Quand il s'est allié de notre humanité, N'a-t-il pas de son sang signé notre alliance?* (Racan), und *se revolter de q*, wie *Ils s'étaient de toi révoltés* (Racan). Hinzuzufügen sind *se désobliger de qc., Il se désoblige de l'amitié et du respect qu'on lui veut rendre* (Théoph.); *éclipser qc. de q., N'éclipse point de nous tes grâces éternelles* (Racan), *souffrir de q., On souffre d'un jaloux, il a droit de se plaindre* (Rotrou), *se satisfaire de q., Et de ton assassin et de ton suborneur Je saurai par mon bras si bien me satisfaire Que etc.* (Scarr., Com.), *oublier de q., Vous devez oublier de moi jusqu'à mon nom* (Rotrou), *remporter la victoire de q., La gloire D'avoir des ennemis remporté la victoire* (Racan).

de = neufrz. *que* nach dem Komparativ (§ 105, c) ist nur oft nach *même* beobachtet, dasselbe liegt auch vor *En rang, comme en beauté, d'Argine la seconde* (Desmar., Clovis). Anders zu fassen scheint dieses *de* beim Infinitiv *De manquer à ma foi j'aimerais mieux mourir* (Racan), denn der Infinitiv kann mit *de* nach dem Gebrauch der damaligen Zeit absolut vorangestellt sein.

participer à qc. statt *de* (§ 105 Anm. 1) findet sich *Ceci ou cela se fait par la participation de l'essence qui lui est propre à laquelle il participe* (Théoph.). *Après qu'il lui eurent accordé que chacune des espèces est quelque chose, et que ce qui leur participe prend d'elles sa dénomination, il se mit etc.* (Id.).

Zu § 107 füge ich nur einige Beispiele hinzu, wie *Le lit t'est de besoin* (Rotrou). *Il nous est de besoin* (Id.). *(Il) la présenta au roi, quoiqu'il n'en fût nullement de besoin* (Scarr.). *Et n'eussions point eu de besoin d'autres demeures que de celles etc.* (Racan). *Qu'est-ce qu'un amant doit trouver d'impossible?* (Rotrou). *Qui juge rien de ferme au monde, n'a point d'yeux* (Id.). *Lui qui fait tant du subtil* (Théoph.). *J'ai fait du souverain* (Rotrou). *Va chez les ennemis faire de la céleste* (Chapel.). *Elle avait bien fait de la mère affligée* (Scarr., R. C.). *La Seine enfin ne fut jamais si fière, Et ne fit tant de la grosse rivière* (Id., Poés.). *Le prince de Salerne y alla faisant autant de l'empêché que s'il eût été question etc.* (Id., Nouv., und so unendlich oft bei diesem Autor).

Auch *de ce que* (§ 108) mag noch durch wenige Beispiele ver-

mehrt werden, wie *C'est grand dommage de ce qu'elle est plus sage que Salomon* (Scarr., Lettres). *Le sentiment qui me tourmentait le plus était de ce qu'Alcionide était possédée par un homme que etc.* (Mlle de (Scud.). *Ce qui est cause peut-être de ce que je suis passable comédien* (Scarr., R. C.). *Vous n'y trouverez rien digne d'admiration que de ce qu'un travail de si longue haleine a été entrepris par un homme de mon métier* (Racan). *L'agréable Inezille acheva de lire sa nouvelle et fit regretter à tous se .auditeurs de ce qu'elle n'était pas plus longue* (Scarr., R. C.). *Et la croyant cruelle, Par la seule raison de ce qu'elle était belle* (Id., Com.).

Kausales *de* in der § 109 berührten Verwendung vgl. noch *Je vais composer de trève avec mes douleurs* (Rotrou). *Il a conjuré les siens D'une paix générale avec les Porciens* (Id). *Lorsque Dieu nous visite, il en est invité Par sa seule équité* (Racan). *Il conserve pour nous l'alliance immortelle, Dont il s'est obligé par des vœux solennels* (Id.). *Et s'obstiner encore D'un amour qui le perd!* (Théoph.).

Zu § 111 vgl. *Rien ne pouvait vous former une aversion de moi comme la qualité d'impie* (Théoph.). *Je vous donnerais tant d'horreur de votre haine que etc.* (Id.). *Vous avez de la compassion de mes maux* (Mlle de Scud.), und zur Anm. ibid. vgl. *Et tout à votre occasion, De vous qui renversez les lois de la nature* (Rotrou).

Beim Infinitiv erscheint *de* (§ 112, 1) nach *paraître*, wie *Madame, un cavalier, ou qui paraît de l'être* (Scarr., Com.). *Ils rattrapèrent cet homme qui ne répondit qu'en termes confus aux interrogations que la Rapinière lui fit, mais qui ne parut point de l'être, au contraire, il se mit à rire* (Id., R. C., III), nach *daigner* und *jurer* (eine Aussage beschwören) bei Rotrou (Sölter S. 55 u. 58). Die Beispiele sind nur zu *avouer* zu vermehren, vgl. *J'avoûrai donc ingénument D'avoir oublié lourdement L'action la plus héroïque* (Scarr.. Poés.). *J'avouerai donc de ne les pas connaître* (Id., Com.), und *il fait bon*, z. B. *Il ne faisait pas bon de se frotter avec nous* (Scarr., R. C., III).

Statt des neufrz. *à* findet sich *de* noch (§ 112, 2) *Ce qui est ridicule de dire* (Desmar., Délices). *Ce qui n'est pas aisé d'entendre sans quelque sentiment de colère* (Mlle de Scud., II, 588). *Ce qui ne serait pas si aisé d'obtenir d'elle* (Ead., III, 256), Sölter zitiert aus Rotrou (S. 40) *Ce genre d'écriture, à qui tu peux vanter La tienne assez conforme, est aisé d'imiter.* Ferner *Le ne suis pas d'humeur d'être tant maltraité* (Rotrou). *Il était homme à prendre son plaisir partout où il le trouve, même de le chercher aux dépens de sa réputation* (Scarr., R. C.). Ausserdem nach den Verben: *autoriser: (Ils) vous autorisaient d'en rompre le lien* (Rotrou). *Si de te détromper je suis autorisée* (Id.); *s'essayer: Et je suis en fureur quand mon discours s'essaye De ruiner mon malheur* (Théoph.); *s'évertuer: Ma pauvre âme . . . s'évertue De sauver un peu de vigueur* (Théoph.). *Ah! qu'inutilement mon esprit s'évertue D'exciter la vertu* (Rotrou); *se préparer: Je n'ai qu'à me préparer de souffrir tous les supplices etc.* (Mlle de Scud., III, 576): *mouvoir: Qui te meut de venir troubler notre amitié?* (Théoph.). — Die Beispiele brauchen nur wenig vermehrt zu werden, so *Se soumettant d'aller apprendre le commencement de cette histoire au roi de Phrygie* (Mlle de Scud.). *Il s'enhardit hier de m'en toucher un mot* (Rotrou). *Un homme . . . s'aventura de me tendre les pièges* (Théoph.). *N'osant pas songer de la mener à la cour de la reine* (Mlle de Scud.). — *De = pour: Ravi . . . d'avoir été assez heureux de lui rendre quelque petit service* (Scarr., R. C., III). *Toutes les cendres d'Ilion N'ont point donné*

tant de matière De faire des plaintes aux cieux (Théoph.). *Plus elle fait d'effort d'en ébranler le faîte, Plus etc.* (Racan).

Zu § 112, 4 vgl. noch *Peuvent-ils approuver de se voir en ce point?* (Rotrou). *Ce n'est pas prouver d'avoir combattu que de se vanter de n'être pas blessé* (Mlle de Scud.). Ausserdem *avouer q. de faire qc.*, wie *Mais quel droit l'avoue De retenir au ciel les choses qu'on lui voue?* (Rotrou). *Et quel dieu vous avoue d'abandonner les fers?* (Id.). Sehr oft begegnet bei Rotrou *douter de* und Infinitiv = zweifeln ob, z. B. *Je doute de vivre en l'état où je suis. Aimant bien, vous doutez de pouvoir cajoler! Je doute de me voir si près de mon repos.*

De zur Bezeichnung des Mittels (§ 114) kann durch einige gute Beispiele vermehrt werden, vgl. *Cependant Childéric, d'un coursier diligent, Ayant passé la Marne . . . Touchait etc.* (Desmar.). *Ils viennent d'une armée assiéger nos retraites* (Chapel.). *Il s'était sauvé avec son habit à la turque dont il pensait représenter le Soliman de Mairet* (Scarr., R. C.). Ferner *Il me chaut fort peu que l'Allemagne se noie de sang* (Théoph.). *S'il l'emporte sur moi, c'est d'un peu d'apparence* (Rotrou). *Réponds d'un peu d'amour à l'ardeur qui m'enflamme* (Id.). *A-t-il reçu de vous quelque commandement Dont il ait murmuré du penser seulement?* (Id.). *Mais de quoi peut-on reconnaître Les biens qu'il nous fait chaque jour?* (Racan). *Tout le soin que j'y prends ne profite de rien* (Id.). *Tout abonde en tout temps des biens que tu produis* (Id.). *Les yeux, voulant pleurer, sont de larmes stériles* (Chapel.).

Zu einigen Fällen, in welchen das partitive *de* auftritt, mögen auch noch Belege gegeben werden (§ 116, c u. Anm.): *Quand il y en a deux (femmes) dans une maison, il y en a une trop* (Scarr., R. C. III). *Y ayant deux cents hommes d'un côté, et un homme moins de l'autre* (Mlle de Scud.). — *J'ai trop d'une nuit nourri son espérance* (Rotrou). *La peine où je me trouve est d'avoir trop d'un gendre* (Desmar.). *Mandane ayant moins d'une couronne, ne paraîtra plus etc.* (Mlle de Scud.). *Vous demandez trop de la moitié* (Ead.).

Zahlreich sind die Beispiele zu § 118, vgl. *J'étais allé Chez un ami manger un pied de bœuf salé, Où j'ai trouvé d'un ail qui sent bien mieux que l'ambre* (Scarr., Com.). *Comme Tomyris n'avait que d'une espèce de sentiments dans l'esprit, elle faisait tout servir à son dessein* (Mlle de Scud.). *Il y a pourtant d'une espèce de gens au monde dont pour l'ordinaire tous les plaisirs consistent etc.* (Ead.). *Celle qui offrait le sacrifice . . ., mit dans cette cassolette de l'ambre, du thym (thimiane) . . . et de plusieurs autres parfums* (Ead.). *Comme d'autre fois endormi Confusément je l'avais vue* (Scarr., Virg.). *Ce serait abaisser sa valeur à l'extrême De lui vouloir donner d'autre prix que soi-même* (Rotrou). *Et si d'autre intérêt n'émeut votre colère, Craignez etc.* (Id.). *Jamais d'autre que moi n'en a porté le nom* (Id.). *Je ne saurais de ma conduite Me fier en d'autre qu'à toi* (Racan). *Elle pensait ne pouvoir jamais vivre heureuse avec d'autre qu'avec lui* (Id.). *Je devrais tout à votre majesté si je ne devais aussi quelque chose à moi-même que je ne puis devoir à d'autre* (Scarr., Nouv.). *Jamais de plus digne prêtresse Pour une plus digne déesse Plus dignement n'officia* (Id., Poés.). *Et cet astre déjà se fût banni du monde Si pour cacher sa honte il avait pu trouver D'assez noire demeure aux abîmes de l'onde* (Racan). (Vgl. *Ztschr.* X¹, 255.)

Übrigens ist der Gebrauch des partitiven *de* mit dem Artikel und ohne denselben hinlänglich durch Beispiele belegt, nur zu § 119, b und Anm. 1 vgl. noch *Si mon bonheur n'est faux, que vous dois-je des*

vœux! (Rotrou). *A-t-il puisé tant d'eau que jadis ton courroux T'a fait tirer du sang du sein de son époux?* (Id.). *Il était bien en peine de savoir si la femme de l'opérateur avait beaucoup de l'esprit* (Scarr., R. C., zitiert von Hellgrewe S. 37). — *Elle l'enferma sans lui laisser de la lumière* (Ibid.). *L'avare désir . . . Lui fait perdre le jour sans gagner des trésors* (Scud.). *Elle connaissait sa beauté sans avoir de l'orgueil* (Mlle de Scud.).

Die Präposition *à* in lokaler Bedeutung (§ 120) vgl. *Il dit qu'une demoiselle de ses amies lui voulait dire un mot à la rue* (Scarr., R. C. III). *Je vis ce même prince à un balcon* (Mlle de Scud.). *(Il) la voit tous les jours . . . ou dans les églises ou à son balcon* (Scarr., R. C.). *Tu ne te mettras pas à la tête que j'aille beaucoup importuner etc.* (Id., Nouv.). — *(Il) criait comme un démoniaque . . . et croyant de pouvoir passer au côté droit etc.* (Id., R. C. III). *Nous trouvâmes des chevaux à l'autre côté du fleuve* (Mlle de Scud.). *Il porte à ce côté le châtiment de tous (l'épée)* (Rotrou). *Je me remets aux yeux Les justes jugements des hommes et des dieux* (Théoph.). *(Il) fait paraître à ses yeux les deux indignes rois* (Desmar.). *Votre sang qu'un rival répandit à ses yeux* (Scarr., Com.). *(Ils) se montrent en tous lieux l'un à l'autre voisins* (Chapel.). *Leur habitation en l'autre monde sera quelque chose d'approchant à ce que je vous en ai discouru* (Théoph.). *Je jurerais bien qu'arrivant à l'Amérique, où mon chien de destin me mène, j'entendrai parler* (Scarr., Lettr.). Als besonders beachtenswert ist hervorzuheben *Elle peut épouser celui de ses amants A qui de son amour elle a ces nuits passées* (Rotrou).

In der Übertragung ist *à* (§ 121) auch noch in einigen Stellen notiert, welche der Aufzeichnung wert scheinen; so erscheint dasselbe = *de* zum Ausdruck des possessiven Verhältnisses (Anm. 3) *Mais quel écrit trouvé-je sous mes pas? D'une vieille suivante à ce Lope de Lune, Dont la seule valeur égale l'infortune* (Rotrou, Don Bernard de Cabrère V, 8). *La fille à Jean Vincent, Le collecteur du bourg, seule en vaut plus d'un cent* (Scarr., D. Japhet d'Arménie II, 1). *O vous, qui paraissez en peine Du nom de la bête à Silène* (Id., Typh.). *C'était l'île à dame Circé* (Id., Virg. l. VII). *Aux connaisseurs cela fit dire Qu'elle aurait un fort grand empire, La fille au noble roi Latin* (Ibid.). Ferner *La présomption qu'en pareilles entreprises on soupçonne ordinairement aux personnes de mon âge* (Théoph.). *Est-il possible que vous ayez dormi à repos dans une affliction si récente?* (Id.). *Ses troupes à pleine licence Venaient fouler votre innocence* (Id.). *Un procès qui m'attaque à l'honneur et à la vie* (Id.), und so noch oft für *dans*, resp. *en* (§ 121, a), ebenso für *avec* und *pour* (§ 121, a, f), z. B. *Vous lui feriez grand tort de l'amuser à vous* (Racan), [u. = *de: A quoi se peut ton âme entretenir?* (Theoph.)]. *Il brûlait aux attraits d'une simple bergère* (Rotrou). *Votre zèle à mon salut* (Théoph.). *Elle n'eut point de répugnance à ce que lui proposa Victoria* (Scarr., R. C.). Auch zu den Anm. 1 berührten Einzelheiten lassen sich noch anführen: *Le philosophe qui avait si bien étudié à la sagesse toute sa vie, se trouverait etc.* (Théoph.). *Tu n'auras plus à qui te courroucer* (Id.). Ebenso *Ils se dépitent à moi et me disent des injures* (Id.). Das temporale *à* (§ 122) ist in den Wendungen *à ce matin, à ce soir, à ce jour* ungemein häufig, z. B. *Mes juges veulent que je parte à ce soir* (Théoph.). *J'ai fait à ce matin ces vers tout d'une haleine* (Id.). *De quelle humeur je me trouve à ce jour!* (Rotrou), und sogar *Je veux dès à ce soir en commencer la fête* (Racan). *A ce coup* ist sehr häufig, auch *à l'heure* = *sur l'heure* ist nicht selten, z. B. *A l'heure les Hébreux*

rassurèrent leurs craintes (Racan). *Elle avait des amis à Ecbatane, qui l'en avertirent à l'heure même* (M[lle] de Scud.). *Je vous supplie très humblement de lui ordonner donc de me le rendre à l'heure même* (Ead., und sehr oft im *Grand Cyrus).* Ebenso mit vorangestelltem *même: Qu'il ne fallait que le faire savoir à la troupe et en obtenir la faveur de l'association, ce qu'il désirait faire à la même heure* (Scarr., R. C. III). *A même temps* ist auch nicht selten, z. B. *Et l'autre à même temps élevé dans les cieux* (Racan). *Ils avisent donc ensemble que Lucidas . . . tâcherait à même temps de lui faire connaître la faute etc.* (Id.). *Et qui arriva à même temps que la lettre de Léandre lui fut rendue* (Scarr., Nouv.).

Zur Bezeichnung des Anlasses und des Grundes (§ 123) konkurriert *à* mitunter geradezu mit *de,* z. B. *Nous fûmes assez surpris à cette cérémonie* = „bei" (Théoph.). *Il s'effraye à ces fières menaces* (Rotrou). *Surpris à ce rapport . . . Que dirai-je?* (Id.). *A ce honteux affront je demeure ébahi* (Id.). *Le roi sans s'émouvoir à cette aigre censure* (Scud.). *La forêt retentit à ce trouble nouveau* (Rotrou). *Est-ce qu'à ce nom de fils votre oreille s'offense?* (Id.). Ferner *à = sur: Au lieu de prendre exemple à ma fidélité* (Racan). Ähnlich ist *A la grandeur des dieux leur grandeur se figure* (Théoph.). Sehr oft begegnet *à quoi = pourquoi,* z. B. *A quoi donc tant de tours à l'entour de la porte?* (Rotrou). *A quoi cette froideur et pourquoi tant de suite?* (Id.). *Mais à quoi tant de soins? A quoi tant répéter ce discours inutile?* (Id.). *Mais à quoi différer mon trépas davantage?* (Scarr., Com.). Auch das konjunktionale *à ce que* habe ich noch gefunden *Je n'ai jamais eu assez de vanité ni de diligence pour les impressions à ce qu'on me doive imputer tout ce qui est imprimé comme mien* (Théoph.). *(Elle) donnera bon ordre à ce que la couronne Ne pèse plus au front qui sitôt l'abandonne* (Rotrou). Statt des modernen *en faveur* kommt auch *à la faveur* vor, z. B. *(Je) ne puis goûter le fruit Qu'à la faveur de tous cette saison produit* (Théoph.). *Redouble à ma faveur le doux bruit de ton cours, Tant que tous les Sylvains en puissent être sourds* (Id.).

Das Werkzeug (§ 123 Anm.) ist durch *à* bezeichnet *Le duc . . . bientôt a tranché la tête . . . Au fer d'une autre lance aussitôt il l'élève* (Desmar.), und das Mittel *(Il) vit à ses chansons les Parques désarmées* (Théoph.). *Thionville acquise à sa prompte vaillance* (Desmar.). *Il te ravit un trône à ta naissance acquis* (Scarr., Com.). *Et son impatience attend le nouveau jour comme un jour de triomphe acquis à son amour* (Scud.). (Vgl. § 125 Anm. 2, wo derselbe Gebrauch des *à* beim Infinitiv erwähnt ist.)

A = en: Le vin comme le lait en distille à ruisseaux (Racan). *Quels peuples ne viendront à la foule offrir leur oraison?* (Id.). *Les biens m'arrivent à foison* (Desmar.). *Un tas de faquins . . . se jetèrent à la foule dans notre cabane* (Scarr., R. C.).

Hier mag auch *tout à bon = tout de bon* erwähnt werden, vgl. *Mais quand il fallut représenter tout à bon, il le fallut pousser sur la scène par force* (Scarr., R. C. III). *Mais tout à bon, ne vous déguisez-vous point* (M[lle] de Scud.). *Tout à bon, lui dis-je, Cléonice, que voulez-vous qui soit dans cette lettre?* (Ead.).

Beim Infinitiv (§ 124, 1, b) sind Beispiele zu *fuir* vergessen worden, vgl. *Ils fuient à m'examiner* (Théoph.). *Ne désire donc point, fuis même à regarder Tout ce que sans péché tu ne peux posséder* (Corn.). Hinzuzufügen sind *offrir, J'offre à vous y mener* (Racan), *presser, (Il) ne pressait pourtant pas sa fille à l'épouser* (Scarr., R. C.), *conseiller q. à f. qc.* (vgl. § 59), *Et l'intérêt . . . Ne conseille jamais*

ces âmes bienheureuses A rompre le lien qui joint leurs volontés (Racan), *craindre, Je ne craindrai point maintenant à te dire sur quoi je doute etc.* (Théoph.), *douter, Agnès juge qu'il doute à voir cette action* (Chapel.).

Bei Verben der Bewegung statt *pour* (§ 124 Anm.): *Il s'était enfermé dans une chambre, où je vins à heurter assez fort avant qu'il voulût me répondre* (Théoph.). *Le Père Voisin a été chez plusieurs de mes juges à leur demander ma mort* (Id.).

Den § 125, a angegebenen Verben lassen sich noch hinzufügen *Si les discours . . . vous ont mieux persuadé qu'aux Athéniens* (Théoph.). *Celle de contrarier à la vôtre (volonté) en pareil commandement a été toujours la seule que je me suis réservée* (Id.). *Ils prêchent aux gentils, ils prêchent aux sauvages* (Racan). *Je m'étais engagé pour un homme savant. Depuis sur quelque bruit faisant ici la ronde Je n'ai pu refuser au plus vaillant du monde* (Desmar.). Weitere Beispiele sind *Ce page vous pourra . . ., mais croirai-je à mes yeux?* (Rotrou). *Il ne devait jamais me soupçonner mal à propos, ni croire à ses propres yeux* (M[lle] de Scud.). *C'est à moi que la chose touche* (Scarr., Virg.). Zu § 125, c vgl. *Cela est encore plus étrange d'avoir des imaginations empruntées pour lui discourir* (Théoph.), und zu § 125, d *La rigueur dont je leur use* (Rotrou). *Ne me continue point ces raisons dont tu m'uses* (Id.). *J'eus à tous mes desseins la fortune ennemie* (Scarr., Com.). *Et tant s'en faut qu'il fût consentant à son enlèvement, que etc.* (Id., R. C. III). Zu § 125, e *Au lieu de raccourcir à la fureur du sort Les plaisirs de nos jours, Sommeil, tu les allonges* (Théoph.). *Au lieu du fier tyran qui t'usurpe la France* (Chapel.). *Vous pillez aux particuliers ce que vous donnez au public* (Théoph.). *Si j'avais la lâcheté de mendier ma paix à mes ennemis, je pourrais etc.* (Id.). Schliesslich sei das veraltete *souffrir à q. de f. qc.* erwähnt *Tandis que le ciel me souffrira de vivre* (Théoph.). *Crois-tu qu'il nous souffrît de vivre?* (Id.), und *trève à qc. = de*, wie *Trève, cher D., à tout dessein de rire* (Rotrou). *Trève, Cléandre, à ces douleurs amères* (Id.). *Trève à ta douleur extrême* (Id.).

Das alte *ès* (§ 127, 2, a) findet sich noch: *C., de qui la foi chancelle ès choses les plus claires* (Théoph.). *Le sceptre éternel qu'ils vous ont mis ès mains* (Racan). *Remettez-moi plutôt ès mains de ce Satyre* (Id.). *Cet homme . . . Était des plus grands politiques, Et savant ès mathématiques* (Scarr., Typh.). Vor pluralischem Artikel habe ich *en* nur gefunden (ibid., b) *Elle le trouva homme du monde de la meilleure mine en les habits de noces* (Scarr., R. C. I, c. 22). Vor Städtenamen (ibid., c) *L'une en quète d'un père, et l'autre d'un mari, Vinrent, pour nous trouver, s'embarquer en Bari* (Rotrou). *Je me laisse gagner, je dépèche en Argos* (Id.). *Une personne aussi bien née Qu'il en fut jamais en Paris* (Scarr., Virg.).

Sehr viele Fälle sind zu verzeichnen, in denen noch *en* statt des neueren *à* (§ 126, 2, d) gebraucht ist, vgl. ausser dem noch durch viele Beispiele zu belegenden *penser* und *songer en q., en qc.* noch *Dites-moi en quoi tendait Le discours etc.* (Théoph.). *J'élèverai ton frère en un si digne rang* (Rotrou). *Je ne puis souffrir, en quelque rang qu'il monte, L'ennemi de ma gloire* (Ib.). *Non sans peine encor je reviens en moi-même* (Id.). *Par le même attentat (il) en veut en votre sang* (Id.). *Attendant l'heureux jour qui doit en nos désirs Permettre après les faux les solides plaisirs* (Id.). *Un cœur si relevé répugne en cet emploi* (Id.). *Personne ne pouvait rien comprendre en cette dévote sérénade* (Scarr., R. C.). *L'avocat qui n'entendait rien en ce beau discours* (Ibid., III). *Je souffrirais qu'en moi quelqu'un osât pré-*

tendre? (Desmar.). *Vous prétendez encore en sa femme* (Scarr., Com.). *Toujours je rêve en mon affliction* (Théoph.). *Il y a apparence qu'il rêvait en ses amours* (Scarr., Nouv.). *Il pousse en mon sujet d'inutiles soupirs* (Rotrou). *Si quelque autre est plus sage en mon opinion* (Id.). *Léandre n'est pas en votre connaissance* (Id.). *Mais comment est la reine en votre sentiment? — Ses moindres ornements surpassent l'excellence* (Id.). *Et moi, ... En tête de mes compagnons ... Je tournai etc.* (Scarr., Virg.). *Glauque en tête de son troupeau* (Id.). *C'est ce grand héros dont les soins Feront porter du Rhin en Gange Sans port une lettre de change* (Ibid., l. VI). Zu den gegebenen Stellen füge ich hinzu *Trouve à redire ou non en ces propos confus* (Rotrou). *Il trouvait à redire en tous ceux de sa profession* (Scarr., R. C.). *Ma dévotion Confia votre vie en sa protection* (Racan). *Et qui lui peut ravir un droit en la couronne?* (Scarr., Com.). *Le temps se rend si bénin ..., Qu'en faveur de cette saison, Et par arrêt de la nature, Il les fait sortir (les serpents) de prison* (Théoph.). *J'écoutais, en faveur d'une tapisserie, Tout ce que etc.* (Rotrou). *Clorimond, introduit en faveur de cette ombre, Apprendra etc.* (Id.).

Zu der § 126, 2, e besprochenen Verwendung des *en* vgl. *Mon devoir souffre en cette violence* (Rotrou). *Je demeure confuse en cet honneur extrême* (Id.). *Et beaucoup sont en peine en ce changement* (Id.). *Je ne me plains point en mon sort rigoureux* (Id.). *Ma colère en ton sang ne peut être assouvie* (Chapel.). *L'unique espoir de mon salut se fonde En la croix de celui qui racheta le monde* (Théoph.). *Et te repose en moi d'une ferme assurance* (Racan). *Je ne m'assurerais pas encore en votre affection* (Mlle de Scud.). *Je n'ai point de pouvoir en ma propre félicité, et par conséquent je n'en ai guère en celle d'autrui* (Ead.). *Casque en tête au lieu de bonnet* (Scarr., Typh.). *Je fis voile en Asie* (Desmar.). Das veraltete *en intention de f. qc.* noch *Un fils que j'ai élevé avec beaucoup de soin, en intention de le rendre digne de l'illustre sang etc.* (Mlle de Scud.).

Das veraltete *en quelque part* begegnet noch oft, z. B. *Elles ne sauraient revenir à la vie si elles n'étaient en quelque part* (Théoph.). *On me ferme la porte en quelque part que j'aille* (Rotrou). *Ils éclairent ses pas, en quelque part qu'elle aille* (Racan). *Me voilà ... très résolu de vous suivre En quelque part que vous irez* (Scarr., Virg.). Ebenso *en nulle part*, z. B. *Errer de contrée en contrée, N'avoir en nulle part entrée* (Ibid.). *Il sera difficile que j'en trouve en nulle part* (Mlle de Scud.). *Il évita ... de rencontrer la princesse Istrine en nulle part* (Ead.). *J'éprouvai ce supplice très longtemps, sans trouver consolation en nulle part* (Ead.) Auch *en autre part*, vgl. *Celle que l'on sait aimer en autre part* (Scarr., Com.).

Dans (§ 126, 3) vgl. *Je l'aimai dans l'excès, et je la hais de même* (Rotrou). *(J'ai) Seule aimé sans réserve, et seule dans l'excès* (Id.). *Il me l'a dépeint (l'amour) comme il est dans ses yeux* (Théoph.). *Je suis moi-même enchanté dans un lieu si plein de charmes* (Mlle de Scud.). *Et moi, pour te parler dans la même franchise, Je te hais beaucoup moins que je ne te méprise* (Scarr., Com.).

Vers (§ 127, c) findet sich auch rein lokal, z. B. *Durant cinq ou six ans j'ai gardé mes troupeaux Vers un lieu que Rosinde a près de nos hameaux* (Rotrou). *Vers le prince irrité, la princesse affligée ... s'était soudain rangée* (Chapel.). *La flotte, à ce qu'on dit, vers Baye est arrivée* (Scud.). *Hydaspe qui était posté vers le pied des montagnes où le roi d'Arménie s'était retiré* (Mlle de Scud.). Auch sonst ist *vers* = *à* resp. Dativ des Pron. pers. gebraucht (§ 127, Anm.), z. B. *Le vieillard ...*

Adresse ainsi vers nous sa parole adorable (Desmar., Clovis). *Sous une fenêtre qui répond vers une maison brûlée* (Mlle de Scud.).

Sur (§ 128 Anm. 3) vgl. *Ce sceptre vous élève sur les autres humains* (Rotrou). *Entre eux un jeune amant vous plaira dessus tous* (Id.). *Nul ne saurait plus haut porter l'ambition Que d'oser envier sur ma présomption* (Desmar., Visionn.). *Lucille qui possède un célèbre renom, Un rang impérial ... Et sur toutes grandeurs une extrême sagesse* (Id., Clovis). Sonst ist *sur* noch zu beachten in *Il est bien oiseux ... De trouver sur tout à redire* (Scarr., Virg.). *Il suivit d'abord une longue allée sur laquelle répondait la porte du jardin* (Id., R. C.). *Te souvient-il ... D'avoir devant mes yeux pillé sur les autels?* (Rotrou).

Par sus tout (Ibid. Anm. 4) kommt noch vor *Mais par sus tous, sages Lévites, Servez ce sauveur des humains* (Racan).

Outre in lokaler Bedeutung (§ 129, b) *Nous eussions fait enfler la Seine outre ses bords* (Racan). *Auparavant* ist als Präposition in den gelesenen Texten gar nicht selten (§ 130, b), z. B. *Il n'est point incompatible qu'elles aient été auparavant la vie corporelle* (Théoph.). *Apprenez-moi le crime auparavant l'arrêt* (Rotrou). *Quand ils ont de concert auparavant ma mort ... Jeté ma robe au sort* (Racan). *Je la vis une heure auparavant cette funeste cérémonie* (Mlle de Scud.). *Tous ceux qui auparavant nous étaient allés après le ravisseur etc.* (Ead.).

Au-devant de = devant (§ 130, Anm. 1) vgl. *Ces légions en haie au-devant de mes portes* (Racan). *Voyant l'infidèle Au-devant d'Albione, et combattant pour elle* (Desmar.). *Comme un mole construit au-devant d'un rivage Pour servir de barrière aux assauts de l'orage* (Chapel.). *Elles se placèrent sur la muraille du cimetière au-devant d'un ormeau* (Scarr., R. C. III).

Zu § 130 Anm. 2 vgl. *Peut-être espérez-vous qu'après le sac de Troie On vous vienne au-devant recevoir avec joie* (Rotrou). *J'aurai forcé pour t'aller au-devant Et la noirceur de l'ombre etc.* (Id.). *Mais quelles gens nous viennent au-devant?* (Id.).

Adverbiales *par avant*, entsprechend dem § 132, c erwähnten *par après*, kommt vor *Je voudrais par avant avoir connu son âme* (Théoph.).

Präpositionales *par devant = devant*, z. B. *Je passais mille fois par devant sa maison* (Scud.) *Je l'ai vu cent fois ... Passer et repasser par devant sa maison* (Rotrou).

Parmi in rein lokalem Sinne = *au milieu de, dans* (§ 131, a) ist nicht so selten, z. B. *Parmi la cité vaste il entend des clameurs* (Desmar.). *On voit ... Éclater parmi l'antre une vive lumière* (Chapel.). *Mais en ayant fait plus de mille, Que j'ai semés parmi la ville, Il faut etc.* (Scarr., Com.). *(Elle) Le promène parmi la ville* (Id., Virg.). *La blancheur de nos habits et de nos chevaux qui nous avait rendus invisibles parmi la plaine* (Mlle de Scud.). — *Parmi = entre* (Ibid. Anm. 1) *Dans la familiarité qu'il y a parmi le sang et la chair, il est à craindre que etc.* (Théoph.).

Noch heute dient *entre* mit pluralischem *tout* zum Ausdruck der Steigerung, wie *Une femme, Perdue, abandonnée, entre toutes infâme* (Rotrou); von hier aus konnte man auch sagen, wobei die ursprüngliche Bedeutung des *entre* zurücktrat, *Ce nom qui, malheureux entre tout autre nom, ... attire le bâton* (Rotrou, Les Sosies.).

Auprès mit dem Akkusativ (§ 132, b) habe ich noch gefunden *Ainsi le juste auprès l'autel du Tout-Puissant Semble se rajeunir des*

grâces qu'il ressent (Racan). Zu § 132, d vgl. noch *Comme j'étais après à vous empaqueter etc.* (Scarr., Com.). *Et jugez par après de votre défiance* (Rotrou), und zu der Anm. *Ecrivains toujours empêchés Apres des matières indignes etc.* (Théoph.). *Tout un siècle les destinées Travaillèrent après ses yeux* (Id., d. h. sie so schön als möglich zu machen). *Les dieux, occupés après toi seulement, Laissent l'etat du monde aller à l'aventure* (Id.). *Rêvant sur son rivage après tes beaux écrits . . . Je disais etc.* (Id.). *Je n'ajoute pas tant de foi à tes paroles, que je voulusse quitter un bon repas qui m'attend pour m'amuser après une telle espérance* (Desmar.). *Je ne crois pas que défunt Phaéton ait été plus empêché après les quatre chevaux fougueux de son père que le fut alors notre petit avocat* (Scarr., R. C.). *(Elle) ne manquait pas . . . de passer les jours après des ouvrages qu'elle avait appris à faire* (Id., Nouv.).

Das alte *fors* (§ 133, a) begegnet auch sonst noch, z. B. *Les Muses . . . Fors le bien de ton amitié N'ont point félicité si grande etc.* (Théoph.). *Que l'enfer contre lui puisse tout fors la mort* (Chapel.). *Le surplus est français, et fors le long des flots, On y jouit partout d'un glorieux repos* (Id.). *A tous, fors à toi, je suis inaccessible* (Scarr., Com.). *De ces galères enflammées, Fors quatre déjà consommées* (Id., Virg.). *Ce ne fut quasi que tout un, Fors quelques preneurs de petun Qui etc.* (Ibid.), und sonst. Der Stellung wegen ist zu beachten *Certes, le danger hors, ce passe-temps est rare* (Rotrou). *Hormis de* und Infinitiv *Vous pouvez tout sur moi, Hormis de m'imposer cette barbare loi* (Id.).

Lokales *par* in *par le chemin* = *en chemin*, z. B. *Faisons par le chemin ce conte à Céliandre* (Rotrou). *Je l'en ouïs vanter par le chemin* (Scarr., R. C.).

Sehr häufig ist bei Scarron, auch in den prosaischen Schriften, *ne pas avoir pour une chose* (§ 134, 2, a), z. B. *La ville de Paris n'en a pas pour un, elle en a dans chaque quartier* (R. C.). *Cette dame, belle comme elle était, n'avait pour un amant* (Nouv.). *Il avait été des amants d'Hélène, car les publiques n'en ont pas pour un seul* (Ibid.).

Das von Hellgrewe S. 41 zitierte *tête pour tête* = *t. à t.* findet sich auch sonst bei Scarron, z. B. *Le pauvre gentilhomme revenait de courir les hôtelleries de la ville . . ., quand il trouva Marcelle tête pour tête* (Nouv.). *(Il) avait malheureusement rencontré tête pour tête les archers* (Ibid.).

Pour zur Einführung des prädikativen Substantiv. *Et là je fus nommé pour chef de ce grand corps* (Rotrou). *Je fus nommé pour chef d'une puissante armée* (Id.). Ebenso findet sich *sonner pour la retraite*, z. B. *Je fis sonner pour la retraite* (Scarr., Virg.). *(Ils) avaient sonné pour la retraite* (Ibid.). Statt *de* vor dem Infinitiv *Il est temps pour vaincre ton erreur* (Rotrou).

Das prädikative Subst. ohne *pour* bei *avoir* (§ 134, 2 Anm. 3) *Leurs innocentes mains, Qui n'avaient que les cieux complices* (Théoph.) *A moins que d'en avoir mes propres yeux temoins* (Rotrou). *Qu'en cette heureuse nuit j'ai la fortune amie* (Id.). *Je n'avais point eu d'autres personnes confidentes de ma passion* (M[lle] de Scud.).

Zur Verstärkung der Negation findet sich *pour tout* = *du tout*, z. B. *„Joint que", vieille liaison qui sent sa chicane; il n'en faut point user pour tout* (Malh., zitiert von Littré unter *joint que*). *Rien pour tout d'assuré ni de facile* (Théoph.). *Après que je serai mort, je ne comparaîtrai plus pour tout* (Id.). *Tu n'as point pour tout d'amitié* (Id.). *Lydias, qui n'y pensait plus pour tout, s'approche* (Id.).

Zu den § 134, 3 Anm. 2 berührten Einzelheiten sind hinzuzufügen *Les peuples sont heureux Que ce Dieu tout-puissant Illumine dès en naissant De sa lumière* (Racan). *Et dès en l'abordant ... je vois Que ce n'est pas à tort etc.* (Chapel.). *Dès avant que le prince eût fini ce langage, on vit etc.* (Id.). — *Mon espoir toutefois est déçu chaque jour, Du depuis que t'ai vu prétendre à son amour* (Rotrou, von Sölter S. 40 als Beispiel der Vernachlässigung des Subjektspronomens zitiert). *Je ne ressentis point alors cette mort comme j'ai fait du depuis* (Scarr., R. C. III). *Taisez-vous, petite putine, Du depuis on a dit putain* (Scarr., Typh.). *Pu sortir du depuis il n'a* (Ibid.)

Das Bemerkenswerteste ist, dass auch noch *ensemble* als Präposition fungierte, vgl. *Ce que j'appris par notre confidente, ensemble la résolution qu'elles avaient prise de me voir toujours et par quels moyens* (Scarr., R. C. III, c. 13).

Wie *à travers de qc.* vorkam, so auch mitunter *au travers qc.*, das sich präpositionalem *auparavant* an die Seite stellt, z. B. *Certains cris ... Au travers le silence et l'horreur des ténèbres, M'ont transpercé le cœur* (Théoph.). *Il passe au travers la porte* (Id.).

Über die Konjunktionen ist zu bemerken, dass *quand bien* (§ 136 Anm. 2) bei älteren Autoren oft und besonders häufig auch bei Scarron begegnet, in dessen Dichtungen es fast auf jeder Seite sich findet, z. B. *Et quand bien j'en serais parfaitement savant, ma vie serait trop courte etc.* (Théoph.). *Quand bien on t'accorderait que ..., si peut-on dire enfin etc.* (Id.). *Et quand bien le destin vous manquerait de foi, Il vous reste etc.* (Rotrou). *Je retournai dans la salle du jardin, pour parler à St. Far, quand bien il me devrait dire quelque chose de désobligeant* (Scarr., R. C.). *Il s'en offenserait, Quand bien sa passion par là se flatterait* (Id., Com.). *Quand bien Artamène serait en état de combattre, il ne trouvait pas etc.* (Mlle de Scud.).

Von den § 137, 1 aufgeführten Konjunktionen bedürfen *incontinent que*, *soudain que*, *désormais que* und *tant que* „bis" mit dem Indikativ noch einiger Beispiele, *soudain que* und *désormais que* scheinen hauptsächlich nur in poetischer Rede vorzukommen. Vgl. *Incontinent que mon voyage sera résolu, je ne manquerai pas etc.* (Théoph.). *Soudain qu'ils sont pardonnés Ils vont au rang des fortunés* (Théoph.). *Soudain que l'on verrait l'heureux choix de mes yeux, Les autres ... Feraient tout retentir de cris* (Desmar.). *Soudain que les Français ont quitté le saint lieu, Ils font etc.* (Id.). *Mais soudain que du jour la barrière est déclose, Roger court aux prélats* (Chapel.). *Désormais que le renouveau fond la glace etc.* (Théoph.). *La gloire de ton nom plus loin ne peut s'étendre, Désormais que sous toi s'abaisse la fierté* (Chapel.). *Je tombe, et hors de moi demeure sur la place, Tant qu'Octave passant s'est donné le souci De bander ma blessure et de me rendre ici* (Rotrou). *Et j'ai sans m'arrêter mon âge consommée, Tantôt par le pays, tantôt dans une armée, Tant que par le décret d'un invincible sort Je suis enfin venu chercher ici la mort* (Id.).

Kausales *à force que*: *Ce feu brûle si vite à force qu'il me plaît Que etc.* (Théoph.). *Et à force que l'on l'interrompait, il se fit donner audience* (Scarr., R. C.).

Ein gutes Beispiel für *mais que* (§ 137, 4) ist *Hélas! ma fille, hélas, qui me clorra les yeux, Mais que mon pâle esprit soit monté dans les cieux?* (Racan).

Konsekutives *si que* (§ 137, 5) kommt auch oft in Scarron's Dichtungen vor, z. B. *Sa personne ... Est un peu rudement traitée, Si*

que l'épine de son os A reçu dommage en ses os (Virg.). *Joint que* ist, was beiläufig bemerkt werden mag, im Grand Cyrus fast auf jeder Seite mehrere Male zu finden. Malherbe verwirft es nach Littré in schärfster Weise (§ 137, 5 Anm. 2). *Hors que* mit dem Konjunktiv, wofür die neuere Sprache lieber *à moins que* sagt, ist oft zu finden. vgl. nur *Ce n'est pas qu'ils ne fussent tous deux de la première condition, et que hors que la princesse épousât un roi étranger, ou Spitridate, ils ne pussent lever les yeux jusqu'à elle* (M[lle] de Scud.). Ebenso *sinon que,* welches dem *si ce n'est que* § 81, b an die Seite zu stellen ist, in Sätzen wie *Vous ne trouverez point de quoi, Sinon que la faveur du roi Tienne lieu de honte et de crime* (Théoph.). *Lui-même semblera rétracter ses serments, Sans dessein toutefois, sinon que cette adresse Vous fasse suppléer au mal de sa maîtresse* (Rotrou).

Mit ähnlicher Satzverkürzung wie § 138 findet sich auch *fors que,* z. B. *Dedans ce lamentable lieu, Fors que de soupirer à Dieu, Je n'ai rien qui me divertisse* (Théoph.). *Franc de tous les dangers du monde, Fors que de toi tant seulement* (Id.).

Nicht als eine Konjunktion ist zu fassen *d'ailleurs que* in *La justice se mit en devoir de faire quelques formalités, mais n'ayant trouvé personne, et personne ne se plaignant, d'ailleurs que ceux qui pouvaient être soupçonnés étaient des principaux gentilshommes de la ville, cela demeura dans le silence* (Scarr., R. C. III). *Mais je n'y voulus pas entendre; car je n'avais plus de parents qui eussent droit de me commander. D'ailleurs que mon cœur était toujours dans ce parc, où je me promenais ordinairement* (Ibid.). So nahe auch diese Wendung dem *outre que* scheint, ist sie doch von diesem grundverschieden. In beiden Stellen liegt adverbiales *d'ailleurs* vor; in der ersten ist *que* kausal, wie es in der älteren Sprache und in der heutigen Volkssprache noch gewöhnlich ist, während in der neufrz. Schriftsprache nur gewisse Reste jenes Gebrauchs sich erhalten haben. In der zweiten Stelle ist dieses *que* ebenso gebraucht wie im Neufrz. nach *peut-être, heureusement* u. ä., sodass dasselbe überflüssig erscheint und von einem nicht ausgesprochenen Verbum des Denkens abhängig zu denken ist, wie ein solches *que* in der heutigen Volkssprache noch sehr gewöhnlich ist.

Auparavant que (§ 138) ist auffallend häufig bei M[lle] de Scud., doch brauchen Beispiele zu diesem und den anderen daselbst behandelten Konjunktionen nicht gegeben zu werden, nur mag zu Anm. 2 angemerkt werden, dass man nicht mehr *sinon* sagt in Sätzen wie *Tous les dieux à l'envi lui versaient du nectar Sinon Bellone et Mars qui poursuivaient encore etc.* (Racan). *Quoi, Théaste, tout rit, sinon vous seulement!* (Rotrou). *Tantôt que* vgl. *Ce beau, seigneur, tantôt qu'on a dîné, A mangé comme un diable* (Scarr., Com.).

Zu den § 139 Anm. 2 angeführten Sätzen vgl. *Je me vis à considérer ces choses-là si stupide que rien plus* (Théoph.). *Elle se leva aussitôt que le soleil* (Scarr., R. C.). *Le jeune homme commis à servir mon amour Se rendit en ma chambre aussitôt que le jour* (Rotrou). Ferner *Après avoir, comme très sage . . . Dit par trois fois etc.* (Scarr., Virg.). *Eneas lui dit, comme sage, Qu'il commençât par le potage* (Ibid.).

§ 139, 2: *Je crois m'être trop vengé que de m'être plaint* (Théoph.). *Elle se plaît aussi dans son ouvrage, croyant en avoir fait un de grand esprit, et digne d'une extrême louange, que d'avoir trouvé du mal en cette pensée, et de s'être attaché à la mauvaise interprétation* (Desmar.). *(Ils) rendaient encore la chose plus forte, pensant en faire une très avantageuse pour Artamène que de bien exagérer qu'il fallait sans*

doute etc. (Mlle de Scud.). Vgl. noch *Les jeunes esprits n'ont rien de dangereux Au prix que d'écouter un conseil amoureux* (Théoph.). *C'est fait que de ses jours* (Rotrou).

Ainsi que = comme (§ 139, 3) ist häufig, z. B. *Un chacun les doit estimer Ainsi qu'un ange tutélaire* (Théoph.). *De ces objets chéris ... mon âme est possédée Ainsi que d'un mauvais démon* (Racan). *Il faut de notre sang retrancher ce prodige, Ainsi qu'un mauvais bois indigne de sa tige* (Id.). *Mes grands coups se font craindre ainsi que des tempêtes* (Desmar.). *Il traite la Navarre ainsi que l'Angleterre* (Chapel.). *Et je vous traiterai ainsi que je la traite* (Rotrou).

Das veraltete *ni moins* (§ 140 Anm. 1) habe ich noch gefunden *Cette coutume ... ne me laisse nul prétexte qui puisse justifier l'affection d'Artamène pour moi, ni moins encore celle de Mandane pour lui* (Mlle de Scud.).

Zu dem § 140 Anm. 2 erörterten Gebrauch des *ni* vgl. *Que vous puis-je celer, ni que vous puis-je dire?* (Racan). *Que me sert ... Que les vins à ruisseaux me coulent des montagnes, Ni que me sert de voir les meilleurs ménagers Admirer mes jardins?* (Id.). *Et si César prétend par force, par menace ... Et toi ni par soupirs, ni par embrassements, Ébranler une fois si ferme et si constante, Tous deux vous vous flattez d'une inutile attente* (Rotrou).

Et donc (§ 140 Anm. 5) *Ressouviens-toi ... Que ne vivre ici bas rien que pour elle seule (la gueule) Est être pis que bête; et donc, o Jodelet, Vous n'êtes qu'une bête habillée en valet* (Scarr., Com.). Das adverbiale, sodann zur Konjunktion gewordene *si* (§ 141) begegnet nicht nur sehr oft in adversativer Bedeutung, sondern tritt auch noch ohne dieselbe in *et si* auf, das vom Altfrz. bis ins XVI. Jahrhundert hinein oft als verstärkte koordinierende Konjunktion vorkam, z. B. *On mangea Tout ce qui fut mis sur la table, Et si but-on au préalable* (Scarr., Virg.). *Hélas! j'entends du bruit, et si je vois un homme* (Id., Com.).

Soit que — ou soit que (§ 143, Anm.) ist sehr oft zu finden, z. B. *Soit qu'un triste penser représente à mes sens Les lieux ... Ou soit que mon malheur ait mes mains approchées Des choses etc.* (Rotrou). *Soit qu'au matin l'astre de l'univers ... Ou soit qu'il se retire* (Racan). *Soit que le jour renaisse au sommet des rochers ... Ou soit que dans les eaux sa lumière finisse* (Id.). *Mais soit qu'il craignît de forcer ..., ou soit qu'il en fût empêché, .., il ne le fit pas* (Mlle de Scud.). Auch *ou soit que* kam vor, z. B. *Ou soit qu'il me punisse, ou soit qu'il me pardonne, On ne peut murmurer etc.* (Racan).

Das aus ursprünglichem Adverbium zur adversativen Konjunktion gewordene *ains* (§ 143, Anm.), welches im XVI. Jahrhundert noch sehr häufig vorkommt, im XVII. so gut wie verschwunden ist, findet sich noch *Vieille barbue, et qui comptait Cent ans, et point ne radotait, Ains était femme bien sensée* (Scarr., Virg., l. V.).

A. Haase.

Grundzüge der Entwickelung des *e sourd.*

Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage: Wie sind die französischen Verse zu lesen?[1])

Man erinnert sich der kläglich irrtümlichen Vorstellungen, welche bei uns vor nicht langer Zeit über den Versbau der Franzosen in einigen Köpfen herrschten und in naiver Harmlosigkeit hie und da ernsthaft durch den Druck verbreitet wurden. Man war, wie auch Humbert in einer Anmerkung S. 3 sagt, geneigt im allgemeinen alle Verse jambisch zu lesen. Der (zwölf-, bezw. dreizehnsilbige) Alexandriner bestand also aus sechs Jamben: und nun hackte man ungehöriger Weise das Metrum nach diesem Schema ab, gerade wie wir deutsche Verse von Deutschen (und nicht bloss von Kindern) in geschmackloser Weise abhacken hören. Bei diesem regelmässigen Wechsel unbetonter und betonter Silben wurden dann auch sämtliche *e sourd*, soweit sie als Silbe „zählten", in derselben schwerfälligen Manier zu Gehör gebracht.

Solche Praxis und solche Theorie behaupteten sich nach dem Gesetze der Trägheit (der Geister), als man längst ohne grosse Mühe das Richtige oder das Richtigere sich aneignen konnte, wenn man wollte. Ja, ich bin überzeugt, sie sind auch heute nicht ausgestorben. Aber sie wuchern doch wohl nur im Verborgenen weiter, und dass noch einmal ein Schriftsetzer durch sie irre geleitet werden könnte, ist nicht gut denkbar.

Wenn nun ein deutscher Jünger der „neueren Philologie" mit solchen oder ähnlichen veralteten Anschauungen, vielleicht durch eigene Überlegung und das Aufbäumen seines Schönheits-

[1]) Zugleich Anzeige der Schrift C. Humbert's: *Die Gesetze des französischen Verses. Ein Versuch sie aus dem Geiste des Volkes zu erklären, mit besonderer Rücksicht auf den Alexandriner und Molière's Misanthrope.* Leipzig, 1888. Seemann. 55 S. 8⁰.

sinnes wider hässliche Übung, oder durch irgend eine gelegentlich gefundene Bemerkung skeptisch geworden, nach Paris reist und dort den Brauch der Bühne beobachtet, so wird er sich sofort des weiten Abstandes zwischen der natürlichen Betonung und Sprache der nationalen Schauspieler und jenem unnatürlichen „Geklapper“ des (nach seinem Wissen) heimischen Deklamationsstils deutlich bewusst werden. Aber je grösser dieser Abstand ist, je gröber also seine bisherigen Vorstellungen von der Sache, je kümmerlicher sein Sinn für geschichtliche Entwickelung, je geringer sein lautphysiologisches Wissen und Können, sowie seine Kenntnis der einschlägigen Litteratur waren, desto mehr ist er in Gefahr, in das entgegengesetzte Extrem hineinzugeraten, indem ihm über der Beobachtung der groben Unterschiede alle die feinen Nüancen der Aussprache, welche für eine richtige Lösung der von ihm behandelten Frage von massgebender Bedeutung sein würden, entgehen.

So erklärt es sich ohne Zwang, dass in dem Prozesse der Reaktion gegen Verkehrtheit und Unnatur, des Sichbesinnens auf das Richtige und Natürliche, des allmählichen Durchringens zur Wahrheit, auch unerfreulichere Episoden vorkommen, welche von dem fast erreichten Ziele wieder abzulenken drohen. Wo immer wir die Entwickelungsgeschichte irgend einer Frage verfolgen, vollzieht sich ja vor unseren Blicken in mancherlei Variationen dasselbe Spiel: ein tüchtiger Kopf ahnt oder sieht das Wahre und gibt ihm einen vielleicht noch nicht ganz abgeklärten Ausdruck; weniger weitschauende Männer verstehen ihn nicht, verteidigen die liebe alte Gewohnheit oder wirken, dem missverstandenen Neueren folgend, doch wieder diesem entgegen. Hierhin und dorthin zerrt man den streitigen Gegenstand, bis zuletzt die Resultante aller wirkenden Kräfte ihn doch ungefähr dahin trägt, wohin er gehört.

Die Frage der Rhythmik französischer Verse, insbesondere soweit sie die Frage der Behandlung des „weiblichen *e*“ bei dem Vortrage von Dichtwerken in sich schliesst, ist neuerdings von E. O. Lubarsch in dem nachgelassenen Werke *Über Deklamation und Rhythmus der französischen Verse. Zur Beantwortung der Frage: Wie sind die französischen Verse zu lesen?* (Oppeln, 1888, Maske) überzeugend behandelt worden. In diesem Buche hat der wahrheitsliebende feinsinnige Metriker, indem er sich mit einem Vertreter der extremen Reaktion gegen alte Theorie und Praxis (Sonnenburg: *Wie sind die französischen Verse zu lesen?* (Berlin 1885, Springer) auseinandersetzte, eine in allen wesentlichen Punkten befriedigende Lösung jenes den neusprachlichen Lehrer notwendig interessierenden Problems gegeben.

Die Schrift Humbert's, welche veranlasst wurde durch den Umstand, dass in eine von dem Verfasser für die Renger'sche Sammlung besorgte Ausgabe des *Misanthrope* gegen seinen Willen ein dem Gropp'schen *Abriss der Verslehre* entlehnter „höchst bedenklicher Passus“, das „völlige Verstummen des *e muet*“ betreffend, aufgenommen wurde, hat freilich bei weitem nicht die Bedeutung der Arbeit des verstorbenen Lubarsch. Ohne sich um die vorhandene Litteratur über Metrik, Rhythmik, den Hiatus und andere Einzelfragen aus der französischen Verslehre zu kümmern, ohne etwaige phonetische Kenntnisse zu verwerten, versucht indessen der unzweifelhaft mit einem feinen Geschmack für französische Poesie begabte Verfasser, das Kind eines französischen Vaters, die Gesetze des französischen Verses Schritt für Schritt aus der eigentümlichen Anlage der französischen Sprache, welch letztere er vorher in allzu geistreicher mich keineswegs überzeugender Weise aus dem Geiste des Volkes erklärt, selbständig zu entwickeln. Er zählt nicht, nach den in den meisten „Abrissen“ vorliegenden traurigen Mustern, die mechanischen äusserlichen Regeln und Gesetze, des in ihnen waltenden Geistes beraubt, auf, er will „auf das die Gesetze des französischen Verses beherrschende beseelende Band hinweisen; ihren Geist in dem Leser wecken und jene Gesetze, die er vielleicht als tote Teile in der Hand hält, mit dem ursprünglichen Leben wieder erfüllen.“ Und trotzdem die Schrift wegen des Verfassers allzu geringer Vertrautheit mit mehreren nicht etwa unwichtigen Nebenfragen im einzelnen manche Irrtümer aufweist und daher immerhin mit Vorsicht zu benutzen ist, ist es mir keinen Augenblick zweifelhaft, dass, wenn die Lehrer des Französischen, welche mit ihren Schülern einen Dichter zu lesen haben und doch auf dem Gebiete der Metrik und Rhythmik sich nicht genügend orientiert wissen, in dieses Büchlein und in das schöne Werkchen von Lubarsch einmal sich versenken wollten, die Lektüre und der Vortrag und die beiläufige metrische Erklärung des Dichtwerkes ihre Schüler in weit erfreulicherer Weise bilden und belehren würde, als die Regeln und Definitionen der öden Leitfäden, die das Beste verschweigen, die den Lehrer nicht mehr sollten zu unterrichten vermögen und in den Händen der Schüler doch nur Unheil anrichten. Die Benutzung solcher Abrisse von seiten unserer Zöglinge ist ebenso verwerflich wie der Gebrauch von Lehrbüchern der Synonymik, von Vokabulaires und anderen doktrinären Zusammenstellungen phraseologischen Materials.

Ich übergehe alle diejenigen Ausführungen Humbert's, welche zu der von ihm angegriffenen „Gropp-Dickmann'schen

Regel" über die Aussprache des weiblichen *e* im Verse nicht unmittelbar in Beziehung stehen. Vielleicht gelingt es mir, die vorliegende Streitfrage von einigen eigentümlichen Gesichtspunkten aus so zu beleuchten, dass manchem die Stellungnahme erleichtert und eine Einigung der Parteien eher erzielt wird.

Bei Gropp, S. 8, lautet die ganze Regel folgendermassen:

„Nach der Theorie müsste das als Vokal einer vollen Silbe den übrigen Vokalen gleichberechtigte sogenannte stumme *e* stets mit dem Laut des sogenannten dumpfen *e (e sourd)* gesprochen werden. In der Praxis jedoch unterscheidet sich heutzutage die Aussprache dieses Lautes nicht wesentlich von derjenigen in der guten Prosa. Sie hängt im allgemeinen von der Beschaffenheit der vorhergehenden und folgenden Konsonanten ab; häufig beruht sie auch auf der subjektiven Auffassung und Stimmung des Sprechenden oder auf der Gattung der Dichtung, welcher der betreffende Vers angehört. Im allgemeinen lässt sich folgendes Gesetz aufstellen: Wenn die Natur der vorangehenden resp. folgenden Konsonanten in der Prosa ein völliges Verstummen des Lautes zulässt, so tritt dies gewöhnlich auch in der Poesie ein; höchstens macht sich das Vorhandensein des *e* durch ein längeres Austönen des vorhergehenden Konsonanten hörbar, wodurch zugleich eine Verlängerung der vorhergehenden Silbe eintritt, z. B.:

Tous restent (lies: *rest'), les bras en haut* (Brizeux)
Voilà notre unique (lies: *notr_uniqu'*) *trésor* (Lachambeaudie)
Comme (lies: *comm') Rome* (lies: *Rom') Coclès vous avez Galgacus* (Hugo).

Das *e* ist mehr oder weniger mit dem dumpfen *ö*-Laute hörbar in den einsilbigen Wörtern *je*, *me*, *te* etc., ferner nach *muta cum liquida* und wenn die Natur des folgenden Konsonanten eine deutliche Aussprache des *e* nötig macht, z. B.:

Entraîne le *plus fort, trou*ble le *plus hardi* (Sully Prudhomme)
*Par*le-*lui sans effroi: lui seul peut* te *comprendre* (Lamartine)
Plus prompts que *l'aquilon, fon*dent de *toutes parts* (Lamartine)
*Maî*tre re*nard, par l'odeur alléché* (Lafontaine) —."

Vergleicht man diese Erklärungen mit den Resultaten der neuesten Fassung Lubarsch's, so lässt sich allerdings nicht leugnen, dass Gropp nicht ohne Glück versucht hat, dem Gesetze mit seinen Einschränkungen und Vorbehalten eine Fassung zu geben, die der Wahrheit nahe käme, wofern man den Gebrauch der Bühne als massgebend ansieht. Dass der Lautwert des *e sourd* der weiblichen Endungen (in der Prosa) beim Vortrag von Versen an sich nicht geändert werde, hatte Lubarsch ja bereits 1879 hervorgehoben. Er hatte aber auch damals schon den für eine richtige Auffassung der Sachlage wesentlichen Zu-

satz gemacht, dass die Silbe, der jenes *e* angehöre, durch deutliche von der vorhergehenden Silbe mehr losgelöste Artikulation ihres konsonantischen Anlautes möglichst selbständig für das Ohr hervorgebracht werde. Diesen Punkt nun hat er in seiner letzten Schrift neuerdings klar und vorzüglich behandelt, so zwar, dass von hier aus sicher eine Versöhnung der streitenden Parteien wird erzielt werden können. — Trotz seiner etwas gewundenen Erklärungen und der reichlichen Verwendung der verschiedene Auswege offen lassenden beschränkenden Adverbien „im allgemeinen“, „gewöhnlich“, „häufig“, „nicht wesentlich“, darf man doch wohl behaupten, dass Gropp, da er seine Regel schrieb, mit derselben nicht in dem Sinne Lubarsch's die feststehende Silbenzahl des Verses zu wahren gedachte, sondern sich mehr dem Standpunkte Sonnenburg's näherte, der beispielsweise Alexandriner von (9) 10, 11 Silben annahm, (ja einen solchen Wechsel der Silbenzahl als notwendig ansah, da auf ihm zum grossen Teil der Wohlklang des Verses beruhe). Denn selbst wenn „das längere Austönen des vorhergehenden Konsonanten“ als ein ungeschickter Ausdruck für die „selbständige von der vorhergehenden Silbe losgelöste Artikulation“ desselben betrachtet werden dürfte, würde doch das hinzugesetzte „höchstens“ einen dementsprechenden Vortrag als einen wohl einmal festzustellenden doch keineswegs herrschenden und bindenden Gebrauch charakterisieren.

Humbert dagegen steht einfach auf dem Standpunkte, den Legouvé einnimmt, der da sagt: *Le lecteur qui ne prononce pas les e intermédiaires fait un vers faux*, ein Standpunkt, den Banville und Leconte de Lisle nach Lubarsch, *Deklamation und Rhythmus*, S. 22 und 28 durchaus teilen. Der Unterschied in dem Vortrage des *lecteur par excellence* und Dichters Legouvé, und der Dichter Banville und Leconte de Lisle, der in einer beiläufigen (nach der Darstellung bei Lubarsch, S. 25 eigentlich recht unmotivierten) Äusserung Banville's zum Ausdruck kommt, scheint im Grunde nicht so bedeutend zu sein und sich nur auf die „Interpunktion“ beim Lesen des modernen Verses zu beziehen (Lubarsch 38), und betrifft auf keinen Fall die Behandlung des weiblichen *e* im Innern der Verse. Es wäre demnach nicht zu billigen, wollte man den Versuch, die vorliegende Streitfrage mit einiger Sicherheit bei uns zu lösen, mit einem Hinweis auf die Meinungsverschiedenheiten französischer Autoritäten als gewagt und vergeblich hinstellen. Im Punkte des *e sourd* sind die drei Gewährsmänner Lubarsch's vollständig einig.[1]

[1]) Plattner im *Gymnasium* VII, 2 (Sp. 52) und Heller in der *Franco-Gallia* VI, 2 (S. 57) scheinen diese Meinungsverschiedenheiten zu übertreiben und auch auf die Frage des *e sourd* auszudehnen.

Humbert äussert sich so: „Die neue Regel von Gropp und Dickmann widerspricht der Konsonantenscheu, zerstört die Leichtigkeit des Rhythmus und der Bewegung“ . . . . . . „Sie widerspricht dem Grundprinzip der französischen Rhythmik, der Silbenzählung, auf welcher der Unterschied der Verse beruht. (?) Solche, die zwölfsilbig sein sollen, werden neun-, zehn-, elfsilbig; und mitten zwischen wirklich zwölfsilbige hineingeworfen, um die vom Ohr erwartete und geforderte Gleichheit zu stören: eine zwiefache Missgeburt, wie mitten in der Odyssee oder in dem Dialog eines griechischen Trauerspiels ein drei-, vier-, fünffüssiger Hexameter oder jambischer Senar.“

„Sie zerstört zugleich den Bau jedes einzelnen Verses selber, und im Alexandriner die so wichtige Gleichheit seiner zwei Teile.“

„Nicht einmal in Gassenhauern und Bänkelsängereien lässt sich der Franzose das bieten. Selbst da wird das Silbenmass innegehalten, die verschluckten *e* zählen nicht mit und werden auch nicht geschrieben; man ersetzt sie durch einen Apostroph, und wenn man sie schreibt, müssen sie selbst in Gassenhauern gesprochen werden.“[1]) — Letzteres belegt er mit klaren Beispielen aus der allerneuesten Zeit.

Abgesehen davon, dass ich die (für die heutige Sprache immer hypothetischer werdende) „Kosonantenscheu“ des Franzosen nicht als einen zureichenden Grund für die Notwendigkeit

[1]) Es ist interessant und lehrreich zu beobachten, wie schon vor mehr als 200 Jahren Chiflet mit denselben Gründen gegen die Lehre eines Grammatikers, nach welcher das *e féminin* im Innern des Wortes und am Ende der einsilbigen Partikeln vollständig verschluckt werde, zu Felde zieht. Doch ist nicht zu vergessen, dass Chiflet damals die Richtigkeit obiger Lehre selbst in Ansehung der familiären Sprache bestreitet, Humbert heute die Richtigkeit einer ähnlichen Lehre in Ansehung der getragenen Sprache dichterischen Vortrags, ein Verhältnis, auf das wir weiter unten noch mehrmals zurückkommen werden. Die Worte Chiflet's (*Essai d'une parfaite grammaire de la langue françoise, sixième éd.*, Cologne 1680, S. 212) lauten: *Sur cet e feminin il n'y a que deux choses à dire, contre une double erreur d'un Grammairien. La première est, en ce qu'il dit, que cet e se mange tout-à-fait au milieu des mots, et qu'il ne se prononce point du tout à la fin des particules monosyllabes; et par conséquent qu'il faut dire, cla pour que la, sla pour cela; ach(e)ter pour acheter, lson pour leçon, etc. Je dis de cette prononciation affectée qu'elle est fausse, injurieuse à nostre langue et totalement pernicieuse à la poësie Françoise. Elle est fausse, parce qu'elle aneantit des syllabes entieres qui ont droit d'estre distinguées des autres, quoy que j'avouë qu'elles sont fort courtes; et qu'il les faut prononcer briévement. Elle est injurieuse à nostre langue: d'autant qu'elle la rendroit dure, scabreuse, et fremissante; à cause du choc des consonnes, contre l'extréme inclination qu'elle a à la douceur. Enfin elle ruineroit toute la poësie, estropiant les vers du nombre des syllabes, qui est requis à leur mesure.*

der Aussprache der weiblichen Endungen im Verse ansehen kann, stehe ich prinzipiell auf dem Boden dieser Humbert'schen Erwägungen. Es ist nur schade, dass der Verfasser lediglich vom Standpunkte des Ästhetikers räsonniert, lediglich seinem Geschmack, seinem Schönheitsgefühl, seinem musikalischen Sinn folgt und nicht für alle diejenigen, welche sich auf solche Eigenschaften und Fähigkeiten nicht verlassen können und wollen, eine Reihe anderer Gründe, die sich aus einer sorgfältigen historischen Betrachtung ergeben, beizubringen versucht hat. Schade ferner, dass er es versäumte, auf die doch von vornherein anzunehmende Verschiedenartigkeit des weiblichen *e* im Sinne Lubarsch's hinzuweisen und durch eigentlich philologische Betrachtung seine Ansichten zu stützen; zu zeigen, unter welchen Voraussetzungen sie auch heute noch allein berechtigt sind, und den Punkt zu bestimmen, von dem aus abweichende Meinungen einige Körnchen Wahrheit erhalten. Die oben mitgeteilten Stellen aus der Regel Gropp's waren sehr wohl geeignet ihn zu derartigen Untersuchungen zu veranlassen.

Welche Beleuchtung nun empfängt unsere Frage von der sprachgeschichtlichen Forschung? Inwiefern müssen sich unsere Anschauungen von der Aussprache des weiblichen *e* beim Vortrage von Versen klären, wenn wir dieses Problem auch einmal aus dem Gesichtspunkte stetiger immer fortschreitender Sprachentwickelung und unter sorgfältiger Beachtung des allgemeinen Gesetzes von der Allmählichkeit des Lautwandels betrachten? Ob dabei nicht vielleicht einige Analogieschlüsse sich ergeben, denen eine grössere Überzeugungskraft innewohnt, als ästhetischen Erwägungen und Deduktionen?

Das „*e muet ou obscur*", wie Richelet sich ausdrückt, hat in den verschiedenen Stellungen, die es einnehmen kann, immer verschiedenen Wert gehabt, in der Sprache der Konversation wie in der Sprache des *discours soutenu* und der Poesie. Zunächst ist es in allen Fällen hörbar, hier weniger, dort mehr. Die Tendenz der Unterdrückung des *e* beginnt dann an einem bestimmten Punkte sich deutlicher fühlbar zu machen. Von hier aus geht der Verstummungsprozess, verschiedene Stadien durchlaufend, allmählich und unaufhaltsam weiter. Fast immer ist es zunächst die familiäre Sprache, welche der Verlust trifft, natürlich ohne dass sie denselben bedauerte. Die Sprache der getragenen Rede, die Sprache des langsamen, gemessenen dichterischen Vortrags weigert sich lange genug, den neuen Manieren ihrer leichten Schwester zu folgen: aber ihr Widerstand ist auf die Dauer vergeblich. Täglich, stündlich erobert die junge Mode weitere Kreise, grössere Gebiete. Sie befestigt sich in ihrer

Macht, und bald ist sie die unbestrittene Herrin. Wenn bei ihrem ersten Auftreten ihre Art als affektiert und geschmacklos galt, so ist sie jetzt die allein natürliche und feine. Wenn der neuen Aussprache zuvörderst der Vorwurf der Härte gemacht wurde, so übt sie nunmehr eine ausserordentlich angenehme Wirkung auf das Ohr aus, während die alte Aussprache allgemein als schleppend und abstossend empfunden wird. Da unterwerfen sich dann auch Redner und Dichter dem allgemeinen Brauch.

Wenn nun dies der Lauf der Dinge ist — was ich sogleich an einer Reihe von Beispielen darzuthun gedenke —, so ist klar, dass eine Zeit kommen muss, in der die früheren weiblichen *e* aus der Volkssprache völlig werden verschwunden sein. Sodann ist auch der Tag verhältnismässig nicht mehr so fern — immerhin können mehrere Jahrhunderte darüber hingehen —, wo auch der Deklamator und der Dichter sie nicht mehr zu sprechen, nicht mehr zu berücksichtigen wagen werden. — Ob wir diesem Tage schon jetzt nahe gekommen sind?

Um das Verhältnis der Vortragssprache zur leichten Umgangssprache und die stufenweise Entwickelung beider immer nach derselben Richtung hin darzulegen und zu zeigen, wie jene (beispielsweise die Sprache der Poesie) den von dieser diktierten Gesetzen schliesslich folgt, führe ich zunächst einiges aus der Entwickelungsgeschichte der Endkonsonanten und der inlautenden Vokalverbindungen vor.[1])

In den älteren Zeiten der französischen Sprache wurden die heute stummen Endkonsonanten noch durchweg gesprochen. Allmählich verschwinden die meisten derselben aus der gewöhnlichen Unterhaltungssprache. Verstumpfung und Schwund treten bei gewissen Konsonanten etwas früher ein als bei anderen und werden andererseits mitbestimmt durch die Natur der vorhergehenden Laute. Besonders aber hat auf die Hörbarkeit des Endkonsonanten die Natur des etwa folgenden Lautes Einfluss. Seit dem 13. Jahrhundert gilt die Regel, dass die Endkonsonanten verstummen, sobald ihnen ein konsonantisch anlautendes Wort ohne Pause folgt: anderenfalls aber bleiben sie hörbar.

[1]) Die im Folgenden über die Entwickelungsgeschichte der auslautenden Konsonanten, der Vokalverbindungen im Innern französischer Wörter und des weiblichen *e* angegebenen Thatsachen finden sich meist schon in meinen *Untersuchungen über die metrische Technik Corneille's und ihr Verhältnis zu den Regeln der französischen Verskunst. Teil I: Silbenzählung und Hiatus* (zu beziehen durch Maske, Oppeln. 1,50 Mk.) an verschiedenen Stellen belegt. Da indessen jenes Buch bedauerlicher Weise in weiteren Kreisen kaum bekannt geworden zu sein scheint, so kann ich, will ich verstanden werden, nicht einfach darauf verweisen.

Und noch im XVI. und im allgemeinen auch im XVII. Jahrhundert herrscht für den *style soutenu* in seinen verschiedenen Abstufungen wesentlich dasselbe Gesetz. Aber um diese selbe Zeit ist der Endkonsonant in der Sprache des Volkes auch vor einer Pause stumm und selbst in der etwas gemesseneren familiären Sprache der Gebildeten vermögen wenigstens kleinere Pausen den Konsonanten nicht zu retten. Zur Zeit der Corneille, Molière und Racine kannte die gebildete Unterhaltung die Aussprache gewisser Endkonsonanten nur noch vor folgendem Vokal und auch dann nicht ausnahmslos. Heutzutage gibt es in der schneller sich entwickelnden Unterhaltungssprache des grossen Haufens nur einen verhältnismässig kleinen Rest der alten „Bindungen", aber für den *style soutenu*, für den Vortrag und die Deklamation eines Stückes ernster Prosa oder gar ernster Poesie haben die von Grammatikern des XVII. Jahrhunderts (z. B. Chiflet) nach dem Sprachgebrauch der Gebildeten und des Hofes aufgestellten Regeln noch heute ihre volle Gültigkeit. Ja, der *style soutenu* hat sich im einzelnen manchmal einen noch älteren Lautstand bewahrt (vgl. W. Ricken, *l. c.*, S. 57 und 58). Wie lange werden sie Geltung behalten? Das vermag niemand zu sagen. Aber sie werden fallen, wenn auch langsam. Die Scheu vor dem Hiatus und die Schultradition schützen jene Konsonanten vielleicht ungewöhnlich lange, so dass Legouvé sagen kann: *Il y a très peu de liaisons absolument inutiles.*

Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts ist z. B. der Endkonsonant von Wörtern wie *fort*, *accord*, *port*, *renard*, *art*, *hasard*, *écart* in der guten familiären Sprache verstummt. Wird man nun in der Poesie sofort *or* und *fort*, *char* und *écart* mit einander reimen lassen? Gewiss nicht, da jener Konsonant in feierlich-langsamer, getragener Rede laut bleibt. Doch die Sprache der Litteratur muss der Volkssprache einmal unweigerlich folgen. Der Wendepunkt muss sich also irgendwo zeigen. Wo wird er er sich zuerst zeigen? Es hängt dabei einiges von dem herrschenden Kunstgeschmack einer Zeit ab, von ihrem eigentümlichen gesellschaftlichen Leben, von den Machtverhältnissen der einzelnen Stände, von dem Werte und dem Einfluss der schönen Litteratur, welche frühere Perioden etwa hervorbrachten: das ist nicht zu leugnen. Aber doch wird jedes Zeitalter verschiedene litterarische Gattungen erzeugen, von denen jede die ihr naturgemäss zukommende Vortragsweise fordern wird. Und zwar wäre es verfehlt anzunehmen, dass die Prosa, welche es auch sei, dem Gebrauch der leichten Umgangssprache früher folgen werde, als die Poesie, zu welcher Gattung sie immer gehören möge. Es kommt viel weniger auf die grössere oder

geringere äussere Gebundenheit der Sprache an, als auf den inneren Geist und Kern und Charakter der Gedanken und Empfindungen, denen man Ausdruck verleihen, auf die Situation, der man durch kunstgemässen Gebrauch des feinen Werkzeuges der Stimme gerecht werden will. Eine Leichenrede Bossuet's wird man also weit ernster, feierlicher, gemessener zum Vortrag bringen, wie eine Komödie, die den natürlichen Volkston möglichst treffen muss. Wollte ein Schauspieler letztere mit genauester pedantischer Beobachtung aller Regeln der Versifikation auf der Bühne zum Vortrag bringen, so würde man seine Sprache auch vor zwei Jahrhunderten schon gezwungen, affektiert und unerträglich gefunden haben.

Ronsard nun, der einer Zeit angehört, in welcher die französische Muse weniger majestätisch einherschreitet wie in der nächstfolgenden Zeit, rät zuerst in seinem *Art Poétique* zu *or* und *char* „*hardiment*“ *fort*, *ort*, *accord* — *part*, *renart*, *art*, *fard* zu reimen. Gewiss hat er, als er diesen Rat erteilte, eine leichtere Dichtung im Auge gehabt, nicht die pathetische Ode eines Malherbe oder die würdevolle klassische Tragödie eines Jodelle und Corneille. Es bricht sich denn auch jene Lizenz längere Zeit hindurch keineswegs Bahn; bei Racine findet sich vereinzelt in der Komödie der *Plaideurs* III, 3 der Reim *hasard: car*, und bei Molière ebenso vereinzelt *à l'écart : Drécar* in den *Fâcheux* II, 7. Aber in den recht volkstümlichen Dichtungen Lafontaine's treffen wir solcher Reime schon eine erkleckliche Zahl an. Heutzutage würde man sie viel weniger meiden, wenn nicht der ungeheure Einfluss der klassischen Dichtung des XVII. Jahrhunderts und der aus ihr abstrahierten Gebote wirksam gewesen wäre, ein Einfluss, dem auch die genialsten Dichter gerade inbezug auf manche Äusserlichkeiten sich kaum zu entziehen gewusst haben.

Auch an der Entwickelungsgeschichte gewisser Vokalverbindungen im Wortinnern zeigt sich deutlich, wie die Sprache der gehobenen Rede, die Sprache der Poesie schliesslich der Umgangssprache nachkommen und sich lange gegoltenem Gebrauch früher oder später fügen muss. In meinen Untersuchungen *Über Corneille's metrische Technik etc.*, S. 23 bis 31, findet man auch dafür zahlreiche überzeugende Belege. Zur Veranschaulichung wähle ich hier nur das Wort *ancien*, weil der veränderte Silbenwert seines *ie* von Humbert S. 12 besprochen und (wie mehreres andere in der Schrift) falsch begründet wird. Humbert sucht darzulegen, wie die Sprache der Poesie durch vergrösserte Scheu vor Konsonanten und vor dem Hiatus sich entschädigt für das, was sie durch den bedächtig-ruhigeren Gang

und das damit im Zusammenhang stehende Wiederhervortreten des Worttones an Leichtigkeit einbüsst. Nach ungenügender kurzer Besprechung des Hiatus (man vergleiche mein oben zitiertes Buch S. 32 bis 67, sowie meine *Neuen Beiträge zur Hiatusfrage* in der *Zeitschrift* VII[1]) handelt er von der Konsonantenscheu in folgenden Worten: „Die Konsonantenscheu ist im Vers noch grösser als die vor dem Hiatus; auch den leisesten Schatten von Härte sucht sie zu meiden. — Im Innern der Wörter schafft sie gar manchen Hiatus, der in der Prosa nicht da war: bei der Aussprache sonst einsilbiger Diphthonge. Im Vers sind sie vorwiegend zweisilbig (?) — — — — — — —

Dass hier überall die Scheu vor der Härte eine entscheidende Rolle spielt, zeigt eine Bemerkung Voltaire's über *ancien*, zu dem Verse Corneille's:

J'ai su tout le détail d'un ancien valet.

„*Ancien de trois syllabes rend le vers languissant; ancien de deux syllabes devient dur. On est reduit à éviter ce mot, quand on veut faire des vers où rien ne rebute l'oreille.*"

Anfangs gebrauchte man es dreisilbig. Die grossen Dichter des *siècle de Louis XIV* gingen dem Worte wirklich aus dem Wege; jetzt wird es zweisilbig gebraucht." — Hierzu wird dann noch die Anmerkung gesetzt: „Darin zeigt sich der schon erwähnte wechselnde Begriff von Wohllaut. Die einst zartere, aristokratische Sprache hat sich etwas demokratisiert."

Humbert geht also von der Annahme aus, *ancien* sei eigentlich in der Prosa oder in der Umgangssprache zweisilbig. Die Konsonantenscheu habe bewirkt, dass die Dichter es als dreisilbiges Wort gebrauchten. Indem sich aber schliesslich die Sprache der Poesie vergröberte, liess sie *ancien* als zweisilbiges zu.

Der wahre Sachverhalt ist folgender: *Ancien* ist ursprünglich seiner Herkunft entsprechend in der Volkssprache dreisilbig. Aber die natürliche Tendenz geht hier wie fast überall dahin, die zweisilbige Vokalverbindung zur einsilbigen zu machen. *Ancien* ist schon im XVI. Jahrhundert mit diphthongischer Aussprache des *ie* bezeugt. Caucius bezeichnet *ancien trisyllabe* bereits als *licence poétique*, Rambaud und Lanoue fordern ebenfalls die zweisilbige Aussprache.

Im vornehmen XVII. Jahrhundert scheint eine schwache Reaktion einzutreten, indem das Wort ziemlich allgemein (aber wohl für die Litteratur) als dreisilbig hingestellt wird. Corneille gebraucht es, gerade wie Jodelle, nur dreisilbig, und dass er dem Worte aus dem Wege gehe, ist nicht zu glauben. Ebenso spricht er mit Jodelle *gardi en*. Das häufig gebrauchte *chrétien* aber ist (ebenfalls naturgemäss) in seiner Entwickelung den anderen

auf *i|en* vorangeeilt: und wie schon Jodelle es ausschliesslich zweisilbig verwendet, so kennt auch Corneille hier die zweisilbige Aussprache des *ie* nicht mehr. Hatte doch schon Peletier *chrétien* als durchaus gebräuchlich hingestellt, indem er schrieb: *Il ět tout commun de dire crétién dissilabe pour crétïén trissillabe.*

Dass nun auch noch nach Corneille *ancien* im *style soutenu* den Wert dreier Silben hat, ist ziemlich natürlich. In der Unterhaltung aber kennt man diese Aussprache bald nicht mehr. Zuerst macht das neue *ancien* den Eindruck des Affektierten, Geschmacklosen, des Groben und Abstossenden: es beleidigt das „feine" Ohr. Doch der Spiess wendet sich. Man gewöhnt sich mehr und mehr an diese Lautform. Es kommt eine Zeit, in der man in seinem Urteil schwankt. Jede der beiden Aussprachen hat ihre Vorzüge, jede ihre Mängel. In dieser Zeit lebt Voltaire. Dort steht der Vers Corneille's. Er liest ihn. Das *anci|en* befriedigt ihn nicht, kann ihn nicht mehr befriedigen. Es klingt zu weichlich und zu schleppend. *Ancien* aber befriedigt ihn auch nicht, kann ihn noch nicht befriedigen. Es klingt zu „hart". Für eine kurze Zeit mag also, wer will, das Wort meiden. Bald wird es überall wieder auftauchen, nur zweisilbig gesprochen werden und nur angenehm klingen. Die Poesie ist dem allgemeinen Brauche gefolgt. Jene „Demokratisierung" ist also nichts weiter als die natürliche sprachliche Entwickelung.

Das weibliche *e* hat, wie man weiss, zu allen Zeiten an Gebiet verloren. Ich erinnere nur an die zu bestimmter Zeit aufkommenden Schreibungen *larcin*, *carfour*, *courtier*, *chartier etc.*, die älteren dreisilbigen Formen *(larrecin etc.)* entsprachen, Wörter, in welchen die Volkssprache schon geraume Zeit den Vokallaut hat verschwinden lassen, als die Sprache der Poesie ihr folgt. Ich erinnere ferner an *eaue*, an *armëure*, *ëu*, *vëu*, *sëoir*, *ëage etc. etc.* des Altfranzösischen. Dass die Silbenzahl ganzer Gruppen von Wörtern durch Verstummen eines *e* verringert wird, ist für die neuere Sprache zuerst da zu beobachten, wo ein protonisches *e* hinter Vokalen (oder Diphthongen) steht. Dasselbe zeigt schon im XIV. Jahrhundert (in der Schriftsprache!) die Tendenz des Verstummens. Es wird bald (im XVI. Jahrhundert) gar nicht mehr gehört. Der einflussreichste Grammatiker des XVII. Jahrhunderts, Vaugelas, fordert denn auch 1647, dass es weder geschrieben noch gesprochen werde, und dass man auch im Verse *louray*, nicht *louëray* sagen solle. Nicht dieser Vorschrift, sondern nur lange gegoltenem Gebrauche und dem Sprachgefühle folgend spricht demgemäss Corneille das *e* niemals mehr. Wird er nun *criera*, *attribuerez*, *envoierois*, *paiera*, *reniement*, *infiniement*,

agréement, remuement etc. schreiben, das nicht gesprochene *e* aber trotzdem als Silbe zählen und so einen männlichen Alexandriner von elf oder einen weiblichen von zwölf Silben bauen? Das thut er nicht. Er schreibt *criera* und *crîra*, *paiera* und *paîra;* doch wie er auch schreibe, ein *e* wird nicht gesprochen, das *e* wird nicht „gezählt". Ebensowenig bei Jodelle und Garnier, welche es höchstens einmal hinter Diphthongen (auch Molière thut dies noch!) zu Gehör bringen. Wie nun aber, wenn man zu Jodelle's oder Corneille's Zeit Dichtungen aus der Zeit des Marot deklamierte? Drei Möglichkeiten lagen da offenbar vor: entweder man liess dem Rhythmus zu Liebe das betreffende *e* ein wenig zur Geltung kommen, was um so eher anging, je näher man der Zeit stand, in welcher es in der normalen Sprache verstummt war (und diese Praxis ist ausdrücklich bezeugt: vgl. meine Anführung aus Dhuëz in einer Anmerkung S. 11 und 12 meiner oben angeführten *Untersuchungen)*, oder man setzte ein einsilbiges Wörtchen hinzu oder traf sonst eine kleine Veränderung, was nicht zu viel Mühe machte, da die Wörter dieser Art in den Dichtungen nicht gerade gehäuft sind, oder endlich man veränderte nichts, that auch nichts hinzu, liess nichts von dem *e* vernehmlich werden und duldete einmal einen Neunsilbner unter Zehnsilbnern. Dieser drei Mittel bediente man sich gewiss *promiscue*, je nach den Umständen, je nach der Art der Dichtung, je nach der Stimmung, die ja an den verschiedenen Stellen des Kunstwerks sehr verschieden sein kann.

Das finale weibliche *e* hinter betontem Vokal oder Diphthong hat etwas später zu verstummen begonnen. Es bleibt deshalb auch in seiner Entwickelung hinter dem eben behandelten immer etwas zurück. Es verschwindet also auch etwas später aus der *prononciation soutenue.* Ausgenommen sind besonders einige Verbalformen, in welchen das hinter der Tonsilbe stehende *e* mindestens gleichzeitig mit jenem protonischen fällt, nämlich das Imperfektum auf *-oye* (heute *-ais)*, besonders in der 3. Pers. Pl. *-oyent* oder *-oient*, dann *soyent.* Im XVI. Jahrhundert ist das *e* aller solcher Formen entschieden stumm. In keinem Falle schleppt hier ein *e sourd* nach. Daher kennt schon Jodelle (wie oben!) in seinen Dichtungen nur den einsilbigen Gebrauch, ja die Reime dieser Wörter gelten ihm, wie Späteren, nur als männliche.

Im übrigen besteht das weibliche *e* hinter Vokal und Diphthong noch einige Zeit fort. Es beginnt im allgemeinen erst im XVI. Jahrhundert zu schwinden. In der gemessenen Sprache bleibt es immer noch hörbar. Im Anfang des XVII. Jahrhunderts ist es in der Sprache der Konversation entschieden stumm: in der Sprache der Deklamation (und im Gesang) noch

nicht. Doch steht man ihm mit demselben Gefühle gegenüber, mit dem Voltaire das dreisilbige *ancien* betrachtet: *Cet* „*e feminin est d'un accent trop bas et lasche, dont il avient que le vers qui s'en treuve chargé n'est pas coulant, dous et vigoureux*“ (Deimier im Jahre 1610: vgl. auch Ronsard, *Œuvres* VII, 327 f). Und während für Jodelle und Garnier die zweisilbig gesprochenen *vie, vue etc.* noch erträglich sind, fangen sie an Corneille unerträglich zu werden, so dass er die wenigen Stellen, in denen dieses *e* in seinen früheren Werken noch seinen vollen Silbenwert hat, in der Gesamtausgabe von 1660 zum grössten Teil entsprechend verändert. Auch hier also nicht einfache Verkürzung des Verses um eine Silbe, sondern Änderung desselben in der Art, dass trotz der stattgefundenen Verkürzung eines Wortes die gehörige Zahl der Silben wahrgenommen wird (vgl. hierzu meine *Untersuchungen etc.*, S. 9 bis 16).

Und doch — der Prozess des Verstummens ist, wenigstens in den letzten Jahrhunderten der Bildung, der Gelehrsamkeit und des Unterrichts, in den letzten Jahrhunderten, da das Zeitalter Ludwig's XIV. seinen gewaltigen Einfluss geltend gemacht hat, ein so allmählicher, ein so langsamer, und der Konservatismus der gehobenen Sprache ein so ausgeprägter, auch der Unterschied zwischen dem ruhigen Ausdruck eines einfachen Gedankens und dem kunstgemässen Ausdruck des erhabensten Ernstes und der höchsten Leidenschaft rein lautlich ein so bedeutender, dass selbst dieses *e* hinter betonten Vokalen, das doch durch nichts gestützt wird, nicht unter allen Umständen unterdrückt wird: in besonders pathetischer Rede, bei starker oratorischer Dehnung des Tonvokals (also auch abgesehen vom Gesang) kann man es noch oft genug hören.

So kommen wir denn zu demjenigen weiblichen *e*, welches inbezug auf die Verstummung auf der letzten Stufe steht, zu demjenigen, welches durch die ihm beiderseits beigegebenen Konsonanten geschützt und gestützt wird. Es würde indes irreführen, wollte man jenes Bild allzu wörtlich fassen und nicht dessen eingedenk sein, dass e i n e solche Stufe etwa einem Theaterrang entspricht. Es sind da noch verschiedene Höhenverhältnisse zu unterscheiden, je nachdem das weibliche *e* mehr oder weniger von seinen Begleitern geschützt wird. Und andererseits ist es wohl möglich, dass der Zahn des Volksmundes bereits an dem höchststehenden dieser *e* nagt, wenn die gemessene Sprache feierlich-pathetischen Vortrags kaum das tiefststehende zu verschlucken gewagt hat.

Wie steht die Sache?

Es ist deutlich zu beobachten, wie schon im XVI. Jahr-

hundert das noch heute zwischen zwei Konsonanten stehende weibliche *e* in der Konversationssprache in einer Anzahl von Wörtern und Wortgruppen verstummte. Ich habe oben in einer Anmerkung gezeigt, wie vor stark zweihundert Jahren Chiflet gegen diese *prononciation affectée, fausse, injurieuse à nostre langue, et totalement pernicieuse à la poësie Françoise* vorgeht. Er behauptet, dass jenes *e* nicht völlig verschluckt werde, wenngleich er zugesteht, dass die Silbe, der es angehöre, sehr kurz sei. Er denkt dabei an die gebildete Unterhaltungssprache. Der Verstummungsprozess geht auch hier stetig weiter und die vollkommen natürliche Umgangssprache des gewöhnlichen Volkes kennt gewiss nur noch in wenigen Fällen dieses *e*, gerade wie sie nur in wenigen Fällen jenen oben behandelten Endkonsonanten vor vokalischem Anlaut bewahrt hat. Ist es doch so weit gekommen, dass *vot*, *quat*, *maît* statt *vo-tre*, *qua-tre*, *maî-tre* und ähnliche Bildungen ganz geläufig geworden sind. Die etwas weniger familiäre Umgangssprache gebildeter Kreise, die weniger fliessende Sprache der litterarischen oder der wissenschaftlichen Plauderei und Diskussion etc. steht naturgemäss auf Standpunkten, welche die gewöhnliche Volkssprache seit ein bis zwei Jahrhunderten verlassen hat. Die Sprache des Lesenden bewegt sich im allgemeinen auf den nächsthöheren Stufen, nur dass es doch einen bedeutenden Unterschied macht, ob dieses oder jenes, ob es vom *lecteur par excellence* oder von einem wenig gebildeten, des feinen Geschmacks ermangelnden Liebhaber gelesen wird. Der Schauspieler wird ja nach dem herrschenden Kunstgeschmack seiner Zuschauer (Zuschauer mehr vielleicht als Zuhörer: ein sehr wichtiger Gegensatz) ein und dieselbe Dichtung verschieden vortragen. Ein Lustspiel, das den Volkston treffen soll, in dem die handelnden Personen ungefähr so reden, wie sie in Wirklichkeit reden könnten, würde, selbst wenn es unnötiger Weise in Versen geschrieben wäre, vom Schauspieler doch annähernd im Tone und in der Art der flotten, leichten Unterhaltung zum Vortrag gebracht werden. Das Theaterpublikum will schauen und hierdurch geniessen. Hörte es nichts, so wäre freilich der Genuss ein sehr zweifelhafter; aber wenn es die an das Ohr klingenden Worte inhaltlich erfasst, so ist es nach dieser Seite hin im allgemeinen befriedigt. Ist das Lustspiel ernsteren Charakters (vgl. Molière), sind die handelnden Personen würdevoller, so wird der schauspielerische Vortrag natürlich langsamer, gemessener, feierlicher, würdevoller: da macht es sich dann ganz von selbst, dass jedes Wort, jeder Laut deutlicher zu Gehör gebracht, deutlicher artikuliert wird. Handelt es sich auf der Bühne um ein Trauerspiel der erhabensten Art, so verstärken

sich naturgemäss die den gemessenen Vortrag kennzeichnenden Eigentümlichkeiten. Aber eine noch höhere Stufe nimmt der nicht-szenische Vortrag des Vorlesers oder Deklamators eines solchen Trauerspiels oder eines würdigen lyrischen oder epischen Gedichtes ein, eine Stufe, die um so weiter über jene hinausragt, je mehr die Bühne gerade naturalistischen Tendenzen huldigt, je weniger Wert sie der Form im Vergleich zum Inhalt, der kunstvollen Gliederung im Vergleich zur „Natürlichkeit" der Darstellung beimisst. Der dem Schauspielerstande nicht angehörige Vorleser oder öffentliche Deklamator darf fast nur auf die Stimme als Ausdrucks- und Verständigungsmittel zählen: es muss daher auch alles, was er sagt, sorgfältig abgewogen, scharf, klar, ausgemeisselt sein. Er schafft nicht, wie der Schauspieler, durch seine Interpretation und durch die überwältigende Macht seines (schauspielerischen) Genies gleichsam ein neues Werk, er vertritt nur den Schriftsteller und soll das Kunstwerk möglichst so zum Vortrag bringen, wie es der Absicht des Dichters entsprochen haben würde. Ich brauche nicht zu zeigen, wie sehr durch diese besonderen Verhältnisse die Aussprache des weiblichen *e* beeinflusst werden muss.

Die so gefundene höchste Stufe des Vortrags von Versen verlangt nun nach den übereinstimmenden, unzweideutigen, entschiedenen, von tiefinnerster Überzeugung diktierten Lehren der französischen Metriker, auch eines der jüngsten, Quicherat's, sowie der ersten gebildetsten Kunstkenner und Dichter unserer Zeit (Legouvé: *L'Art de la Lecture;* Banville, Leconte de Lisle — vgl. Lubarsch S. 4—7, S. 22 ff., S. 28 ff.), dass das (mitzählende) weibliche *e*, wenn auch in sehr verschiedenen Graden der Deutlichkeit, gesprochen und wahrgenommen werde.

Aus diesen Zusammenstellungen, Vergleichen und Betrachtungen ergiebt sich nun besonders folgendes:

1. Die Aussprache des „sogenannten stummen *e*" beim Vortrag von Versen unterscheidet sich allerdings „heutzutage" nicht „wesentlich" von der der „guten Prosa". Ebensowenig aber hat sie sich zu irgend einer Zeit „wesentlich" von der der „guten Prosa" unterschieden. Das Verhältnis ist zu allen Zeiten ziemlich dasselbe gewesen: und es hat immer nur ein Gradunterschied, niemals ein wesentlicher Unterschied bestanden. Und drohte einmal an einem Punkte der Unterschied ein wesentlicher zu werden, so gab die würdevolle Sprache erhabener Poesie ihre altertümliche Eigenheit eben an diesem Punkte rechtzeitig auf.

2. Die Frage, ob wir (im Punkte des weiblichen *e)* in unserem Unterrichte alle Verse, insbesondere auch die lyrischen, so lesen und lesen sollen wie der Schauspieler seine dramatischen

Verse auf der Bühne zum Vortrag bringt, ist nicht mit Plattner (*Gymnasium* VII, 2, Sp. 52 und 53) unbedingt zu bejahen, sondern unbedingt zu verneinen. Wir haben sie so zu deklamieren, wie der französische öffentliche Vorleser ausserhalb des Theaters sie deklamiert, also in einer Weise, die einem früheren Lautstande entspricht. Und wenn Plattner seine Forderung damit begründet, dass wir doch nicht können französische Verse auf zweierlei Art lesen lehren, so erwidere ich: Können wir das nicht, können wir in unseren Schülern, wenn wir sie mit dem dürren Inhalt der „Abrisse" verschonen, nicht wenigstens das Gefühl für feinere Unterschiede des Vortrags wecken, wie sie den Unterschieden der Dichtungsgattungen und der Stimmungen entsprechen, so werden wir in anbetracht der Stufenfolge: schauspielerischer dramatischer Vortrag — öffentliche (nicht-szenische) Vorlesung oder Deklamation eines Dramas — öffentliche Vorlesung oder Deklamation eines epischen oder lyrischen würdevollen Gedichtes — die richtige Mitte dann gewählt haben, wenn wir die Art der öffentlichen Vorlesung oder Deklamation einer ernsteren dramatischen Dichtung unserem Unterricht zu Grunde legen. Und was lesen und deklamieren denn unsere Schüler zuerst? Doch nicht Molière's Komödien, auch nicht Corneille's oder Racine's Tragödien. Wir führen ihnen vielmehr zunächst lyrische und epische Gedichte vor. Die diesen zukommende Vortragsweise müsste also doch massgebend sein. Oder sollen wir sie wirklich so ganz falsch lesen lassen, damit wir in der Prima nach französischer Bühnenweise Komödie spielen können, die wir doch bloss hören und auch in ihrer musikalischen Schönheit im Sinne des Dichters würdigen lernen wollen?

3. Humbert's Lehre ist also für unsere Tage und für unsere Zwecke richtiger oder besser, als die Lehre Gropp's oder gar Sonnenburg's. Besonders aber hat Lubarsch, indem er sich auf Lehre und Beispiel seiner kompetenten französischen Gewährsmänner und auf seine im Théâtre Français bei Gelegenheit der Aufführung einer Tragödie und eines neueren Lustspiels gemachten sorgfältigen Beobachtungen stützte, einen so glücklich vermittelnden Standpunkt gesucht und gefunden, dass wir, seinen Angaben folgend, unseren Unterricht jedenfalls auch in den nächsten Jahrzehnten so richtig wie möglich werden gestalten können.

4. Die Verstummung des weiblichen *e* wird weitere Fortschritte machen. Bisher wurde das Existenzrecht des inlautenden *e* und des *e* der einsilbigen Wörter wie *de, me, que,* von denen, die die Praxis der Schauspieler genau festgelegt zu haben behaupteten, noch nicht bestritten. Und doch scheidet auch dieses *e* aus der Volkssprache und den „Gassenhauern und Bänkel-

sängereien“ seit langem in sehr bedenklichem Masse. Wenn wir nun, wie es allerdings den Anschein hat, in die Periode eingetreten sind oder einzutreten im Begriff stehen, für welche das am wenigsten gestützte *e* hinter Konsonanten am Wortschluss auch im feierlichen Vortrage so schwach, so wenig vernehmbar, *d'un accent si bas et lasche* ist, dass die Überzeugung allgemein sich Bahn bricht, *que le vers qui s'en treuve chargé n'est pas coulant, dous et vigoureux*, so wird man, schliesse ich aus der bisherigen historischen Entwickelung, nicht allmählich zu elf-, zehn-, neun-, acht-, siebensilbigen Alexandrinern sich bekehren, sondern stufenweise nach dem Vorbilde eines Corneille und aller anderen Dichter früherer Zeiten das bisher zweisilbige Wort *hardiment* (wie die Bänkelsänger!) zu einem einsilbigen stempeln und doch dem Verse die regelmässige Silbenzahl geben. Da diese Entwickelung sich langsam und ganz allmählich vollzieht, da der Sensenmann einem Worte nach dem anderen jenes kleine Glied abmäht, so ist nicht zu fürchten, die Dichtungen, welche wir jetzt noch hochschätzen, würden so bald in einem Masse verstümmelt werden, dass wir sie nicht mehr geniessen könnten. Wenn die Amputationen in der gehobensten Vortragssprache eine Ausdehnung gewonnen haben werden, wie sie jetzt in der Volks- und Bänkelsängersprache kaum zu beobachten ist, so wird man wohl Corneille und Victor Hugo (um nur diese beiden zu nennen) nur noch in der Gelehrtenstube studieren oder den Inhalt einiger ihrer Werke in „neufranzösischer“ Übersetzung und Umbildung dem kunstliebenden Leser zugänglich machen.

5. Daher kann ich nicht glauben, dass Passy Recht hat, wenn er nach einem Referate Lange's (vgl. *Zeitschr.* X, 4, S. 140) in seiner in den *Phonetischen Studien*, Heft 1, erschienenen Abhandlung *Kurze Darstellung des französischen Lautsystems* [dieser Arbeit bin ich selbst noch nicht habhaft geworden] nur die Regelmässigkeit des Nachdrucks als Prinzip der französischen Metrik gelten lassen will, indem er bemerkt: „Die französischen Verse bestehen heutzutage wesentlich aus einer regelmässigen Anzahl von Hebungen, verbunden mit einer unregelmässigen Anzahl von Senkungen.“ Da er nach demselben Referat auf die interessante Frage zurückzukommen verspricht, so werden wir hoffentlich seine Gründe bald hören. Vorläufig bin ich überzeugt, dass, wenn er mit jener Bemerkung beispielsweise sagen will, der Alexandriner bestände aus vier Hebungen, zu denen drei bis acht Senkungen hinzutreten könnten, er einseitig vom Standpunkte des die Umgangssprache analysierenden Phonetikers und ohne Berücksichtigung der bisherigen Entwickelung urteilt.

W. Ricken.

Antoine Rivarol's Plan einer *Théorie du corps politique.*

Man darf wohl annehmen, dass Rivarol den Gedanken, ein Buch über den Staat oder wie er sich ausdrückt „über den politischen Körper" zu schreiben, schon in den Zeiten des *Journal politique national* gefasst hat, also 1789 oder 1790: einzelne Stücke des Journals wie Nr. 22 und 23 der ersten,[1] Nr. 4 der zweiten Serie enthalten theoretische Erörterungen über Souveränetät, Regierung, Teilung der Gewalten, die gleichsam einen ersten Entwurf des geplanten Buches darstellen. Im Jahre 1791 war dann, wie Tilly erzählt, die Souveränetät des Volkes Rivarol's ewiges Gedanken- und Gesprächsthema,[2] am 30. September dieses Jahres hat es, wie er an De la Porte schreibt, auch bereits seine Feder beschäftigt.[3] Vier Jahre später konnte er auf einem Landsitz bei Hamburg dem Dichter Chênedollé die ersten vier Kapitel einer *Théorie du corps politique* vorlesen und der enthusiastische Zuhörer fand, dass Rivarol darin mit Pascal's *Gedanken* über den Menschen wetteifere.[4] In dem *Discours préliminaire d'un nouveau Dictionnaire de la langue françoise*, der 1797 erschien, gedenkt dann Rivarol selbst wieder des Werkes einmal im Prospektus nur ganz flüchtig, ausführlicher aber in einer Note zum Text gelegentlich der Verfassung von 1795: *Une constitution qui place le trône si près des galères*, heisst es da, *irrite et dégrade le pouvoir exécutif, elle le rend à la fois indigne et ennemi de la nation française: il faut qu'il rampe ou qu'il règne, qu'il ne soit pas le greffier des deux conseils ou que ceux-ci deviennent sa chancellerie, il a trop ou trop peu.* In ruhigen Zeiten, und wenn ein Souverän da sei, *qui impose également aux deux conseils et au Directoire*, möge eine solche Verfassung Dauer versprechen, aber wenn man bedenke, dass dieser Souverän das Volk ist, habe man Ursache zu zittern. Beweise für diese Behauptungen könne er, so schliesst

[1]) Ich zitiere nach der 1. Ausgabe von 1789, die sich in der Nat.-Bibl. findet.

[2]) Tilly, *Mém.* in der *Bibliothèque Barrière*, XXV, S. 307: *La conversation qui avait certainement commencé par quelque dissertation sur la souveraineté du peuple . . . sujet éternel de ses pensées et de ses discours.*

[3]) S. Poulet-Malassis *Ecrits et Pamphlets de R.* (1877), S. 83: *En écrivant dans ma solitude sur un objet aussi important que celui de la souveraineté du peuple.*

[4]) S. Chênedollé's genauen Bericht über seine erste Begegnung mit Rivarol am 15. September 1795 bei Sainte Beuve, *Chateaubriand et son groupe littéraire*, I, S. 75.

er, hier nicht geben, doch verspricht er sie in seinem Buch *Sur le corps politique.*[1])

Ein paar Jahre später zählt Rivarol dieses noch zu den begonnenen Unternehmungen, die auszuführen seien, und die ihm grosse Arbeit machen: neben dem Wörterbuch, schreibt er an seinen Vater, habe er noch eine Geschichte der Revolution und einen grossen Traktat über die Natur der politischen Körper *(un grand traité sur la nature des corps politiques)* auf seinem Pulte.[2])

Endlich berichtete Dampmartin, nach dem Tode Rivarol's, unter dem 26. Oktober 1802 an die Eltern des Verstorbenen, sein Werk über die Politik gegen die Souveränetät des Volkes sei vollendet.[3])

Dies sind alle Nachrichten, die wir über Entstehung und Fortgang des viel genannten Traktates aufgefunden haben. Was ist nun von demselben erhalten?

Es sind nur Fragmente davon zu Tage getreten und die beiden, welche authentisch sind, stammen aus derselben Quelle: aus den Aufzeichnungen Chênedollé's, der in Hamburg längere Zeit hindurch mit Rivarol verkehrte und dessen Äusserungen sorgfältig sammelte. Er trug sich schon damals mit dem Plane eines grossen Gedichtes *Le Génie de l'homme,* zu dessen Ausführung ihn Rivarol auch ermunterte[4]) und das 1802 bereits vollendet gewesen sein soll.[5]) Im Druck erschien es aber erst 1807. Der vierte Gesang handelt von Gesellschaft und Staat, von ihrer Bildung, ihrem Blühen, Welken und Vergehen. Gleich am Beginn sagt uns eine Note, dass die Ideen dieses Gesanges Rivarol angehören, wie er sie seiner *Théorie du corps politique* entwickelt habe, wo sich eine Fülle grosser und neuer Ansichten fänden. Es wäre zu wünschen, sagt der Dichter, dass diejenigen, welche im Besitz des Manuskriptes sind, dasselbe endlich dem Publikum mitteilten.[6])

Der vierte Gesang hebt denn auch wirklich mit dem, wie wir wissen, ganz Rivarol'schen Gedanken an, dass die Natur sich in die Staatenbildung nicht gemischt habe: der Mensch allein, „dieses schwache Wesen", hat die Staaten geschaffen,[7]) — „merkwürdige Gebilde", nennt sie Chênedollé, und „der Gesellschaft geheimnisvolle Bürgen". In dem Hunger, der zur Arbeit treibt, sieht er ihren Ursprung. Mensch und Erde schlossen den *contrat social,* auf welchem der politische Körper beruht. Was vor diesem lag, den Naturzustand, schildert der Dichter nicht mit lockenden Farben, es war ihm kein Blütenalter, keine goldene Zeit —, er sieht da nur Kämpfe und Leiden: „Die Politik erbarmte sich",

---

[1]) *Discours prélim. etc.,* Hambourg, 1797, S. 235. Rivarol setzt noch hinzu: *J'éprouve de jour en jour que les matières politiques sont d'une tout autre difficulté que les abstractions méthaphysiques; il est plus aisé d'analyser que de composer, et le corps politique ne vit que de compositions; l'esprit purement analytique lui est funeste.*

[2]) Lescure, *Rivarol,* S. 432 N. Der Brief ist ohne Datum, vielleicht von 1800.

[3]) Dieser Bericht, sowie ein späterer Brief Dampmartin's, der ihn bekräftigt, sind zuerst durch Lescure *(Rivarol,* S. 495) bekannt geworden. Obige Stelle s. S. 500.

[4]) Brief an Chênedollé von 1800 in den *Pensées inédites de Rivarol* (1836), S. 160.

[5]) S. die *Notice* Sainte-Beuve's zu seiner Chênedollé-Ausgabe (1864).

[6]) Chênedollé, *Œuvres,* éd. Sainte-Beuve, S. 193.

[7]) *Journal pol. nat.* Éd. von 1790. I. Serie Nr. XVI: *Le corps politique est un être artificiel qui ne doit rien à la nature.*

sie trieb den Menschen zur Rodung der Wälder, zur Bebauung des Bodens an und führte ins patriarchalische Zeitalter, wo die Abraham, die Nestor und Evander walteten. Dann als diese einfachen Zustände allmählich entarteten, traten die grossen Gesetzgeber der Völker auf, die Moses, Lykurge und Solone. Überall knüpfen diese an die alten religiösen Überlieferungen an:

Sur les naissants Etats la main de Dieu tracée
Par l'homme, en aucun temps, n'en doit être effacée.
Un contrat éternel, une antique union
Joignent la Politique et la Religion.

— — — — — — — — — — — —

Il faut donc qu'un Etat, vaisseau mystérieux
Jette pour s'affermir ses ancres dans les cieux.

Nicht nur Rivarol'sche Gedanken werden hier ausgesprochen, es sind auch seine Worte: *Qu'on ne s'étonne ... pas*, sagt er im *Discours préliminaire* von 1797, *que les gouvernements s'accordent facilement avec les religions, mais entr'eux et nos philosophes point de traité — la philosophie divise les hommes par les opinions, la religion les unit dans les mêmes dogmes et la politique dans les mêmes principes; il y a donc un Contrat éternel entre la politique et la religion. tout Etat, si j'ose le dire, est un vaisseau mystérieux qui a ses ancres dans le ciel.*[1])

Chênedollé wirft nun die alte Frage nach der besten Staatsform auf:

Quelle forme à l'Etat est la plus favorable?

Montesquieu wird angerufen und gerühmt, seinen Schritten will der Dichter folgen. Wir erinnern uns hier, wie Rivarol in seinen Gesprächen mit dem Dichter gerade Montesquieu als seinen vornehmsten Lehrer und sein grösstes Vorbild bezeichnet:[2]) wiederum ein poetischer Nachhall längst gesprochener Worte! Es liegt aber gar nichts originelles in den Maximen, die da nun folgen: dass grossen Staaten nur die monarchische Form gemäss ist, Genfs Verfassung nicht für Frankreich passt, ein altes Königtum des königlichen Prunkes nicht entbehren kann, dass natürlicher Reichtum den Staaten nichts frommt, wenn Arbeit der Bürger fehlt und was dergleichen mehr ist. Mehr Interesse erregt die folgende Apologie des Staates, der Leben und Eigentum sichert und nach den letzten Willen des Sterbenden Gesetzeskraft leiht:

son dernier vœu devient une puissance

— — — — — — — — — — —

Du fond de sa tombe il dicte encore des lois.

[1]) *Disc. prélim.*, S. 210 (in Lescure's *Œuvres choisies* de Rivarol I. S. 192).

[2]) S. Sainte-Beuve, *a. a. O.* II S. 166: *J'avoue*, sagt Rivarol, *que je ne fais plus cas que de celui-là (et de Pascal toutefois!) depuis que j'écris sur la politique.* Montesquieu habe wohl nicht alles sagen können, da er diese Revolution nicht erlebte: *qui a ouvert les entrailles de la société et qui a tout éclairé parce qu'elle a tout mis à nu. Il n'avait pas pour lui les résultats de cette vaste et terrible expérience qui a tout vérifié et tout résumé, mais ce qu'il a vu, il l'a supérieurement vu et vu sous une angle immense. Il a admirablement saisi les grandes phases de l'évolution sociale. Son regard d'aigle pénètre à fond les objets et les traverse en y jetant la lumière. Son génie qui touche à tout en même temps ressemble à l'éclair... Voilà mon homme, c'est vraiment le seul que je puisse lire aujourd'hui... je n'ouvre jamais* l'Esprit des lois *que je n'y puise ou des nouvelles idées ou de hautes idées de style.*

Aber indem wir weiter lesen, staunen wir: es sind wiederum Stellen aus dem *Discours préliminaire*, nur gerade soweit verändert, dass Verse daraus werden konnten. Der Sinn ist: aus dem nackten, hilflosen Menschen der Urzeit hat der Staat ein gottähnliches Wesen gemacht, das Meere und Wüsten übersetzt, dem Himmel den Blitz raubt, in Sternen liest, seine Gedanken von einem Ende der Erde zur anderen sendet. Überflüssig, die Stellen wörtlich neben einander aufzuführen, die Übereinstimmung ist zu gross und ganz unzweifelhaft.[1])

Dem Zustand des Menschen in Staat und Gesellschaft wird dann nochmals in recht grellen Farben das Elend der staatlosen Wilden entgegengesetzt, wobei, wie man wohl erwarten muss, Rousseau's und seiner Irrtümer gedacht wird: auch hier wird man an eine Stelle des *Discours préliminaire* gemahnt, doch ist hier die Ähnlichkeit nicht gar so auffallend.[2])

Der Dichter wendet sich nun den grossen Staaten des Altertums zu, er schildert ihr Aufkommen, ihre Grösse, ihren Verfall, und schliesst mit melancholischen Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdischer Grösse:

Tout meurt: les souvenirs, la puissance et les arts.

In einer Note dazu sagt er, er erinnere sich, das Werk Rivarol's *Sur le corps politique* endige mit Reflexionen über die Macht des Vergessens, diese hätten einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, dass er sich getraue, sie wiederzugeben: *Le temps présent se dégage du fardeau des temps passés ... Ainsi pour l'homme, dans l'homme, autour de l'homme tout change, tout s'use, tout périt; les sentiments, les goûts, les opinions, les beaux arts, tout va du printemps à la décrépitude ... Et cependant la Nature, mère féconde et constante de tant de formes fugitives reste appuyée sur la Nécessité, au sein des mouvements, des vicissitudes et des metamorphoses, immobile, invariable, immortelle:* wie man sieht, nichts von überraschenden politischen Deduktionen, allgemeine Betrachtungen in stark rhetorischer Einkleidung, die wohl schön klingen, aber von dem Eindruck, den sie auf Chênedolle machten, verspüren wir nichts.[3])

Dass der Dichter das Christentum, dessen Wirkung auf die politische Welt er zu schildern versucht, mit den vollsten Tönen seiner Lyra preist, wird man erwarten. Wollte er sich auch hier an Rivarol anschliessen, so bedurfte er kaum der Reminiszenzen an den *Traité sur le corps politique,* schon in dessen ersten Brief an Necker von 1788 konnte er eine Apologie des Christentums finden, der *Discours préliminaire* erinnert daran.[4]) Mit viel mehr Kraft und Wärme hat aber diesen Vorwurf doch unstreitig Châteaubriand behandelt.

Was nun folgt: die Schilderung der mittleren Zeiten, der Renaissance, der Epoche Ludwig XIV. entbehrt vollends jeder Originalität: man könnte es allenfalls mit den flüchtigen Ausführungen vergleichen, die Rivarol über diese Dinge in seiner preisgekrönten Abhandlung über die Universalität der französischen Sprache schon im Jahre 1784 gegeben hat.[5])

---

[3]) Man vgl. den *Discours* bei Lescure *a. a. O.,* I. S. 216—18 mit dem *Génie de l'homme* in den *Œuvres de Ch.* S. 118 u. f.

[2]) Man vgl. *Discours prél.* bei Lescure I. S. 205 und Chênedollé, *a. a. O.* S. 122 und die Note S. 198.

[3]) Chênedollé, *a. a. O.* S. 198.

[4]) *Discours prél.* bei Lescure, *a. a. O.*, S. 201 Note. Die Stelle in der *Première Lettre à M. Necker* s. in den *Œuvres complètes de R.* (1808) II. S. 122.

[5]) *Œuvres* (1808) II S. 1 u. f., auch bei Lescure, *Œuvres choisies* I.

Eine lebhaftere Bewegung gewinnt das Gedicht mit der Erzählung der Revolution von 1789: sie wird als ein göttliches Strafgericht aufgefasst, wie eine Pest habe sie die Länder ergriffen:

ce Dieu si formidable
Jette de loin en loin, sur ce Globe agité
Des Révolutions le monstre ensanglanté.

In der pathetischen Schilderung der Schreckenszeit tritt wieder eine auffallende Ähnlichkeit mit dem berühmten Abschnitt des *Discours préliminaire* hervor, der das gleiche Thema behandelt.

Aus der Anarchie — so spinnt Chênedollé den Faden weiter — erheben sich die Usurpatoren und Despoten. „Ich habe vorausgesehen, dass die Revolution durch den Säbel beendigt werden würde“, schrieb Rivarol, wie wir wissen, im Jahre 1799 oder 1800, „und der erste Konsul weiss sich desselben sehr gut zu bedienen. Jetzt heisst es abwarten, wie weit ihn der Rausch des Machtgefühls treiben wird.“[1]) Eine ähnliche Betrachtung mochte er zur selben Zeit dem Entwurf seines Werkes eingefügt haben, Chênedollé verrät es uns.

Der Schluss des Gesanges, der Napoleon's Macht und seinen Sturz, die Wiederherstellung der Bourbonen und die Charte *(un pacte du trône inébranlable appui)* behandelt, berührt uns nicht mehr: Rivarol hat sich über diese Dinge nicht mehr äussern können.

In den Noten bringt Chênedollé noch einige, wie er versichert, authentische Worte Rivarol's aus dessen vielberufenem Werk: so eine Definition des Gesetzes als *la réunion des lumières et de la force;* die Regierung *(gouvernement)* stelle die *lumières,* das Volk die *force* dar. *Puissance* habe Rivarol definirt als *force organisée.* Von dem politischen Körper hätte er einmal gesagt, er sei wie ein Baum: *à mesure qu'il s'élève, il a autant besoin du ciel que de la terre.*

Fassen wir zusammen, was in dem vierten Gesang des *Génie de l'homme* aus dem Werke Rivarol's herrührt oder herrühren kann: Der Naturzustand ist ein Zustand der Tierheit und des Elends, Glück des Menschen hebt erst mit der Gesellschaft, mit dem Staate an; dieser ist nicht von der Natur gebildet, sondern von den Menschen, kein Organismus, sondern ein künstliches Gebilde. Religion ist seine Grundlage, unter allen Religionen das Christentum nicht nur die erhabenste, sondern auch in politischer Hinsicht die nützlichste. Es gibt keine absolut beste Staatsform, grossen Staaten ist die Monarchie gemäss. Die Staaten sind immerwährender Veränderung unterworfen, auf den Trümmern der einen erheben sich immer wieder andere. Revolutionen zerrütten den Staatsbau, sie nützen nichts, schaden unendlich, sie sind wie Strafgerichte Gottes für die Sünden und Irrtümer der Menschheit. Aus der Anarchie der Pöbelherrschaft erheben sich Tyrannen und Despoten.

Gestehen wir es nur: wir sind einigermassen enttäuscht. Denn nicht nur, dass ja beinah alles das sich schon in anderen Schriften Rivarol's findet, es ist auch gar nicht so neu und bedeutend, tiefe politische Weisheit wird niemand darin sehen. Schon damals, schon an der Wende des Jahrhunderts, waren dies geschichtsphilosophische Gemeinplätze. Zwar darüber werden wir nicht erstaunen, dass sie auf Chênedollé eine so grosse Wirkung übten: was ihn bezauberte, war gewiss die elegante epigrammatische Fassung, die der grosse Sprachkünster denselben offenbar zu geben verstanden hat, hie und da auch das schillernde poetische

[1]) *Lettre à l'abbé de Villefort* in den *Pensées inédites de Rivarol* (1836) S. 157.

Kolorit. Wie hätte ein Dichter dem widerstehen können! Ein kritischer Kopf aber war Chênedollé nicht, vielmehr ein weicher Gefühlsmensch, an den glänzenden Reden Rivarol's berührte ihn nur dies antipatisch, dass dessen Auge kalt und tot blieb, an allem was er sagte nur Verstand, gar nicht das Herz beteiligt schien.[1])

Aber, wird man einwenden, Chênedollé verarbeitete nur die ersten vier Kapitel eines grossen Werkes, das um 1800 nicht vollendet war: Zwischen diesem Datum und der Zeit, da der Dichter den politischen Erörterungen Rivarol's lauschte, liegen fünf Jahre: Wie vieles mag sich da nicht aus jenen ersten Anfängen entwickelt, wie reich mögen sich diese nicht umgestaltet haben.

Prüfen wir, was sonst noch, ausser der Chênedollé'schen Paraphrase, von der *Théorie* oder dem *Traité sur le corps politique* erhalten ist.

Im Jahre 1831 erschien ein Bruchstück davon, betitelt *De la Souveraineté du Peuple* unter dem Namen Rivarol's. Kein Zweifel auch, dass es wirklich von ihm ist. Als Herausgeber vermutet Sainte-Beuve Chênedollé, in dessen Papieren er so manchen Restitutionsentwurf des Werkes gesehen haben will. Der Herausgeber des *Pensées inédites* von 1836 dagegen schreibt diese Edition dem Bruder Rivarol's zu: unter diesen ist das Stück wieder abgedruckt. Es trägt als Motto die Worte des Tacitus: *Cunctas nationes et urbes et populos aut primores aut singuli regunt, delecta ex his et constituta reipublicae forma laudari facilius quam evenire, vel, si evenit, haud diuturna esse potest.* Lesen wir aber weiter, so merken wir gleich: dies ist nur eine Vorrede, entweder zu dem ganzen Buch oder zu einem Abschnitt, nichts mehr. Allerdings eine bedeutende Vorrede. Sie geht davon aus, dass die Theorie von der Volkssouverainetät von Frankreich aus gleichsam einen Siegeszug durch die Welt gemacht und, wie früher einmal das Ptolemäische System, alle Geister eingenommen habe. Sie sei aber falsch, sie zu bekämpfen setzt sich der Verfasser zur Aufgabe. Dazu ist nötig, dass er sich in die abstrakten Regionen politischer Metaphysik begebe, — traurig genug, dass der Friede der Welt, die Stabilität der Staaten, die Sicherheit des Eigentums znm Gegenstand philosophischer Spekulationen gemacht wird, aber die Gegner haben den Streit auf dieses Gebiet getragen, sie recht zu besiegen, müsse man ihnen dahin folgen: *couvrons nous de ce bouclier protecteur des empires,* ruft er mit schönem Pathos aus, *qu'un grand poète* (Tasso) *a placé dans le Ciel et puisque les philosophes comme les génies des tempêtes se sont élevés jusque dans les plus hautes régions pour de là mieux foudroyer l'ordre social et les réunions politiques du genre humain, il est nécessaire de les suivre.* Staaten gab es freilich vor jeder politischen Theorie, demnach heisst es — auch für den Realpolitiker — mit dieser sich abfinden. Die französische Revolution müsse auch in ihrer Idee zerstört werden, nicht bloss mit den Waffen, denn wenn Gewalt auch töten kann, bekehren kann sie nicht, sie unterjocht, aber sie klärt nicht auf. Europa sei in der grössten Gefahr; wenn die von einem gemeinsamen Unheil bedrohten Mächte dieser nicht bewusst werden, wenn sie ihr nicht einig, mit tüchtigen Armeen und schlagenden Gründen zugleich entgegentreten, wenn sie nicht die wahre politische Aufklärung unter den Gebildeten, Religion wieder unter dem Landvolk, Hass gegen die Jakobiner überall verbreiten: dann wird freilich alles umsonst gesprochen sein, dann ist di Revolution bald die Herrin der Welt. Rivarol rechtfertigt sich, warum er — ein einfacher Privatmann — sich unterwinde von so grossen Dingen Könige und Völker zu lehren, er verweist auf eine Stelle des *Esprit des*

---

[2]) S. bei Sainte-Beuve, Chateaubriand *a. a. O.*

lois, wo Montesquieu von den Aufzeichnern der Gesetze Ludwig XI. spricht: sie waren blosse Privatleute, aber wie viel Gutes haben sie nicht gestiftet.[1])

Das ist nun, man fühlt es gleich, echter Rivarol, wie ganz anders wirkt es als die Bearbeitung bei Chênedollé, die doch eigentlich eine Verballhornung ist. Es sind kräftige überzeugende Worte in edler Fassung. Sie stammen aus dem Jahre 1794,[2]) erinnern sie aber nicht ganz an jene, die unser Gentz erst sechs Jahre später sprechen sollte?

Viel weiter gekommen sind wir freilich damit in unserer Untersuchung keineswegs: zu den vier ersten Kapiteln haben wir nun die Vorrede, wo bleibt aber der eigentliche Kern? Wo ist das fertige Manuskript, das doch Dampmartin gesehen zu haben scheint, hingeraten?

Es gibt eine Notiz, sie stammt wohl auch aus den handschriftlichen Aufzeichnungen Chênedollé's, die uns belehrt, ein grosser Teil des Manuskriptes sei in die Hände des ehemaligen Kollaborators von Rivarol, des Abbé Sabatier de Castres übergegangen, der es 1806 in einer entstellenden Bearbeitung unter dem Titel *De la souveraineté* veröffentlicht habe.[3]) Ein Brief Dampmartin's an Rivarol's Bruder deutet einen solchen litterarischen Diebstahl allerdings an,[4]) ebenso eine Äusserung De la Platière's, des ältesten unter den Biographen von Rivarol[5]).

Wie nun Sabatier in den Besitz jenes kostbaren Manuskriptes gelangt ist, wüssten wir nicht zu sagen, sind auch nicht in der Lage, anzugeben, ob er zur Zeit von Rivarol's Tode in Berlin war. Wie so viele Emigranten hat er wohl alle europäischen Hauptstädte durchzogen; in Wiener Polizeiakten erscheint sein Name um 1794,[6]) er hat da dem Fürsten Kaunitz ein Gedicht gewidmet, auch ein Buch herausgegeben: der alte unermüdliche Skribent!

Indes jenes Buch *De la Souveraineté* existiert wirklich.[7]) Begierig schlagen wir es auf. In der Vorrede aber stutzen wir schon: es wird von den grossen Irrtümern Montesquieu's gesprochen, welcher der beschränkten Monarchie den Vorzug gegeben habe. Denn nach der Meinung des Autors ist die beste Staatsform die absolute Monarchie. Dies war früher niemals die Meinung Rivarol's gewesen, sollte er sich in den letzten Jahren seines Lebens so verwandelt haben? Allerdings, wie er nach Preussen kam — im Herbst 1800 — schrieb er an einen Freund in Frankreich wie anerkennend: „Das Volk (hier) kann nur gehorchen, zahlen und fürchten. Die Gesetze sind streng, aber gerecht; niemand wagt, ihnen zu trotzen.“[8]) Aber darf man hierin schon das Symptom einer Sinneswandlung in prinzipiellen politischen Fragen sehen?

[1]) S. *Pensées*, S. 225.

[2]) So vermutet der Herausgeber; es mag wohl sein.

[3]) Nach Sainte-Beuve, Chateaubriand *a. a. O.*

[4]) Lescure, *a. a. O.* S. 497: *Je crois que votre frère ne prévoyait pas qu'un jour on ajouterait à ses ouvrages. Cette hardiesse pénètre de surprise. Vous, possesseurs des flèches, c'est à vous de venger sa mémoire.* Der Brief ist bei Lescure nicht datiert.

[5]) Sulpice de la Platière, *Vie phil., pol. et litt. de Rivarol* (1802) II S. 274: *Une main sacrilège n'osera sans doute pas toucher à l'œuvre du génie, l'or triomphe toujours de tous les amalgames.*

[6]) S. meine Nachrichten über *Die ersten Emigranten in Wien* in der *Oest.-Ungar. Revue*, 1888. Juli-August.

[7]) *De la souveraineté ou Connaissance des vrais principes du gouvernement des peuples.* Motto: *Et nunc, Reges, intelligite!* Pariser Nat.-Bibl.

[8]) Platière, *a. a. O.*, I. S. 88.

Sabatier kommt dann auf die Theorie von der Volkssouveränetät zu sprechen, die er natürlich verdammt. Hier bemerkt er: „Damit man mich nicht etwa anklage, ich hätte mir einige metaphysische Ideen, welche — recht am unpassendsten Ort — in dem *Discours préliminaire* zu einem eitel versprochenen Wörterbuch der französischen Sprache eingeschaltet sind, glaube ich die litterarische Welt aufmerksam machen zu müssen, dass ich während meiner Verbindung mit Rivarol ... diesem mehrere moralische und politische Bemerkungen mitgeteilt habe, die auf seine Weise — die nicht immer die richtige war — zu verwenden er nicht verschmähte.“[1]) Übrigens habe er schon 1794 in seinen *Pensées et Observations morales* das gesagt, was Rivarol im Jahre 1797 im *Discours préliminaire.*

Diese *Pensées* habe ich selbst in der Wiener Hofbibliothek — wo man sie am ehesten vermutet, denn sie sind in Wien erschienen — nicht finden können: es wäre interressant die Behauptung des selbstbewussten Abbé zu prüfen. Aber hier kommt so viel darauf nicht an, ob und was Rivarol diesem Sabatier de Castres verdankt; denn darüber kann kein Zweifel sein, dass er ihm unendlich überlegen war: ein origineller Kopf trotz alledem, eine glänzende Feder er, der andere ein obskurer Vielschreiber, mit Recht längst vergessen und nie sehr geachtet. Wichtig ist für uns nur, ob in dem Buche Sabatier's wirklich Stellen sind, welche auf Rivarol deuten. Ich kann es nicht finden!

Die *Notions préliminaires* handeln viel von dem Missbrauch gewisser Worte wie: *Vérité, Erreur, mensonge, nature, nécessité, peuple, nation, Despotisme, Tyran, Pouvoir absolu* u. a. Allerdings hatte Rivarol in dem *Discours* auch davon gesprochen, ebenso und mehr Laharpe in seinem Buche *Du fanatisme,* das u. a. auch den revolutionären Jargon kritisiert.[2]) Der zweite Abschnitt handelt vom Ursprung und der Natur der Gesellschaft. Allerdings findet sich da auch der Satz, dass Gesellschaft und Staat künstliche Gebilde sind, und davon wird alles folgende abgeleitet, aber, wie wir gesehen haben, betonte Rivarol dies bereits 1790 im *Journal politique.*[3]) Einige andere Sätze, wie: *La Souverainité n'est pas un droit mais une puissance,* oder: *la puissance Souveraine n'est pas légitime, mais-elle légitime tout* erinnern wohl in ihrer epigrammatischen Fassung an Rivarol, aber was daran von Erörterungen geknüpft wird, ist durchaus müssiges Gerede, Deklamation: es ist nicht möglich, grössere Abschnitte herauszufinden, die man mit gutem Gewissen Rivarol zuschreiben könnte. Über eine vage Ähnlichkeit der Ideen geht auch der III. Abschnitt nicht hinaus: *De la morale, de la justice, de la Religion.* So wird die christliche Auffassung von der Natur des Menschen: dass ihr weder Sittlichkeit noch Gerechtigkeit innewohne, sondern dass sie von Grund aus verderbt sei, — die nach Pascal's Vorgang Rivarol bereits im *Journal politique* gegenüber der optimistischen Rousseau's als die richtige bezeichnet hatte — angenommen. Ein Abschnitt über den Fanatismus der Philosophen (S. 215 f.) erinnert allerdings an eine berühmte Stelle des *Discours préliminaire,* aber dieser Vorwurf war in den letzten Jahren des ausgehenden Jahrhunderts oft genug behandelt worden; der bekehrte Laharpe hatte ein ganzes Buch darüber geschrieben, auf keinen Fall brauchte Sabatier

[1]) *Préface,* S. 13.

[2]) Ich kenne es nur in der deutschen Übersetzung: *Vom Fanatismus in der Revolutionssprache.* Wien, 1797. S. S. 20 A. 6, S. 51 A. 12.

[3]) Die *Pensées* von 1794 würden aber dagegen nichts beweisen. Möge indes der Abbé diesen Gedanken seinem Mitarbeiter schon 1789 geliehen haben, was liegt daran!

auf das Manuskript des *Traité sur le corps politique* zu warten, um dies schreiben zu können. Der vierte Abschnitt endlich *Du peuple considéré relativement à la Souveraineté* trägt so wenig den Stempel Rivarol'schen Geistes wie die übrigen, ja indem Sabatier den Satz aufstellt: *L'application de la force est le premier apanage de la Souveraineté* (S. 289) weicht er zum mindesten von der Rivarol'schen Ansicht, wie sie im vierten Stück der II. Serie des *Journal pol.* niedergelegt ist, entschieden ab: *Le Souverain est la Source de tous les pouvoirs* heisst es dort, *le gouvernement est la force qui les exerce.*

Nein, es kann nicht nachgewiesen werden, dass in dem Sabatier'schen Buch der *Traite sur le corps politique* enthalten ist: hie und da sind Rivarol'sche Gedanken herübergenommen, aus dem *Journal politique*, dem *Discours preliminaire*, vielleicht auch aus jenem geheimnisvollem Werk — warum dann aber nicht aus den ersten vier Kapiteln, die Rivarol schon 1795 vorlas, in seinen Gesprächen gewiss immer im Munde führte? Auf keinen Fall gehörte die Tendenz der Schrift *Über die Souverainetät* Rivarol an: denn diese ist ganz offenbar abgefasst, den despotischen Gelüsten des neuen Franzosenkaisers zu schmeicheln. Eine Note, die in dem Exemplar der Pariser Nationalbibliothek auf den ersten Blättern eingezeichnet ist, besagt dies ganz ausdrücklich: *A sa Majesté l'empereur et Roi Napoléon de la part de l'auteur,* lesen wir da, *un des plus anciens tributaires de la gloire et qui faute d'une cinquante de ducats, est depuis trois mois dans l'impuissance de faire achever l'impression du second volume.* Hätte nun vielleicht dieser zweite Band mehr von dem echten Rivarol bringen sollen? Wir glauben es nicht.

Sollen wir es aufrichtig sagen, so zweifeln wir überhaupt, dass jenes Werk von ihm vollendet worden ist. Seine Freunde, seine Biographen — ältere wie neuere — haben es mit einer Art von Nimbus umgeben, angedeutet, dass es wohl etwas ganz grosses Ausserordentliches, ein *Esprit des lois,* der auch die ungeheueren Erfahrungen der Revolution theoretisch verwertet hätte, gewesen ist, aber wie hätte er so etwas von 1797, wo der *Discours* erschien, bis 1801, wo er starb, machen sollen! Dass er überaus träge war, dies sagt er nicht etwa bloss selber, sein Verleger Fouché, seine Freunde erzählen davon, über seinen skandalösen Lebenswandel auch in der Fremde berichten selbst royalistische Agenten.[1]) Nun aber hätten für ein solches Werk doch alle die Dokumente der Revolution, so weit sie erreichbar waren, die Protokolle der Nationalversammlung, der Legislative, des Konvents etc., alle die Zeitungen und Flugblätter, die Dekrete endlich, viele Nachrichten über die Verwaltung während eines Zeitraumes von zehn Jahren gesammelt, gesichtet und benützt werden müssen. Wer möchte glauben, dass Rivarol das gethan! Was er hie und da aufgezeichnet haben mochte, waren wohl nur Aperçus, Epigramme, Variationen einiger politischer Maximen, die er gefunden zu haben glaubte, die Freunde, denen er davon mitteilte oder die — wie Dampmartin im Nachgefühl des Verlustes, den sie durch seinen frühen Tod erlitten — davon lasen, konnten leicht dazu geführt werden, diesen Bruchstücken einen übertriebenen Wert beizulegen. Wir aber werden nach wie vor in dem *Journal politique* und dem *Discours préliminaire* seinen einzigen Ruhmestitel sehen müssen.

---

[1]) S. Thauvenay's Bericht von 1798 an D'Avaray bei Formeron *Histoire des émigrés.* I, S. 396.

E. Guglia.

Miszellen.

Die Bildnisse Molière's.

Vor etwa einem Jahre wurden in Dresden zwei Molière-Ausstellungen vielfach besucht, deren eine in den Räumen des Königlichen Polytechnikum während der Versammlung der deutschen Neuphilologen, deren andere im Königlichen Kupferstichkabinet aufgestellt war. Dort konnte man den grössten Dichter unseres Nachbarvolkes in zahlreichen Abbildungen aus verschiedenen Zeiten sehen, aber dem, der mit den Schwierigkeiten der sogenannten „Iconographie“ Molière's genügend vertraut war, drängte sich nur allzu rasch die Frage auf: „Ist das der wirkliche, echte Molière oder ist es sein verschönertes oder verzerrtes Abbild?“ Die Beantwortung dieser Frage ist auch für den Kenner keine leichte und unbedingte, denn die Verschiedenheit der bildlichen Darstellung des Dichters ist eine sehr grosse. Die bekannte Sammlung Soleirol's, eines Pariser Kunstschwärmers und Raritätensammlers, zählte allein hundertneunundzwanzig Bilder und Zeichnungen Molière's, auf deren unzweifelhafte Treue der glückliche Besitzer, aber kein vorsichtiger Kritiker schwor. Selbst der leichtgläubigste aller Molièreforscher, Paul Lacroix, der des Dichters litterarischen Nachlass mit einer Menge namenloser Schriften bereichern wollte, an denen Molière schwerlich ein Anteil gebührt, setzte die Zahl der echten Porträts auf fünfundzwanzig herab; ein Pariser Akademiker, Emil Perrin, will nur zwei als zuverlässig anerkennen.

Diese grellen Gegensätze der Beurteilung erklären sich daraus, dass wir von Seiten der Zeitgenossen des Dichters meist nur gehässige, verzerrende Überlieferungen haben, die überdies mehr den Schauspieler, als den Menschen schildern, und dass auch von den Porträts, welche bei Lebzeiten Molière's oder bald nach seinem Tode angefertigt sind, nur eins den Dichter ausserhalb der Bühne vorführt. Nicht zu übersehen oder gering zu schätzen ist aber eine Beschreibung, welche die Schauspielerin Angélique Poisson im Jahre 1740 nach ihrer Jugenderinnerung im *Mercure de France* veröffentlicht hat, denn obwohl sie mit sichtlicher Vorliebe und Verschönerungssucht die äussere Erscheinung Molière's schildert, so hat sie doch lediglich den Menschen, nicht den Schauspieler dabei im Auge. Nach ihr hätten wir uns den Dichter als eine auch äusserlich harmonische, wohlgebildete Erscheinung vorzustellen, während nach manchen Kostümbildern früherer Zeit Molière eher eine hässliche, plumpe und wenig proportionierte Persönlichkeit gewesen sein müsste.

Mit ihrer Darstellung lässt sich das wahrscheinlich älteste Porträtbild Molière's, das von seinem Freunde Mignard etwa im Anfange der sechsziger Jahre des XVII. Jahrhunderts geschaffen ist, sehr wohl vereinen. Kopien desselben sind in französischen und deutschen Molièreschriften häufig genug, und in der Vorstellung der meisten Verehrer des grossen Dichters lebt seine äussere Erscheinung so fort, wie sie der Pinsel dieses Malers auf die Leinwand geworfen hat. Man darf aber nicht vergessen, dass Mignard seinen Freund als Darsteller einer tragischen Rolle, nämlich als Cäsar in Corneille's *Tod des Pompejus,* mit allem theatralischen Pomp damaliger Zeit, mit dem Purpurkleide, dem Lorbeerkranze, dem Feldherrnstabe, den Flammenaugen und der Würde des Triumphators uns vorführt; — wie kann da von einer realistischen Treue die Rede sein? Ohnehin huldigte die französische Porträtmalerei des XVII. Jahrhunderts der Neigung, alles nach dem ungeschichtlichen Ideal zu zeichnen, welches

man sich vom Römertum entworfen hatte und legte auf zuverlässige Naturwahrheit wenig Wert. Nach einer Kopie des Mignard'schen Bildes hat Houdon im folgenden Jahrhundert seine unsterbliche Büste Molière's entworfen, ihm schliessen sich die späteren plastischen und malerischen Darsteller des Dichters, namentlich der Schöpfer der Brunnenstatue in der *rue Richelieu* zu Paris, an. Das Übertreibende und Unwahre, welches dem Kostümbilde seiner Natur nach anhaftet, auch wenn es nicht von einem idealisierenden Künstler der Zeit Ludwig's XIV. entworfen ist, hat sonach die spätere bildliche Darstellung Molière's am stärksten und nachhaltigsten beeinflusst.

Etliche Jahre nach Mignard hat ein uns nicht genau bekannter Maler, wahrscheinlich Sebastian Bourdon, ein Porträt des schon schwer leidenden Dichters geschaffen, das die Bildergallerie des Herzogs von Aumale auf Schloss Chantilly ziert. Hier sehen wir nicht den Schauspieler, sondern den Privatmann vor uns, aber in einem krankhaften Zustande, der durch die schweren körperlichen und geistigen Drangsale der sieben letzten Lebensjahre hervorgebracht ist. Sein Gesichtsausdruck ist ein schwermütiger, die Stirn gefurcht, die Wangen eingefallen, das Haupt geneigt. Gewiss ist die Treue dieses Bildes ungleich grösser, als die des von Mignard geschaffenen, aber sie stimmt doch nur mit dem Eindrucke überein, welchen die halbtragischen Schöpfungen Molière's, sein *Menschenfeind* und sein Schwanengesang, *Der eingebildete Kranke*, uns hinterlassen. Verkehrt würde es sein, die äussere Erscheinung des Dichters zu der Zeit, wo er von dem Ruhme seiner Erstlingsschöpfungen emporgehoben, von dem Glanze der königlichen Gunst überstrahlt, durch die Zuneigung gleichgerichteter Freunde, wie Boileau und Lafontaine, innerlich gestärkt, von den Enttäuschungen der Freundschaft und Liebe noch unberührt, von dem giftigen Hasse der Frommgläubigen und der neidischer Berufsgenossen noch wenig getroffen, von den schweren Leiden eines hoffnungslosen körperlichen Zustandes noch ungebeugt, ein zukunftreiches, sorgenloses und frohes Dasein führte, nach dem schwermütigen Bilde Bourdon's uns darzustellen. Da nun der jugendfrische, ideal gezeichnete Molière die Vorstellung der Spätergeborenen mehr anmuten musste als der frühzeitig alternde, mit unverkennbarem Realismus geschilderte, so hat das Bild Bourdon's unter dem wohlthuenderen Eindruck des Mignard'schen leiden müssen und die nachfolgenden bildlichen Darstellungen des Dichters wenig beeinflusst.

Ausser diesen beiden Porträts, zu denen der Dichter selbst das Modell gewesen zu sein scheint, haben wir von Zeitgenossen noch eine Anzahl von Kostümbildern, denen als solchen eine verhältnismässige Treue nicht abzusprechen ist. Dahin gehört zunächst ein Kupferstich von Simonin, der nur in einem Exemplar erhalten ist. Auf ihm wird Molière in rohen, aber unverkennbar naturtreuen Umrissen dargestellt und seine äussere Erscheinung würde hiernach eine ziemlich gewöhnliche, unschöne gewesen sein. Ähnlich ist der Eindruck, den wir von den Zeichnungen Brissart's und Sauvé's empfangen, welche der Ausgabe der Werke Molière's vom Jahre 1682 als Illustrationen eingefügt sind. Sie schildern uns den Bühnendarsteller in seinen Hauptrollen und verzichten ebenso sehr auf irgend welche Idealisierung, wie auf künstlerische Feinheit. Ein kurzer Hals, der fast in den Schultern versinkt, eine ungleichmässige, alltägliche Gesichtsbildung, vor allem ein auffallendes Missverhältnis des Oberkörpers zu den unteren Partieen sind die Hauptkennzeichen seiner Erscheinung, wie sie uns in diesen Bildern hervortritt. Verwandt, aber doch mit unverkennbarer Gehässigkeit entstellt ist Molière's Porträt auf einem grossen Kollektivgemälde des Jahres 1670, welches die „Spassmacher Frankreichs und Italiens in den letzten sechzig Jahren" darstellt, hier ge-

winnen wir von Molière's Erscheinung auf der Bühne denselben grotesken, bisweilen wider Willen komischen Eindruck, der in den verzerrenden Beschreibungen seiner bittersten Gegner hervortritt. Man darf weder den Menschen, noch den Schauspieler nach diesem Zerrbilde sich vorstellen. Eher dürften schon die Kostümbilder Brissart's und Sauvé's das Richtige treffen, aber auch in ihnen ist der Bühnenerscheinung allein Rechnung getragen und wir müssen das abziehen, was der schauspielerische Effekt in komischen Rollen dem Mienenspiel und der körperlichen Haltung aufnötigte.

Soviel ergibt eine Vergleichung dieser verschiedenen, von Begeisterung und Abneigung, von künstlerischer Meisterschaft und stümperhaftem Ungeschick entworfenen Bilder jedenfalls: der grosse Dichter war kein schöner Mann. Auch Mignard's Bild hat nicht ganz das verwischen können, was der äusseren Erscheinung Molière's sich von seinem Vater her vererbt hatte, den fast plumpen Körperbau mit den unverhältnismässig langen und dünnen Beinen, das langgezogene Gesicht, mit den stechenden von einander weit abstehenden Augen, der zu grossen Nase und den ausgedehnten Nasenflügeln, den starkentwickelten Lippen, dem breiten Munde, der üppigen Kinnbildung und dem gewöhnlichen Teint. Aber alle diese äusseren Unschönheiten sind auf diesem Bilde durch einen echt künstlerischen Gesamtausdruck ausgeglichen und selbst auf dem Porträt Bourdon's sind sie durch die weltschmerzliche Schwermütigkeit geadelt. Waren nun diese verschönernden Züge nur Zuthaten der Künstler oder entsprachen sie der Wirklichkeit? Wir können weder das eine noch das andere bestimmt behaupten, da eine völlig unbefangene Schilderung der Zeitgenossen uns fehlt und da alle Porträtdarstellungen, bis auf Bourdon's Bild und den rohen Kupferstich Simonin's, nur den Rollendarsteller im Auge haben. Bourdon's Porträt, das man uns öfter für das einzig treue hat ausgeben wollen, zeigt aber, wie schon erwähnt, nur den leidenden, schwermütigen Dichter in den letzten Lebensjahren, kann also seiner Treue nach nur für diese in Frage kommen, aus einem stümperhaften Kupferstiche können wir überhaupt keine ganz sicheren, unparteiischen Schlüsse auf Molière's äussere Erscheinung machen. Wenn aber neuere Molièrebiographen uns den grossen Dichter als eine Art Cyklop von unfreiwilliger Komik des persönlichen Eindrucks schildern, so lassen sie sich lediglich durch Darstellungen, wie die jenes Gemäldes vom Jahre 1670, leiten und übersehen, dass die Beschreibung, welche Angélique Poisson auf Grund ihrer Kindheitserinnerungen gibt, damit ganz unvereinbar ist. Die Wahrheit scheint auch hier in der Mitte zu liegen. Molière war nie ein schöner, wohlgestalteter, harmonisch gebildeter Mensch, der den Sinn erregbarer Frauen bezaubern konnte, aber trotz seiner äusseren Mängel auch als Persönlichkeit für den anziehend, der in der Körperbildung den Ausdruck des geistigen Wesens vor allem zu finden sucht. R. Mahrenholtz.

Evolutions de la langue française.

„Si Molière revenait sur la terre, il ne comprendrait plus le français". Je ne sais plus au juste où j'ai lu cette assertion; mais je sais que je la pris pour une boutade, et je n'y pensai plus. Ce n'est que plus tard qu'elle me revint en mémoire. Je venais en effet de mettre la main sur un de ces romans contemporains qui semblent sortir de terre comme les champignons après la pluie, et j'en commençai la lecture. J'arrivai bien jusqu'à la dixième page, mais impossible d'aller plus loin: je n'en comprenais pas la moitié. La honte envahit mon visage, et ce n'est qu'en pensant à Molière que je sentis renaître mon courage, et en

me souvenant aussi vaguement d'une annonce ainsi conçue: Pour paraître prochainement: *Petit glossaire pour servir à l'intelligence des auteurs décadents.* Ce glossaire n'est évidemment pas pour moi seul, me disais-je en moi-même; donc d'autres que moi ne comprennent pas non plus. Ce fut comme un beaume pour mon âme.

Ceci se passait au mois d'août de l'année dernière, pendant mes vacances, et au beau milieu de la France. Certes, je n'en aurais jamais dit un mot, si une boutade pareille ne m'était tombée sous la main, il y a quinze jours à peine. Elle est un peu longue, mais je ne puis résister au plaisir de la transcrire, et j'espère qu'elle intéressera plus d'un lecteur de la *Revue.* „A quoi bon s'obstiner à confectionner des dictionnaires dans un pays dont la langue n'a plus ni limite, ni frein, ni mesure? Avec le décadentisme, la déliquescence et autres écoles nouvelles, chaque jour crée deux ou trois centaines de mots, les uns canailles et argotiques, les autres archaïques, tous plus extravagants et plus barbarisants les uns que les autres. Comme ce joli travail de décomposition ne se ralentira pas, les dictionnaires deviendront parfaitement inutiles. Tout sera français *ad libitum* et au hasard de la fourchette". Ainsi s'exprimait Pierre Véron dans le *Journal amusant,* le 27 janvier 1889. Fénelon lui-même, après avoir dit dans sa *Lettre à l'Académie:* „Une langue vivante est une langue sujette à de continuels changements", ajoutait: „le *Dictionnaire* servira, quand notre langue sera changée, à faire entendre les livres écrits de notre temps".

Ce serait une étude très intéressante que celle de la révolution de la langue française dans ces dernières années, je veux dire depuis le „naturalisme", le „romantisme", le „décadentisme". C'est surtout actuellement que cette évolution s'accentue. Le dictionnaire devient radical et nous montre des termes insolites, hirsutes, barbarisants. Quelques uns de ces néologismes ne manquent pas de beauté, comme par exemple: „Victor Hugo prend une *envolée* superbe . . . Les contes épiques aux larges *envols* . . . Cette tête est dessinée avec une absolue *maîtrise* . . ." *(Figaro).* Ce dernier terme n'est sans doute pas nouveau par lui-même, mais il étend sa signification. Je range également dans cette catégorie *cinquantenaire* et *centenaire* (fünfzig-, hundertjähriges Jubiläum) qui ne devraient pas manquer dans Sachs.

Mais ce n'est pas le vocabulaire seul qui fait des siennes, il me semble que le Parnasse s'en mêle aussi quelque peu. En veut-on des exemples? Voici un modèle de vers empruntés à la nouvelle école: ils sont adressés à la Néva:

> Puissante, magnifique, illustre, grave, noble reine!
> O Tsaritysa de glaces et de fastes! souveraine
> Matrone hiératique et solennelle et vénérée!
> Très chaste, au sein du Temple qui se brise et se récrie
> Et très riante, en ta parure bleue ou blanche . . .

Sous prétexte de nous offrir des „heptapodes iambiques", on arrive à nous donner des monstres: césure, élision, mesure, toute la cargaison est jetée par dessus bord.

Mais au moins la grammaire tient-elle bon, elle, contre cet assaut livrée à la tradition classique? Oh que nenni! elle aura aussi ses faiblesses; elle prend part à cette nuit de Valpurgis. Si encore ce n'était que la grammaire des *décadents* et des *anti-parnassiens,* le mal ne serait pas si grand; mais malheureusement la grammaire des orateurs et des journalistes — celle des journalistes sourtout — a évolué considérablement. C'est là le seul point que je me proposais de mettre en lumière. J'ai fait une jolie cueillette de citations à l'appui de cette assertion et je vais en reproduire quelques unes. C'est bien la grammaire de Plœtz, je crois,

qui prétend qu'on ne met jamais un futur ni un conditionnel après *si (wenn).* C'était bien cela au bon vieux temps; mais aujourd'hui! Écoutez plutôt: „Si jamais une mesure libératrice serait accueillie par le pays, ce serait à coup sûr celle-là" *(Gazette de France).* „Mais si jamais en temps de guerre, l'on ne devra appeler sous les drapeaux les ecclésiastiques et les instituteurs, à quoi bon leur imposer les épreuves de la caserne" *(Figaro).* J'ai une foule d'autres exemples, mais ceux-là suffisent. Passons à l'emploi du subjonctif. „Je ne pense pas que de Lille à Menton le peuple français se réunira dans ses comices pour décréter . . ." *(Figaro).* „Qui voudrait nier que ce sont de beaux jours" *(Figaro).* „Même en admettant que la Cocarde est convaincue, le moment est inopportun pour dire ces choses" *(Figaro).* „Je n'espère pas qu'ils se rangeront à la forme actuelle du gouvernement; mais il me suffit de compter sur leur patriotisme pour ne pas douter qu'ils se refuseront à prêter leurs mains à une tentative aventureuse" (Challemel-Lacour, *Discours au Sénat,* décembre 1888). „Il n'y a qu'un seul créancier qui poursuit la vente, mais les autres vont se faire représenter" *(Fig.).* „Dans la Marne, il n'y a que deux arrondissements sur cinq qui ont reçu des bulletins" *(Fig.).* „Les Mineurs sont furieux de ce qu'on n'ait pas permis au général de descendre dans les puits" *(Fig.).*

Mais voici qui devient plus fort, et le pauvre verbe *craindre* lui-même n'a plus la force de gouverner le subjonctif; il est bien entendu du reste qu'on le débarrasse de la négation *ne* pour simplifier les règles. „M. Tisza a été jusqu'à dire que l'on pouvait craindre que le drapeau français serait insulté en France" *(Fig.).* „Tout ce qu'on dit depuis quinze jours permet de craindre que la France paiera encore une fois les déplacements ministériels" *(Fig.).* Dans quelques semaines, il y a tout lieu de craindre que nous connaîtrons la régence de Serbie" *(Fig.).*

Ce n'est pas que je prétende que toutes ces manières de s'exprimer soient condamnables, et certains académiciens, le critique de la *Revue des deux Mondes* par exemple, ont un penchant très prononcé pour l'emploi du conditionnel après la conjonction „si"; mais il n'en est pas moins vrai que la littérature contemporaine accomplit un mouvement d'évolution, même au point de vue de la grammaire, ainsi que nous l'avons constaté par exemple relativement à l'emploi du verbe *craindre.* Je ne connais pas d'exemple de cette construction au dix-septième siècle; pour le dix-huitième, je n'en ai trouvé qu'un seul, et encore est-il dans les œuvres de Frédéric le Grand. Le voici: „comme il avait à craindre qu'il aurait aussitôt toute l'armée sur les bras . . ." On y trouve également „le malheur voulut que les hussards tombèrent sur l'ennemi . . ."

Une autre construction singulière et que j'ai trouvée deux fois dans E. Zola est la suivante: „Il fallut que le peintre la coupa d'une cloison de planches . . ." *Falloir,* tout comme *craindre,* gouverne l'indicatif. Si ce mouvement continue de ce pied, il n'y aura plus de subjonctif au XXème siècle. Il est bien entendu que je ne parlerai pas ici, sans cela j'aurai trop à faire, de constructions comme: midi *sonnèrent* . . . Le saint Père *lira* une messe basse . . . *(Fig.).* Un ouvrier de *l'onzième* heure . . .; il était près *d'onze* heures (Zola).

Poursuivra qui voudra cette étude; quant à moi je n'en ai ni le loisir ni l'envie, et je termine par une citation que je lisais hier encore dans le *Figaro:* „Nous sommes envahis par un tas de diseurs de rien et de raboteurs de phrases qui encombrent le Parnasse. Parmi les jeunes écrivains, il y a, incontestablement, un certain nombre d'aliénés qui sont frappés d'une folie particulière, la folie du mot . . . C'est en prose et en vers, une langue qui est le plus prétentieux des *charabias* . . . Ils se

contentent de donner aux mots usuels des significations à eux et de disloquer la phrase. Les uns suppriment toute ponctuation, bien que la ponctuation soit une convention d'une absolue logique . . .“ *(Figaro,* 29 avril 1889).

J. Aymeric.

Ein Roman Victor Cherbuliez'.

In der *Revue des deux mondes* vom 15. Juni v. J. beschliesst der auch in Deutschland mit Recht wohl bekannte Victor Cherbuliez seinen letzten Roman *La vocation du comte de Ghislain,* und ich glaube, dass mancher seiner Verehrer das umfangreiche Werk kopfschüttelnd aus der Hand legen wird, da es sich früheren Leistungen des Verfassers nicht an die Seite stellen kann. Ist auch die Charakteristik von grosser Feinheit, so fehlt doch dem Hauptcharakter, dessen Zeichnung mit besonderer Breite angelegt ist, jede Eigenschaft, die unser Interesse auf die Dauer fesseln könnte. Der Comte de Ghislain ist ein Geistesverwandter von Olivier Maugant, dessen ich im Aprilheft der *Franco-Gallia* 1885 gedacht habe. Die dort angezogenen Worte, welche diesen in Kürze zeichnen: *vous avez un cœur, beaucoup de cœur, et même vous en avez trop; mais vous n'avez ni discernement ni raison et quand la raison ne les garde pas, les meilleurs cœurs font les plus grosses sottises,* passen auch auf jenen.

Denn was ist dieser Ghislain anderes als ein wunderlicher Kauz, dem nichts weiter fehlt, als dass er zu reich ist, und der daher nicht weiss, was er in dieser bösen Welt mit seinem Ich anfangen soll. Die *vocation,* die er glücklich findet, ist in der That nicht besonders neuer Art: an der Seite eines braven Mädchens ein guter Ehemann zu werden. Doch dies Glück findet er erst spät und nach manchen Irrungen. Als einziger Sohn eines nur durch die Gemeinsamkeit der Interessen verbundenen Paares, von dem jedes seinem eigenen Vergnügen nachgeht, aufgewachsen, ohne den Sonnenschein der Elternliebe, gerät der junge Graf zunächst ganz in den Strudel des galanten Pariser Lebens, ja es gelingt dem *beau Ghislain,* seinen eigenen Vater bei einer russischen Fürstin auszustechen. Doch bald folgt der Ekel an diesem hohlen Leben. *Il vous a paru que les fleurs que vous aviez cueillies, n'avaient ni couleur ni parfum, que vos joies étaient des ombres, et vous n'apercevez plus autour de vous que de tristes et pâles fantômes.* So sagt ihm jemand und bezeichnet damit trefflich seine Stimmung. In dieser begegnet Ghislain einem Missionar, einer kraftvollen Gestalt, und, wie es schwankenden Menschen eigentümlich ist, will er das Lebensziel, das jenes Geist und Gemüt so voll und ganz erfüllt, zu dem seinigen machen, ohne zu bedenken, dass ihm dazu dessen sittliche Kraft fehlt. Der Menschenkenner durchschaut den Jüngling, der ihm vertrauensvoll sein Herz erschliesst; er weiss, dass Ghislain für den entsagungsreichen Beruf eines Heidenbekehrers nicht geschaffen ist, doch lässt er ihn, wie Rousseau seinen Émile, gewähren, damit er durch eigene Erfahrung seinen Irrtum erkenne. Ziemlich leicht wird unser Held mit der Gewissensfrage fertig, und es ist zu charakteristisch (auch für die Schreibweise Cherbuliez') Ghislain über Protestantismus und Katholizismus sprechen zu hören, als dass ich der Versuchung widerstehen könnte, die Stelle hierher zu setzen.

In Religionssachen, so sagt er, wählt man nicht, man verzichtet auf seine eigenen Ansichten, beugt sich, unterwirft sich, und diese freiwillige Unterwerfung ist vielleicht die wahre Freiheit. *Le catholicisme*

se recommande à nous par sa durée, et il a l'évidence, la majesté ou, si vous l'aimez mieux, la brutalité d'un fait. La philosophie est la raison contente; le protestantisme est une raison mécontente, qui se donne beaucoup de peine pour remplacer ce qu'elle a perdu. Elle s'ingénie, elle a recours aux succédanés; elle nous dit: „Prenez ma chicorée, vous la trouverez plus savoureuse, plus parfumée que le meilleur café de Moka.“ Pour ma part, so meint dann Ghislain, *je ne supporte pas le café, mais je méprise toutes les chicorées et toutes les inventions modernes.*

Doch zu dieser Unterwerfung kommt es nicht, und wir brauchen nicht zu fürchten, den Grafen nun bald in der Kutte zu sehen. Ein Paar hübsche Augen, ein unschuldiger Kuss, den er irrtümlich von einem übermütigen Mädchen empfängt, genügen, um ihn von seinem Entschluss abzubringen. Er findet, dass das Glück nicht *une chose bien compliquée* ist, dass man nur darauf zu warten hat und zugreifen muss, wenn es sich uns bietet.

Und Ghislain bietet es sich, er ergreift es auch, und vor ihm liegt das reine Glück an der Seite eines geliebten Weibes, M[lle] de Trélazé, der Nichte seines geistlichen Freundes, da bringt der Tod seiner Mutter, der allerdings unter besonders grausigen Umständen erfolgt, einen neuen Umschwung in seinen Lebensansichten hervor. Von neuem kommt er auf seine erste Idee zurück. *Je veux agir,* ruft er aus, *je veux souffrir pour les autres; c'est par la pitié, par la sainte miséricorde, qu'on rachète ses erreurs.*

Und was thut er? Mit einer Grausamkeit, der vor allem schwache, „kontemplative“ Naturen — er nennt sich selbst *un mélancolique voué à la contemplation* — fähig sind, verlässt er die Geliebte, mit der er sich eben verlobt hat, um in Afrika sich auf seine neue Laufbahn vorzubereiten. Doch auch hier findet er nicht das, was er sucht. Sein Aufenthalt in Tunis, seine Reisen ins Innere zeigen ihm nur, dass das letzte Wort der orientalischen Weisheit ist: *Hâte-toi de jouir, la mort te guette.* Zugleich wird er hier das Opfer einer Intrigue, die sein Vater mit Eusèbe Furette, seinem Lehrer des Deutschen, einem lüsternen, gemeinen Charakter, spielt, um dem Sohn durch seinen Fall zu zeigen, dass er nicht besser ist als er, und sich so gleichzeitig für seine früheren Erfolge zu rächen.

Die sentimentale Kokette, die Ghislain nachgereist ist, um ihn zu fangen, weiss ihn freilich nur einen Augenblick zu täuschen. Er erkennt bald, in welche Schlinge er geraten ist, sieht aber auch zugleich ein, wie wenig er der Mann ist, einer hohen sittlichen Aufgabe zu genügen. Nun ist er überzeugt, dass er nicht für *les vertus difficiles et rares* geschaffen ist, sondern für *les douceurs, les délices d'un amour pur, d'un amour jeune, qui mêle à la vie d'habitude des émotions, des grâces toujours nouvelles, et procure aux âmes fatiguées du monde des heures à la fois monotones et pleines,* dass er nicht bloss ein grosser Narr gewesen ist, sondern auch hart und undankbar gegen die, welche ihm ihr reines Herz geschenkt hat. Er meint, er habe nun weiter nichts zu thun, als in die Arme der geduldig auf ihn wartenden Geliebten zurückzukehren, doch da irrt er sehr. Als er unerwartet heimkehrt, ist diese im Begriff, seinem siebzigjährigen Vater die Hand zu reichen, und zwar, was die Sache noch unbegreiflicher macht, aus eigenem, freiem Entschluss. Freilich sind es nicht die Reichtümer des alten unverbesserlichen Lebemannes, die sie reizen, auch ist sie kindlich genug zu glauben, sie solle ihm nur die Tochter ersetzen und für sein einsames Alter eine Stütze werden, doch lockt sie der Gedanke, an dem Geliebten eine kleine Rache zu nehmen, und die Hoffnung, ihm

dadurch, wenn auch als Stiefmutter, näher zu stehen. Als dieser nun wiederkommt, da bittet das unschuldige Ding ihren lieben Gott, er möge ein Wunder geschehen lassen, um sie der Erfüllung ihres leichtfertig gegebenen Versprechens zu überheben. Und dieses Gebet geht wirklich in Erfüllung. Der alte verliebte Geck stirbt zur rechten Zeit; ein Herzschlag macht seinem schalen Dasein ein Ende in dem Augenblicke, wo die Liebenden sich wieder gefunden haben. Auch der Schatten des Toten, den der strenge Abbé zwischen ihnen heraufbeschwören möchte, stellt sich ihrem Glück nicht entgegen. Ghislain beichtet dem Abbé sein Unrecht, auch Mlle de Trélazé bereut, nachdem auch sie durch das ihr eröffnete Geständnis von Ghislain's Schwäche eine Enttäuschung und damit eine Strafe für ihren eigenen Fehltritt bekommen hat. Sie haben sich in der That beide etwas zu vergeben. sie sind quitt, und wir zweifeln nun nicht, dass beide die vierjährige Probezeit, die ihnen der Abbé auferlegt, wie der Eremit dem Max im *Freischütz*, ebenso glänzend wie dieser bestehen werden.

Das ist der Inhalt des umfangreichen Romans. In der That wie bei dem vorigen, dem schon genannten *Olivier Maugant*, wenig Handlung, indessen scheint es auf diese Cherbuliez weniger anzukommen als darauf, eine Reihe von Charakteren verschiedenster Art bis in ihre kleinsten Falten vor uns offen zu legen. Und diese nimmt er, wo er sie findet: keine ausserordentliche Menschen mit starkem Wollen und Können, sondern Menschen mit allen den Schwächen, die der Leser an sich selbst und anderen Gelegenheit genug hat zu beobachten. Viele von diesen Charakteren gefallen uns trotz ihrer Schwächen, vielleicht auch wegen derselben, andere stossen uns ab, so der lüsterne Eusèbe Furette und der eitle Marquis de Ghislain. Doch ist es im Leben anders? Und nach dem Leben will Cherbuliez zeichnen, darin beruht auch seine Bedeutung. Doch ist er darum nicht zu den Naturalisten zu zählen; er ist zu fein gebildet, um lediglich in naturalistische Roheiten zu verfallen, wie er zu vielseitig ist, um das beliebte Ehebruchsthema zu variieren. Immerhin ist der Genfer Cherbuliez zu sehr Franzose, um seine Natur verleugnen zu können. Seine Anschauungsweise ist häufig nicht die unsere, und er spricht manches aus, was unser deutsches Gefühl verletzt. Doch sollte man bei der Beurteilung französischer Romane nicht so oft vergessen, dass ihre Verfasser zunächst für ihre eigenen Landsleute schreiben. Hält man das fest, so wird es vielen bei der Lektüre Cherbuliez'scher Werke wie dem Unterzeichneten gehen. Die echt französische Form wird über den in mancher Weise anfechtbaren und dürftigen Inhalt hinwegsehen lassen. Cherbuliez' Sprache gehört meiner Ansicht nach zu dem Besten, was die *Revue* bietet; sie ist jedenfalls echt französisch.

Auch mutet uns des Verfassers philosophischer Standpunkt an. Den schon in *la Ferme du Choquard* ausgesprochenen Gedanken: *le secret du bonheur et de la vertu est la désappropriation* berührt er auch hier, und in dem Abbé tritt uns eine Gestalt entgegen, die, wenn auch nicht ohne Schärfen, doch geeignet ist, unsere Bewunderung zu erregen, und welcher der Verf. vielleicht manche seiner eigenen Erfahrungen in den Mund legt.

Il avait fini par découvrir qu'il n'y a pas grand mérite à se passer du bonheur, que la vie est par elle-même une chose assez médiocre, que les voluptés amères du sacrifice sont les seules joies qui ne trompent jamais.

Liegt darin nicht die Summe aller menschlichen Weisheit, zu deren Erkenntnis viele freilich die raschlebige Gegenwart spät oder gar nicht kommen lässt?

LOHMANN.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

Professor a. d. Akademie zu Münster i. W. Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens und **Dr. H. Kœrting**

Privatdozent a. d. Universität zu Greifswald. Professor a. d. Universität zu Leipzig.

Band XI.

Zweite Hälfte: Referate und Rezensionen etc.

Oppeln und **Leipzig.**

Eugen Franck's Buchhandlung

(Georg Maske).

1889.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Miszellen.

Referate und Rezensionen.

Greierz, Otto von, *Beat Ludwig von Muralt.* Inaugural-Dissertation, der philosophischen Fakultät der Universität Bern zur Erlangung der Doktorwürde eingereicht. Frauenfeld, 1888. J. Huber's Buchdruckerei. 112 S. 8⁰. Preis: Fr. 2,40.

Ici même, en 1880, j'avais publié sur Béat de Muralt quelques pages, où j'avais recueilli et mis en ordre ce qu'on savait de sa vie et de ses œuvres. Cette revue montrait que beaucoup de lacunes existaient encore. Un certain nombre d'entre elles ont été heureusement comblées par M. de Greierz, dans l'excellente dissertation qu'il vient de présenter à la Faculté des Lettres de Berne.

Parmi les résultats de ses recherches, et les points qu'il a établis, on remarquera: le fait que Béat de Muralt, à seize ans, était en séjour à Genève, et que c'est dans cette ville qu'il s'est familiarisé avec la langue française; — les relations de Béat de Muralt avec le littérateur Jacques Bodmer (pages 76 et 77) qu'il faut distinguer du piétiste Jean-Henri Bodmer (page 78) lequel passa ses dernières années à Colombier, et mourut en 1743, dans sa 74ᵉ année (voir le *Dictionnaire de Leu;* les documents que j'ai publiés dans les *Étrennes chrétiennes* de 1886: *Jeanne Bonnet, épisode de l'histoire du piétisme à Genève*, avaient déjà établi les relations du piétiste Jean-Henri Bodmer avec Béat de Muralt;) — enfin et surtout le premier texte de la 6ᵉ des *Lettres sur les François*, qui contient la critique de la Satire de Boileau sur les *Embarras de Paris.* M. de Greierz a retrouvé cette première édition, imprimée en Hollande, d'une des *Lettres* de Muralt, dont je parlais ici même, dans l'article rappelé plus haut, page 189, note 1.

A la première page de cette publication, qui date de 1718, „M. de Muralt, connu des gens de lettres,“ est nommé en toutes

lettres: c'est assez pour montrer que si les *Lettres sur les Anglois et les François* parurent en 1725 sans nom d'auteur, tous ceux qui se tenaient au courant du mouvement littéraire de l'époque, ont su facilement le nom de l'écrivain suisse.

Je vais citer sans ordre les observations que j'ai à présenter sur la dissertation de M. de Greierz. La seule erreur grave que j'y ai trouvée, se rapporte (page 31, en note) à la date de la première édition du *Télémaque*, qui aurait paru en 1717. Dans la *Correspondance* de Fénelon se trouve une lettre de *** (libraire) à Dubreuil, du 26 mars 1699, où on lit: „Il court un manuscrit de monseigneur, intitulé: *Éducation d'un prince, ou les Aventures de Télémaque.* Il fait beaucoup de bruit; l'on dit que jamais il ne s'est imprimé un plus bel ouvrage.“ Le *Manuel* de Brunet donne des détails sur les éditions qui parurent en 1699, 1700, 1701 etc.; quant à l'édition de 1717, elle fut publiée après la mort de l'archevêque de Cambray par son petit-neveu, le marquis de Fénelon, et donnée comme la première édition conforme au manuscrit de l'auteur. Dans un mémoire adressé au père Le Tellier en 1710, Fénelon disait en parlant du *Télémaque:* „Tout le monde sait qu'il ne m'a échappé que par l'infidélité d'un copiste.“

M. de Greierz n'a pas vu d'exemplaire de la première édition de *l'Apologie du caractère des Anglois et des François*, et il s'appuie (page 57, note 2) sur une gazette de Leipzig pour établir qu'elle est de l'année 1726. J'en ai un exemplaire sous les yeux. Cette édition a été publiée à Paris chez Briasson, libraire, 1726: c'est un petit volume de 213 pages, qui sont suivies de l'approbation du censeur, datée du 22 avril 1726, et du privilège daté du 2 mai 1726.

Page 20, M. de Greierz me cite en ces termes: „Ritter *a. a. O.* S. 188 gibt an (gestützt worauf?), Muralt sei nach einjährigem Aufenthalt verbannt worden.“ — Je m'appuyais sur des textes officiels, qui mettent hors de doute ce que j'ai avancé: que Muralt fut banni de Genève après une année de séjour. J'ai envoyé la copie de ces textes à M. Charles Berthoud, qui se propose de les publier dans un article sur Béat de Muralt, qu'il prépare pour le *Musée neuchâtelois.*

Page 76, à l'avant-dernière ligne, il faut lire: vous résoudre, et non pas: vous répondre.

La première édition des *Lettres sur les Anglois et les François et sur les voyages*, 1725: 543 pages in 8⁰, précédées d'une feuille qui contient le titre et la préface, a été imprimée à Genève chez Fabri et Barillot. C'est ce qu'établit l'examen des fleurons, têtes de pages, lettres ornées et culs-de-lampe, qu'on

voit dans cette édition, et qui tous se retrouvent dans quatre ouvrages publiés en ce temps chez les mêmes éditeurs:

Ezechiel Gallatin, *Sermons.* Genève, chez Fabri & Barillot, 1720.

Benedict Pictet, *Prières sur tous les chapitres de l'Écriture sainte.* Genève, chez Fabri & Barillot, 1725.

Spon, *Histoire de Genève*, in-12°, Genève, chez Fabri & Barillot, 1730.

Nouveaux Sermons de feu M. Jacques Saurin. Genève, chez Fabri & Barillot, 1733.

Les contemporains savaient d'ailleurs que cette première édition avait paru chez Fabri & Barillot, à Genève (Greierz, page 74.) L'abbé Desfontaines, à la page 6 de son *Apologie du caractère des Anglois et des François*, disait: „On a imprimé à Genève, et on vient de réimprimer à Paris, (chez Briasson, libraire) les *Lettres sur les Anglois et les François et sur les voyages.*"

Quant à l'édition corrigée de 1728, — M. de Greierz en donne le titre exact dans la seconde note de la page 34 — elle a été imprimée à Zurich. Le *Journal de Trévoux (Mémoires pour l'histoire des sciences et des beaux-arts)* dans son numéro d'avril 1727, donne parmi ses Nouvelles littéraires une lettre de Zurich: „On travaille ici à une nouvelle édition des *Lettres sur les François et les Anglois.* L'auteur les a revues, corrigées, et augmentées de quelques Lettres sur les Esprits forts."

M. de Greierz a cité un certain nombre des journaux de l'époque, et d'autres témoiguages contemporains, qui établissent le succès et le retentissement des *Lettres sur les Anglois et les François.* Les notes suivantes aideront à compléter cette liste intéressante:

Lettre de Jean Leclerc à J.-A. Turrettini, datée d'Amsterdam, 14 mars 1725: „Je n'ai pas encore reçu . . . le livre du Sr Muralt, que j'ai vu entre les mains d'un Libraire, à qui on l'avait envoyé pour le contrefaire ici; mais je n'en ai rien lu." — Ce passage a été laissé de côté par M. Eugène de Budé, qui vient de publier cette lettre dans le second volume des *Lettres inédites adressées à J.-A. Turrettini, théologien genevois*, Genève, lib. Carey, 1887.

Lettre de Jacob Vernet à J.-A. Turrettini, datée de Paris, 7 mars 1726: „Les Lettres de Mr Muralt sont fort goûtées ici par tous les gens de bon sens. Ceux qui déclament contre la corruption du goût et du style en France, se plaisent à relever ce livre là, comme un modèle de belle et nerveuse simplicité."

Mémoires de Trévoux, juin 1726, page 1060—1080. — On

sait que le père Sommervogel, S. J., a publié une excellente *Table* de ces *Mémoires* en trois volumes, 1864—65.

Journal littéraire, année 1731. A la Haye, chez P. Gosse et J. Néaulme, XVIII, pages 246 et suivantes.

Mercure suisse, numéros de mars 1733, de novembre et décembre 1736.

Lettres juives du marquis d'Argens; la lettre qui parle de Muralt est la 68e dans une édition, la 72e dans une autre.

Les cinq années littéraires de Pierre Clément. Lettres du 1er mars 1751 et du 30 décembre 1752.

Bibliothèque populaire de la Suisse romande, numéro de juillet 1885. Article de M. Eugène Mottaz.

Quant aux *Lettres fanatiques*, il en a été parlé dans le *Nouveau Journal ou Recueil littéraire*, Genève, 1740, pages 101 et 102.

Pages 26, 89, 90 et 91, M. de Greierz attribue au pasteur De Roches les fragments (pages XI, XII, XIII) qu'il cite d'une Lettre qui forme la préface de la *Défense du Christianisme*. Mais j'avais dit que cette Lettre est d'un autre auteur genevois, Pierre Galissard de Marignac: c'est ce que nous apprend Senebier dans sa notice sur celui-ci (*Histoire littéraire de Genève*, III. 249).

Les *Lettres fanatiques* n'ont eu qu'une seule édition: celle qui porte sur le titre: A Londres, aux dépens de la Compagnie, 1739. Elles ont été imprimées par l'éditeur genevois Marc-Michel Bousquet. En effet, la plupart des têtes de pages et lettres ornées qu'on voit dans les *Lettres fanatiques*, se retrouvent dans le livre du pasteur De Roches: *Défense du Christianisme*, publié à Lausanne et à Genève, chez Marc-Michel Bousquet & Comp., 1740. C'est d'ailleurs ce que savaient les contemporains (Greierz, page 88).

Les *Lettres fanatiques* sont un ouvrage qu'on rencontre rarement dans les bibliothèques et les catalogues des libraires; les hommes vivants qui l'ont lu pourraient sans doute se compter sur les doigts. A ceux qui l'auraient entre les mains, et qui ne voudraient pas le lire d'un bout à l'autre, je conseille de choisir la première moitié du second volume (sur le Démon de Socrate, la Religion naturelle et la Parole intérieure). Ceux qui voudront ne jeter qu'un coup d'oeil sur ce livre, où Muralt parle comme un Nestor, et ne sait plus s'arrêter, seront bien aises peut-être d'utiliser la liste que j'ai dressée, des auteurs que Muralt a cités, en les caractérisant quelquefois d'un trait juste et net:

Platon. *Apologie de Socrate*, I, 106; II, pages 14 et suivantes.

Xénophon. *Mémoires sur Socrate.* II, 48.

Epictète. I, 105, 107.
Marc-Aurèle. I, 105, 107.
Montaigne. II, pages 22 et suivantes.
Jacob Bœhm. I, 60, 85.
Antoinette Bourignon. I, 61.
Fénelon. *Dialogues des morts.* II, pages 21 et suivantes.
Bayle (article *David*) II, 81.

La prédestination calviniste (I, 51) et le système de Descartes sur l'âme des bêtes (I, 52) sont nettement mis de côté par Muralt. Enfin, dans les trois chapitres sur le Démon de Socrate, il est parlé amplement de Rollin, et de deux savants, membres de l'*Académie Française*, qui ont traité de la vie et du caractère du philosophe athénien: Charpentier et l'abbé Fraguier.

Quant aux vues apocalyptiques qui se laissent entrevoir çà et là dans les *Lettres fanatiques*, et qui en remplissent le dernier chapitre, j'ai une hypothèse à soumettre au jugement du lecteur.

Après avoir parlé de certains ecclésiastiques „qui s'insinuent par un doux langage chez ceux qui se laissent gagner et séduire, — intimident ceux qui se laissent intimider, — et dans un esprit de vengeance, suscitent des persécutions à ceux qui tiennent ferme dans ce qu'ils doivent à Dieu", Béat de Muralt continue, en prolongeant sa pensée comme un tonnerre qui gronde sans fin pendant des pages entières (II, pages 310 à 318): j'abrège, et je cours aux traits les plus expressifs:

> Contre ceux qui persécutent, contre ceux de l'ordre politique et de l'ordre ecclésiastique qui prennent goût à détruire l'Œuvre de Dieu dans ces derniers temps, Dieu se prépare un vengeur: il arme de sa colère et rend plus puissant qu'eux un Prince par qui son Bras se manifestera. Sa venue est une des choses terribles qui doivent être annoncées aux hommes. Ici, Monsieur, j'entre dans le fanatisme plus avant que je n'ai encore fait.
>
> Le Prince dont je parle est celui de qui il est dit que Dieu l'a suscité du Septentrion, qui est le pays de sa naissance. Le période pour lequel ce Prince est préparé, celui où le Soleil se lève sur ceux qui sont enfants du Jour, aura en sa personne un héraut, qui hautement fera profession de dépendre de l'Intérieur (Muralt, comme madame Guyon, fait un fréquent emploi de ce mot) et qui commencera son règne par mettre en exécution ce que Dieu a prononcé. Il marchera sur les Magistrats comme sur le mortier; comme un potier il foulera la boue. (En interprétant le verset d'Ésaïe [XLI, 25] auquel il fait allusion, Muralt explique que les derniers mots du prophète s'appliquent aux ecclésiastiques qui dédaignaient les piétistes.)
>
> Cette venue est proche: l'Esprit qui donne la connaissance des choses l'annonce comme telle. Je pourrais faire voir que nos temps demandent une révolution, que l'Écriture la place dans le temps où nous vivons; je pourrais dire des choses plus précises encore. Je crois voir une révolution s'approcher, et je l'annonce.

On se demande quel est le prince que Béat de Muralt avait en vue? C'est un prince du Nord, et en 1739 son avénement paraissait proche: voilà les seules données du problème. Il n'y a pas d'apparence que Muralt pensât à la Russie, soumise en ce temps à l'impératrice Anne, à qui succéda, en octobre 1740, un enfant qui n'était pas né quand Muralt écrivait; — ni à la Suède, où le roi Frédéric Ier entrait dans la seconde moitié d'un régne inglorieux. En Danemark, à la cour du roi Christian VI, des piétistes tenaient le haut bout; et son fils, le futur Frédéric V, avait dix-sept ans: est-ce ce jeune prince danois que Muralt avait en vue? Je crois plutôt que le gentilhomme bernois, qui écrivait ses rêveries à Colombier, dans la principauté de Neuchâtel, pensait au futur souverain du pays qui lui donnait asile. Frédéric-Guillaume Ier, roi de Prusse et prince de Neuchâtel, était à la fin de sa vie: le prince royal, si peu semblable à son père, éveillait beaucoup d'espérances; et la Prusse elle-même avait de l'avenir. Les grands événements de l'histoire, au moment où ils se préparent, jettent dans l'esprit des hommes qui cherchent à discerner les signes des temps, une ombre prophétique qui les annonce, — et qui les défigure.

L'attente de Muralt a été trompée, si, comme je la crois, l'imagination exaltée de l'éminent songeur avait en vue le jeune prince qui allait devenir le grand Frédéric. — A-t-elle été trompée beaucoup plus que celle de Voltaire qui, mieux que Muralt, connaissait son auguste correspondant, et qui rêvait pour lui une carrière tranquille, la vie d'un prince ami de la paix et des lettres? Qu'on relise l'épître qu'il adressait au roi de Prusse, à son avénement:

> Citoyen couronné, vous jurez dans mes mains
> De protéger les arts et d'aimer les humains . . .
> Socrate est sur le trône . . .

Je ne sais si mon hypothèse rencontrera l'assentiment du lecteur; mais on ne peut la combattre qu'en lui en substituant une autre: car Muralt avait certes quelqu'un en vue. Si cette hypothèse était adoptée, elle tournerait à l'éloge du vieux piétiste; il a rêvé un grand rôle pour le fils de son prince: il a rencontré juste, et prévu l'avenir, lors même que ce rôle et cet avenir ont été tout autres qu'il ne pensait. Le philosophe de Sanssouci, le vainqueur de Rossbach aurait souri de sa prophétie, s'il avait jeté les yeux sur son livre; il ne lui en aurait pas voulu.

A ce que j'avais dit dans mon premier article, des citations que Rousseau fait de *Lettres sur les Anglais et les François*, j'ajouterai quelques notes que j'ai glanées depuis lors:

Dans une lettre de Deleyre à Rousseau, du 2 novembre 1756, l'ami de Jean-Jacques promet de lui envoyer cet ouvrage de Muralt.

Dans la *Nouvelle Héloise* (partie V, 3e lettre), la description d'une matinée à l'anglaise correspond à ce que dit Muralt aux pages 112 et 113 de sa première édition (vers la fin de la IVe Lettre).

Dans une lettre à M. d'Offreville, datée de Montmorency, 4 octobre 1761, Rousseau, d'après Muralt (pages 137 et 138 de la première édition, vers la fin de la Ve Lettre) décrit la procédure des jurys anglais en matière criminelle, et cite une anecdote frappante.

Dans *l'Émile*, note 26 du Livre second, Rousseau fait allusion à un passage de Muralt (page 112 de la première édition). C'est de cette note qu'il est question dans une lettre de Rousseau à madame de Boufflers (août 1762): „J'ai pris sur la nation anglaise une liberté qu'elle ne pardonne à personne, et surtout aux étrangers, c'est d'en dire le mal ainsi que le bien; et vous savez qu'il faut être buse pour aller vivre en Angleterre, mal voulu du peuple anglais. Je ne doute pas que mon dernier livre ne m'y fasse détester, ne fût-ce qu'à cause de ma note sur le *good natured people*" — et dans la réponse de madame de Boufflers à Rousseau (10 septembre 1762): „Je ne sais pas encore ce qu'on aura dit en Angleterre sur votre note sur le peuple anglais. On l'aura trouvée injuste, et c'est aussi mon opinion; mais je suis persuadée que les Anglais s'efforceront de vous donner sujet de changer d'avis. Il n'est pas d'ailleurs vraisemblable que dans un pays où il est permis de tout dire, on soit fort choqué de vos libertés."

Enfin, dans la cinquième des *Lettres écrites de la montagne*, quand Rousseau a dit: „On sait combien de coupables échappent en Angleterre à la faveur de la moindre distinction subtile dans les termes de la Loi", il faisait allusion à un passage des *Lettres sur les Anglois* (vers le commencement de la Lettre IV, pages 120 à 122 de la première édition).

Page 37, M. de Greierz cite d'après moi une édition des *Lettres sur les Anglois*, publiée par Charles Pougens en l'an VIII. Je ne l'ai pas vue, et je l'ai citée d'après *l'Intermédiaire des chercheurs et curieux* (XIII, 693). Mais j'ai sous les yeux le second volume de cette édition: *Lettres de M. de Muralt sur les mœurs et le caractère des Français; nouvelle édition, abrégée et retouchée par un homme de lettres, et destinée spécialement à l'instruction de la jeunesse du XIXe siècle. Se vend à Paris, chez Charles Pougens; à Leipzic, chez Adrien Texier; à Metz, chez Behmer; et chez les principaux libraires de l'Europe. Metz, de l'imprimerie de Behmer.* An VIII (1800). La dédicace mérite d'être citée: elle n'est pas seulement intéressante pour les mural-

tistes, qui constituent une espèce rare, comme on dit en botanique; mais elle caractérise bien la renaissance intellectuelle qui eut lieu en France au temps du Consulat, et les sentiments qui se faisaient jour à ce moment chez les meilleurs esprits; elle a à ce titre une valeur vraiment historique:

A la Jeunesse du XIXe siècle.

Jeunes gens,

La révolution française, en changeant toutes les institutions sociales, vous a rendus comme étrangers vos auteurs et vos pères. Plus séparés d'eux par un intervalle de dix années qu'on ne l'est ordinairement par le laps de plusieurs siècles, ce n'est plus que par tradition que vous pouvez connaître les mœurs et les usages en vigueur au temps de votre naissance, quelque entourés que vous soyez d'objets et d'êtres contemporains à cette époque. Comme ces traditions ne vous sont guères présentées qu'au travers le prisme des passions, il vous est difficile de les voir sous leur véritable jour. Combien serait précieux, pour un orphelin qui n'a jamais connu ses parents, leur portrait tracé avec la plus parfaite ressemblance! C'est ce portrait que je vous offre, portrait caractéristique de la nation française, et qui ressemble aussi parfaitement aux Français du règne de Louis XVI qu'à ceux du règne précédent. En applaudissant à l'esprit d'impartialité de l'observateur qui a fait ressortir finement jusqu'aux plus petites nuances, on a trouvé toutefois le tableau plus sévère que flatté. Jeunes gens, je le mets sous vos yeux, moins comme un modèle à imiter en tout que comme une étude: puisse-t-elle vous apprendre à apprécier vos pères, et à valoir encore plus qu'eux!

Depuis l'époque où Charles Pougens écrivait cette page enthousiaste, cette espèce de proclamation, Muralt n'a pas trouvé d'éditeur en France. A vrai dire, les *Lettres sur les Anglois et les François*, — semblables à cet égard à quelques-unes des œuvres de notre contemporain Karl Hillebrand, — bien qu'écrites en langue française, sont tout imbues de l'esprit germanique. Elles ont été adressées par un Allemand à des Allemands: car les traités qui ont séparé la Suisse de l'Empire, n'ont pas touché aux liens du sang qui rattachent les Bernois aux races allemandes, et c'est à ses amis de Berne que Muralt les avait destinées d'abord. Il serait piquant, mais il serait juste que ce fût un éditeur allemand qui réalisât le vœu de Sainte-Beuve: „On devrait bien réimprimer ces Lettres de M. de Muralt; elles le méritent.“

Quoiqu'il en soit, la dissertation de M. Otto de Greierz, qui est le fruit de consciencieuses recherches, bien conduites et couronnées de réussite, a désormais sa place au premier rang des travaux qu'on a publiés sur Muralt; et tous les amis de l'aimable et pénétrant moraliste doivent lui en être reconnaissants.

Eugène Ritter.

Morf, H. *Aus der Geschichte des französischen Dramas.* Akademischer Vortrag, gehalten im Museum zu Bern am 11. Februar 1886. Heft 21 der *Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge*, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorf. Hamburg, J. F. Richter. 1887. 38 S. kl. 8⁰.

Eine sorgfältige Betrachtung der dramatischen Richtung des heutigen Frankreich, als deren Begrenzung V. Hugo's *Hernani* und Sardou's *Théodora* genannt werden können, führt zu der Entdeckung, dass der Geist, der aus den Dramen *Hernani* und *Théodora* spricht, der Geist der Mysterien vergangener Jahrhunderte ist, d. h. dass das heutige Frankreich zu der romantischen Bühne des französischen Mittelalters zurückgekehrt ist. Um den Zusammenhang des heutigen französischen Dramas mit den alten Mysterien zu illustrieren, hat Morf die romantische Bühne des französischen Mittelalters in einem ihrer Anfänge vorgeführt.

Der Verfasser tritt für die massgebende Ansicht ein, dass das Schauspiel ein Kind der katholischen Kirche sei, und führt einen Sermo des heiligen Augustinus (den die Benediktiner freilich für unecht erklären, trotzdem die mittelalterliche Kirche ihn für echt hielt) an, der in seiner dramatischen Handlung einen fruchtbaren Keim enthielt: die Zahl der Propheten wurde vermehrt, einzelne Prophetenzeugnisse erweitert und sogar zu kleinen Szenen ausgebildet. Auch die Tendenz zu realistischer romantischer Darstellung ist schon vorhanden: der Prophet Bileam kam auf einer Eselin in das Chor der Kirche geritten, der König Nebukadnezar erscheint in prächtigem Schmuck, die drei Jünglinge werden in den bereitstehenden Ofen geworfen.

Durch die Weiterentwickelung einzelner Prophetenszenen bildeten sich selbständige Dramen heraus, unter denen das Danieldrama einen hervorragenden Platz einnimmt. Die Inszenierung ist hier geradezu kompliziert geworden. Um 1100 zeigt sich das Bestreben, die Vulgärsprache, das Französische, in das Drama einzuführen, und die Schauspiele mit den französischen Einschiebseln sind die sogenannten *épîtres farcies.* Bald war das erste rein französische Schauspiel *Adam* vorhanden. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts verfasste Jehan Bodel aus Arras ein französisches Schauspiel, das weltliche Inspiration zulässt. Dies ist ein romantisches Schauspiel (freilich ohne Einheit der Handlung). Jehan Bodel ist Laie und mit ihm geht das Kirch-Schauspiel vollständig in die Hände von Laien über und wird so zur nationalen Bühne, deren Erzeugnisse unter dem Namen ***Mystères***

bekannt sind. Als das Grotesk-Komische das Schauspiel des christlichen Glaubens dem Gelächter preisgab, verbot ein Beschluss des Parlaments von Paris (17. November 1548) die Aufführung biblischer Mysterien.

Morf zeigt weiter, wie in dem Zeitalter der Renaissance das alte Drama neben der antiken Tragödie einherschritt und sich unter dem Namen Tragikomödie weiter entwickelt hat, berührt kurz die Stellung Corneille's und die dramatische Richtung des 17. Jahrhunderts und kommt zu dem Drama der romantischen Schule, welche glaubte, durch die Verkündigung des dramaturgischen Prinzips (Victor Hugo's *Cromwell*) etwas Neues zu schaffen, die aber, ohne es zu wissen, nur das Prinzip der nationalen Bühne des Mittelalters wieder erneuert hat. Somit ist das national-religiöse Mysterium aus einem langen Kampfe mit der antiken Tragödie in verjüngter Gestalt als Sieger hervorgegangen.

Der Vortrag bildet, so gedrängt er auch in bezug auf das 17. und 18. Jahrhundert ist, einen nicht ganz unwesentlichen Beitrag zur Geschichte des französischen Dramas und vermehrt die genannte Sammlung um ein fruchtbringendes Spross.

A. Mager.

Clédat, L., *Nouvelle Grammaire historique du français.* Paris, 1889. Garnier. 279 S. 8⁰.

Über die in seinem Buche befolgte Absicht gibt Clédat in einer kurzen Vorrede die folgende Auskunft: *La présente Grammaire historique part . . . de la langue moderne pour remonter jusqu'aux origines. Je néglige les particularités de l'ancienne langue qui ont disparu sans laisser de traces . . ., mais j'insiste sur l'explication historique de toutes les règles de la grammaire moderne . . . J'ai essayé de mettre à la portée de tous et de formuler aussi brèvement qu'il était possible les résultats les plus certains et les plus importants des travaux contemporains sur les questions de philologie française.* Seinen Plan hat der Verfasser auch innegehalten. Nur darf man das *toutes les règles de la grammaire moderne* nicht wörtlich nehmen; eine solche Vollständigkeit würde sich mit dem Zwecke der Grammatik nicht vertragen haben. Auch hat sich Clédat nicht immer darauf beschränkt, in bündiger Kürze die Ergebnisse der neueren Forschung wiederzugeben; in den syntaktischen Kapiteln finden sich auch durchaus selbständige Erörterungen, die den Charakter streng wissenschaftlicher Abhandlungen besitzen und darum zwar mit dem übrigen

Kontexte disharmonieren, dem Werke aber eben dadurch auch für solche Wert verleihen, die, auf der Höhe der heutigen Forschung stehend, einer populären Darstellung derselben entbehren können.

Im ersten Teil (S. 1—87(behandelt Clédat „die Laute und Buchstaben". Voraus gehen einige allgemeine phonetische Betrachtungen, die zwar nichts irrtümliches enthalten, aber dem Fachphonetiker hier und dort schwerlich ausreichend erscheinen werden. So § 9 die Definition von *son.* — Bei Betrachtung der französischen Vokale hätten in § 11 die Lautnuancen *ọ* und *ǫ*, *œ̣* und *œ̨* gleich mit erwähnt und bei *an*, *on*, *eun* (*ã*, *õ*, *œ̃*) ihre genaue vokalische Färbung mit angegeben werden sollen. In den folgenden §§ wird allerdings das Fehlende zum Teil nachgeholt, aber der Verfasser begeht hier und noch öfter den Fehler, scheinbar eine Unachtsamkeit zu begehen, indem er etwas Erwähnenswertes nicht gleich beim ersten Male anführt, wo man es erwarten kann, sondern sich seine Behandlung für eine andere Gelegenheit aufspart. Es nimmt sich dies aus, als habe Clédat seine Kritiker absichtlich in Aufregung versetzen wollen, die bei solchen Gelegenheiten ihn auf einer Vergesslichkeit ertappt zu haben glauben, um einige §§ später belehrt zu werden, dass sie sich darin geirrt haben. — § 15, wo die mit *i̯* gebildeten Halbdiphthongen zur Sprache kommen, werden *i̯ạ* und *i̯ą*, *i̯ẹ*, *i̯ẹ*, *i̯ę*, *i̯œ̣*, *i̯œ̨* etc. nicht unterschieden, die mit *y* bezeichneten *i̯a*, *i̯e* etc. ausser acht gelassen, und wird ihre Zahl beschränkt und werden echte Diphthongen aus dem Französischen ganz eliminiert dadurch, dass für erweichtes *l* noch *l̄* als offizielle Aussprache anerkannt wird. Auch die verschiedenen orthographischen Darstellungen der mit *u̯* und *ü̯* gebildeter Halbdiphthonge sind nicht vollständig berücksichtigt. Man vergleiche die entsprechenden Abschnitte meiner *Grammatik der neufranzösischen Schriftsprache.* — Über die Vokalquantität geht Clédat § 17 ausserordentlich kurz hinweg; gerade über sie hätte man von einem Franzosen von der Kompetenz des Verfassers gern Aufschluss erhalten. Satzakzent, rhetorischer Akzent und Tonhöhe kommen gar nicht zur Sprache.

Die Beschreibungen der französischen Konsonanten, S. 12 ff., sind mehrfach etwas gar zu kurz und darum ungenau ausgefallen. So namentlich die in §§ 25, 26, 30, 32 gegebenen. Das velare *r* hat Verfasser ganz übersehen, obgleich es im heutigen Französisch eine so bedeutende Rolle spielt. — Die Schilderung § 39: Le *d* latin s'est changé en *n* dans *rendre* de *reddere*, et *nd* s'est reduit à *n* dans *prenant* de *prendentem* ist den historischen Vorgängen nicht entsprechend: *n* vor *d* in *rendere* (woraus *rãdr*) ist unzweifelhaft epenthetisch, und *n* für *nd* in *prenant* auf ana-

logischem Wege eingetreten. — Auch das volkstümliche *cintième* für *cinquième* (§ 40) ist eine analogische Erscheinung und nicht organisch irgendwie zu begründen.

Mit grösserer Sicherheit als da, wo es sich um die Beschreibung der modernen französischen Laute handelt, tritt Clédat in den Kapiteln auf, wo er die lateinischen Grundlagen des Französischen bespricht (die altgermanischen Elemente sind von ihm wohl absichtlich ausser Acht gelassen worden).[1] Zum ersten Male wird hier in einer französischen Grammatik die Scheidung in haupt-, nebentonische und unbetonte Silben durchgeführt, die für die Sprachentwickelung von so hervorragender Bedeutung war, und werden auch die Pro- und Enklitika als Bestandteile von Lautworten aufgefasst und untergebracht. Dadurch, wie durch die Beachtung der Vokalstellung in offenen und geschlossenen Silben (in freier und gedeckter Stellung) gewinnt dieser Abschnitt einen Vorsprung vor allen früheren Darstellungen dieses Sprachkapitels, und hier, wie überhaupt in dem etymologischen Teile seiner Grammatik zeigt sich Clédat nicht nur auf das genaueste mit der neuesten Forschung vertraut, sondern auch für ihre kritische Benutzung auf das beste veranlagt. Es war nicht immer leicht, aus der Fülle des Materials das Gute und Sichere herauszuwählen und in elementarer Form wiederzugeben. — Wir finden demgemäss nur unbedeutende Dinge zu urgieren. Die Definition § 69: Une voyelle est dite *entravée* lorsqu'elle est suivie de plusieurs consonnes consécutives, ist, wie auch der Verfasser weiss, ungenau, da Muta c. Liqu. den Vokal nicht decken. — § 74 und vorher wäre eine ausdrückliche Scheidung von laminarem (mediopalatalem) und velarem lat. *c, g* wünschenswert gewesen. — § 83 *murum* (prononcé *mourom)* soll wohl heissen *moúrom'* oder *moúrome*, da *om* für den Franzosen = *õ*. — Bei Aufzählung der Vokale befolgt Clédat die traditionelle Reihenfolge; wissenschaftlicher ist es, vom tiefsten zum höchsten (u, o, a, e, i) aufzusteigen, oder umgekehrt, wobei zugleich ganz von selbst nahe verwandte Erscheinungen auch äusserlich zusammentreten. — § 95 und vorher in Worten wie *meilleur*, *feignant* fasst Clédat *ei* = *ẹ* auf, während er sonst richtig *i* zu *ll* und *gn* = *l̃*, *ñ* zieht. — § 100 ist *mon* = *mõ* ein Lapsus; es soll heissen *mon* vor Vokal. — § 116, S. 51 Z. 1 ist *e long* besser zu tilgen (vgl. *stella : étoile)*, ebenso § 119. — § 120 hätte man gern gehört, ob auch der Verfasser einen Quantitäts-

[1]) In Kapitel 3 über die französischen Buchstaben fehlen § 58 u. a. *î*, *ŷ*, *ù*, *eù* und die Halbvokale; in *rose*, *case* befindet sich *s* (phon. *z)* vom rein lautlichen Standpunkte aus betrachtet natürlich nicht *entre deux voyelles* (§ 63).

unterschied zwischen *esse* = afrz. *esse* und *esse* = afr. *ece* vernimmt. — § 123 die Erklärung 1⁰ würde auch für *ō* passen. *N* darf nicht ohne folgenden Vokal (auch stummes *e*) stehen. — § 135, S. 59 Z. 4: 'quand il *(ie)* termine le mot ou qu'il est suivi d'une consonne non prononcée'; auch im letzteren Falle endet *ie* das Wort; hier wie auch sonst einigemale (z. B. § 152, wo in *une n* lautlich nicht zwischen zwei Vokalen steht; s. auch oben zu § 63) hält Clédat Lautwort und Schriftwort nicht genügend von einander. Bei der traditionellen Gewohnheit, nur das Schriftbild ins Auge zu fassen, ist es in der That schwierig, nicht hin und wieder in diesen Fehler zu verfallen. — § 146 Anm. ist in *au XVᵉ siècle XVᵉ* wohl ein Druckversehen. Vgl. meine *Grammatik* S. 84. — § 155. 'On ne voit pas bien, d'ailleurs, la raison de cette double prononciation' (*añ* und *ẹñ* = *agn* und *aign*, *oñ* und *ụañ* = *ogn*, *oign)*. Der Grund ist in analogischen Wirkungen zu suchen: plaigne nach plaindre, joigne nach joindre etc., während montagne, charogne ohne solche Einwirkungen zur Entwickelung gelangten. — § 158 ist in seinen Bestimmungen etwas ungenau; vgl. S. 74 ff. meiner *Grammatik*. — § 164. La graphie *ge(= ž)* dérive des formes anciennes telles que *geu*, participe passé de *gésir*, qui se prononçait jadis *geü*, et où *ge* était devenu le signe d'un simple *g* doux — ist wohl nicht ganz richtig; schon vorher schrieb man *mangea* neben *manja* wie *comencea* für nfrz. *commença* u. dgl. — § 178 verdankt *pié-t-à-tere* sein *t* doch nicht der 'euphonie', sondern der Analogie oder der Einwirkung des Schriftwortes auf die Aussprache. Auch in *pouvoir* (§ 188) ist *v* schwerlich 'purement euphonique'.

In dem zweiten Teile, in dem (S. 89—142) die Wortschöpfung (Ableitung, Zusammensetzung und Bedeutungswandel) behandelt werden, stützt sich der Verfasser insbesondere auf die Spezialuntersuchungen Darmesteter's *(Mots nouveaux, Traité de la composition* und *Vie des mots)*, aus denen er zugleich unter Benutzung auch der älteren Litteratur mit seinem gewöhnlichen Geschick das Wichtigste heraushebt. Ein böser Lapsus findet sich § 199, wo *schottisch* als ein polnisches Wort angeführt wird; doch ist Clédat der Irrtum nicht zu sehr zu verargen, da der französische *schottisch* in Deutschland *Écossaise* benannt wird. Auch die in Anmerkung zu diesem § gegebene Erklärung, wie *un bouc* a été changé en *une sorte de chope* ist schwerlich richtig; die Abkürzung „ein Bock" für „ein Glas Bockbier" hat durchaus deutsches Gepräge; der Commis voyageur, der das Wort nach Frankreich brachte, hat nur die Ausdehnung auf jede Art von Bier verschuldet. — S. 93 wird *sire* als alter Nominativ zu *seigneur* hingestellt; richtiger gehört *sire* zu *(mon)sieur*, während

der Nominativ zu *seigneur : sendre* früh verloren ging. — § 235 kann man doch nicht allgemein sagen, das Italienische habe lat. *c* vor *e*, *i* in *ch* = *š* umgebildet. — Die § 267 adoptierte Ansicht Boucherie's, wonach in Worten wie *porte-drapeau* u. dgl. das erste Element ein Adjektiv vorstellen soll, dürfte nicht allgemein als die 'véritable explication' anerkannt werden. Vielleicht aber sind wir sachlich mit dem Verfasser einverstanden und erregt nur seine Formulirung bei uns Anstoss. — Die § 276 gegebenen Definitionen *le savoir* = *ce qu'on sait* und *le pouvoir* = *ce qu'on peut* sind sicher zu eng. — In § 291 hätten wir gern die gelehrten Ableitungen vom Stamme *fac* von den volkstümlichen getrennt gruppiert gesehen.

Auch zu der Formenlehre (S. 143—200) haben wir nur minder bedeutsame Ausstellungen zu machen. § 293 würden wir für *le* = *'lum* ein *lu(m)* vorziehen, da *lum* zu *lō* geworden wäre. Erst musste *íllum* zu *íllo* geworden sein, ehe in proklitischer Stellung *illó* entstand. — In den folgenden Abschnitten gibt Clédat Flexionsregeln in der hergebrachten Form, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, wie sich die Dinge gestalten, wenn man vom Wortbilde absieht und nur die rein lautlichen Wortkörper ins Auge, oder richtiger ins Ohr fasst. Die Abweichungen sind, wie wir in unserer *Neufranzösischen Formenlehre nach ihrem Lautstande* gezeigt zu haben glauben, hin und wieder doch recht bedeutend und in einer, wenn auch nur propädeutisch, wissenschaftliche Zwecke verfolgenden Grammatik in Zukunft nicht zu übergehen. — Die Endung *eresse* (§ 298) in *pécheresse* wird wohl richtiger aus dem alten Nominativ *pechere* erklärt; Clédat geht vom Obliquus aus, dessen Suffix *eur* sich zu *er* geschwächt hätte, ehe *esse* antrat. — Hat in afrz. *milie* = *millia* je ein *l̃* bestanden, wie Verfasser § 315 behauptet? Wir glauben nur an ein afrz. *milie* = *mili̭e* und dann unter Einwirkung des Singular *milẹ*. — § 322, S. 157 Z. 15 füge man nach pronom relatif ein: ou de la préposition *de* ein. — § 337 hätte erwähnt werden können, dass auch bei *nous*, *vous* eine Scheidung in unbetontes *nous*, *vous* und betontes *neus*, *veus* möglich gewesen wäre und nur unter analogischen Einflüssen unterblieben ist. — § 364 ist die Behauptung, intervokalisches *b* in den Imperfekten sei 'dès l'origine' gefallen, etwas einzuschränken. — Das dédoublement de l'*i* long final in der 2. Pf. *asti* (wofür *astii)* in § 370 erscheint uns zweifelhaft und brauchte wohl nicht vor den anderen einschlägigen Erklärungsversuchen bevorzugt zu werden. — In *lève* für *lieve* ist nicht *i*, sondern ein *i̭* unterdrückt worden (§ 377). — § 387. Nur *īsc* konnte vor hellem Vokal *is(s)* entwickeln,

nicht auch *ĭsc*, das *eis*, *ois* ergeben hätte. Der hier besprochene Lautvorgang ist wohl überhaupt etwas zu summarisch behandelt.

Die meisten Schwierigkeiten hatte der Verfasser bei der Behandlung der 'Conjugaison morte' zu überwinden, bei der er sich erfolgreich bemüht hat, elementare und einfache Darstellung des neufranzösischen Bestandes und geschichtlich richtige Auffassung mit einander zu versöhnen. Dass es auch ihm nicht gelungen ist, hier alle Klippen zu umsegeln, wird niemand Wunder nehmen. — § 390, S. 185 liest man: La mouillure de l'*n* (in den Verben auf *aindre*, *eindre*, *oindre)* disparaît aussi devant *s* et *t*). Das ist nicht ganz richtig; *ai*, *ei*, *oi* vor *n* entstanden für *a*, *e*, *o* dadurch, dass die Erweichung von *n* vor Konsonant aufgegeben wurde, und ihr *i̯*-Gehalt auf den vorausgehenden Vokal überging. Die Erweichung ist also nicht verschwunden, ohne Spuren ihres einmaligen Vorhandenseins zu hinterlassen. — In Widerspruch mit dem historischen Verhältnis ist Clédat geraten z. B. in § 400, wo man nicht sagen darf: l'*u* de la flexion (in résolu = resolutus) a fait disparaître le *v* final; ebenso in § 401 bei Erklärung der Pc. Pf. *suffi*, *lui*, *nui*, und in § 403 bei Erklärung der Pc. Pf. *sis*, *acquis*, *pris*, *mis*. — § 427, Anm. 2 hätte man gern gehört, dass *ait* seine Besonderheit der Analogie zu *soit (= sit)* verdankt. — § 429. Sollte nicht umgekehrt *puisse* eher dagewesen sein als *puis?*

Im vierten Teile, der Syntax (S. 201—271) verlässt, wie schon erwähnt, der Verfasser den sonst in der Grammatik eingenommenen Standpunkt. Mit Rücksicht auf seine *Grammaire du vieux français* hat er die unveränderlichen Wortarten und die Wortstellung ganz übergangen; mit Unrecht, da seine *Neufranzösische Grammatik* vielfach einen anderen Leserkreis finden wird, als jene. Artikel, Nomen und Pronomen sind nur skizzenhaft behandelt. Die Syntax des Verbums gibt hingegen einige wissenschaftliche Abhandlungen Clédat's wieder, die von ihm vorher an den S. 211 angeführten Stellen für sich veröffentlicht worden waren. Diese Studien sehen mehrfach von dem historischen Werden ab und geben auf spekulativem Wege des Verfassers persönliche Auffassungen des modernen Gebrauchs wieder, die, so anregend und Interesse erweckend sie sind, in seine Grammatik sich nicht recht hineinfügen wollen. Der Fachgelehrte wird sie gern hier wiederfinden. Besondere Beachtung verdienen des Verfassers Betrachtungen über die superkomponierten Tempora und die Consecutio temporum. Selbst da, wo des Verfassers Ansicht zum Wiederspruch reizt, bleibt seine Meinung wertvoll, weil sie ein zuverlässiges Zeugnis für das Sprachgefühl eines feinfühlenden französischen Zeitgenossen ablegt. — Den S. 213

Z. 1 angenommenen Einfluss des lateinischen Supinums halten wir für unwahrscheinlich; dasselbe besass zu wenig Lebenskraft, um in der angegebenen Weise wirken zu können. — In seiner Analyse des Futurum exactum S. 225 f. lässt der Verfasser ausser Acht, dass, wie das einfache Futurum, so auch das Futurum exactum oft in modaler Weise verwendet wird; weil jede in die Zukunft fallende Handlung unbestimmt ist, kann ein futurisches Tempus überhaupt zum Ausdruck der Unbestimmtheit dienen. Auch die Wirkungen der Attraktion werden hier und sonst nicht genügend berücksichtigt. — S. 237 bei der Besprechung des Kondizionale in Bedingungsnebensätzen scheint uns der Verfasser mit sich selbst in Widerspruch zu geraten, wenn er in ihnen die Bedingungen ausschliesslich durch die Konjunktion und nicht durch das Verbum ausgedrückt finden will, und in einer Anmerkung dazu konstatiert, dass in Sätzen wie 'Il *serait* ici que j'agirais de même' die Konjunktion ganz fehlen kann. Die wertvollen Spezialuntersuchungen von Burgatzky, Thielmann und Vising scheinen dem Verfasser noch unbekannt geblieben zu sein.

Wir haben uns vorzugsweise bei Aufzählung derjenigen Punkte aufgehalten, wo wir dem Verfasser für eine sicher bald notwendig werdende neue Auflage Besserungen empfehlen wollten. Die Billigkeit erfordert, hinzuzufügen, dass wir noch weit mehr Stellen gefunden haben, wo wir selbst von dem Verfasser lernten und bedauern mussten, nicht schon für unsere *Grammatik der neufranzösischen Schriftsprache* aus seinem Buche Nutzen ziehen zu können. Das Werk Clédat's, in seiner Gesamtheit genommen, ist eine treffliche Leistung und zur Einführung in das wissenschaftliche Studium der französischen Grammatik auf das beste geeignet. E. Koschwitz.

Haase, A. *Französische Syntax des XVII. Jahrhunderts.* Oppeln, 1888. G. Maske. 287 S. 8⁰. Preis: 7,00 Mk.

Haase ist den Lesern der *Zeitschrift* durch seine früheren, von guten Kenntnissen, Selbständigkeit und Fleiss zeugenden Monographien über Villehardouin und Joinville und über Pascal bekannt, und hat ihre Sympathien durch seine objektiven, mit gesundem Urteil und peinlicher Gewissenhaftigkeit verfassten Besprechungen der neueren syntaktischen Untersuchungen gewonnen. Nach jahrelanger, höchst mühsamer Vorbereitung, unter Opfern, die nur der würdigen kann, der in einer kleinen bücherarmen Provinzialstadt eine Arbeit ähnlicher Art unternommen hat, liess er das obengenannte Werk erscheinen, mit dem er gewisser-

massen den Abschluss seiner Vorstudien gibt, und in dem die Vorzüge, die seine früheren Arbeiten zeigten, in erhöhtem Grade hervortreten. Mit Bienenfleiss hat er aus dem Wuste der oft recht unergiebigen Dissertationslitteratur, die sich in den letzten Jahrzehnten mit Einzelfragen der Syntax oder mit der Syntax einzelner Autoren beschäftigt hat, das Brauchbare herausgesammelt, hat er die schätzbaren grammatikalischen Beigaben der Ausgaben der *Grands Écrivains de la France* für sich exzerpiert und in seinem Werke verwendet, die grammatische französische Litteratur des 17. Jahrhunderts, soweit ihm erreichbar, durchforscht und verwertet und mit ausdauerndem Fleisse Autoren selber gelesen und auf ihre Eigenheiten geprüft. Was er so in mühevoller Vorarbeit gefunden, hat er dann in bündigster Form in seinem Werke zusammengestellt, und soweit es der augenblickliche Zustand unserer Kenntnis der geschichtlichen Sprachentwickelung gestattet, in historischem Lichte vorgeführt. Selten wird man ihn auf einem Irrtum ertappen, nur wenige und minder wichtige Eigenheiten des syntaktischen Sprachgebrauchs des 17. Jahrhunderts sind ihm entgangen, und wo die historische Deutung fehlt, darf dieselbe entweder als allgemein bekannt angenommen werden, oder gebot der gegenwärtige Wissenszustand eine Enthaltsamkeit, die einer voreiligen Deutung bei weitem vorzuziehen ist, und die dem bescheidenen Wesen des Verfassers auf das beste ansteht. Sein Werk wird jedem Fachgelehrten treffliche Dienste leisten, der hier vereinigt findet, was ihm sonst nur in einer viel zersplitterten Einzellitteratur geboten war, und jedem Schulmanne, der Autoren des 17. Jahrhunderts zu edieren und zu kommentieren unternimmt, und der nun hier eine zuverlässige Quelle für zu gebende Erläuterungen vorfindet. Es wird in hohem Grade dem Verfasser zu verdanken sein, wenn nunmehr das oft recht niedrige Niveau der syntaktischen Erklärungen in unseren Schulausgaben auf einen höheren Stand gelangt.

Wo viel Licht ist, kann auch der Schatten nicht fehlen. Man findet bei dem Verfasser nichts von jener geistvollen Detailarbeit, an die uns Tobler's syntaktische Aufsätze gewöhnt haben, von jener Miniaturmalerei, die auch das Kleinste nicht unbeachtet lässt und dadurch oft zu unerwarteten Aufschlüssen führt. Der Verfasser wirft auch keine neuen Gesichtspunkte in die syntaktische Forschung hinein: die Fragen z. B., wie phonetische Spracherscheinungen auf die Syntax einwirkten, wie die Syntax der gesprochenen Sprache sich zu der der geschriebenen verhält und verhielt, und wie vielfach nur durch Nichtberücksichtigung der Lautsprache spitzfindig ausgeklügelte Grammatikregeln ermöglicht wurden; wie weit sich dialektische Einflüsse auch in der Syntax

zur Geltung brachten; wie die Macht der Analogie auch auf syntaktischem Boden in weitem Umfange thätig war, sind von ihm entweder gar nicht gestellt oder kaum gestreift worden. Haase hat sich ausschliesslich auf dem Standpunkte eines nüchternen Sammlers gehalten, dem es an kritischer Begabung und reifem Urteil durchaus nicht gebricht; er hat aber nirgends den Zweck im Auge gehabt, nach irgend welcher Seite hin bahnbrechend vorzugehen. Darum darf man aber sein Werk nicht schmälern; es war zu einem solchen Vorgehen seiner ganzen Natur nach nicht geeignet, und geriet H. durch Aufwerfung neuer Fragen auf bisher unbetretene Bahnen, so lief er Gefahr, sich selbst um die Früchte seines Fleisses zu bringen. Aus dem von H. eingehaltenen Verfahren ist ihm also kein Vorwurf zu machen. Auch daraus nicht, dass er zu nennen unterliess, was nach seinen Untersuchungen im Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts mit dem des heutigen übereinstimmt. Ferner wäre es auch unbillig, zu verlangen, dass er jedesmal die einschlägige Litteratur zitierte, mochte er sich ihrer als Grundlage bedienen oder sich ablehnend gegen sie verhalten; derartige Quellenbeigaben gehören nur in Spezialuntersuchungen; dort allerdings sind sie mit mehr Gewissenhaftigkeit anzuwenden, als in neuerer Zeit üblich geworden ist, wo man nicht selten findet, dass, in Anfängerarbeiten und auch in anderen, nur das Schulhaupt und seine Schule zitiert werden, während die übrigen Schriftsteller nur mit Widerstreben, und wenn möglich, nur beim Bestreiten ihrer Ansichten genannt werden. Dagegen hätte H. eine einmalige Aufzählung der benutzten syntaktischen Litteratur nicht unterlassen sollen. Einen grossen und schweren Fehler hat er nur dadurch begangen, dass er die von ihm zitierten Stellen nur nach den Schriftstellern bezeichnete, ohne Werk, Ausgabe und Seitenzahl anzugeben. Dadurch ist eine genaue Kontrolle fast zur Unmöglichkeit geworden, und insbesondere der Leser ausser Stande gesetzt, sich zu überzeugen, ob nicht diese und jene Erscheinung durch den Versbau, durch den Zusammenhang zu erklären ist, auf welche Möglichkeiten der Verfasser nicht immer ausreichende Rücksicht genommen hat. Wir hoffen, dass dieser Hauptfehler des H.'schen Buches in einer zweiten Ausgabe, die wir mit Sicherheit erwarten, verschwinden wird, so viel Arbeit auch dadurch dem Verfasser entstehen mag.

E. Koschwitz.

Schulze, Alfred, *Der altfranzösische direkte Fragesatz. Ein Beitrag zur Syntax des Französischen.* Leipzig, 1888. Hirzel. VIII, 271 S. 8⁰. Preis: 5 M.

Schon der Umstand, dass der Verfasser vorliegender Arbeit nicht selten das Neufranzösische vergleichend heranzieht, dürfte eine Besprechung derselben in dieser Zeitschrift rechtfertigen.[1]) Aber auch davon abgesehen ist diese syntaktische Studie wegen ihrer musterhaften Methode und nicht weniger wegen ihres Reichtums an gesicherten Ergebnissen von solchem Werte, dass nicht dringend genug auf sie hingewiesen werden kann. Der Verfasser untersucht, nicht blos gelegentlich, sondern durchgehends, die sprachlichen Erscheinungen, mit denen er es zu thun hat, bis auf ihre letzten erreichbaren Grundlagen. Überall auf reichliches, dem gesamten Gebiet der altfranzösischen Litteratur entnommenes Material sich stützend, geht er auf die leisesten Unterschiede der den Sprachgebilden zugrunde liegenden Vorstellungen und Gedanken ein, weist er in anscheinend ganz unbedeutenden Modifikationen des sprachlichen Ausdrucks den Einfluss der die Rede begleitenden Affekte nach. Die gefundenen Gesetze, sowie seine auf den Zusammenhang zwischen den geistigen Vorgängen und ihrem sprachlichen Abbild bezüglichen Beobachtungen formuliert er mit grosser Genauigkeit und Schärfe; doch macht die Gedrängtheit der Darstellung, das Streben nach lückenloser Ausdrucksweise bei dem abstrakten Charakter des Gegenstandes das Studium dieser Arbeit zu einem keineswegs leichten; nur wenige Abschnitte des Buches werden, wenn Referent von sich auf andere schliessen darf, beim ersten Anlauf genommen werden können: der grösste Teil erfordert ein ausdauerndes, gründliches Studium, das aber mit reichlicher Förderung lohnt. Soviel über die Arbeit im allgemeinen. Im Folgenden sollen im Rahmen einer knappen Analyse der Arbeit von ihren Ergebnissen vornehmlich diejenigen vorgeführt werden, welche das Verständnis des Neufranzösischen zu fördern geeignet sind.

Im Kapitel I: „Allgemeines über das Verhältnis des Fragenden zur Antwort“ schafft sich der Verfasser eine sichere psychologische Basis für die Untersuchungen der nächsten Kapitel, indem er (nach einem Hinweis auf das Vorhandensein asserierender Elemente in beiden Hauptgattungen der Frage, den Bestätigungsfragen und den Bestimmungsfragen) die verschiedenen Möglichkeiten der inneren Stellung des Redenden zu seiner Frage

[1]) Zur Zeit als Verfasser diese Zeilen schrieb, war die *Zschr.* noch nicht zu einer *Zschr. für franz. Spr. u. Litt.* erweitert worden.
D. R.

charakterisiert und namentlich das besondere Wesen der sogenannten „Jafragen“ eingehend untersucht und überzeugend dargelegt. Daran schliesst sich eine Erörterung des Begriffes der Fragepartikeln, welche Bezeichnung Schulze, im Widerspruch zu Imme, auf solche Wörter beschränkt wissen will, deren Form oder Funktion in Fragesätzen eine eigenartige ist.

Kapitel II beschäftigt sich mit den negierten Fragen im Altfranzösischen. Schulze sucht die Funktion der sogenannten Füllwörter *pas*, *mie*, *point* festzustellen und liefert den Nachweis, dass das Altfranzösische nicht nur denjenigen Unterschied, welcher im Neufranzösischen zwischen der Verwendung von *pas* und *point* in verneinten Fragen besteht (Lücking, *Franz. Schulgr.*[1] § 393), nicht kennt, sondern die Füllwörter in Fragen jeder Art ganz entbehren kann. Wo sie gesetzt werden — und dies ist also ihr ursprünglicher, im Neufranzösischen verdunkelter Sinn — da drücken sie der Frage den Stempel des Bescheidenen, Höflichen auf, nämlich dadurch, dass sie dem Angeredeten zu verstehen geben, es komme das durch das Verbum zum Ausdruck Gebrachte nur in ganz kleinem Umfange in Betracht. Dieser Auffassung der Funktion der Füllwörter fügen sich, nach Schulze's Ansicht, auch eine grosse Anzahl der neufranzösischen mit *ne-point* negierten direkten Fragen.

Das Kapitel III: „Fragen mit *pas* oder *point* ohne *ne*“ gewährt erwünschte Aufklärung über diejenigen Sätze, in welchen nach modernem Sprachgefühl ein *pas* oder *point* allein, ohne *ne*, zur Negierung ausreichend erscheint. Direkte Fragesätze dieser Art finden sich in älterem Neufranzösisch häufig, und noch heute treten in der Sprache der ungebildeten Volksschichten (auch, wie man hinzufügen darf, in zwangloser Rede bei Gebildeten) die Füllwörter der Negation in asserierenden Sätzen selbständig negierend auf. Schulze legt überzeugend dar, wie es zu dieser offenbaren Verwirrung des Sprachgefühls gekommen ist. Im Altfranzösischen nämlich finden sich zahlreich direkte Fragen mit *point* ohne *ne* (später auch mit *pas* ohne *ne*), in denen *point* und *pas*, weit entfernt die Frage zu verneinen, lediglich die in Kapitel II nachgewiesene Funktion haben, der Frage ein höfliches, bescheidenes Gepräge zu verleihen. Ganz dieselbe Wirkung wird aber, wie Schulze in Kapitel I dargethan, auch durch Hinzufügung der Verneinung, also im Altfranzösischen durch Hinzufügung von *ne*, oder auch von *ne* mit *pas* beziehungsweise *point* erzielt, so dass man im Altfranzösischen in der Lage war, beispielsweise den Satz: „Wisset Ihr?“ auf viererlei Weise auszudrücken: 1) durch *savez (vous)?* und ferner, mit dem Charakter des Höflichen, 2) durch *ne savez (vous)?* 3) durch *savez*

(vous) point? 4) durch *ne savez (vous) point?* — Es war nun natürlich, dass das Nebeneinanderbestehen dieser verschiedenen Ausdrucksweisen für den nämlichen Gedanken, und namentlich das Zusammengehen von *savez point?* und *ne savez point?* das Gefühl von der Entbehrlichkeit der Negation *ne* für direkte Fragen wachrief und schliesslich in beschränktem Umfange dazu führte, auch in Assertionen die Füllwörter mit negierender Kraft zu verwenden. Wie Vaugelas diese sprachliche Angelegenheit ansah, und welche Schwierigkeiten sie noch Corneille bereitete, möge man bei Schulze (S. 30) selbst nachlesen.

In Kapitel IV, welches den altfranzösischen Fragepartikeln *et, enne, si, donc, donc + ne, ore, bien*, oder, wie Tobler zu sagen vorschlägt, der Verwendung gewisser Partikeln zur Einführung von Fragen gewidmet ist, bietet sich dem Verfasser verhältnismässig wenig Gelegenheit, auf das Neufranzösische einzugehen. — Dass auch das Neufranzösische die Konjunktion *et* in eigentümlicher Weise zur Einleitung direkter Fragen verwendet, möge folgendes Beispiel zeigen: *[Élève] Mais, Monsieur, qu'est-ce que voulait donc dire Pierre, le cocher de la dame? — [Maître] Et qu'est-ce que disait Pierre*? (P. Bert, *Instruction civique, p. 12.)* Mir scheint diese Verwendung von *et* derjenigen altfranzösischen gleich zu sein, für die Schulze in § 37 Beispiele gesammelt und in § 38 die zutreffende Erklärung gegeben hat. Das Eigentümliche der Verwendung von *et* im Vergleich mit der ähnlich gebrauchter Fragepartikeln findet Schulze darin, dass durch *et*, indem es die Frage an Vorhergehendes anknüpft, angedeutet werde, sie finde ihre Berechtigung lediglich in diesem Vorhergehenden, für dessen Thatsächlichkeit der Fragende, indem er sich der Anknüpfung durch *et* bedient, die Verantwortlichkeit ablehnt. Aus dieser Verwendung lassen sich die übrigen Verwendungen von *et*, welche Schulze feststellt, leicht begreifen. — Bei der Behandlung der Zeitpartikel *donc* gedenkt Schulze auch der Verwendung derselben in neufranzösischen Fragesätzen, wie z. B. *Où donc est Catherine?* (Erckmann-Chatrian, *Waterloo, p. 188)* und stellt auf Grund eingehender Prüfung des älteren Sprachgebrauches die Ansicht auf, dass die Beifügung dieses *donc* auf dem Wunsche des Fragenden beruht, den Schein zu erwecken, als ergebe sich die Frage ungezwungen, ja mit Notwendigkeit, aus Vorhergehendem, und sei nicht etwa durch blosse Wissbegierde veranlasst. — Noch ist aus diesem umfangreichen Kapitel der § 104 hervorzuheben *(bien* als Fragepartikel im Neufranzösischen), wo Schulze nachweist, dass die von Littré unter *bien adv.* 4) gegebene Begriffsbestimmung für die richtige Auffassung vieler neufranzösischer Beispiele nicht genüge, viel-

mehr in ihnen *bien* nach altfranzösischer Weise verwendet erscheine, um der Frage einen höflichen oder ironisch höflichen Charakter zu verleihen.

Kapitel V handelt von der Erweiterung des Fragesatzes durch *estre*, welchen Gegenstand Schulze unter steter Vergleichung des Neufranzösischen behandelt. Die hauptsächlichen Ergebnisse dieses Kapitels sind folgende. Zunächst die Bestimmungsfragen. Während im Neufranzösischen die erweiternde Umschreibung mit dem einfachen Pronomen gleichwertig ist (was sich daraus ergibt, dass das Verbum substantivum in den meisten Fällen nicht mehr mit dem Verbum des folgenden Relativ- oder Konjunktionalsatzes im Tempus kongruieren darf, sowie auch daraus, dass für den Nominativ des neutralen Interrogativpronomens die Umschreibung obligatorisch ist), war man sich im Altfranzösischen des sachlichen Unterschiedes zwischen beiden Ausdrucksweisen noch wohl bewusst. So wird z. B. die Erweiterung *qui est-ce qui* (welche eigentlich nicht Angabe des Subjekts, sondern eine Aussage über die durch den folgenden Relativsatz bezeichnete Person verlangt) nur in solchen Fällen angewendet, wo ein hervorragendes Interesse an der mit *qui* bezeichneten Person deutlich erkennbar ist. Im Ganzen genommen finden sich die im Neufranzösischen gebräuchlichen Erweiterungen der Frage auch im Altfranzösischen; doch scheint letzterem diejenige Art der Umschreibung zu mangeln, welche ein neufranzösischer Satz von der Form: *De qui est-ce que vous parlez?* zeigt. Im Altfranzösischen sagte man: *Qui est cil de cui vos parlez?* — Andererseits besitzt das Altfranzösische viele ihm ausschliesslich eigene Erweiterungen des direkten Fragesatzes. — Was nun die Bestätigungsfragen anlangt, so treten die mit *est-ce que* eingeleiteten Fragen bis zum Ende des 14. Jahrhunderts noch nicht auf; doch kennt das Altfranzösische bereits diejenige Erweiterung der Frage, durch welche ein Satzglied, dem ein besonderes Interesse anhaftet, in prädikative Stellung zu *estre* und dem formalen Subjekt *ce* gebracht wird, wobei das, was den unerweiterten Satz ausmachen würde, als Relativ- oder als Konjunktionalsatz folgt, z. B. „*Es-tu ço qui paroles?* — ähnlich dem neufranzösischen: *Est-ce toi qui parles?* — Interessant ist, dass sich die für das Neufranzösische so charakteristische prädikative Verwendung explikativer Relativsätze, wie sie etwa der Satz „*Le voilà qui vient*“ zeigt, altfranzösisch auch — was neufranzösisch unmöglich wäre — in der Frage findet, dergestalt, dass der altfranzösische Satz: *Est-ce mon père qui t'a battu?* nicht etwa das bedeutet, was er im Neufranzösischen bedeuten würde, sondern vielmehr den Sinn eines neufranzösischen: *Est-ce que mon père t'a battu?* hat.

Kapitel VI hat die Tempora und Modi zum Gegenstande, soweit ihr Gebrauch im altfranzösischen direkten Fragesatze ein eigenartiger ist. — Bei Besprechung des sogenannten jussiven Futurums weist Schulze aus Anlass der nicht ganz zutreffenden Fassung der bezüglichen Regel bei Lücking *(Franz. Schulgramm.*[1] § 295, 2) darauf hin, dass diese Verwendung des Futurs im direkten Fragesatze alt- wie neufranzösisch nur in der 1. und 3. Person möglich sei. — Nachdem er im ersten Abschnitt einige dem Altfranzösischen eigentümliche Verwendungen des Futurs erörtert hat, behandelt er im zweiten Abschnitt das Präteritum Futuri, in welchem Tempus er, entgegen der von Burgatzki und Klapperich vertretenen Ansicht, lediglich einen Ersatz für einen von der Sprache nicht ausgeprägten Modus der Nichtwirklichkeit sieht, dessen Verwendung durchaus nicht von der Verknüpfung mit einem (ausgesprochenen oder verschwiegenen) Bedingungssatze abhängig sei. Indem Schulze in Aussicht stellt, auf diesen Punkt am anderen Orte ausführlicher einzugehen, führt er die Untersuchung über den Gebrauch des Präteritum Futuri von seinem soeben kurz gekennzeichneten Standpunkte aus mit einem Erfolge, der für die Richtigkeit desselben zu sprechen scheint. — Der dritte Abschnitt ist dem Gebrauch des Konjunktivs im altfranzösischen direkten Fragesatze gewidmet. Aus diesem Abschnitt wollen wir ein wegen der Ähnlichkeit mit dem Verfahren der englischen Sprache interessantes Beispiel herausheben: *„Comment autrement pëust il Avoir eschapé du péril Qu'a ja passé?"* *(Mir. ND., XXIV 590).* — Den im Neufranzösischen so beliebten Gebrauch des reinen Infinitivs in direkten Fragesätzen weist Schulze im vierten Abschnitt dieses Kapitels auch für das Altfranzösische nach und sieht die Erklärung für die in Rede stehende Erscheinung darin, dass dem Geiste des Redenden, indem er sich des Infinitivs bedient, nur der Thätigkeitsbegriff des Verbums, ohne die Vorstellung einer demselben zum Träger dienenden Person, vorschwebt, — eine in ihrer Einfachheit völlig genügeleistende Erklärung, die vor den von Diez (III[3] 222) und von Lücking (§ 382) gegebenen Erklärungen meines Erachtens den Vorzug verdient.

Im Kapitel VII „Indirekte Frage an Stelle der direkten" knüpft Schulze an das von Tobler *(Beiträge* S. 56) über diesen Gegenstand Gesagte an und bringt ausser zahlreichen neuen Beispielen der beregten Erscheinung auch solche Beispiele bei, welche das Gegenbild derselben darstellen, nämlich Beispiele von indirekter Frage in der Form direkter. Aus dem Gebiete des Neufranzösischen gehört hierher Molière *(Méd. m. l., III 2): „Il faut voir de quoy est-ce qu'elle est malade*? wo die Verwendung

der *oratio recta* anstelle der *oratio obliqua* sich wohl kaum anders als aus der Lebhaftigkeit der Rede erklärt.

Aus Kapitel VIII „Dilemmatische Fragen“ verdient an dieser Stelle mitgeteilt zu werden, dass das Altfranzösische in Entscheidungsfragen, die mit *lequel* eingeleitet sind, noch fast garnicht das unlogische *de* vor den zur Wahl gestellten Satzgliedern aufweist, welches dem Neufranzösischen kaum noch entbehrlich ist und dessen zutreffende Erklärung Lücking (§ 252 A.) gegeben hat.

Kapitel IX handelt von den Wiederholungsfragen im Altfranzösischen. Dieselben können hervorgerufen sein durch eine Mitteilung, oder durch eine Aufforderung, oder drittens durch eine Frage. Gelegentlich der Behandlung des zweiten Falles stellt Schulze das Verfahren der altfranzösischen Sprache dem des Neufranzösischen gegenüber. Danach kann im Neufranzösischen einer Aufforderung wie z. B. *Rends-moi la charte!* eine Wiederholungsfrage in dreifacher Form entsprechen, entweder: *Moi, que je vous la rende!* (nicht *la vous*, wie in § 177 aus Versehen dreimal steht), oder: *Je vous la rendrais?* oder: *Moi, vous la rendre?* — Die erste und die dritte Form der Wiederholungsfrage kennt auch das Altfranzösische; der zweiten Form würde im Altfranzösischen am nächsten eine Wiederholungsfrage mit jussivem Futurum kommen: *Je vous la* (oder *la vous) rendrai?* Ausserdem aber kann das Altfranzösische noch mit blossem Konjunktiv sagen: *Je vous la rende?* was neufranzösisch nicht mehr angeht. — Wiederholungsfragen, welche durch eine Frage veranlasst werden, nehmen altfranzösisch wie neufranzösisch die Form der indirekten Frage an; nur ein abweichendes altfranzösisches Beispiel ist Schulze begegnet: *La dame li demanda Ki cil chevaliers estoit. — Qui est il, dame? en non Dié, on le doit bien noumer. (Th. fr. 420.)*

Das den ursprünglichen Ausgangspunkt der Arbeit bildende Kapitel X „Die Wortstellung im altfranzösischen Fragesatze“ (S. 157—245), welches in seinem ersten Abschnitt über die Frage- und Aussageform im altfranzösischen Hauptsatze handelt, ist für dieses Gebiet der Syntax von solcher Wichtigkeit, dass es eine besondere, ausführliche Besprechung verdient. Ein näheres Eingehen auf dasselbe würde indes die Grenzen dieser Anzeige zu weit überschreiten. Hier sei nur angeführt, dass Schulze, unter Berufung auf Tobler's Vorlesungen, bei der von ihm versuchten tieferen Begründung der Gesetze der Wortstellung eine neue oder wenigstens der herkömmlichen Grammatik nicht geläufige Kategorie, die des logischen Subjektes (logisch im eigentlichen Sinne des Wortes) einführt. Schulze nennt nämlich

logisches Subjekt dasjenige, inbezug worauf eine Aussage gethan werden soll, dasjenige, was die Grundlage, den Ausgangspunkt der Aussage bildet und nicht immer identisch ist mit dem Seienden, welches als Träger des durch das Verbum finitum zum Ausdruck Gebrachten erscheint. So ist z. B. in dem eine direkte Rede einleitenden Satze *Dist Oliviers* (welcher unter Umständen etwas ganz anderes besagt, als es der Satz „*Oliviers dist*“ thun würde) das logische Subjekt in der mit *dist* verknüpften Vorstellung zu sehen; nicht von *Oliviers* geht die Aussage aus, es wird nicht das *dist* von *Oliviers* prädiziert, sondern *dist* ist das Gegebene und *Oliviers* das prädizierte: das Sagen geschah durch Olivier, der Sagende war Olivier. Diese manchem vielleicht im ersten Augenblicke befremdlich erscheinende, aber logisch unanfechtbare, für die Lehre von der Wortstellung äusserst fruchtbare Betrachtungsweise setzt Schulze in stand, die sehr mannigfaltigen Erscheinungen in der Wortstellung altfranzösischer Sätze unter wenige einfache Gesichtspunkte zu begreifen und so dieses wichtige Kapitel der Syntax, dem in den letzten Jahren so viele Spezialuntersuchungen gewidmet worden sind, zu einem gewissen Abschlusse zu bringen. — Im zweiten Abschnitte dieses Kapitels untersucht Schulze die Stellung der einzelnen Satzglieder im direkten Fragesatze. Abweichend vom Neufranzösischen trat in der altfranzösischen Bestätigungsfrage das Subjekt noch regelmässig hinter das Verbum; daneben aber zeigt sich auch schon und greift immer mehr um sich die im Neufranzösischen zur Regel gewordene Anakoluthie, vermöge deren das Subjekt dem Fragesatze in absoluter Weise vorantritt, um dann innerhalb desselben hinter dem Verbum durch das ihm zukommende Personalpronomen wieder aufgenommen zu werden. Ebenso ist bei altfranzösischen Bestätigungsfragen einfache Inversion auch eines betonten Subjekts die Regel; von dem neufranzösischen Verfahren, demgemäss ein betontes Subjekt zwischen Fragewort und Verbum tritt, ist dem Verfasser, abgesehen von einem einzigen, von Tobler beigebrachten Beispiele, keine Spur begegnet. — Im dritten Abschnitt dieses Kapitels bespricht Schulze die „Frage in Aussageform“ und schliesslich die der altfranzösischen Sprache zum Ausdruck unseres „nicht wahr?“ dienenden Mittel.

Den Schluss des Werkes bildet ein Anhang, in welchem Schulze die Beantwortung der Frage im Altfranzösischen behandelt. Auch dieser Anhang birgt eine Fülle interessanter Beobachtungen, so über Entstehung und Verwendung der altfranzösischen Bejahungs- und Verneinungspartikeln, bei welcher Gelegenheit Schulze das von Perle für modern erklärte *je dis que non* auch für das Altfranzösische nachweist, so ferner über

die Antwort, welche durch Wiederholung des in Frage gestellten zustande kommt, bei welcher Gelegenheit Schulze erwünschte Aufklärung über das neufranzösische *si fait* gibt, so über Bekräftigung der Antwort und über korrigierende Antworten im Altfranzösischen.

Hiermit sind wir zum Schluss der Arbeit gelangt. Die vorstehende Analyse, welche sich auf Hervorhebung des allgemeiner Interessierenden, speziell des die neufranzösische Sprache Betreffenden beschränken musste, gibt nur eine unvollkommene Vorstellung von dem Reichtum dieser Schrift an feinen sprachlichen Beobachtungen und namentlich von der Förderung, welche die Kenntnis des Altfranzösischen durch dieselbe erfährt. Hat doch, um nur eines zu erwähnen, der Verfasser teils auf Grund der Resultate seiner den altfranzösischen Fragesatz betreffenden Untersuchungen, teils ganz beiläufig, weit über 100 altfranzösische Textstellen emendiert (ungerechnet Herstellung richtiger Flexion in den angezogenen Beispielen). Neben solchen Vorzügen treten die Mängel der Arbeit, die sich lediglich auf geringfügige Einzelheiten erstrecken, völlig zurück. An Druckfehlern sind mir aufgefallen S. 21 Z. 9 *luis* statt *lui*; S. 22 Z. 7 v. u. *wollen* statt *können;* S. 40 Z. 10 *te* statt *et.* Störender ist S. 101 Z. 18 das Fehlen des Wortes „andersgeartete“ hinter „wenn“; S. 99 Z. 7 das Fehlen von „es“ hinter „ist“. Andere Druckfehler, wie S. 248 Z. 10 „Verneigungspartikeln“ werden niemand irre machen. — Der Schluss von § 7 würde verständlicher sein, wenn er lautete: „Und so erklärt sich auch hier des Fragenden Interesse, durch Hervorrufung einer nicht bestätigenden Antwort zu erweisen, dass der Gefragte ihm gegenüber im Unrecht sei und er, der Fragende, nicht Ursache habe, seine Auffassung zu ändern.“ — Der Schluss von § 29 scheint mir mit den Ausführungen des § 9 in Widerspruch zu stehen, insofern als hier eine negative Frage, dort aber eine positive Frage als das zweckdienlichste Mittel zur Erlangung einer möglichst energischen Bestätigung des Gefragten hingestellt wird. — Der Anfang des § 33 wird zu lauten haben: „Da die Frage nicht, wie die Assertion, dem vorstellenden Geiste einen objektiv fasslichen Inhalt bietet“ u. s. w. — Auf Anderes, Wichtigeres, hat Tobler in seiner Anzeige der Arbeit (*Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie*, Juli 1888) aufmerksam gemacht, auf welche Anzeige hiermit noch ausdrücklich hingewiesen sei.

F. Kalepky.

Seelmann, Emil, *Bibliographie des altfranzösischen Rolandsliedes.* Heilbronn, 1888. Gebr. Henninger. 113 S. 8⁰. M. 4,80.

Diese Schrift gibt einen handgreiflichen Beweis davon, welchen Aufschwung die *Roland*forschung in den letzten beiden Jahrzehnten genommen hat. Der Verfasser war von der Verlagsbuchhandlung aufgefordert worden, von dem Werkchen Joseph Bauquier's, *Bibliographie de la chanson de Roland*, Heilbronn, 1877, eine neue, ergänzte Ausgabe zu veranstalten, und sah sich genötigt, dasselbe durch ein ziemlich umfangreiches Buch zu ersetzen. Der grössere Umfang ist allerdings auch dadurch zustande gekommen, dass der Verfasser sich nicht mit dem Nachtrag der inzwischen erschienenen Schriften begnügt hat, sondern auch, durch die reiche Göttinger Bibliothek unterstützt, dem älteren Teile eine ganz andere Vollständigkeit gegeben hat, als seinem mit ungenügenden Hilfsmitteln ausgerüsteten Vorgänger möglich gewesen war. Wir können ihm in dieser Beziehung volles Lob aussprechen; es ist uns nicht gelungen, irgend eine Lücke zu entdecken, und die Kenntnis einiger versteckter, allerdings wenig wertvoller Abhandlungen verdanken wir sogar erst seinem Buche. Im Prinzip hat er die systematische Anordnung Bauquier's beibehalten, aber das reichere Material machte eine häufigere Gliederung desselben notwendig. Er zerlegte es zunächst in drei Hauptabschnitte, die je mehrere Unterabteilungen umfassen. A. Das Denkmal und seine Überlieferung verzeichnet die Handschriften nebst den Abdrücken, die sie erfahren haben, die Ausgaben und die Übersetzungen. In dem Anhang dazu werden die dem Roland nahestehenden Litteraturdenkmale aufgeführt, also der Turpin in seinen verschiedenen Gestalten, das *carmen de prodicione Guenonis*, das deutsche *Rolandslied* und die *Kaiserchronik*, die englischen, niederländischen, nordischen und, was besonders verdienstlich ist, auch die spanischen und italienischen Bearbeitungen. Bei den (B.) historisch-litterarischen Arbeiten werden sechs Gattungen unterschieden, wodurch die Übersichtlichkeit bedeutend erleichtert wird. Die Überschriften sind gut gewählt, mit Ausnahme der letzten „Kulturgeschichtliches (Volkskunde)“, wofür vielleicht passender „Sitten und Kleidung“ gesagt worden wäre. In der dritten Abteilung C. Linguistische Arbeiten werden ausser den eigentlich grammatischen mit Recht auch die über Metrik und Lexikographie aufgeführt, dagegen, nach unserer Ansicht, irrtümlich, die über Textkritik, welche in den zweiten Hauptabschnitt gehören. Innerhalb der einzelnen Kapitel ist die Anordnung, wie bei Bauquier, chronologisch.

Dass die Titel mit erschöpfender Genauigkeit wiedergegeben werden, liess sich bei dem Berufe des Verfassers erwarten, der in der umfangreichen Vorrede auch von der grossen Mühe spricht, welche das Herbeischaffen schlecht zitierter Bücher verursacht, und die oft mit dem, was sie bieten, in keinem Verhältnisse steht. Solche Enttäuschungen werden dem, der dies Nachschlagebuch benutzt, erspart bleiben. Des Verfassers Streben ist darauf gerichtet gewesen, die Bücher möglichst selbst in die Hand zu bekommen. Es ist ihm dies bei der grössten Anzahl gelungen und er hat dies jedesmal durch ein beigesetztes Sternchen angegeben. Zugleich hat er bei Schriften, die in verschiedenen Ausgaben erschienen sind, wie besonders Dissertationen, ermittelt, inwieweit dieselben mit einander übereinstimmen. Dem Titel folgen häufig die Angaben über Besprechungen, welche das betreffende Buch erfahren hat; bei einer Reihe von Nummern wird auch der Inhalt ausführlicher angegeben, und zwar einerseits bei sehr umfangreichen Werken, andererseits bei kleinen, aber schwer erreichbaren Schriften. Ja, ausnahmsweise hat S. sogar die Grenzen seines Programms überschritten, z. B. S. 73, wo er auf die Deutungen des *aoi*, und S. 53, wo er auf die verschiedenen Ansichten über die Repetitionsstrophen eingeht, aber diese kurzen Auszüge sind mit Geschick gemacht, und, da sie Arbeit ersparen, dankenswert. Den letzten Teil der Schrift bildet ein sehr ausführlicher alphabetischer Index (S. 81—113). Dieser scheint uns besonders gelungen zu sein. Man findet z. B. in ihm unter den Stichwörtern der Zeitschriften alle einschlägigen Artikel übersichtlich geordnet. Ferner wird der Übelstand, der sich aus der detaillierten Einteilung des Textes ergab, dass nämlich dasselbe Buch manchmal in verschiedenen Kapiteln zitiert werden musste, in dem Register dadurch völlig ausgeglichen, dass hier unter dem Namen des Verfassers seine sämtlichen Arbeiten und die Seiten, auf denen ihrer Erwähnung geschieht, zusammengestellt sind. Wir können abschliessend unser Urteil dahin zusammenfassen, dass wir es mit einem Nachschlagebuch zu thun haben, das an praktischer Einrichtung und sorgfältiger Ausführung kaum übertroffen werden kann, und das nur den Wunsch erweckt, auch für andere Gebiete der romanischen Philologie ähnliche Hilfsmittel zu besitzen.

Ausserdem bietet das Buch noch den Vorteil, dass man durch dasselbe leicht überblicken kann, welchen Gang die *Roland*-forschung eingeschlagen hat. Der Gesichtspunkt, von dem aus man zuerst an das *Rolandslied* herantrat, war der litterarhistorische. Wegen der Ansichten der Pasquier, Fauchet und anderer Männer des 16. bis 18. Jahrhunderts, die sich nur ver-

mutungsweise über das damals noch nicht aufgefundene Rolandslied äussern konnten, bezieht sich S. auf Gautier's *Épopées françaises* und nennt dann einige Schriften aus dem Anfange unseres Jahrhunderts. Dabei wird eine Stelle aus Ritson, *Ancient English metrical romances* (1802) wiedergegeben, die für die damalige Zeit Anerkennung verdient. „*The real chanson de Roland was, unquestionably, a metrical romance, of great length, upon the fatal battle of Ronceveaux; of which Taillefer only chanted a part.*" Erst in den 30er Jahren wurden die altfranzösischen Epen Gegenstand eingehender litterarhistorischer Betrachtungen. Eine solche widmete dem *Roland* 1832 Henri Monin, dann kamen noch im selben und im folgenden Jahre Raynouard, Francisque Michel, Uhland und Ferdinand Wolf zum Wort. Nachdem schon 1774 Tyrwhitt gelegentlich der Erklärung des bei Chaucer vorkommenden Namens Termagaunt (= Tervagan) von der Oxforder Handschrift des *Rol.* gesprochen hatte, wird dieselbe endlich im Jahre 1837 durch die Ausgabe Michel's bekannt. In litterarhistorischer Beziehung brachten die folgenden Jahre wenig Bedeutendes, bis 1852 eine interessante Studie von Vitet in der *Revue des deux mondes* und eine solche von Paulin Paris in der *Histoire littéraire de la France* erscheint. Seitdem häufen sich die wertvollsten Abhandlungen: Rosenberg (1860), Tobler (1864), Gautier's *Ép. françaises* (zuerst 1865), Pio Rajna, *Origini dell'epopea francese* (1884) u. s. w. Nächst diesen müssen, hinsichtlich ihres Alters und ihres Umfangs, die textkritischen und die grammatischen Untersuchungen genannt werden. Auf ersterem Gebiete finden wir neben den Herausgebern Michel, Gautier, Müller u. a. noch viele bewährte Namen, dagegen ist die Grammatik des *Rol.*, allerdings vorwiegend in Verbindung mit einigen anderen älteren Denkmälern, das Übungsfeld jüngerer Kräfte geworden, indem sie ihnen den Stoff zu den verschiedensten Doktordissertationen geliefert hat. Fast ganz dem letzten Jahrzehnt gehören Untersuchungen über den Stil und die Technik des Epos an. Während man sich früher mit gelegentlichen Bemerkungen begnügte, ist von Graevell in einer eigenen Schrift (1880) die Charakteristik der Personen im *Rol.* behandelt worden, von Dietrich die Wiederholungen in den *chansons de geste* (1881), von Drees der Gebrauch der *epitheta ornantia* (1883) u. s. w. Ebenso haben in letzter Zeit, in übertriebener Spezialisierung, einzelne kulturgeschichtliche Themata eine gesonderte Behandlung erfahren. Die hier einschlägigen Arbeiten sind fast sämtlich in den Marburger *Ausgaben und Abhandlungen* erschienen und haben auch hinsichtlich ihrer Ausführung von der Kritik nicht gerade viel Anerkennung geerntet. Sie beschäftigen sich mit der Stellung

der Frau im altfranzösischen Epos, mit den Tieren, den Sprichwörtern in demselben, den Gebeten und Anrufungen, den täglichen Lebensgewohnheiten, den Angriffs- und Verteidigungswaffen. In diesem Abschnitte ist auch mit Recht der ebenso schöne als gehaltvolle Aufsatz von G. Paris aufgeführt: *La chanson de Roland et la nationalité française*, der in dem Bande *La poésie du moyen âge* (1885) enthalten ist. Jetzt ist noch auf die verschiedenen Abschnitte in dem *Manuel d'ancien français* desselben Verfassers zu verweisen, in welchen dem *Rol.* ausführliche Besprechung gewidmet ist, besonders auf § 36. Diesen Andeutungen lassen wir noch den Wunsch folgen, dass eine neue Auflage der *Bibliographie* einen Zuwachs von nur wenigen, aber gediegenen, Schriften zu verzeichnen haben möge. A. Pakscher.

Villatte, Césaire, *Parisismen.* Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. — Ein Supplement zu allen französisch-deutschen Wörterbüchern. Zweite stark vermehrte Auflage. Berlin, 1888. Langenscheidt. XVI und 306 S. 8⁰. Preis: M. 4,60 geb.

Neben der klaren, durchsichtigen Sprache Voltaire's hat sich schon vor alten Zeiten auf dem unruhigen Boden der französischen Hauptstadt ein Jargon entwickelt, dessen absonderliche Blüten im Laufe der Jahre in stets zudringlicherer Weise am gesunden Stamme sich festsetzen, so dass Béranger's scherzhafter Ausspruch, im Jahre des Heils 2000 werde man in Paris nicht mehr französisch reden, nicht ganz unberechtigt erscheinen darf. Die Tagespresse, das moderne Drama, die naturalistischen Romane —, das sind die drei wirksamen Infektionsträger, mit denen die puristische *Académie* mittels ihres *Dictionnaire* zu kämpfen hat.

Schon vor vielen Jahren hat diese Erscheinung die Aufmerksamkeit der mit der raschlebigen Zeit fortschreitenden Sprachforscher gefesselt und eine eigene reichhaltige Litteratur hervorgebracht. Dass das Werk des Herrn Villatte, welches vor sechs Jahren Referent in dieser *Zeitschrift* (V^2, 209 ff.) erstmals zu besprechen hatte, bereits in zweiter, wesentlich vermehrter Auflage vorliegt, ist ein Beweis von der dringenden Notwendigkeit solcher Arbeiten über das Pariser Argot in Deutschland.

Villatte's Werk hat das Ziel verfolgt, dem deutschen Leser der französischen Tagesblätter und der mit den malerischen Ausdrücken des Pariser Jargon durchsetzten Schriftwerke unserer

Zeitgenossen ein getreuer Dollmetsch zu sein, ohne irgendwelchen Anspruch auf Gelehrsamkeit zu erheben. Darum blieb das ältere Argot ausser Acht, das aus der kraftstrotzenden Sprache eines Rabelais dem heutigen Leser so reichlich entgegenquillt und bei Villon,[1]) bei Théophile de Viaud, Saint-Amand und anderen lustigen Brüdern eine nicht unwichtige Rolle spielt. Was schiert es auch Freunde des heutigen Boulevardjargons, oder Leser realistischer Romane und Pariser Witzblätter, dass unter dem guten König Heinrich IV. und seinem Nachfolger die *desbauchés* den Wein *piot*, den Tabakdunst *petun* und in weisser Voraussicht der Zukunft das Gelage *crevaille* nannten? Für Philologen ist ja die Villatte'sche Zusammenstellung nicht berechnet, wie aus der ganzen Anlage des Werkes und der nur lückenhaften Benützung der vorhandenen zugänglichen Litteratur hervorgeht. Der Verfasser hat einfach das von Delvau, Lorédan Larchey, Rigaud u. a. gruppierte moderne Material verarbeitet und mit eigenen Lesefrüchten bereichert. Wer also mit Hilfe der *Parisismen* die Villon'schen Jargonballaden übersetzen wollte, würde seine Mühe verlieren. Nur ein Beispiel:

Vive David, saint archquant en baboue,
Jehan mon amy, — qui les feuilles desnoue,
Le vendengeur, bessleur comme une choue,
LOing de son plaid, de ses flos curieulx,
Noue beaucoup, dont il reçoit fressoue
Tous verdoiant, havre du marieux.

heisst der akrostichische Eingang einer der von Aug. Vitu *a. a. O.* edierten Balladen. Allerdings ist dies selbst dem gewiegtesten Pariser Argotier ein Buch mit sieben Siegeln, wenn er nicht mit der *bassa latinitas* und der Ausdrucksweise der *archisuppôts* innig vertraut ist.

Indessen lässt auch in unerwarteten Fällen die zweite Auflage der *Parisismen*, obwohl „stark vermehrt", nicht selten im Stich. „*La momignarde qui tette est joliment gouliafre*, sagt in Victor Hugo's *Quatre-vingt-Treize* ein Revolutionsoldat beim Anblick der heisshungrigen Georgette. In Pailleron's witzigem Lustspiel *Le Monde où l'on s'ennuie* erzählt die urwüchsige alte Herzogin, dass die ganze *haute femellerie* zu den Vorträgen des eleganten Professor Bellac (— lies: Caro) sich drängt. Augier stellt in

[1]) Vitu, Auguste. *Le Jargon du XVe siècle. Étude philologique. Onze ballades en jargon attribuées à François Villon, dont cinq ballades inédites, publiées pour la première fois d'après le manuscrit de la Bibliothèque royale de Stockholm, précédées d'un discours préliminaire sur l'origine des Gueux et l'origine du jargon, et suivies d'un vocabulaire analytique du jargon.* Paris, 1884. Charpentier. Gr. in-8. 558 S. 8⁰. 25 fr. (Vgl. *Zschr.* VII², 17 ff.)

Ceinture dorée dem verhassten *tripotage* sehr wirkungsvoll *le tapotage*, das Brodvirtuosentum, gegenüber. Und alle drei Male suchen wir vergeblich bei Villatte Rat, nachdem selbstverständlich Littré und die Académie ebenso vergeblich befragt worden sind. Es hätten aber Schriftsteller wie Hugo und die sogenannten Salondramatiker vor allen anderen auf Argotismen untersucht werden sollen. Leider sind die landläufigen Ansichten von der sprachlichen „Reinheit" des Augier'schen Stiles seit P. Lindau womöglich noch mehr befestigt.[1])

Eine gründliche Durcharbeitung aller Dramen von Augier, Dumas, Sardou, Pailleron, der meisten Schwänke von Labiche, Gondinet und der Tag für Tag aus dem Pariser Boden emporschiessenden Possen müsste unseres Erachtens nicht allein eine sehr erhebliche Nachlese ergeben, sondern auch für das bereits von Villatte gebuchte Material die richtigen Quellen nachweisen. Man schlage z. B. in der Neuauflage der *Parisismen vibrion* auf: dort wird mit Berufung auf einen Pariser Litteraten Kuhn die Bedeutung „jämmerlicher Schriftsteller, Dichter oder Künstler, Schwächling, Krüppel" angegeben, während in Dumas' Sittendrama *L'Étrangère* der Definition dieser Spielart des Lebemanns eine ganze Seite (II. 1) gewidmet ist, Wir drucken den betreffenden Passus ab, da Dumas' Dramen kaum in den Händen aller Leser dieser *Zeitschrift* sein dürften:

Rémonin. *En réalité ce n'est pas un homme!* (Es ist die Rede vom hohlköpfigen Herzog de Septmonts.)

Mme de Rumières. *Ah! . . . Qu'est-ce que c'est donc? . . .*

Rémonin. *C'est un vibrion.*

Mme de Rumières. *Vous dites?*

Rémonin. *Je dis: un vibrion.*

Mme de Rumières. *Qu'est-ce que c'est que ça?*

Rémonin. *Comment! vous lisez mes articles et vous ne connaissez pas les vibrions? Je vous en ferai voir, c'est très curieux. Ce sont des végétaux nés de la corruption partielle des corps, qu'on ne peut distinguer qu'au microscope et qu'on a pris longtemps pour des animaux, à cause d'un petit mouvement ondulatoire qui leur est propre. Il sont chargés d'aller corrompre, dissoudre et détruire les parties saines des corps en question. Ce sont les ouvriers de la mort. Eh bien, les sociétés sont des corps comme les autres, qui se décomposent en certaines parties, à de certains moments, et qui produisent des vibrions à forme humaine, qu'on prend pour des êtres, mais qui n'en sont pas, et qui font inconsciemment tout ce qu'ils peuvent pour corrompre, dissoudre et détruire le reste du corps social. Heureuse-*

---

[1]) In seinen *Skizzen aus dem litterarischen Frankreich* behauptet Lindau S. 88, Augier schreibe „das reinste, von der Mode unabhängige" Französisch und gebrauche keine Neologismen. Diese Behauptung habe ich in meinem Buche *Das moderne Drama der Franzosen* S. 93 f. mit zahlreichen Beispielen widerlegt.

ment, la nature ne veut pas la mort, mais la vie. La mort n'est qu'un de ses moyens, la vie est son but. Elle fait donc résistance à ces agents de la destruction et elle retourne contre eux les principes morbides qu'ils contiennent. C'est alors qu'on voit le vibrion humain, un soir qu'il a trop bu, prendre sa fenêtre pour sa porte, et se casser ce qui lui servait de tête sur le pavé de la rue; ou, si le jeu le ruine ou que sa vibrionne le trompe, se tirer un coup de pistolet dans ce qu'il croit être son cœur, ou venir se heurter contre un vibrion plus gros et plus fort que lui, qui l'arrête et le supprime. Les gens distraits ne voient là qu'un fait, les gens attentifs voient là une loi. On entend alors un tout petit bruit . . . quelque chose qui fait hu . . . u . . . u . . . u (il souffle un peu d'air entre ses lèvres.) C'est ce qu'on avait pris pour l'âme du vibrion qui s'envole dans l'air . . . pas très haut. M. le duc se meurt, M. le duc est mort."

In demselben Drama hätte Villatte für *un type excellent* (= ein herzensguter Mensch) einen Beleg finden können (I. 2). Ebenso in Augier's *Fils de Giboyer* ein Beispiel für das Adjektiv *sterling* (= famos I. 7). Viele Argotismen enthält z. B. auch Sardou's *Fernande*, ferner *La Famille Benoîton* etc. etc. Den Kenner neuerer Litteratur und den fleissigen Leser illustrierter Witzblätter muss es fernerhin stark befremden, wenn für das so häufige, ja alltägliche Wort *fumisterie* (= Streich) eine Nummer des *Journal amusant* und wenn für das affektierte *fragrance* nur die Goncourts als Fundquellen angeführt werden.

Eine wünschenswerte Erweiterung der Parisismen hätte auch durch reichlicheres Heranziehen von burschikosen Ausdrücken der verschiedenen *Écoles* der Hauptstadt erfolgen können. Nur teilweise richtig ist die vom Verfasser gegebene Verdeutschung von *bizut*, *carré*, *cube*. Dieselben sind nicht allein Zöglinge „der speziellen Mathematik" an den Gymnasien, sondern eigentlich und ursprünglich Schüler des ersten, zweiten, dritten Jahrgangs des *Polytechnique* und der *École Centrale*. Wer mit dieser fröhlichen Jugend verkehrt hat, wird zu den *Parisismen* als Nachtrag beisteuern: *fiss!* Ausruf der Zuhörer eines gewagten und unfreiwilligen Wortspiels;[1]) *arriver sécant extérieur* = *arriver trop tard*, *être en retard; pitaine cinéma* = *capitaine cinématique*, oberster Aufseher der Zöglinge etc. etc. Mathematik und Physik müssen naturgemäss beim *argot des Écoles* stark herhalten.

Ein weiterer Mangel der Neuauflage ist ausser der behaglichen Breite einzelner Artikel (vgl. *enfoncer*) auch das Aufnehmen

[1]) Hierüber schreibt Paul Ginisty in *Gil Blas: Le* fiss *accompagne le jeu de mots né de la rencontre d'un terme scientifique avec une expression qui a un double sens. Il est bien difficile de les éviter, dans la démonstration même la plus technique; mais aussitôt qu'une de ces phrases vient d'éclore, elle est soulignée par un susurrement spécial qui se produit avec plus ou moins de discrétion.* Fiss! *murmurent toutes les lèvres, et le professeur s'arrête et sourit.*

von Wendungen und Metaphern, die eher in ein allgemeines Wörterbuch der französischen Sprache gehörten. Z. B. *ne pas avoir usé ses culottes sur les bancs du collège*, oder *un grand travail sur les caisses d'épargne; travailler des mâchoires* (kauen); *un dîner sérieux* (reichliches Mahl); *troupier*[1]) etc. etc.; ebensowenig gehören Fremdwörter wie *percentage*, *ticket*, *select* hierher (dies ist die häufigere Form, während Villatte nur *selected* gibt); ebensowenig rasch absterbende humoristische Bildungen wie *wagnérite*. Fand aber die Wagnerschwärmerei willige Aufnahme bei Villatte, so war mindestens die *boulangite* und *médanite* auch aufzunehmen, obwohl die zweite dieser beiden pathologischen Bezeichnungen kaum über den Leserkreis des *Temps* hinausgekommen sein dürfte. *Médanite* nannte nämlich Francisque Sarcey den Grössenwahn des Einsiedlers von Médan, des Heilands der naturalistischen Romanlitteratur, Zola, nachdem dieser auf eine abfällige Kritik seines verunglückten Dramas *Renée* nur mit kernigen Grobheiten reagiert hatte. Wenn ferner für allgemein verständliche Zunamen von Verbrechern wie *la Terreur de Belleville, la Terreur de Vincennes* (s. v. *terreur*) in Villatte's *Parisismen* Raum war, so hätte viel eher für Bezeichnungen Platz geschafft werden sollen, die in Witzblättern zu stehenden Typen geworden sind. Wir finden zwar s. v. *monsieur* allbekannte Redensarten, wie *Monsieur Pètesec*, *Monsieur Dimanche* (hier wäre beizusetzen gewesen, dass der Name aus Molière's *Bourgeois Gentilhomme* stammt), wir vermissen aber das im Jargon des High-life wohl eingebürgerte *Monsieur Petdeloup* = Pedant, Schulfuchs. Unter den Mitgliedern der *Académie Française* unterscheidet man bekanntlich die Fraktionen der *cabotins* (die acht Dramatiker), der *ducs* (Aumale, Broglie etc.), der *petdeloups* (Gréard etc.) etc. Auch vermisst Referent den aus Dumas' *Diane de Lys* allmählich ins *Journal amusant* übergegangenen und in allen Boulevardblättern typischen Künstler *Taupin*, ein Gegenstück zum wohlbekannten *Rapin*, der zur Bildung von *tapin* (Trommler) u. a. führte. Man vergleiche neuere Jahrgänge des *Journal amusant.*

Eine Reihe mehr oder minder bekannter Parisismen geht in der Neuauflage unter allzu spezieller und eingeengter Bedeutung um, weil sie dem Verfasser wohl nur in einem einzigen Exemplar vorlagen. *Viatique* ist nicht in Monaco allein das bewilligte Reisegeld, sondern ein ganz allgemein gebräuchlicher scherzhafter Ausdruck; *boule de son* ist auch das Brot der Soldaten, überhaupt Schwarzbrot geringer Sorte; der Ausdruck

---

[1]) Die s. v. angegebene Bedeutung ist zudem unrichtig; *troupier* = *pioupiou* = *soldat,* und nicht alter Soldat.

vespasienne lebt heute noch und ist zu allgemeinerer Bedeutung gelangt; *vert-de-gris* heisst überhaupt jeder, der eine grünliche Uniform trägt; *vélo* ist allbekannte Abkürzung für *vélocipède* (cfr. *Vélo-Club); torche-cul* gehört keineswegs dem Argot der Eisenbahnbeamten allein an (man denke nur an das deutsche Äquivalent!); *tape-cul* ist auch ein leichter, eleganter Zweiräderwagen; *la gratte* ist nebenbei auch der Profit der Köchin *qui fait danser l'anse du panier*, also allgemein „der Schmuh", wie der Deutsche etwa sagen würde. Bei *gaffe* fehlt die in neuester Zeit ungemein häufige Anwendung im Sinne von *impertinence*, oder *parole mal à propos*, die übrigens Delvau in der 1883 erschienenen Neuauflage des *Dictionnaire de la langue verte* auch noch nicht kennt. Berühmte *gaffes* erzählt man sich von vielgenannten Männern. So war nach der Einweihung des Meusnierdenkmals in Tours ein Spottartikel der boulangistischen *Cocarde* vom 3. August 1888 *Une gaffe de M. Floquet* betitelt wegen irgend eines historischen Schnitzers in der Festrede des Ministerpräsidenten. Im Frühjahr 1888 erschien sogar eine Posse mit dem ominösen Titel *Une gaffe*.

Da Referent aus Mangel an Zeit nur eine sehr beschränkte Anzahl von Artikeln der *Parisismen* nachschlagen konnte, so machen obige Ergänzungen keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Jeder, der sich der zeitraubenden und nicht immer fruchtbaren Arbeit unterziehen kann, die Tageslitteratur der Weltstadt, die für ganz Frankreich den geistigen Mittelpunkt abgibt, mit dem Auge des Sprachforschers genau zu verfolgen, wird eine namhafte Anzahl Nachträge zu liefern imstande sein. Denn das Pariser Argot erfindet Tag für Tag neue eigenartige urwüchsige Ausdrücke, die rasch Aufnahme finden und bald die Runde durch Frankreich machen, wenn sie glücklich erdacht sind. Die absonderliche, aber sehr glückliche Neubildung *bicepsman* z. B. ist durch einen langen Artikel von Émile Faguet in der litterarischen Beilage zum *Figaro* vom 8. September 1888 endgiltig sanktioniert. Damit bezeichnet man das eifrige Mitglied der seit 1870 zahlreich aufgetauchten patriotischen Turn- und Rudervereine. Nach Daudet's vielgeschmähtem *Immortel* nennt man *struggleforlifeur* in neuester Zeit den emsigen „Büffler und Ochser", der um jeden Preis ein gutes Examen machen, den Streber, der zu einer höheren Stellung gelangen will etc.

Referent hegt die Zuversicht, dass schon eine ausgiebigere Benützung der bereits vorhandenen Vorarbeiten[1]) nicht allein

[1]) Es scheinen dem Verfasser u. a. die Arbeiten von Charles Nisard (nicht zu verwechseln mit dem verstorbenen katholisierenden

eine erhebliche Nachlese an „Parisismen" ergeben — da sie einmal so heissen sollen, — sondern auch zur Erklärung einzelner Ausdrücke, die einfach als vorhanden verzeichnet worden, manches beitragen würde. Hier ist noch sehr viel zu thun übrig. Warum heisst ein vortrefflicher Regenschirm *parapluie de Tolède?* Doch wohl nur durch Anlehnung an die *lame de Tolède* der im idealen Spaniertum schwelgenden Romantiker.

Überhaupt wäre es bei dem immerhin beschränkten Wortvorrat des Argot keine herkulische Arbeit gewesen, für interessantere Wortgruppen das zu unternehmen, was für die Schriftsprache Darmesteter und Hatzfeld in ihrem *Dictionnaire général* in so vortrefflicher Weise geleistet haben, nämlich eine systematische, logische Anordnung der einzelnen Wortbedeutungen und Redensarten. Auf manche dunkle Seite des Pariser *Slang* und *Cant*, auf manchen psychologischen Vorgang würde dann ein helleres Licht fallen. Man nehme z. B. die schier zahllosen Umschreibungen für die an sich fatale Thatsache des Sterbens. Die kühne Metapher *tourner de l'œil* zeugt von richtiger Beobachtung eines bekannten physiologischen Vorganges, während z. B. das zynische *manger les pissenlits par la racine* keinen tieferen Gehalt birgt; aus der kriegerischen Zeit des ersten Napoléon, da ein jeder Waffen trug, stammt *passer l'arme à gauche* (das Gewehr wurde damals rechts getragen). Von grauenhafter Anschaulichkeit sind die beliebten Euphemismen *casser sa pipe*, *dévisser son billard*, *déboucher sa valise*, *fermer son vasistas*, *déboutonner sa colonne*, *démonter son poêle* oder *son choubersky*, *lâcher la rampe* (= Treppengeländer). Einem Verstorbenen ruft der Pariser Bummler wehmütig nach: *il est claqué* (auch *il a claqué* = geplatzt), *il est nettoyé*, *fumé*, *fricassé*, *rincé*, *ratiboisé*, oder *il est cuit*, *il est frit*, *il est rasibus* (vgl. tabula rasa;); den engen Sarg nennt er *une boîte à dominos*, *un paletot sans manches*, was an das hölzerne Röcklein von Fischart's liebstem Buhlen erinnern mag. Schillerisch mutet hinwiederum das barsche *son compte est réglé* an.

Doch sind alle diese Argotismen für den Nichteingeweihten auch verständlich, da sie zumeist mit dem vorhandenen Wortschatz

Litterarhistoriker Désiré Nisard) völlig unbekannt geblieben zu sein. [Nisard, C., *Étude sur le langage populaire ou patois de Paris et de sa banlieue, précédée d'un coup d'œil sur le commerce de la France au moyen âge, les chemins qu'il suivait et l'influence qu'il a dû avoir sur le langage.* In-8°. Paris, 1872. (7 fr. 50 c.) — Derselbe, *De quelques parisianismes populaires, et autres locutions non encore ou plus ou moins imparfaitement expliquées des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles.* In-12°. Paris, 1876. (3 fr.)]

in eigenartiger Weise umgehen, ähnlich wie das englische *Slang* den Schirm als Pilz bezeichnet, den rotröckigen Soldaten *lobster*, — der französische Infanterist heisst *écrevisse de rempart*, — das Kindergeschrei *marriage-music* und die Redaktionsscheere nicht *steel-pen*, sondern anzüglich *steal-pen* nennt.

Von diesem humoristischen und burschikosen Argot wäre das streng zu scheiden gewesen, was der Engländer *Cant* nennt, das Rotwälsch, die Sprache der professionsmässigen Gauner und Dirnen, der *Rough* und der *Street Arabs*, der *truands*, *rifodés*, *francs-miteux*, *courtauds de boutanche* des mittelalterlichen Paris — vgl. V. Hugo's *Notre-Dame* — der *escarpes*, *grinches* und *cambrioleurs* der heutigen Weltstadt. Dies lichtscheue und unheimliche Jargon ist den Schwankungen des Alltagslebens weniger unterworfen und besitzt nur wenige Berührungspunkte mit der allgemein verständlichen Sprache. So viel Ref. beurteilen kann, ist es mit diesem Zweige des Argot bei Villatte besser bestellt. Alle Redensarten, an die Ref. aus dem Lesen von Kriminalromanen und aus den in den *bas-fonds de Paris*[1]) aufgefangenen Brocken sich erinnern konnte, finden sich thatsächlich in den *Parisismen* verzeichnet. Aber ist dies wohl die Aufgabe eines unter dem Titel „Parisismen" in die Welt gehenden und für deutsche Leser bestimmten Buches? Allerdings ist nicht zu bestreiten, dass das eigentliche Rotwälsch der Gauner und *sonteneurs* nicht allein in Kriminalromanen auftritt. Die müssigen Köpfe der *Chat Noir*-Gesellschaft — auch eine Pariser Spezialität — leisten sich hin und wieder in ihrem Vereinsblatt *Cant*gedichte, um zu zeigen, in welcher Gesellschaft sie verkehren. Hier als Probe solcher „poetischer" Kraftmeyerei das angebliche Sonett

[1]) Kulturhistorisch und sozialpolitisch ist ein Rundgang durch die dem allmählichen Untergang geweihten Nebengässchen der Cité und der linksufrigen Stadt von grösstem Interesse und auch ungefährlich, wenn man beherzt und mit einem kräftigen Stock versehen ist. Stellenweise ist der Charakter der alten *Cour des Miracles* noch erkennbar. Die krummen Gässchen hinter dem alten Kloster Saint-Méry (Rue Brisemiche, Rue Taillepain, Rue de Venise, Rue du Renard etc.), die verrufenen Seitenstrassen des *Quartier Latin* links am Eingang des *Boul' Mich'* (Rue Huchette, Rue Galande, Rue des Anglais, Rue du Chat qui pêche etc.), überhaupt das ganze Stadtviertel bei der *Place Maubert*, wo die Zigarrenstummelbörse früher abgehalten wurde, die schmierige *Bibine du Père Lunette*, — die übrigens der Verlängerung der *Rue Monge* zum Opfer fallen soll. — die Nachtherberge zum *Château Rouge* sind Fundgruben für den nach Argotismen jagenden Lexikographen, und für den vom tiefen Elend der Menschheit unserer Grossstädte noch nicht überzeugten Sozialpolitiker. In wenigen Jahren sind diese Geschwüre am Leibe der buntschillernden französischen Hauptstadt gewaltsam entfernt — *par la pioche du démolisseur*.

eines jener Träger der *casquette à trois ponts*, die man in Deutschland Louis nennt:

SONNET.

Eh ben! j'veux gouaper, moi! L'turbin c'est pas mon flanche;
El' brich'ton, c'est au trèpe, et j'en veux mon fad', na!
J'veux t'nir l'assiette au beurre à mon tour, pour Nana
Qui m'pagnot' dans son pieu, sauf la sorgue el' dimanche,

Qu'ell fil' chez un' panache au coin ed' la place Blanche[1])
Ousqu'un birbe très vioc éclair' tant qu'il en a
Pour voir ma gosse au truc avec la youtr' Dinah,
Un' menesse ed' la haute et qui s'en paye un' tranche.

L'lend'main Nana rapplique, aboulant eul' poignon,
C'qui m'carre ed' tout' la rousse et des vach's à Gragnon[2])
Qui m'poiss'raient pour eul'schtard comme un d'la dynamite ...

Queu' tourt's que ces gonc's-là! ça n'fait qu'foutimasser,
Ça rouspète et ça r'naud' ... Tout au lieur ed' masser,
Qu'ça s'fass donc comm' mezigue: écumeur ed' marmite.

Aber wer liest in Deutschland das Blatt *le Chat Noir?* Als Käufer der Villatte'schen *Parisismen* denken wir uns Leser der naturalistischen Romane und der französischen Tagesblätter. So sehr wir demnach die eingehende Berücksichtigung des Gaunerjargons anerkennen, ebenso stark müssen wir die Notwendigkeit betonen, dass künftige Auflagen der *Parisismen* eine gründliche Umarbeitung erfahren.[3]) Was Darmesteter in dem hochinteressanten Büchlein *La vie des mots* (Paris, 1887. Delagrave) für die Schriftsprache in grossen Zügen entworfen, lässt sich auf dem beschränkten Gebiet der *langue verte* ziemlich leicht durchführen. Denn auch die ungezogenen Rangen, welche nicht daran denken, jemals bei der gestrengen Grossmutter Académie um Aufnahme ins amtliche *Dictionnaire* zu bitten, beugen sich unwillkürlich den Gesetzen des *enchaînement*, des *rayonnement* und wie alle semasiologische Faktoren heissen mögen.

---

[1]) Hauptquartier der *horizontales.*

[2]) Damaliger Polizeipräfekt.

[3]) In der Besprechung der 1. Auflage von Villatte's *Parisismen* hatte Ref. einen milderen Massstab der Beurteilung anlegen zu müssen geglaubt, der ihm von berufenen Kritikern verübelt worden ist. (Vgl. *Zeitschrift* Bd. V^2, 209 ff., dazu Koschwitz, Bd. VI^2, 45 ff.) Bei der zweiten Auflage darf man einem anerkannt tüchtigen und leistungsfähigen Autor schon schärfer auf die Finger sehen.

J. Sarrazin.

Raithel, Georg, *Über den Gebrauch und die begriffliche Entwickelung der altfranzösischen Präpositionen sor, desor (dedesor), ensor; sus, desus (dedesus), ensus.* Programm der Realschule zu Metz. Metz, 1888. 45 S. 4⁰.

Auf Grund umfangreicher Lektüre altfranzösischer Texte der verschiedensten Litteraturgattungen gibt Raithel eine durch zahlreiche Beispiele belegte Darstellung des Gebrauchs und der begrifflichen Entwickelung der Präpositionen *sor* etc. von den ältesten Denkmälern bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts unter Angabe der Zeit, wann eine bestimmte Art der Beziehung dieser Präpositionen zuerst in Anwendung kommt.

Es ist natürlich, dass „die Einreihung der Fälle in die einzelnen Kategorien vielfach von der subjektiven Auffassung abhängt“ (S. 28). Wenn sich auch im allgemeinen deshalb darüber nicht rechten lässt, so möge doch für einige wenige Fälle eine abweichende Anschauung dargelegt werden.

In den Beispielen S. 9 *il prent le pain quant il puet sor la table* etc. kann meines Erachtens zunächst von einer Bedeutungsgleichheit der Präposition mit *desor* in der Bedeutung „von (über auf) weg“ nicht die Rede sein. Eine doppelte Auffassung ist möglich; entweder gehört der präpositionale Ausdruck *sor la table* zu dem Substantiv *le pain,* oder er bezeichnet den Gegenstand, auf welchem eine Thätigkeit sich vollzieht. Ebenso bin ich geneigt, auch die Beispiele für *sus* und *desus (ib.)* anzusehen, bei denen der Verfasser zum Teil auch die letztere Möglichkeit zugibt.

Wie bei den meisten in § 10a aufgeführten Ausdrücken scheint mir auch in *s'arester sor qn.* (§ 11a) und *avoir envie sor qn.* u. a. (§ 11b) die Präposition nur den Begriff des Räumlichen zum Ausdruck zu bringen, während der Begriff des Feindseligen sich erst aus dem Zusammenhang ergibt, dies erhellt auch daraus, dass einerseits *s'arester sor* sich öfter, wie Raithel *(ib.)* anführt, ohne die Nebenbeziehung der Feindseligkeit findet, sowie dass andererseits *sor* auch bei solchen Ausdrücken eintritt, welche eine freundliche Gesinnung bezeichnen. Man vergleiche das Beispiel: *il ne me plaist mie qu'il ait seur vous nule cointie* § 12c.

Wie Raithel in dem Beispiele: *or me convient prouver sor lui mon vasselage* eine doppelte Deutung zulässt, indem er in § 10a *sor* gleich „im Kampfe gegen“ setzt, während er in § 15a die Möglichkeit, *sor* im Sinne der Macht, Gewalt, welche Jemand über eine Person oder Sache hat, zu fassen zugibt, so möchte ich in allen in dem betreffenden Abschnitt des § 10a aufgeführten

Beispielen *sor* zur Bezeichnung der Überlegenheit, des Hervorragens über eine Person oder Sache annehmen statt des aus dem *sor* zum Ausdruck der feindlichen Bewegung oder Thätigkeit abgeleiteten „im Kampfe gegen.“

Für die Stelle aus *Charl. 582* (§ 8 Anm.) *d'un grant peissun marage, ki fu fait sure mer* bleibe ich noch bei der Auffassung *sure* = jenseits stehen. Der an sich nahe liegende Bedeutungsübergang von *sor* = „über hinaus“ in „jenseits“ scheint mir doppelt gerechtfertigt in Verbindung mit *mer* über die Höhe des Meeres hinweg.

Zum Schluss noch ein Wort über die Stelle *puis m'en istrai ensus demie liue large* (S. 39 u.) *S'en aler ensus* als verstärktes *s'en aler* zu betrachten scheint mir nicht zulässig. Es würde der Bedeutungsentwickelung von *ensus* nicht widersprechen, wenn man es als „über (das Ziel) hinaus“ fasste, also gleich „weiter“.

Ich möchte von der Arbeit Raithel's nicht scheiden, ohne ausdrücklich volle Befriedigung über die feindurchdachte Leistung des Verfassers zu konstatieren, welcher ein klares Bild von dem Gebrauch und der logischen Entwickelung der Bedeutung der behandelten Präpositionen vor uns entrollt. Möge die in Aussicht gestellte Abhandlung über die sämtlichen französischen Präpositionen von den ältesten Denkmälern bis auf die Gegenwart bald folgen. Von Interesse wäre es, wenn der Verfasser dann auch kurze Andeutungen über den Gebrauch der entsprechenden lateinischen Präpositionen beifügte. F. Tendering.

W. Schumann, *Übersicht über die französische Formenlehre.* Programm des Progymnasiums zu Trarbach Das., 1888. 20 S. 4⁰.

Die Anstalt, deren Programm die obige Abhandlung beigelegt ist, hat die Lehrbücher von Plœtz jetzt neu eingeführt, gewiss eine Seltenheit heutzutage. Um den Schülern „ein Repetitorium an die Hand zu geben, das alles enthält, was der Gymnasiast auf dem Gebiete der französischen Formenlehre wissen muss“, hat Schumann die vorliegende Zusammenstellung gemacht. Im wesentlichen ist dieselbe nichts anderes als ein Auszug aus Plœtz, nur bezüglich des Verbums unterscheidet er sich etwas von seiner Vorlage, insofern die Verben auf — *evoir* nicht als regelmässige 3. Konjugation gezählt, sondern mit den übrigen auf — *oir* als unregelmässig, nach dem Paradigma *rompre* gehend, zusammengestellt werden. Die Auswahl ist nicht ungeschickt, einzelne Zusätze scheinen mehr gemacht zu sein, um doch Plœtz

nicht gar zu treu zu folgen; so die Vermehrung der Substantive, deren Geschlecht von dem Lateinischen abweicht. Warum gibt Schumann hier nicht den Akkusativ als lateinische Grundlage an? *front* von *frontem*, *cendre* von *cinerem* dürfte dem Schüler doch auch verständlicher sein, als die Herleitung vom Nominativ, ganz abgesehen von der historischen Richtigkeit. Die Erklärung grammatischer Erscheinungen ist auch da, wo sie von Plœtz abweicht, unvollkommen, so wenn § 22 von der Ergänzung einer Präposition in Beispielen wie *timbre-poste* die Rede ist, oder wenn es § 25 heisst: „der Genetiv wird gebildet durch Vorsetzen von *de* etc.“, oder endlich § 42: „einige Adverbien nehmen auf das weibliche *e* einen *accent aigu.* Schumann hat versucht, Plœtz zu verbessern durch die Regel: (§ 74. 1) „die stammbetonten Formen des *Présent du subjonctif* werden gebildet wie die dritte Person Pluralis des Indikativs . . . die endungsbetonten wie die erste Person Pluralis.“

Da die Schüler nun doch den Plœtz in der Hand haben, hätte Schumann seinen Zweck in einfacherer Weise erreichen können, wenn er dieselben in ihrem Buche das zu Erlernende oder zu Wiederholende anstreichen liess. Für die notwendige Orientierung in ihrer neuen Grammatik wäre das jedenfalls von Nutzen gewesen. F. Tendering.

Schmidt, Ferdinand, *Französisches Elementarbuch.* Bielefeld und Leipzig, 1888. Velhagen & Klasing. 112 S. 8⁰. Preis: 1 M.

Der Grundsatz, den Schmidt in diesem Buche vertritt, dass die Methode des fremdsprachlichen Unterrichts von der Art, in welcher das Kind zur Herrschaft über seine Muttersprache gelangt, zu lernen habe, ist an sich gewiss ein berechtigter. Es lässt sich aber aus diesem Grundsatz nicht ableiten, dass aus dem Anfangsunterricht in einer fremden Sprache, da das Kind seine Muttersprache nur durch Nachahmung erlernt, jede Reflexion ferngehalten werden müsse, und dass alles, was dem Kinde gesagt wird, durch die sinnliche Anschauung oder durch das Bedürfnis des Lebens in Verbindung stehen müsse. Wir haben es im Unterricht nicht mit unmündigen Kindern zu thun, sondern mit etwa zehnjährigen Knaben, deren geistige Bethätigung durch Reflexion zu entwickeln ist; das muss eine der Hauptaufgaben des erziehenden Unterrichts bleiben. Auch ist es eine Täuschung zu glauben, der Schüler könne durch blosse Nachahmung zu einem Beherrschen der fremden Sprache innerhalb

des ihm überlieferten Stoffes kommen, denn es kann ihm in der beschränkten Zeit des Unterrichts derselbe Sprachstoff nicht in so zahlreichen Fällen vorgeführt werden, dass hierdurch allein alle Vokabeln und Formen nebst der Art der Verbindung unter einander haften blieben. Es bedarf namentlich für die meisten Formen eines besonderen, oft wiederholten Hinweises des Lehrers und schliesslich einer Zusammenfassung, wie sie auch der Verfasser nach der Übersetzung eines in der That recht massenhaften Materials eintreten lässt. Das ist doch wieder reflektierende Aneignung der Sprache, verbunden mit unmittelbarer und durch sie in naturgemässer Weise unterstützt, indem die Anschauung der Reflexion vorangeht.

Nur auf dem Wege der Nachahmung die praktischen Ziele des fremdsprachlichen Unterrichts erreichen wollen heisst absichtlich weite Umwege machen und alle Richtwege, welche zu demselben Ziele führen, unberücksichtigt lassen und damit später zum Ziele gelangen. So kann denn auch der Umfang des grammatischen Wissens eines nach dem vorliegenden Buche ein Jahr lang unterrichteten Realschülers, also nach etwa 320 Stunden, nicht als ausreichend betrachtet werden, da er nur weniges von der Konjugation, nämlich die *er*-Verben und *avoir* und *être* mit Ausschluss des Konditionalis und des Subjonctivs sich angeeignet hat. Den Schüler so lange bei diesem geringen Material festzuhalten, denn auch der sonstige grammatische Stoff ist unbedeutend, erscheint um so weniger gerechtfertigt, da S. ihn nicht durch die Lektüre zusammenhängender Stücke in die lebendige Sprache einführt, sondern zum grössten Teile nur Einzelsätze vorlegt, die allerdings sich in einer Weise aneinander anschliessen, dass jede Lektion doch immer wieder ein Ganzes bildet. Als Ergebnis kann aus diesen kaum mehr als die Kenntnis einer Anzahl von Vokabeln stammen.

Das Buch enthält, wie nach den hier erörterten Grundsätzen des Verfassers natürlich ist, keine Übungsstoffe zum Übersetzen aus dem Deutschen. Die Einübung des gewonnenen Sprachstoffes soll durch Diktate, Sprechübungen, Rückübersetzungen und endlich durch freie mündliche und schriftliche Arbeiten stattfinden. Es ist nicht zu bezweifeln, dass die Schüler bei genügender Vorbereitung im Unterricht bald imstande sein werden, einige Gedanken aus dem Gelesenen in französischer Sprache zu reproduzieren, aber der Stoff ist doch zu spröde, um etwas anderes zu liefern als zusammenhanglose Sätzchen. Wirklich zusammenhängende einfache Geschichten würden sich zu einer Nacherzählung besser eignen.

Die methodische Durchführung der Grundsätze des Ver-

fassers in dem Anschauungsstoffe verdient uneingeschränktes Lob. Der Schüler wird in Gebiete geführt, die seinem Ideenkreise nahe liegen, und es werden ihm Sätze vorgelegt, die wirklichen Inhalt haben und die, wie schon erwähnt, sich zu einem Ganzen zusammenschliessen; zusammenhängende Erzählungen treten erst in den letzten Lektionen, bei der Einübung des Imperfekts und des historischen Perfekts, auf.

Vorausgeschickt sind dem Buche Lauttabellen, mit deren Hilfe die Laute geübt werden sollen. Eine Lautschrift hat der Verfasser nicht beigefügt; von den hierfür angeführten Gründen stimme ich namentlich dem bei, dass eine neue Schrift ein zehnjähriges Kind verwirren muss.

Abgesehen von den grundsätzlichen Bedenken stehen wir nicht an, das vorliegende Elementarbuch als eine recht tüchtige Leistung zu bezeichnen; der Verfasser hat das, was er gewollt, erreicht, und es ist nicht zu bezweifeln, dass in der Hand eines eifrigen Lehrers das Buch sich in seiner Art bewähren wird.

F. Tendering.

[**Pludhun, W.**,] *Parlons français! Quelques remarques pratiques dont on pourra profiter en Suisse et ailleurs.* Genève, 1888. Henri Stapelmohr. 25 S. 8⁰. Preis: 50 cent.

Ein nicht eben systematisch angelegtes und tief blickendes, aber ein nützliches und teilweise auch recht ergötzliches Büchlein, empfehlenswert nicht nur für solche, die sich mit den Sünden eines speziell schweizerischen Französisch behaftet fühlen, oder die bei einem Aufenthalte in der französischen Schweiz die Rede des Volkes verstehen wollen, sondern für alle diejenigen, die als Ausländer französisch zu reden gezwungen sind und sich noch nicht wider jeden Verstoss gegen den Sprachgebrauch, die Aussprache u. s. f. gefeit wissen. Verfasser zeigt zunächst, wie in der Schweiz und wohl auch anderwärts gelegentlich „französisch“ gesprochen wird[1]) und fordert dann alle, denen daran liegt, unter die Gebildeten gezählt zu werden, dringlich zur Bekehrung auf.

---

[1]) Des fois on *y va, mon cousin et moi;* on *y a été souvent.* *C'est* quand même très *dommage: c'était bien* tentatif.
Je lui *ai causé* — depuis *mon jardin, je* m'en *rappelle.*
J'ai rencontré des *beaux équipages, mais dans cette longue* lignée *de voitures, je n'ai* personne vu *de connaissance.*
Viens d'abord, *viens* t'aider. *Je t'avais dit de venir* de suite. *Jules n'est pas encore* loin. *Allez porter ce paquet* les deux.
Si au lieu de laisser traîner les affaires, *tu les* réduisais, *si tu les* soignais *dans ta commode ou les* crochais *dans ton armoire, tu n'aurais pas besoin de les faire* ranger *si souvent.*

Sechszehn Seiten lang werden den fehlerhaften Wendungen *(Ne dites pas!)* die korrekten *(Dites!)* gegenübergestellt, bisweilen mit einer knappen, dem Laienverstande angemessenen Begründung. Verf. hat eine Anordnung versucht, indem er eine Klassifikation in *Erreurs de verbes*, *Erreurs de prépositions*, *Erreurs d'adverbes*, *Erreurs de noms*, *d'adjectifs et de pronoms* und *Erreurs diverses* vornimmt, aber sehr vieles steht augenscheinlich am unrichtigen Platze, und überhaupt erweist sich die Einteilung nicht nur als wissenschaftlich ungenügend, sondern auch als in praktischer Hinsicht mangelhaft. Es waren zunächst wohl diejenigen Fälle zusammenzustellen, in denen die Rede der minder Gebildeten weniger gegen die französische Sprache, als gegen die jeder Sprache zu grunde liegende Logik verstösst, wie z. B.: *le but est rempli*, *dans le but de . . .*, *traverser le pont*, *il ressemble à X. comme deux gouttes d'eau*, *geler de froid*, *marcher à pied* u. s. f.; dann Verschmelzung zweier richtiger Redensarten zu einer falschen: *la conduite qu'il a* menée aus *la conduite qu'il a* tenue und *la* vie *qu'il a menée;* donner *une conférence* aus *donner des* leçons und faire *une conférence;* un mot *de billet* aus *un* mot *d'écrit* und *un bout de* billet, etc. Ferner: falsche Analogien; z. B. *je* m'en *rappelle* nach *je* m'en *souviens*, *je* lui *ai causé* nach *je* lui *ai parlé; partir à*, bezw. *en*, nach dem so konstruierten *aller;* u. ä. m. Weiterhin: Vertauschung begriffsverwandter Worte, namentlich Verba: *je désire m*'éviter *cette peine* für *m*'épargner; *il* s'ennuie *après son frère* u. s. w. Daran würden sich offenbare, vom Verf. häufig verkannte, Germanismen zu schliessen haben; z. B.: *la tache est loin* (der Fleck ist weg, = *a disparu*), *il a marié une institutrice*, *choisir une vocation*, *fréquenter l'université*, *fixer qn.*, *le thé est tiré* (hat gezogen), *il brûle à Y.*, *il reste devoir* (er bleibt schuldig), *contre la fin du mois*, *saluer avec la main*, *venez-vous avec?*, *une masse d'enfants*, *impossible de trouver quelque chose de bon.* Auch einige Italianismen wären zu verzeichnen *(la bonnemain* [Trinkgeld], *la banque [= le comptoir])*. Fernerhin syntaktische Verstösse: solche gegen die Tempus- und Moduslehre, Simplex des Verbs für das Kompositum und das umgekehrte,

---

Votre chambre est crue, *il fait* bon chaud *ici. Restez* seulement *avec nous ; vous ne* voulez *pas nous deranger.*

Du moment où *vous tenez à une bonne pièce, je ne connais personne* d'autre *que je puisse mieux vous recommander ; il est* excessivement *fort* sur *sa partie, et il travaille* très bon marché. *Malheureusement, étant* à *court d'argent* ces jours, *il a* tout liquidé ses montres *comme celle-ci, mais qu'est-ce qui empêche qu'il vous en etablisse une* la même chose? Malgré qu'il est *très occupe, je suis sùr que vous l'aurez* encore *assez vite, et* comme de juste, *vous ne la paierez qu'après livraison.*

Reflexiva für einfache Verba (ein sehr häufiger Fall), der Transitiva für die Intransitiva — beides wieder auch umgekehrt —, unrichtige Verwendung der Hilfsverba. Einen Unterschied hätte übrigens Verf. machen sollen zwischen wirklichen Fehlern und entschieden berechtigten dialektischen Ausdrücken. So sind ja gewiss falsch: *passionner le jeu (= aimer passionnément), l'affaire est bouclée* für *bâclée*, *se revanger* für *se revancher*, *des carrons* für *des carreaux*, *tuilière* für *tuilerie*, aber gute, freilich eben nur landesübliche Worte und Wendungen sind doch z. B. *sucler = roussir (la barbe)*, *émoustiller = exciter*, *affaner (de l'argent)*, *bisquer*, *jicler*, *mailler*, die interessanten Komposita zu *pondre: appondre (une corde = attacher)*, *dépondre (sa robe = se déshabiller)*; *greuler un arbre*, *greuler de froid*, *biole (= bouleau)*, *une paume de neige.* Nicht unrichtig, sondern lediglich veraltet sind z. B.: *le fils à . . .*, *tomber à bouchon* (von *bouche)*, *fruit mal mûr* u. ä. m.

Für deutsche Leser des Werkchens wertvoll dürften auch die *Remarques sur la prononciation* S. 17 ff. sein, obschon allerdings des Verf.'s Angaben ganz elementar vorgetragen werden und eine lautphysiologische Schulung vermissen lassen. Ref. scheinen namentlich die folgenden Behauptungen richtig zu sein und doch von französisch sprechenden Deutschen nicht immer beachtet zu werden: 1) in Formen des Konj. Impf., wie *il allât*, *il fît*, *il reçût*, und des Perf., wie *nous allâmes*, *vous allâtes*, *nous fîmes*, *vous reçûtes* sind die mit dem ^ versehenen Vokale dennoch nicht lang; 2) *nation*, *station*, *ovation* und andere auf *-ation* haben langes (geschlossenes) *a*. 3) Lang (geschlossen) ist *a* auch vor *ss: passer*, *passion*, *lasser*, *casser*, *tasse* wie *pâcer*, *pâcion* u. s. w. (Ausnahmen: *chăsse*, *măsse* und deren Ableitungen). 4) *a* lang (geschlossen) in *Marianne* [das zweite *a]*, *baron*, *carré*, *manne*, *gagner*, *il bât*, *acclame*; Sachs verzeichnet nur halblanges *a.* Nicht jedem dürfte auch geläufig sein, dass man *appendice = appindice* spricht; dass *Europe*, *Eugène = Urope*, *Ugène* veraltet sind; dass *hôpital* kurzes (offenes) *o*, *groseille* z. B. dagegen langes (geschlossenes) *o* hat, ebenso *fosse*, *fossoyer;* dass *inexpugnable* mit gutturaler Media und nicht *ñ* gesprochen wird; *Machiavel* mit *k*, dagegen *machiavélisme* mit dem Zischlaute; dass in *impromptu* das zweite *p* hörbar, in *asthme th* stumm ist; dass *Xerxès* und *Xérès* verschieden anlauten; dass *mark* ebenso wie *marc* (Kaffeesatz) stummen Guttural hat, *Madrid* und *salut* stummen auslautenden Dental; dass *quidam* gleich *Adam* auf nasales *a* ausgeht, dass in *susdit s* hörbar ist, und von *respect*, *aspect*, *suspect* nicht *-t*, sondern der Guttural übergezogen wird. H. Kœrting.

Rothfuchs, Julius, *Vom Übersetzen in das Deutsche und von manchem andern.* Programm [No. 333] des evangelischen Gymnasiums in Gütersloh. Das., 1887. 4° 36 S.

Ein köstliches „Geständnis aus der didaktischen Praxis“, kurz, aber sehr inhaltreich, geistvoll, klar und treffend wie Jäger's Testament.

Der Kern der von Rothfuchs entwickelten Übersetzungsmethode liegt in dem Satze: „Jedes mündliche und schriftliche *Hin*übersetzen soll von gutem Deutsch ausgehen, und — was noch ungleich wichtiger ist — jedes mündliche und schriftliche *Her*übersetzen soll zu gutem Deutsch gelangen.“[1])

Beim ersten Übersetzen (Vorübersetzen) liest zuerst der Lehrer selbst den fremdsprachlichen Text (auch des Prosaikers) vor; dann übersetzt der Schüler unter dem Schweigen des Lehrers und der Klasse. Nur wenn er stockt, hilft ihm der Lehrer (oder lässt ihm helfen), aber nicht durch Vorsagen des Richtigen, sondern zunächst nur durch die Frage nach dem Grunde seiner Verlegenheit. Häufig genügt dann die Erlaubnis, die schwierigen Worte zunächst wegzulassen (vergl. S. 20, Anm.[3])); andernfalls muss auf die Konstruktion des Satzes zurückgegangen werden. Von den vier Regeln, welche Rothfuchs dafür S. 19 gibt, ist die zweite freilich nicht ohne Bedenken; denn das Interrogativ-, ja selbst das Relativ-Pronomen kann auch an der Spitze eines Hauptsatzes stehen, und nicht jede Konjunktion ist eine unterordnende.

Nach Beendigung des Vorübersetzens gibt es noch vieles zu verbessern und zu erläutern. Dabei sollen die Schüler möglichst selbst arbeiten, indem der Lehrer ihnen durch Darbietung von Apperzeptions-Stützen und -Leuchten hilft.

Sind dann die Gedanken des Schriftstellers zu klarer Erkenntnis gebracht, so ist der deutsche Ausdruck festzustellen: aus der wortgetreuen Übersetzung muss eine sinngetreue Verdeutschung hervorgehen. Endlich liest der Lehrer am Schluss der Stunde die Musterübersetzung unter dem Lauschen, aber nicht unter dem Nachschreiben der Klasse noch einmal vor.

---

[1]) Dadurch sollen die Schädigungen vermieden werden, welche der deutsche Ausdruck durch den üblichen Betrieb des fremdsprachlichen Unterrichts oft erleidet. Welche dies sind, sagt Rothfuchs S. 22 Anm.[2]). Aber es gibt noch eine von ihm nicht angeführte Schädigung, gegen die er auch in seiner eigenen Schreibweise wohl etwas strenger sein könnte: die Entstellung des deutschen Ausdrucks durch überflüssige Fremdwörter. Ist es z. B. wirklich schön oder notwendig, von dem „*codex* einer bis ins Detail fixierten Methode“ zu sprechen, wie S. 14 geschieht?

Ist so die erste Übersetzung eines Abschnittes, der inhaltlich eine Einheit bildet, in einer oder wenn nötig in mehreren Stunden beendigt, so lasse man den Inhalt mündlich wiedergeben und den Gedankengang in seinen Hauptpunkten entwickeln. Zuletzt mögen Konzentrationsfragen zeigen, ob der Inhalt des Gelesenen auch geistig aufgenommen ist.

In der nächsten Stunde folgt dann das zweite Übersetzen (Nachübersetzen). Dieses geschieht *ex cathedra*, der Schüler liest den Text jetzt selbst vor, jeder Fehler wird einfach berichtigt, auch nach dem beim ersten Übersetzen Erklärten wird kurz gefragt.

Endlich nach Erledigung grösserer Teile, ganzer Reden, Tragödien, Dialoge usw. tritt das dritte Übersetzen (die Generalrepetition) ein. Dieses soll nicht hastig, aber sicher und schnell (120—200 Zeilen Teubnerschen Textes jede Stunde) geschehen. Erklärt wird gar nichts mehr; die Klasse soll „geniessen wie einer, der eine schöne Gegend wiedersieht". Jetzt mag man, wenn man will, zum Schlusse auch eine eingehendere Einleitung in das gelesene Schriftwerk geben, die vor der Lektüre doch nicht verstanden wäre; jetzt soll die Anordnung und der Gedankengang des Ganzen in seinen Hauptzügen entwickelt und eine ästhetische Gesamtwürdigung gegeben werden; jetzt (nicht früher) mag man auch eine weitere Durcharbeitung zur Erregung des vielseitigen Interesses versuchen. Namentlich mag jetzt ein „warmes Wort" auch das ethische Interesse erwecken, aber hier besonders: *sit modus in rebus, sint certi denique fines!*

Das sind die Grundzüge, gleichsam das Gerippe von Rothfuchs' Schrift — leider der Kürze halber nur allzu vollständig von dem Fleische und Blute entkleidet! Rothfuchs gibt sein Verfahren nur als eines von vielen möglichen; meines Erachtens erfüllt es die Zwecke des Herübersetzens so vollständig, dass es wenigstens in der altsprachlichen Lektüre stets angewandt werden sollte. Nur ein, allerdings nicht unwichtiger Punkt scheint mir vernachlässigt. Soll die Eingewöhnung in die Formen der Fremdsprache nur durch das Übersetzen aus dem Deutschen und den grammatischen Unterricht erfolgen? Hat nicht vielmehr auch die Lektürestunde dazu mitzuwirken, und wie? Ich glaube, dass Rückübersetzungen, fremdsprachliche Fragen und Antworten über den Inhalt des Gelesenen, Zusammenfassungen desselben in der fremden Sprache an die Lektüre angelehnt werden sollten. Im Lateinischen wären sie besonders in den unteren Klassen förderlich, um die rechte Grundlage für die Übersetzungen aus dem Deutschen zu gewinnen (Perthes empfiehlt sie in Quinta); in den neueren Sprachen müssten sie bis zur Prima hinauf ge-

pflegt werden, als Vorübungen für freie Arbeiten und für etwaiges späteres Sprechenlernen. Sie könnten nach Beendigung jeder kleineren Einheit, also in der Regel am Ende jeder Stunde eintreten, beziehungsweise einen Teil der Besprechung des Inhalt ersetzen.

Aber Rothfuchs verbindet mit der Darlegung seiner Gedanken über das Herübersetzen besonders in den Anmerkungen noch „manches andere", was „vielleicht weiter vom Thema ab, aber dem Herzen desto näher liegt." Einiges davon hängt mit der Hauptaufgabe seiner Schrift noch ziemlich eng zusammen; so die trefflichen Bemerkungen über das Vokabellernen und den Wert des Etymologisierens (S. 15 Anm.[2]), sowie der Vorschlag, in Prima aus leichten, früher schon gelesenen Schriftstellern grössere Abschnitte kursorisch lesen zu lassen (S. 33 Anm.[1])[1]). Anderes dagegen hat viel allgemeinere Bedeutung.

Nach Rothfuchs ist der Zweck der Erziehung die Entwickelung der geistigen Kräfte zu freier Bethätigung. In Prima soll daher das Motiv des wissenschaftlichen Interesses vorherrschen; in den anderen Klassen suche der Lehrer zwar auch Interesse zu erregen, lasse aber hinter demselben mehr oder weniger deutlich das „Glück des Müssens" stehen (S. 14 Anm.[1])). Bei schwierigen Stellen bemerke er schon im voraus, dass die Lösung nicht verlangt werde. Gerade dann setzen manche Schüler besonders gern ihre ganze Kraft daran, sie zu finden (S. 15). S. 16 Anm.[3]) gibt Rothfuchs weitere vortreffliche Bemerkungen über die Hauptthebel zur Erregung freier Aufmerksamkeit.

Auch die Persönlichkeit des Lehrers soll sich im Unterricht frei entfalten können. „Man soll den Geist der Pädagogik nicht dämpfen durch den *codex* einer bis ins Detail fixierten Methode". „Fremde Erfahrung nützt, doch nur, wenn sie sich in der eigenen erprobt." Für den angehenden Lehrer ist Anleitung zu einer Methode „geradezu nötig", aber sie muss praktisch und so weitherzig sein, dass sie die Persönlichkeit nicht fesselt (S. 13 Anm.[2]) und S. 14).

Der Didaktik Herbart's gegenüber teilt Rothfuchs den freieren Standpunkt Frick's (S. 28 Anm.[1]); vergl. auch S. 7 Anm.[2])). Mit den Herbartianern bezeichnet er Erziehung als die Aufgabe der Schule; seine allgemeine Äusserung über die Methode des Herübersetzens S. 12 f. zeigt ebenfalls, wie nahe er Herbart steht; auch die Herbart-Ziller-Stoysche Didaktik findet er förderlich, wenn der Lehrer sich von ihr anregen, aber nicht

---

[1]) Vergl. den ähnlichen Vorschlag Heussner's für das Lateinische. *Schriften des Deutschen Einheitsschulvereins* Heft 4, S. 73 und 74.

fesseln lässt (S. 32). Er richtet sich gegen alle Künstelei mit Formalstufen- und Interessen-Didaktik (§ 32—35), aber — wie oben bemerkt — an ihrer rechten Stelle verwertet er auch diese. Indem er den Grundsatz hervorhebt, dass Sprachunterricht zugleich Sachunterricht sei, fordert er doch Masshaltung in Sacherklärungen; denn das Übersetzen ist und bleibt in der Lektürestunde die Hauptsache.

So steht Rothfuchs in den didaktischen Tagesfragen frei über den Parteien; dasselbe ist auch der Fall in der Frage der Schulreform. Warm tritt er für den Wert der klassischen Sprachen ein (§ 14—15); er verteidigt die Grammatik, welche „ihre Anfeindung mit Ehren trage", und fordert nicht allein grammatisch genaue Erklärung der Schriftsteller, sondern gibt ihr auch besondere Stunden, wo sie „Herrin sein soll". Vergl. S. 25 Anm.[2]), S. 27 Anm.[4]), S. 21 und Anm.[1]). Vermehrung der Lehrstunden für das Deutsche fordert er nicht, aber seine ganze Schrift wird beherrscht von dem Gedanken, den fremdsprachlichen Unterricht für die Hebung der Sprachkraft in der Muttersprache fruchtbar zu machen. Auch S. 30 Anm.[2]) ist für diesen Zweck wichtig. Doch erwartet Rothfuchs von der Entwickelung der Sprachkraft noch eine tiefere Wirkung. „Der Mensch", sagt er, „bildet den Stil, aber auch der Stil den Menschen." Das heisst doch wohl: Durch den Stil influiert etwas von dem fremden Wesen in das eigene herüber, prägt sich etwas von jenem dem eigenen auf. So präge sich denn vom Wesen der klassischen Litteratur der Alten derjenige Charakter dem deutschen auf, den unsere beiden grossen Dichterheroen uns raten in dem Worte, welches wir unserem Geständnis als Motto[1]) an die Stirn geschrieben: Römische Kraft und griechische Schönheit!" Dies ist der ideale Zweck, dem Rothfuchs' Methode dienen soll; darum fordert er, dass der fremde Schriftsteller nicht bloss wortgetreu übersetzt, sondern durch wirkliche Verdeutschung ganz in den deutschen Geist hinübergeführt werden soll. Freilich muss Rothfuchs vom Lehrer hervorragende Übersetzungskunst verlangen, um dies Ziel erreichen zu können. Homer soll naiv und lieblich übersetzt werden, Herodot einfach und treuherzig, Demosthenes feurig und und patriotisch, Sophokles erhaben und geistvoll, Tacitus ernst und scharf, bisweilen bitter, Horaz lebensvoll und heiter, Cäsar sachlich und gehaltvoll, Plato ideal und tief, alle aber kraftvoll und massvoll. Dies zu leisten, ist die schwerste, aber auch

---

[1]) *Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft und griechischer Schönheit!*
Beides gelang Dir, doch nie glückte der gallische Sprung.

schönste Aufgabe, welche Rothfuchs uns Schulmännern in vorliegender Schrift stellt; vermögen wir sie zu erfüllen, so werden wir auch jenen hohen Zweck verwirklichen können.

Wer die Bedeutung der Schriftstellerlektüre so tief und ideal auffasst, kann kein Freund des modernen Utilitarismus sein. Rothfuchs tadelt die Sprachroutiniers, welche von unsern Schulen Leistungen fordern, in denen uns die Kellner doch über sind, und verweist auch die Aneignung der Vorkenntnisse für das Fachstudium — besonders das medizinische und naturwissenschaftliche — auf die Universität (§ 15 mit Anm.[1]) und [2])). Die Schule soll nur „die Tüchtigkeit verbürgen, sich weiter bilden und ein Fachstudium beginnen zu können."

Aber wenn er so den eifrigen Schulreformern gewiss viel zu sehr am Alten zu hängen scheint, freut er sich andererseits über Fortschritte, „welche neues Gute erstreben, ohne altes Gute preiszugeben" (S. 32 Anm.[1])). Gerade in den beiden Punkten, welche auch ich als die wichtigsten betrachte, scheint er eine Weiterentwickelung des Gymnasiums zu wünschen. Er mahnt, das Gymnasium möge in der Pflege des Beobachtens ja nicht zu weit hinter dem Realgymnasium zurückbleiben, und er schätzt in besonderem Masse das Griechische als ideales Bildungsmittel. Ganz besonders von dem Werte der griechischen Litteratur[1]) soll der Schüler einen bleibenden Eindruck gewinnen; und der Vergleich, welcher S. 31 Anm.[1]) zwischen Cicero und Demosthenes inbezug auf den Gehalt ihrer Reden angestellt wird, fällt sehr zu gunsten des Griechen aus. Würde Rothfuchs nicht vielleicht zustimmen, wenn man behauptete, der Bildungswert des Lateinischen liege vorzugsweise in den unteren und mittleren Klassen, während es in den oberen Klassen etwas verkürzt werden könnte? Hat er doch schon früher seine Meinung dahin erklärt, man könne den lateinischen Aufsatz schenken. (Zur Methodik des altsprachlichen Unterrichts, 2. Aufl., S. 44 mit Anm.)

Doch hierüber wie über manche andere Fragen enthält die vorliegende Schrift höchstens Andeutungen; möge Rothfuchs das, was dem diesmaligen Thema ferner, aber seinem Herzen desto näher liegt, in einem weiteren Geständnis aus den Anmerkungen entfernen und in vollerer Darstellung als Hauptaufgabe behandeln! Er würde sich den Dank der pädagogischen Welt verdienen und dazu mitwirken können, die Reformbewegung auf dem Gebiete des Schulwesens in die richtigen Bahnen zu leiten.

[1]) Über deren Auswahl S. 28 Anm.[4]) ausführlicher gesprochen wird.

F. Hornemann.

Englich, *Die französische Grammatik am Gymnasium.* Programm [No. 28] des Königl. Gymnasiums in Danzig. Das., 1886. 42 S. 4⁰.

Diese Schrift, die aus langjähriger und vielseitiger Unterrichtserfahrung hervorgegangen ist, hat vor allem den Zweck, nachzuweisen, dass und in welchen Punkten unsere französischen Schulgrammatiken am Gymnasium gekürzt werden müssen. Gerade die besten derselben, wie die Lücking's, Plattner's, Knebel-Probst's, bieten viel mehr, als in der dem Französischen gewidmeten Zeit durchgenommen werden kann. Die sogenannten Normalgrammatiken aber sind aus verschiedenen Gründen zu verwerfen, darunter auch — was Englich nicht anführt — deshalb, weil sie die dem Schüler so förderliche Übersichtlichkeit kurzer, auf das Notwendige beschränkter Auszüge aus der Grammatik nie erreichen können. Allerdings bieten Plœtz' Lehrbücher eine praktischere Auswahl des Stoffes, aber „der Weg, den er uns führt, ist ein zu praktischer und zu sehr zufälliger, ein solcher, welcher das Ziel des Gymnasiums, allgemeine Bildung zu geben, zu wenig berücksichtigt und deswegen in dem Schüler das Bewusstsein, nach einem bestimmten Ziele geleitet zu werden, überhaupt nicht erwachen lässt.“ So bleibt also nur das Mittel, Grammatiken wie die Lücking's oder Knebel-Probst's zu verkürzen. Da Englich nach letzterer unterrichtet, so schliesst er seine Vorschläge an diese an und zeigt, indem er sie Abschnitt für Abschnitt durchmustert, dass sie durch Ausmerzung des Überflüssigen, knappere Fassung der Regeln und Überweisung zahlreicher Einzelheiten an die Lektürestunde — denn was in der besonderen Grammatikstunde einzuüben ist, will Englich feststellen — „mindestens um die Hälfte reduziert werden kann.“ Man wird seinen Auslassungen durchweg zustimmen, ja, wenn ich nicht irre, noch beträchtlich weiter in den Kürzungen gehen können als er.

Aber Englich beschränkt nicht allein den grammatischen Stoff, er schlägt auch Verbesserungen in der Anordnung und im Inhalt der Regeln vor. Dabei strebt er mit Recht nach schärferer Scheidung der Formenlehre von der Satzlehre — z. B. in der Lehre vom Fürworte Kn.-Pr. § 35 ff. —, sowie nach Entfernung lexikalischen und stilistischen Stoffes aus der Grammatik; so mehrfach S. 27 und 28. In mehreren Punkten kommt er auch den gegenwärtig so lebhaft umstrittenen methodischen Reformforderungen auf dem Gebiete des Sprachunterrichts nahe. Wiederholt will er an Stelle der vielen Einzelregeln das zu Grunde liegende allgemeine Prinzip setzen; so S. 20 in der

Lehre von der Wortstellung, S. 33 in der Lehre von den Modi, S. 24 in der Lehre von der Stellung des Adjektivs, wobei mir freilich zweifelhaft bleibt, ob er das Prinzip für die letztere zutreffend bestimmt. Mit vollem Rechte betont Englich, dass hierdurch der Unterricht bildender und interessanter wird. Dabei benutzt er die Ergebnisse der neueren Sprachwissenschaft, z. B. S. 16 für die Behandlung der unregelmässigen Verben. Freilich will er diese erst mechanisch einüben und nachher erläutern, während man doch zweckmässiger Verständnis und gedächtnismässige Aneignung sich von vornherein gegenseitig unterstützen lässt. Auch verbessert er die unwissenschaftlichen Regeln über die Bildung der regelmässigen Verbalformen Kn.-Pr. S. 76 nicht, obwohl doch eine denkende Erlernung der unregelmässigen Verbalformen eine entsprechende Behandlung der regelmässigen voraussetzt.[1]

Auf das Einzelne näher einzugehen und auszuführen, welche von Englich's Verbesserungsvorschlägen mir gelungen scheinen, welche nicht, verbietet mir der dieser Anzeige zugemessene Raum; nur auf einen wichtigen allgemeineren Gedanken mache ich noch aufmerksam, der die ganze Schrift Englich's durchzieht, ich meine das Streben, die französische Grammatik aus ihrer Vereinzelung zu befreien und mit der der anderen Sprachen, vornehmlich natürlich mit der lateinischen, in Beziehung zu setzen. S. 2 bezeichnet er die Anlehnung an das Lateinische geradezu als ein wesentliches Erfordernis einer französischen Grammatik für Gymnasien; denn durch dieselbe werde nicht allein eine bedeutende Entlastung erzielt, sondern auch die sprachliche, ja die allgemeine Bildung gefördert, da ja dem Schüler der Begriff des Historischen, von dem unsere ganze heutige Wissenschaft durchdrungen ist, inbezug auf die Sprache dadurch zum Bewusstsein gebracht werde. S. 32 fügt er bei Gelegenheit der Lehre von den Tempora hinzu, dass auch die Terminologie in der französischen Grammatik soweit wie möglich der lateinischen folgen müsse, „da man dadurch nicht nur der Verwirrung, die durch neue Namen stets leicht herbeigeführt wird, vorbeugt, sondern auch noch die Begriffe, welche die lateinische Grammatik mit gewissen Namen verbindet, befestigt.“ So ist Englich's Arbeit auch ein Beitrag zu einer vergleichenden Darstellung der Grammatik für den Schulunterricht, deren Durchführung für alle fünf Schulsprachen (Deutsch, Lateinisch, Griechisch, Französisch und Englisch) meines Er-

[1]) Sehr zu billigen ist auch der gelegentlich ausgesprochene Grundsatz, in V und IV überwiegend viel französisch lesen, wenig aus dem Deutschen übersetzen zu lassen, sowie die Forderung S. 17, den Schwerpunkt des Unterrichts wirklich in die Klasse zu verlegen.

achtens eine der bedeutendsten und fruchtbarsten, freilich auch schwierigsten Aufgaben der heutigen Methodik ist. Vergleiche meine Gedanken und Vorschläge zur Parallelgrammatik im 3. Hefte der Schriften des deutschen Einheitsschulwesens, sowie den soeben bei Alfred Hölder in Wien erschienenen *Abriss der französischen Syntax mit Rücksicht auf lateinische und griechische Vorkenntnisse*, dargestellt von Em. Feichtinger, und die bei Swan Sonnenschein in London herausgegebene *Parallel Grammar Series.*

So sei denn die anregende Schrift Englich's allen Fachgenossen zur Lektüre und zu eingehender Prüfung bestens empfohlen! F. Hornemann.

Gutersohn, J., *Gegenvorschläge zur Reform des neusprachlichen Unterrichts.* Sonderabdruck aus den Verhandlungen des Vereins akademisch gebildeter Lehrer an badischen Mittelschulen (Pfingsten, 1887). Karlsruhe, 1888. Braun. 26 S. 8⁰. Preis: 0,60 Mk.

Gutersohn äussert sich nach einigen einleitenden Worten zuerst über „Phonetik", dann über den „Anfangsunterricht", und weiter über die „zweite Unterrichtsstufe" (am Schluss folgen noch einige Bemerkungen). Der Vortrag soll „vorzugsweise die Bedürfnisse der lateinlosen Realschulen berücksichtigen", die nach Gutersohn's Meinung „bis jetzt allein noch in keiner Weise ausgesprochene Stellung (wie kann man eine Stellung aussprechen?) zu der Frage genommen hätten". Die einleitenden Worte bringen „mit Rücksicht auf die Zusammensetzung der Versammlung, deren grösserer Teil bis jetzt wohl der Frage etwas ferner gestanden", „einige kurze Notizen und kritische Bemerkungen über den geschichtlichen Verlauf der neusprachlichen Reformbewegung". Es werden genannt Perthes (beifällig), Quousque Tandem (mit Hinweis auf Ulbrich, der geäussert habe, Quousque Tandem sei in der Negation und in der Invektive ausführlicher und klarer, als in seinen positiven Vorschlägen: und mit Berufung auf Ickelsamer, der schon 1529 auf den Unterschied zwischen Buchstaben und Laut hingewiesen habe), Kühn (abfällig), Münch, Rambeau („in mancher Hinsicht" beipflichtend); Hornemann, Eidam, Ohlert (als „mehr gemässigt" bezeichnet) und die Beschlüsse mehrerer Schul- und Fachmänner-Versammlungen, insbesondere der Hauptversammlung des Deutschen Vereins für höhere Mädchenschulen in Berlin, 1886, und des Neuphilologentags in Frankfurt a/M., 1887 (beide ebenfalls „mehr gemässigte Stellungsnahme"). Dann verweist Gutersohn auf die Anordnungen der Badischen Schulbehörde bezüglich des Betriebs des französischen Unterrichts an den Gymnasien und auf die „meist auf eigenen Antrieb" durchgeführten Neuerungen an höheren Mädchenschulen in Baden. — Auswahl wie Urteil sind natürlich durchaus subjektiv. Es konnte noch mancher mehr oder minder hervorragende Vertreter und Gegner der „Reform" genannt werden, wenn selbst Eidam in der Liste prangen durfte. Manche Versammlung, auf welcher sich weit mehr und kompetentere Fachleute befanden, als auf der berühmten des Mädchenschulvereins zu Berlin, war zu erwähnen. Und neben dem einsamen Ickelsamer konnte auch noch mancher andere genannt werden

(nebenbei bemerkt ist das „Lautieren“ in unseren Volks- und Vorschulen etwas ganz anderes, als was sich Gutersohn darunter zu denken scheint, wenn er meint, Quousque Tandem-Vietor habe sich diese Präzedenzfälle entgehen lassen — in Wirklichkeit kennt Vietor nicht nur Ickelsamer, sondern auch noch andere Leute ganz gut, wie ich weiss, und vielleicht besser als Gutersohn, wie ich mir zu vermuten gestatte). Gutersohn nennt auch nachher noch viele und vieles selbst. Kennzeichnend für sein Verfahren ist aber auf diesen ersten zwei Seiten, dass er Psychologie und Pädagogik, beziehungsweise Geschichte der Methodik für sich zu verwenden bestrebt ist; mit welchem Erfolge, zeigt sich wohl noch später.

In Abschnitt I „Phonetik“ sucht Gutersohn mit Heranziehung einzelner Äusserungen verschiedener Reformer und Gegenreformer darzulegen, dass phonetische Umschrift und Begründung der Formenlehre auf die Lautlehre „für die Schule nicht verwertbar“ und „vollkommen gerichtet“ seien. Den Thesen Ahn's vom Neuphilologentag 1886 stimmt Gutersohn zu: „Das ist nun wohl ein Standpunkt, der einer besonderen Begründung nicht mehr bedarf, dem vielmehr jeder erfahrene Lehrer ohne weiteres beistimmen wird.“ Gutersohn erkennt auch „laut und lobend“ an, dass Plœtz' „systematische Darstellung der französischen Aussprache“ „immer noch ein zuverlässiger und unentbehrlicher Ratgeber für den Studierenden und den angehenden Lehrer, besonders wertvoll auch bei einem Aufenthalt im fremden Lande selbst“ bleibt. Er findet es „unerklärlich“, „wie sich einige der Reformer so sehr gegen die sogenannte Ausspracheregeln (bei Plœtz u. a.) ereifern können.“ Er erklärt, „es ist wenigstens für das Französische kaum eine kläglichere Unterrichtsbrücke (Unterrichtsbrücke — nebenbei bemerkt, ein eigener Ausdruck, Gutersohn ist überhaupt nicht immer glücklich mit seinen bildlichen Ausdrücken) denkbar, als gerade die phonetische Umschrift. Er sagt „getrost“: „Wo es bei dem Lehrer an der guten Aussprache oder der nötigen phonetischen Schulung fehlt, da wird auch mit dem gelungensten Lautschriftsystem in der Schule nicht viel erreicht werden“ . . . Er verlangt, es solle, wie beim ersten Unterrichte in der Muttersprache, „Anschauungs-, Schreib- und Leseunterricht“ vereinigt sein, so auch im fremdsprachlichen Unterrichte an dem Grundsatze festgehalten werden, „dass die Kinder schreibend lesen und lesend schreiben lernen sollen“: „nur wenn Laut und Zeichen untrennbar vereint bleiben, kann das fremde Wort im Bewusstsein haften.“ Dieses „kann“ ist etwas kühn. Welche Zeichen werden denn in dem Bewusstsein des Babys untrennbar mit den Lauten: Mama, Papa etc. vereint? Und hat Herr Gutersohn nie ein französisches oder englisches Wort von einem Franzosen oder Engländer gehört und behalten, ohne dass dieser es ihm mindestens vorbuchstabierte? Das ist die unglückselige deutsche Schulmeisterei, für welche die handgreiflichsten Thatsachen, die alle Tage hundertmal geschehen, nicht vorhanden sind. Und hat Herr Gutersohn noch nie gehört, dass einsichtige Volksschullehrer sehr darüber zu klagen haben, wie verdriesslich es sei, dass Laut und Schrift einander so wenig decken? Hat er noch nicht bemerkt, dass solche, die weniger einsichtig sind, der Schrift zuliebe ganz falsche Laute lehren? Hat er noch nie gesehen, wie die ersten schriftlichen Arbeiten z. B. eines englischen kleinen Schuljungen sich präsentieren? Es könnte ihm die erste beste Mutter, welche sich um ihr 6jähriges Söhnchen oder Töchterchen ein wenig kümmert, verraten, wie sehr sie in Verlegenheit gerät, wenn das kleine Wesen lautrichtig: un*t*, Hun*t* = bunt etc. schreibt; oder eine Bitte um Ein-

sendung eines Aufsatzes eines englischen Schuljungen (es könnten als Ersatz einige im Januar- und Februarheft 1889 von *Longman's Magazine* abgedruckte Proben dienen) an einem *School Board Teacher* ihn darüber aufklären, dass Laut und Zeichen sich bei der herkömmlichen Orthographie sehr mit Widerstreben kopulieren lassen. Es wäre ein Ziel „aufs innigste zu wünschen", dass die Phonetiker sich über ein möglichst einfaches *standard alphabet* einigten und dies dann als „Orthographie" in den Schulen gelehrt würde, anstatt des Mischmasches, der heutigen Tages leider die Köpfe der Lehrer und Kinder verwirrt. — In Abschnitt I hat Gutersohn also den Vogel nicht abgeschossen.[1])

In Abschnitt II behandelt Gutersohn den Anfangsunterricht. Er beginnt mit einem Hinweis auf eine von ihm selbst verfasste französische Leseschule[2]): „gerade für die Anfangsstufe wird kaum je ein wesentlich verschiedenes Lehrverfahren gefunden werden können, das ebenso rasch und leicht zu einem befriedigenden Ziele führte." Dieses einzige Lehrverfahren beginnt in § 1 mit dem Alphabet und Anweisungen wie folgt: „*C c (cé)* . . . (sseh), *G g (gé)* . . . (scheh — sehr weich)" etc., lehrt in der ersten Leseübung einzelne Wörter lesen, die ohne Zusammenhang und zum geringsten Teile mit Angabe der deutschen Bedeutung erscheinen, darunter: *malotru, abrutir, primitif, pyramidal, matrimonial*.[3]) Hoffentlich verzeiht Herr Gutersohn den „Reformern", wenn sie kühn genug sind, zu glauben, es könne doch noch ein Lehrverfahren gefunden werden, ja, es sei schon gefunden, das nicht unerheblich anders und besser sei als dieses „gute, solide und sichere."[4])

Für die späteren Stufen des Unterrichts erklärt Gutersohn, seien „grosse und weitgehende" Reformen „wünschenswert und nötig." Er verweist sodann auf die „Prinzipien", welche, „als für die Didaktik massgebend nachgewiesen sind": „die Forderung des Unterrichtsganges vom Leichteren zum Schwereren, vom Bekannten zum Unbekannten, endlich vom Konkreten zum Abstrakten." Von diesen schweren Dingen haben die „Reformer" natürlich nie etwas gehört; deshalb gerät auch Gutersohn alsbald „in schroffen Gegensatz zu einer weiteren Forderung der Sprachreformer, nämlich den Lesestoff gleich von Anfang an zum Ausgangs- und Mittelpunkt des Unterrichts zu machen." Gutersohn beginnt mit Einzelsätzen, weiss sich dabei „im Einklang mit Perthes selbst" und verweist auf Herbart und Ziller und die „wissenschaftliche Pädagogik." Es folgt eine Belehrung über das „eigentliche Wesen des Lernprozesses", über analytisch und synthetisch (was natürlich für akademisch gebildete Lehrer höchst nötig ist), und es wird auseinandergesetzt, dass naturgemäss beim Erlernen der fremden Sprache an die Muttersprache anzuknüpfen sei. „Die Sprachform allein ist und bleibt für den

---

[1]) Ich darf nicht versäumen, darauf hinzuweisen, dass er auf Seite 3 Vietor gegenüber noch ganz besonderes Unglück hat, indem er ihn, ohne den Sachverhalt zu ahnen, durch ein Zitat aus Sweet nach Vietors eigener Übersetzung belehren will. Vgl. *Phonetische Studien* II 1888, S. 101 f.

[2]) Dresden, 1886. Ehlermann.

[3]) Vgl. „*Mädchenschule*", II 1889, S. 45—46.

[4]) S. 15. „Wie überhaupt die sogenannte „phonetische Schulung", die ja fast von allen Sprachreformern angestrebt wird, auf einem andern Wege als dem in der *Leseschule* eingeschlagenen erreichbar wäre, ist unerfindlich."

Lernenden das Neue, fast gänzlich Unbekannte und darf als solches nach allen Gesetzen der Logik und der Psychologie nur auf synthetischem Wege ihm zugeführt werden." Also „vom Laute oder Buchstaben zum Worte, dann zum Satze und zuletzt zum zusammenhängenden Lesestücke." „So scheint uns denn gerade die richtige Anwendung der von der „wissenschaftlichen Pädagogik" gebotenen Grundwahrheiten im wesentlichen zu einer Bestätigung und tieferen Begründung der im geschichtlichen Verlaufe ganz naturgemäss entstandenen synthetischen Methode des fremdsprachlichen Unterrichts zu führen. Wer nur einigermassen mit der Geschichte der Pädagogik bekannt ist, der weiss, dass besonders in diesem Zweige des Unterrichts erst nach grenzenlosen Verirrungen und grossartigen Misserfolgen ein besserer, psychologisch richtigerer Lehrgang angebahnt worden ist, und zwar ist dies in erster Linie den Anstrengungen des Comenius, den trefflichen Grundsätzen seiner „*Grossen Unterrichtslehre* . . . zu verdanken . . ., durch letztere trat er erfolgreich dem alten Irrweg entgegen, den Unterricht sofort mit der Lektüre der fremden Klassiker zu beginnen . . ." „Meine *Leseschule* . . ." „Im allgemeinen . . . darf . . . der Anfangsunterricht nicht von der auf psychologischer Basis ruhenden, wesentlich synthetischen Methode abweichen. Wie fest und gut aber diese Basis gerade durch die Herbart-Zillersche Pädagogik begründet ist, das beweist in letzter Linie noch ein Blick in die Geschichte der Pädagogik." Nun folgt ein wiederholter Verweis auf Comenius, etwas Polemik gegen Kühn und Plattner und der Rat: „Man lese überhaupt in einer ausführlichen Geschichte der Pädagogik, in den Werken des Comenius u. dergl. nach, zu welch traurigen Resultaten jene Methode des Sprachunterrichts noch immer geführt hat, wo man gleich mit dem Lesen eines zusammenhängenden Textes begonnen." Zum Schlusse des Abschnittes II 5 Thesen, die das Vorgetragene zusammenfassen.

In diesem Abschnitte verfährt Gutersohn mit wahrhaft verblüffender Kühnheit. Auf welche Hörer, beziehungsweise Leser rechnet er wohl? Danach muss doch der, welchem bis dato Comenius, Herbart, Ziller etc. *terra incognita* waren, sicher glauben, diese Heroen der Pädagogik fingen fremdsprachlichen Unterricht mit Einzelsätzen beliebigen Inhalts an; denn so will es ja der in Geschichte und Theorie der Pädagogik so fest gegründete Herr Gutersohn, und auf sie beruft er sich ja immerzu. Nun, dann rate ich, gleich ihm, zu einer gefälligen, wenn auch nur kursorischen Lektüre des Comenius, Herbart's, Ziller's etc., da wo die Herren von diesen Dingen sprechen. Dann wird die Autorität Gutersohn's in etwas eigenem Lichte dastehen.

Comenius z. B. hat stets Sätze, welche inhaltlich zusammenhängen; er lehrt nie die Worte ohne die Sache (man sehe sich nur den *Orbis pictus* an und vergleiche damit Gutersohn's *Französische Leseschule!*)[1]). Herbart verlangt ausdrücklich beim fremdsprachlichen Unterricht Ausgehen von inhaltlich bedeutendem, zusammenhängendem Lesestoff (Homer ist der erste!). Ziller steht ganz auf Herbart's Standpunkt (man sehe nur, was bei ihm selbst, in den *Jahrbüchern des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik*[2]), in den nach seinen Ideen ge-

---

[1]) Vgl. eine etwas ausführlichere Auseinandersetzung in der „*Mädchenschule*", II (1889), S. 47—48.

[2]) Besonders schlagend von Günther im XIII. Jahrgang, 1881, in einem für die Verteidiger der Einselsätze geradezu vernichtendem Aufsatze.

arbeiteten Lehrbüchern[1]), hierüber zu finden ist). Ich muss mir versagen, dies hier weiter anzuführen; aber ich kann nicht umhin, wiederholt zu gestehen, dass die Kühnheit, mit welcher Gutersohn hier Comenius, Herbart, Ziller, Geschichte der Pädagogik und Psychologie für die Einzelsätze ins Feld führt, wahrhaft atembenehmend ist. Danach könnte man auch aus Kopernikus und Galilei beweisen, dass die Erde still steht.

Der III. Teil behandelt auf S. 18—25 die „zweite Unterrichtsstufe“. Jetzt darf auch das zusammenhängende Lesestück seine Reverenz machen, und, „was an den Reformbestrebungen ausser der Phonetik wirklich Gutes ist“, die „Förderung der Sprechübungen“, wird ebenfalls gestattet. Plœtz und Comenius, die induktive Behandlung, Masberg, Kemnitz, d'Hargues, Luppe und Ottens, J. Baumgarten, H. Breymann u. H. Möller, J. Aymeric, Curt Schäfer, Ricken, Löwe, Kühn, Ulbrich, Mangold und Coste, Plattner, Schmitz-Aurbach, Rufer, A. Baumgartner u. a. werden in schnellem Fluge vorgeführt, und 3 weitere Thesen (S. 24) fassen das Gesagte zusammen. Auf diesen paar Seiten (18—25) lässt sich natürlich über so vieles nur aphoristisch handeln, und den Urteilen Gutersohn's liesse sich oft mit gleicher Berechtigung die gegenteilige Behauptung gegenüberstellen; welchen Wert aber können ein paar Zeilen als Urteil über ein ganzes Buch haben, wenn sie lauten wie folgt: „Ein erfolgreicher Anfangs-Unterricht ist gewiss auch möglich nach den *Exercices et Lectures* des schweizerischen Sekundarlehrers H. Rufer. Eigentümlicher Weise wird das Buch auch von Prof. J. Bierbaum, dem Hauptvertreter der sogenannten direkten Methode, empfohlen, welche der Theorie nach wohl eigentlich das Gegenstück der von uns verteidigten synthetischen Lehrweise sein sollte. Es ist aber doch zu beachten, dass dasselbe bis jetzt vorwiegend in gemischtem Sprachgebiete im Gebrauch ist; auch ist es in ganz anspruchsloser Weise in die Welt getreten, nicht durch endlose Broschüren als das eine Umwälzung des Sprachunterrichts anbahnende Evangelium voraus verkündet“ —?!

Ich bin mit Gutersohn's Gegenvorschlägen und der in seiner Broschüre verkündeten *Französischen Leseschule* zu Ende. Leider habe ich nicht viel freundliches darüber zu sagen gehabt. Vielleicht bin ich hier und da scharf gewesen; daran ist aber Gutersohn selbst schuld. Warum fordert er zum Studium des Comenius „u. dergl.“ selber auf? Es wäre recht gut, wenn recht viele Herren Kollegen Comenius, Herbart, Ziller „u. dergl.“ recht eifrig studierten; dann brauchten wir uns erheblich weniger mit Vorschlägen und Gegenvorschlägen zu beschäftigen, die nicht viel für sich haben ausser dem Umstande, dass ihre Herren Verfasser es herzlich gut gemeint haben mögen.[2])

---

[1]) Zum Beispiel Barth's *Lateinisches Lesebuch*.

[2]) Ich darf nicht versäumen, zu erwähnen, dass die neusprachliche Sektion der Züricher Philologen-Versammlung Gutersohn's Thesen mit geringen Änderungen „fast einstimmig“ angenommen hat. Vgl. Pröscholdt's Bericht i. d. Engl. St., XI, 551—2.

F. Dörr.

Sénéchaud, P., *Abrégé de littérature française à l'usage des écoles supérieures et de l'instruction privée.* Eisenach, 1889. Bacmeister. III, 110 S. kl 8⁰. Preis: 1 Mk.

Das kleine Buch soll wohl den Bedürfnissen höherer Mädchenschulen dienen; es fehlt auch das in derartigen Leitfäden herkömmliche Bedauern nicht, dass die französische Litteratur manchmal so wenig fromm und anständig sei. Der Stoff ist eigentümlich verteilt. S. 10 stehen wir bei Malherbe, S. 13 bei Racine. S. 35 bei Voltaire. S. 61 bei der Romantik, S. 79 bei Barbier, mit dem das Buch wohl hätte schliessen können. Dem Leitfaden geht ein *Livre de lecture* zur Seite, auf welches oft verwiesen wird; dem ungeachtet sind auch hier zahlreiche und manchmal verhältnismässig umfängliche Proben mitgeteilt. So nimmt denn Madame de Sévigné 3 Seiten ein, J.-J. Rousseau $2\frac{1}{2}$, Voltaire $\frac{1}{2}$ Seite, Diderot 4 Linien, Töpffer dagegen über 5 Seiten. Dass dabei eine eigentliche Kenntnis der geistigen Bewegung, welche in der Litteratur des französischen Volkes sich ausspricht, nicht erzielt werden kann, liegt auf der Hand. Das Biographische überwiegt und ist im Ganzen richtig; doch hätten Druckfehler vermieden werden sollen wie Ruitebeuf, Cherbulier, Laufray. Die bekannte Komödie von Piron heisst auch nicht *Le Métromane*. Wir wollen von den ersten Partien schweigen, welche von Troubadours und Trouvères sprechen. Aber die Darstellung ist auffallend ungeschickt. Was soll sich z. B. ein Schüler denken bei dem Satze (S. 61): *Déjà dans l'époque précédante, quelques écrivains avaient introduit dans la littérature des idées qui trouvèrent facilement de nombreux imitateurs.* Welches diese Ideen gewesen sind, erfährt er nirgends. S. 7 liest man den merkwürdigen Satz: *La troisième époque . . . est celle de l'érudition et du pédantisme, ainsi que celle de la Renaissance par la prise de Constantinople par les Turcs.* Das sei, fährt der Verfasser fort, auch *l'époque préparatoire des écrivains du XVIIᵉ siècle* gewesen: *quant à ceux de ce temps-là, ce ne sont pour la plupart que des traducteurs ou des imitateurs sans jugement et sans goût de ces savants fugitifs!* — nämlich der aus Konstantinopel entflohenen! Dass Richelieu die Akademie gegründet, dass Hôtel Rambouillet die Sprache gereinigt, *qui laissait beaucoup à désirer* (S. 11), und dass Corneille der wahre Schöpfer des französischen Theaters gewesen sei, erfahren wir aus diesem Leitfaden, wie aus den unzähligen anderen dieser Art, die jedenfalls das gegen sich haben, dass sie der wünschenswerten Ausdehnung der Lektüre und damit einer wirklichen Kenntnis französischer Litteratur, wenn auch nur auf eng begrenztem Gebiete, im Wege stehen.

E. v. Sallwürk.

Daudet, Alphonse, *Lettres de mon moulin.* Ausgewählte Briefe mit Einleitung, Anmerkungen und einem Anhang herausgeg. von Erwin Hönncher. Leipzig, 1889. E. A. Seemann. XII, 81 + 41 S. kl. 8⁰. (Martin Hartmann's *Schulausgaben* No. 4.)

Les ouvrages d'Alphonse Daudet offrent parfois beaucoup de difficultés et il faut savoir gré à M. Hönncher de n'être pas trop resté au dessous de sa tâche. Il a à peu près rompu avec le système inauguré dans *Mˡˡᵉ de la Seiglière*, consistant en de perpétuelles comparaisons — en français! — entre les divers ouvrages du même auteur. Les *Lettres de mon moulin* sont donc plus à la portée des élèves; le choix en est judicieux et l'éditeur a employé tous les moyens pour s'orienter

dans les us et coûtumes du midi de la France. Il n'y a pas toujours réussi, c'est vrai: c'est une tâche si difficile! C'est surtout dans l'explication concernant les choses de l'église catholique — et les *Lettres de mon moulin* en sont remplies — que ses sources lui ontfait défaut. De là l'absence de notes très intéressantes qu'on aurait pu faire sur la plupart des détails de ces belles solemnités décrites par Daudet. Et malgré cela, je ne fais aucune difficulté de le reconnaître, cette édition est à recommander et elle dénote des connaissances solides.

Voici les passages que je crois devoir redresser. P. 4. [das provenzalische *mas* erklärt der Dichter selbst mit *ferme* . . .] Daudet met bien entre parenthèses le mot *ferme* à côté de *mas,* mais c'est là un cas tout particulier. Le mot *mas* désigne un tout petit village, soit qu'il consiste en une ou plusieurs maisons; j'en connais qui en ont dix, comme aussi qui n'en ont qu'une. — *[le portail* von einer Schäferei gesagt, ist wohl scherzhaft zu verstehen.] Le mot *portail* ne se rapporte pas ici à la bergerie, mais seulement à la ferme elle-même. — *[au Paradou.* Dieser in Südfrankreich öfters vorkommende Ortsname entspricht dem in Mittel- und Nordfrankreich sehr häufigen *Paradis.]* Excepté ce *Paradou,* dont il est ici question et qui se trouve dans l'arrondissement d'Arles, je ne connais aucun autre endroit de ce nom. *Paradou* vient du latin *(paries, -etem)* et signifie *lieu de défense, refuge, rade.* — P. 6 *[niche* = Hundestall, *chenil.]* En lisant le passage dans son entier, il est bien clair que *niche* et *chenil* sont bien différents l'un de l'autre. La *niche* est une *Hundehütte,* en bois, au milieu de la cour, et le *chenil* est une étable, en maçonnerie, dans lequel on enferme plusieurs chiens; dans la niche, il n'y en a qu'un. — *[la petite porte à claire-voie,* kleine Thüre mit Luke.] C'est une porte en treillage, *gitterförmig;* elle a par conséquent un grand nombre de Luken.

Il est dit (p. 10) que Brébant n'est plus *Restaurateur.* Je l'ignore, mais le *Figaro* disait la semaine dernière: Brébant, le célèbre restaurateur du Boulevard Poissonnière, établira une succursale sur la tour Eiffel . . . — P. 7 *[gambader* . . . verwandt mit *jambe.* Die altfranzösische und noch jetzt südromanische Form lautete mit *g* an.] Si par *südromanische* il faut entendre *provenzalische* la remarque n'est pas juste: le provençal dit *camba.* L'auteur aurait pu comparer avec le mot *ingambe.* — [Das von *chèvre* abgeleitete *chevroter* wird nur vom Zittern der Stimme gebraucht.] *Chevroter* veut dire encore et en première ligne *zickeln.* — P. 9 *[je me languis* ich werde krank.] On aurait pu faire remarquer que cette expression n'est pas française, mais provençale. — [Ce n'est pas la peine = cela ne vaut pas la peine.] Ici, ce n'est pas cela. Seguin dit à sa chèvre: Veux-tu que j'allonge la corde? — Ce n'est pas la peine." Es ist nicht nötig, et non pas: es ist nicht der Mühe werth. — P. 8. *[Jusque par dessus les cornes,* eine ähnliche Umformung des familiären Ausdrucks *jusque par dessus les oreilles,* wie wenn Lafontaine sagt:

> Thémis n'avait point travaillé,
> De mémoire de singe, à fait plus embrouillé.

J'avoue que je ne vois là rien de semblable, et cette explication est une énigme pour moi.[1]) — A la p. 14, *ménager* devait être traduit

[1]) Die Ähnlichkeit liegt doch wohl deutlich genug in *de mémoire de singe,* Umformung des Ausdrucks *de memoire d'hommes.* *H. K.*

Die Ähnlickkeit wäre deutlich genug, wenn der Herausgeber *de mémoire d'homme* erwähnt hätte, was nicht der Fall ist. Aber die Schüler werden sie wohl finden! *Aymeric.*

par *Hauswirt, Besitzer,* comme il l'a déjà été à la page 2, et non par *Senner.* — *[le train des fêtes . . .* Ergänze: *il n'y avait.]* On ne saurait employer ici l'imparfait, et il faudrait dire: *il n'y a eu.* La description de la *farandole* (p. 11) n'est pas très juste; cette danse n'a lieu que sur les places publiques; c'est ce que dit du reste Daudet dans: *le poète Mistral.* — P. 13 *[souche* Baumstumpf.] Il s'agit ici de vigne, et *souche* veut dire *Weinstock.* — *[vin du cru* einheimischer Wein.] Cela pourrait bien passer, mais dans le cas présent, ce n'est pas le vrai sens: il faut traduire par: *eigenes Gewächs.* — *débaucher = séduire.]* C'est encore vrai, mais *débaucher* a ici un sens spécial et signifie: *die Arbeiter von der Arbeit abziehen,* et non pas: *moralisch verderben.* — *[la maîtrise du pape,* Singschule der päpstlichen Chorknaben.] Il s'agit ici d'une dignité, que je comparerais volontiers à celle de *page.* S'il s'agissait d'une *école de chant,* comment Daudet dirait-il: „la maîtrise du pape, où jamais avant lui on n'avait reçu que des fils de *nobles* et des neveux de *cardinaux*"? — P. 14 *[qui lui tenait chaud,* der ihn warm machte.] Ce *lui* se rapporte à la *mule du pape;* or, l'éditeur traduit mule par *Maultier* de sorte que *ihn* déroute l'élève. La même chose se reproduit trois lignes plus loin: *er* hatte Grund . . . — P. 22. On y trouve: *nageant des pattes dans le vide . . .* Il s'agit de la mule qu'on descend de la tour avec un cric et des cordes. Ce *des* est pour moi inexplicable, et je suppose que Daudet a écrit *les* pattes dans le vide. — P. 16 *[une belle ordination,* im eigentlichen Sinne: Priesterweihe.] Rien de plus juste, seulement ici c'est un sens particulier, et après avoir lu cette remarque, l'élève n'en est pas plus avancé. Le sens est ici: *Reihenfolge, Zusammenstellung, wie bei einer Priesterweihe.* — P. 19 *[en train,* Sinn hier: am Herd, im Kessel.] Il est question d'un marseillais qui a toujours quelque aïoli *en train,* ce qui signifie ici, non *im Kessel,* mais *in Vorbereitung.* — P. 21 *[s'archarner après q. q.* sich wild auf jemand stürzen.] Une lecture attentive du passage montre que cette traduction ne peut pas aller. Il est question du vent qui s'acharne (pendant un mois); par conséquent, il me semble que *hartnäckig verfolgen* irait mieux. — *[massif de petites îles,* hier: starke Grundmauer.] Daudet veut dire seulement *Inselgruppe,* et il n'est nullement question de *Grundmauer.* — Il est dit (p. 22) que *aumônier* désigne *den Seelsorger für eine kleine Gemeinde,* ce qui n'a jamais été; un aumônier n'est jamais attaché à une paroisse. — *Blaguer* (p. 23) ne veut pas dire *aufschneiden,* mais seulement *schwatzen, Unsinn sagen.* — P. 12 *[grand' messe* auch *haute messe . . .]* On dit bien *grand' messe,* mais il faut dire: *messe haute,* et non *haute messe.* — *[sa rouge taillole catalane,* seine rote katalanische Schärpe . . .] Ce n'est pas une *écharpe,* mais une *ceinture, Gürtel,* comme en portent les turcos. — Dans la traduction d'un passage de Montaigne (p. 26): „souvienne-vous . . ." il y a un contresens; *guère de gens* a été traduit par *niemandes* . . . au lieu de *wenigen, einigen.* — Le mot *aire* (p. 27) est pris au figuré et ne saurait être traduit par *Adlerhorst,* mais bien par *Zufluchtsort,* puisqu'il s'agit d'un *bandit,* et non d'un *aigle.* — Les pénitents ne portent pas un sac sur la tête, et ils n'ont pas le visage couvert, comme il est dit (p. 28). — *Ibid. [les jeux sur l'aire,* ländliche Spiele auf der Dreschtenne . . .] En allemand, *Dreschtenne* = grange où l'on dépique le blé; or, en France, on dépique le blé sur la place publique, et c'est là qu'ont lieu les jeux dont il est ici question. — Il est question, à la même page, d'un service en fayence de Moustier, et l'éditeur place cette petite ville dans le Département de la Dordogne. Elle est dans les Basses-

Alpes, et elle est connue par ses fabriques de papier et de fayence. — P. 31 *[des jours de caveau au ras du sol,* Kellerfenster . . .] on remarque ici la confusion de *caveau*, Todtengruft, avec *cave*, Keller; et cette confusion est d'autant plus surprenante que Daudet parle de *cyprès*, de *croix* et de *tombeaux.* — P. 33 *[à l'aise au bivouac comme aux soirées de la sous-préfète,* d. h. willkommen . . .] Ce n'est pas cela que veut dire Daudet, mais bien *sich frei bewegen;* comment pourrait-on dire d'un soldat qu'il est *willkommen* au bivouac, où se trouve sa place, à lui! — Dans *L'élixir du Père Gaucher,* Daudet n'a pas voulu, comme le prétend l'éditeur (p. 34), faire une sortie contre les indulgences, auxquelles il n'a certainement pas pensé; il a voulu amuser ses lecteurs aux dépens de ce brave Père, et rien de plus. — Il est dit à la page suivante que: *etwa 60 Mönche aus Alpenkräutern den berühmten Likör herstellen.* Il sagit des Chartreux. En tout, il y a bien soixante religieux à la Grande Chartreuse, mais ce ne sont pas eux qui fabriquent la liqueur; ils occupent près de deux cents ouvriers, et un ou deux religieux président au mélange. L'éditeur prétend (p. 37) qu'ils font, par an, pour deux millions d'affaires. S'ils n'en faisaient pas davantage, ils seraient bientot ruinés, car ils payent près d'un million d'impôts au gouvernement seulement. — Pour expliquer: *chemin de la croix,* on trouve: *Eine Reihe von zwölf Bildern* . . . L'éxplication qui suit n'est pas juste non plus, mais je ne tiens à relever qu'un fait, à savoir qu'il y a 14 stations. — P. 40 *[sous le couvert, couvert* hier in der seltenen Bedeutung von: *schattiger Platz,* übersetze: *im Schatten.]* Ce sens là est ici impossible: le soleil n'est pas encore levé („aux premières clartés de l'aube"). Quelques lignes plus loin. Daudet appelle ce *couvert: „fourré", „sous le bois".* C'est donc *Dickicht des Waldes.* — *S'en donner q. c.* (p. 40) n'est pas français. — La *diane froide* n'est pas *kalte Reveille,* mais *Morgenwache; le piston du salon de Mars* n'est pas *Klarinette,* ma is *Klapphorn.* — *[Bouisbouis* übersetze: Tingeltangel.] *Bouisbouis* est un mot qui a paru pour la première fois en 1854 dans *Paris-Anecdote;* il signifie un misérable et chétif théâtre; je ne saurais dire si *Tingeltangel* est une expression correspondante.

A part ces quelques imperfections qui m'ont paru devoir être relevées, les remarques de M. H. sont excellentes, claires et à la portée des élèves. Quelques unes sont, il est vrai, inutiles pour l'intelligence du texte; par contre, il y a dans Daudet des passages difficiles que l'éditeur a oublié d'annoter: je cite au hasard les suivants: „une fois remis, *bon soir*" (Gott befohlen); „On lui faisait respirer ce vin, puis quand elle avait les narines pleines, *passe, je t'ai vu.*" Aucun élève n'est capable de comprendre cela. Ce coquin de Tistet Védène était chargé de porter un vin chaud à la mule du pape; il le lui faisait respirer, et, *komm in meine Kehle, er ist verschwunden.* Je me contente de donner le sens. *„Frommage de montagne";* il s'agit là du fromage qu'on fait pendant que les bestiaux passent six mois de l'année sur les montagnes; „chacun revint à sa *chaire*" (Klappstuhl); „on chuchottait de *bréviaire à bréviaire*", chaque religieux a un pupitre dans le chœur, et sur ce pupitre il y a un bréviaire in-folio; „les bons Provençaux que nous *faisons.*"

Je tiens à dire en terminant que ce fameux „moulin" d'Alphonse Daudet n'est plus une ruine: il a été remis à neuf, et se trouve sur la route d'Arles à St Remy, à 7 kil. d'Arles et à 4 de Fontvieille. Le village *(mas),* Montauban, est situé à 2 kil. de l'abbaye de Montmajour, qui n'est plus qu'une ruine, mais une belle ruine. Quant à

„Pampérigouste“, c'est un nom imaginaire; il est même passé en proberbe, et on dit „envoyer à Pampérigouste“ pour „envoyer à la valançoire“ = Jemanden sich vom Halse schaffen.

J. Aymeric.

Sandeau, Jules, *Mademoiselle de la Seiglière. Comédie en quatre actes et en prose* mit Einleitung, Anmerkungen und einem Anhang herausgeg. von K. A. Martin Hartmann. Leipzig, 1887. E. A. Seemann. XV, 120 + 71 S. kl. 8⁰. (Martin Hartmann's *Schulausgaben* No. 1.)

Je saisis cette occasion pour reparler de *Mademoiselle de la Seiglière* éditée par M. Hartmann: il en a paru un certain nombre de comptes-rendus, mais tellement superficiels, que pas un ne relève une erreur ou une inexactitude au point de vue du français. Personne donc n'y ayant trouvé à redire, je me permets de présenter quelques observations. Ce livre est excellent, je le veux bien, mais la perfection n'étant pas de ce monde, je ne saurais le regarder comme l'idéal à atteindre. D'abord les fautes n'y manquent pas non plus, et si les critiques n'ont pas su les y voir, tant pis pour les critiques. En voici quelques-unes. P. 17 *[aussi doux comme un mouton bridé,* lammfromm.] D'abord *aussi doux comme* est une faute dont on a beaucoup de peine à déshabituer un élève, et Sandeau a écrit *aussi doux que;* ensuite *bridé* ne signifie pas *tenu par la bride.* — P. 35 *[après l'avoir fait bassiner:* aber lassen sie zuvor eine Wärmflasche *(une bassinoire)* hereinlegen.] *Bassiner* et *bassinoire* ne me semblent pas avoir été bien compris. La bassinoire est un instrument en cuivre, assez semblable a une poêle, mais fermée par en haut; on y met de la *braise* et on le promène dans le lit, au moyen d'un manche, pour l'échauffer. C'est là ce qu'on appelle *bassiner.* J'ignore si on peut dire *Wärmpfanne,* en allemand, en tout cas, ce n'est pas *Wärmflasche. Wärmflasche* est en français *chaufferette, bouillotte,* et si on en met une dans le lit, on ne dit pas *bassiner,* mais bien *chauffer* le lit. — Il est dit (p. 41): das *h* des Wortes ist stumm wie bei *huit.* C'est bien la première fois que j'entends dire que *h* est muette dans *huit.* — P. 58. [Da das französische Participe passé nicht einfach substantivirt werden kann . . .] Mais au contraire, le français aime beaucoup cette manière de procéder. Est-ce que un *abrégé,* un *communiqué,* un *reçu,* le *fini,* le *pointillé,* un *émigré,* le *passé, l'envoyé* et cent autres ne sont pas des participes passés? — A la ligne suivante, on trouve: *je vous le donne en cent,* ich wette 100 gegen 1, dass Sie nicht erraten. Ce n'est pas cela; le français veut dire: Sie können hundert Mal raten, und werden doch es nicht herausbekommen *(v. Sachs* au mot *deviner.).* Encore à la même page: *[stupéfait* ist das part. passé zu *stupéfier.]* Le part. p. de *stupéfier* est *stupéfié,* et *stupéfait* est le p. p. de *stupefaire.* Si ce verbe n'est plus usité à l'infinitif, tant pis pour lui. — Encore à la même page, pour expliquer *et que vous le savez bien, que madame de Vaubert n'est pas une belle âme* on *trouve:* [Das *le* vor savez *que* ist eine Feinheit der Umgangssprache.] Je suppose que M. H. a voulu dire der *Schrift*sprache. En voici un exemple dans la *R. d. d. M.* (1er août 1888): Comment M. Daudet ne *l'*a-t-il pas senti *que* de la façon dont il les a peints, les personnages de *l'Immortel* . . . — P. 60 *[il est du bois dont on fait les flûtes,* er hat einen sanften Charakter.] Cette expression française veut dire: c'est un homme qui fait et dit tout ce qu'on veut *(v. Littré);* elle contient un *blâme.* En est-il de même de: er hat einen sanften Charakter? Si oui,

je passe condamnation et c'est moi qui ai tort. — P. 61 *[au coin du feu,* so viel als: *sous le manteau de la cheminée . . .]* C'est loin d'être la même chose; *au coin du feu* = an Winterabenden, tandis que *sous le manteau de la cheminée* est une expression figurée, qui signifie *im Geheimen,* et Sandeau ne veut pas exprimer cette pensée. — P. 69 *[. . . je veux être pendu,* oder *j'irai dire à Rome.]* On doit écrire et dire: j'irai *le* dire à Rome.

Passons maintenant aux points, qui sans être précisément erronés, sont à tout le moins un peu risqués. P. 4. *[Si monsieur veut passer.* Dies ist eine höflichere, im Munde des Dieners angemessenere Form als: *Si vous voulez passer.]* Il faudrait dire: Dies ist die einzige im Munde des Dieners bei hohen Herrschaften zulässige Form. A la page 8, l'éditeur fait remarquer, dass *diable* viel häufiger gebraucht wird als Teufel, wie schon ein Blick auf die zwei Artikel in den Wörterbüchern lehrt. J'ai eu la curiosité de recourir à Sachs, et je serais tenté de dire que j'y ai vu justement le contraire. Une remarque du même genre est la suivante, p. 65. [Die französische Sprache hat viel mehr Redensarten mit *loup* als die deutsche mit *Wolf.]* Et M. H. cite onze lignes de proverbes français où se trouve le mot *loup*, et il termine en disant: Gemeinsam mit dem Deutschen ist wohl nur: *il faut hurler avec les loups,* und *appétit de loup.* Ici encore j'ai recouru à Sachs et j'y ai trouvé d'abord que la colonne au mot *Wolf* est bien plus nourrie que celle du mot *loup;* et ensuite que presque toutes ces onze lignes de proverbes, cités comme exclusivement français, sont également des proverbes allemands: wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit; wer sich zum Schafe macht, den fressen die Wölfe; der Wolf stirbt in seiner Haut; oder: der Wolf ändert sein Haar, aber nicht seine Art; den Wolf bei den Ohren halten, u. s. w. Il y a en outre quantité de proverbes allemands avec *Wolf*, sans que le mot *loup* se trouve dans le proverbe français correspondant: Er macht es wie der Wolf, der davon läuft, wenn man ihn ruft: C'est le *chien* de Nivelle, qui s'enfuit quand on l'appelle, etc. — P. 10. *[là-bas*, da, dort . . . es kann auch ein unten Stehender *là-bas* auf jemand beziehen, der oben steht.] Je n'ai pas connaissance d'un pareil langage; en tout cas, cela ne peut se trouver que dans l'argot, et non dans un livre classique. — P. 18. *[ma fille achevait de me donner une leçon. Achever de faire* heisst etwas vollends thun.] De sorte que le pauvre élève doit traduire: Meine Tochter gab mir *vollends* eine Stunde! Si les Allemands s'en contentent, j'aurais mauvaise grâce d'y trouver à redire — P. 29. [Die französischen Richter, die unabsetzbar sind, wie bei uns . . .] M. H. ignore-t-il donc que le ministre de la Justice, Martin Feuillé, en fit une hécatombe, il y a trois ou quatre ans? Wie bei uns!!! Et plût à Dieu qu'il en fût ainsi! Sous un gouvernement régulier, la remarque serait juste; sous la République, c'est comme dans la chanson: „*Rien n'est sacré pour un pompier.*" — P. 32. *[voir du monde,* Besuche empfangen.] Et pourquoi pas: Besuche *machen?* L'éditeur parle (p. 37) de la bataille de Fontenoy et dit: sie wurde bekanntlich nach allen Regeln des höfischen Anstandes eingeleitet . . . Après cela vient la tartine connue: „tirez les premiers, messieurs les Français". Le duc de Broglie a démontré dans la *R. d. d. M.* (15 juin 1884) que cet *höfischer Anstand* n'est qu'une fable, et qu'il ne faut y voir qu'une mesure de tactique, et non une expression de politesse. — P. 40. *[donation entre vifs* . . . sonst wird *vif*, lebendig, sich in der Regel nur auf Sachen beziehen.] Ce terme entre dans une foule d'expressions pour désigner des personnes: il est plus mort que vif; être brûlé vif; il est vif comme la poudre etc. — P. 55. [. . . es berührt geradezu komisch dass ein Mann,

der die Geschichte der Revolution miterlebt hat, über Kleber erst ein Lexikon nachschlagen muss.] „Aller aux informations", ne signifie pas absolument ein Lexikon nachschlagen. Et pourquoi le marquis n'aurait-il pas consulté Raoul, le savant de la pièce et le fiancé de sa fille? Je serais tenté de croire que le marquis, ce bon vivant, ne possédait pas de bibliothèque et encore moins de dictionnaire de la conversation, s'il en existait à cette époque, ce que j'ignore. — P. 56. [Die Geographie Bernard's ist hier nicht richtig. Denn Eckmühl liegt nicht am Regen . . . sondern an der grossen Laber . . .] Mais Bernard ne dit pas qu' Eckmühl soit située sur le Regen. Hélène lui montre un paysage qu'elle vient de faire et dit: Est-ce bien là le cours de la rivière? A quoi Bernard répond. „Oui, c'est le Regen: *ici* est Nuremberg, *là* le clocher du village d'Eckmühl." Un tableau contient, j'imagine, une certaine perspective. — M. H. dit (p. 47) que l'idée de *patrie* n'était pas bien dévelopée sous la monarchie. Je ne suis ni assez clerc ni assez philosophe pour vouloir le contester, mais cette assertion me semble bien hasardée. L'idée de patrie était si développée chez les Romains et chez les Gaulois, qu'il semblerait au moins étrange qu'elle ait disparu ensuite pour ne reparaître qu'au 18me siècle. La vieille *Chanson de Roland* respire d'un bout à l'autre l'amour de la patrie. Le mot ne s'y trouve point encore, il est remplacé par celui de „*France*": „*Deus pere, n'en laiser hunir France!*" Au 15e siècle Alain Chartier dit: „il est louable de combattre pour sa *patrie*", et Baïf répétera un peu plus tard: „Pour la *patrie!* c'est un beau mot." Le vieux français a un proverbe qui dit: „fiancer vertu, espouser patrie" pour affirmer que l'amour de la patrie est inséparable de celui de la vertu. A mon avis, l'idée de patrie doit être aussi vieille que le monde, et parce que le mot aura fait assez tard son apparition, ce n'est pas une raison de dire que l'idée de patrie s'est développée complètement au 18e siècle; car Ch. Fontaine dit déjà (16e siècle): „Qui a *païs,* n'a que faire de *patrie.*"

Tels sur les principaux points que j'ai cru devoir signaler. Est-ce à dire que je trouve cette édition défectueuse? Pas le moins du monde; je la trouve très bien faite, si bien faite même qu'elle me semble être beaucoup trop savante pour des élèves. Ces perpétuelles camparaisons entre le *roman* et la *comédie* peuvent bien être utiles à des étudiants de l'Université, mais elles ne le sont pas pour de simples élèves. Une page entière est consacrée au caractère du chevalier en général, et du chevalier de Barbanpré en particulier, toujours avec citations en français à l'appui. Le Chevalier d'Assas reçoit 50 lignes d'explication dont la moitié en français. Pour nous apprendre que l'âge de vingt ans est regardé par les Français comme la fleur de la jeunesse, l'éditeur nous donne une demi page de citations, toujours en français. N'eut-il pas mieux valu pour les élèves expliquer une foule de termes difficiles et qui ont été passés sous silence? Par exemple: étiqueter des *simples;* les *palmes* de la chicane; j'y mangerai mon dernier champ; le *duvet* de leur nid; jeter la science *aux orties,* etc. etc. On trouve par contre: nicht zu verwechseln *le chenil* und *la chenille*. Mais des élèves en état de digérer ces tirades françaises ne feront jamais cette confusion. Comme conclusion, je dirai: travail excellent pour les maîtres, trop académique pour les élèves.

J. Aymeric.

Referate und Rezensionen.

Dannheisser, Ernst, *Studien zu Jean de Mairet's Leben und Wirken.* Münchener Dissertation. Ludwigshafen a. Rh., 1888. Julius Waldkirch's Buchdruckerei (111 S. 8⁰).

Wir haben es hier eigentlich nur mit der ersten Hälfte einer für die Geschichte Mairet's und des älteren französischen Theaters, besonders in chronologischen Fragen immerhin recht bedeutsamen Arbeit zu thun. Über den Wert der vom Verfasser gewonnenen neuen Resultate wird man sich erst dann ein rechtes Urteil bilden können, wenn er uns im folgenden Teile die Beweise für die von ihm aufgestellten Ergebnisse erbringen wird. Nichts destoweniger darf auch schon dieser erste Teil, der meist nur den Pflug der kritischen Forschung tief einsetzt, um die bisher überlieferten Angaben umzustürzen, eine eingehende Beachtung in Anspruch nehmen, und Niemand, der sich mit der Geschichte der neueren französischen Litteratur befasst, wird ihn übersehen dürfen.

Es ist besonders die Unzulänglichkeit und Flüchtigkeit der älteren Biographen, die den Verfasser veranlasste, sich mit Mairet's Leben eingehender zu befassen, denn selbst der jüngste dieser Biographen, Gaston Bizos, kann sich von den Irrthümern seiner Vorgänger, besonders de Frasne's, nicht recht losmachen und hat zu den ersten Quellen zurückzugehen vernachlässigt. Wir werden nun die Resultate, zu denen Dannheisser gelangt, besonders da, wo er mit den herkömmlichen Traditionen bricht, in gedrängtester Kürze wiedergeben und da wo sie uns bedenklich erscheinen, dies in wenigen Worten andeuten. Mit Recht stellt Dannheisser die Abstammung Mairet's aus Westfalen als zweifellos hin und verweist Vollmöller, der in seiner *Sophonisbe*-Ausgabe dagegen Einwendungen erhoben hat, auf den von Kaiser Leopold für Mairet erneuerten Adelsbrief, aus dem dies mit Sicherheit hervorgeht. Das Geburtsjahr Mairet's bildete den

Gegenstand langer Kontroversen, weil uns der Dichter selbst absichtlich auf falsche Fährte zu führen bemüht war. Er sagte nämlich in einem am 4. Januar 1636 geschriebenen Briefe (der *Epistre comique et familière),* er stehe „heute in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre." Da kamen die Parfaict mit der Nachricht, ein Neffe Mairet's, M. de Romain, habe in einer ihnen zugesendeten Familiendenkschrift das Jahr 1604 (also nicht 1610!) als Mairet's Geburtsjahr bezeichnet, und erklärten die falschen Angaben Mairet's als einen Ausfluss seiner masslosen Eitelkeit. Da die Parfaict die Mitteilung de Romain's nicht in ihrem Wortlaute veröffentlichten, so suchte Gaspary des letzteren Nachrichten auf ein blosses Versehen (de Romain soll anstatt „4. Januar 1636" gelesen haben „4. Januar 1630") zurückzuführen, eine Annahme, zu der er sich besonders darum berechtigt glaubte, weil auch de Romain denselben Tag als Geburtstag angibt, wie Mairet selbst. Allen diesen Streitigkeiten nun machte der von Tivier zuerst aus amtlichen Quellen veröffentlichte Taufakt Mairet's ein Ende, demzufolge Mairet am 10. Mai 1604 getauft wurde und wahrscheinlich etwa vierzehn Tage früher geboren worden ist. Dies ist also über jeden Zweifel erhaben. Wenn aber Dannheisser den Parfaict „Willkür" vorwirft, dass sie als Geburtstag Mairet's den 4. Januar bezeichnet, so thut er ihm unseres Erachtens entschieden Unrecht und es scheint uns vielmehr unbillig, die Parfaict so abzukanzeln, anstatt es ihnen zu danken, dass sie durch die Veröffentlichung der Angaben de Romain's zuerst das richtige Geburtsjahr Mairet's kundgaben. Die Gebrüder Parfaict verdienten diesen Tadel um so weniger, als (wie wir meinen) in der ihnen mitgeteilten Familiendenkschrift der Geburtstag Mairet's gar nicht angegeben war und sie wahrscheinlich den vom Dichter selbst angegebenen Geburtstag, den 4. Januar, gelten liessen. Wenn sie nämlich auch überzeugt waren, Mairet habe sein rechtes Geburtsjahr aus Eitelkeit verleugnet, so lag doch absolut kein Grund vor, dem Dichter eine Verleugnung seines wahren Geburtstages zuzumuten! Und so konnten die Parfaict neben der neuen Angabe des Geburtsjahres mit Recht den früheren Geburtstag gelten lassen. Wir möchten auch jetzt noch eher annehmen, Mairet habe seinen wahren Geburtstag nicht gekannt, als er habe ihn absichtlich falsch angegeben. Schliesslich wollen wir noch der Bemerkung Raum geben, dass ja die Worte Mairet's in der *Epistre comique et familière* vom 4. Januar 1636: *J'ay commencé de faire parler de moy de si bonne heure, qu'aujourdhui à ma vingt-sixiesme année* etc. uns gar nicht so unbedingt den 4. Januar als den Geburtstag Mairet's bezeichnen.

Im Jahre 1620 verliess Mairet seinen Geburtsort Besançon und begab sich nach Paris. Die von Bizos angegebene Begründung, er habe der Pest entfliehen wollen, bezeichnet Dannheisser mit Recht als aus der Luft gegriffen und wir möchten hinzufügen, dieser Irrtum sei bei Bizos entstanden, weil Mairet (wie er in einem seiner Sonnette angibt) vor der Pest aus Paris entflohen. Nun wüthete die Pest in Paris im Jahre 1623. Wollte man Mairet's Angabe, er sei 1610 geboren, aufrecht erhalten, so müsste er (da er in seiner *Epistre comique* erzählt: *Enfin ce fut l'audacieux désir de porter mes par sur les votres qui me persuada de changer comme je fis, à l'age de 16 ans l'air de Besançon à celuy de Paris* etc.) erst 1626 nach Paris gekommen sein, was ganz unhaltbar ist, da wir mit Sicherheit wissen, er sei 1623 schon im Dienste des Herzogs von Montmorency gestanden. Dass Mairet in derselben *Epistre comique*, wo er sein Alter um 6 Jahre verleugnet, richtig angibt, er sei im Alter von 16 Jahren nach Paris gekommen, können wir nicht mit Herrn Dannheisser überraschend finden, denn Mairet konnte wohl aus Prahlsucht im Jahre 1636 von sich sagen, er sei schon im Alter von 26 Jahren (anstatt der thatsächlichen 32) ein vielbewunderter Dichter gewesen, er konnte doch aber nicht sagen, er sei im Alter von 10 Jahren nach Paris gekommen und habe in demselben Alter seine *Chriséide* geschrieben, da dies eine zu läppische Aufschneiderei gewesen wäre. Dass man aber aus dieser richtigen Altersangabe von 16 Jahren zur Zeit seiner Ankunft in Paris auf das unrichtige Datum seines Geburtsjahres in derselben *Epistre comique* Rückschlüsse ziehen werde, befürchtete Mairet im Jahre 1636 nicht allzusehr, da er annahm, das Jahr seiner ersten Ankunft in Paris sei bereits allgemein vergessen. Für den Eintritt Mairet's in die Dienste des Herzogs von Montmorency gewinnt Dannheisser mit Recht den Zeitraum innerhalb 1623—24. Mairet verdankte diesem Herzoge auch mannigfache geistige Anregung und wusste sich in dessen Gunst auch durch seine heldenmütige Teilnahme bei der Eroberung der Insel Ré im Jahre 1625 noch mehr zu befestigen. Da lebte er im schattigen Chantilly, im Schlosse des Herzogs, blieb aber mit dem Zentrum der litterarischen Bewegung in Paris in Fühlung, da der Herzog daselbst ein Haus hatte. Im Jahre 1625 trat er auch in innige Beziehungen zu Théophile de Viau, der damals ebenfalls in Chantilly eine Zuflucht vor seinen Verfolgern gesucht hatte. Nichts desto weniger wird man Desbarraux' verdächtigende Ausstreuungen, als habe zur *Sophonisbe*, dem gepriesensten Werke Mairet's, dieser nur den Namen, Théophile aber den Geist hergegeben, als eine blosse Fabel ansehen

müssen. Der schon 1626 erfolgte plötzliche Tod Théophile's bedeutete für Mairet jedenfalls einen herben Verlust und nur der fast unbestrittene Erfolg bei der im selben Jahre erfolgten Aufführung der *Sylvie* spendete ihm einigen Trost. Ob die Mairet von Montmorency erteilte Pension eine Anerkennung für seine heldenmütige Haltung im Jahre 1625, oder eine Prämie für die *Sylvie* gewesen sei, lässt sich, wie Dannheisser überzeugend nachweisst, nicht ermitteln, ebensowenig wie der Zeitpunkt, von welchem an sie ausbezahlt worden sei; gewiss sei nur, dass letzteres nicht erst nach 1627 der Fall gewesen sei. 1632 starb Montmorency auf dem Schaffot. Mairet aber gewann sofort einen neuen Gönner in dem Grafen von Bélin, denn die Dichter jener Zeit mussten (wie der grosse Nationalökonom List einmal sagte) ebenso notwendig, wie die Hunde, einen Herrn haben. Bélin's gastliches Haus versammelte einen vornehmen Zirkel der damaligen litterarischen Berühmtheiten und diese Umgebung wie des Gastgebers geistvolle und bedeutende Persönlichkeit selbst wirkte sehr befruchtend auf des Dichters dramatische Thätigkeit und so entstanden während des Aufenthaltes bei Bélin in merkwürdig rascher Aufeinanderfolge innerhalb dreier Jahre fünf grosse Dramen, während er im Laufe der neun Jahre, die er in Chantilly zugebracht, nur drei Theaterstücke vollendet hatte. Das Verhältnis Montmorency's zu Mairet scheint ein mehr gönnerartiges, das Bélin's zu dem Dichter ein mehr herzliches gewesen zu sein, so dass man in der Dramatisierung des Ariost'schen *Rasenden Roland* eine Konzession an den Geschmack de Bélin's für das Romantische erblicken kann. Seinem nunmehrigen Protektor zu Liebe scheint Mairet auch seine Vorliebe für das Pastorale abgethan zu haben. Besonders in Bezug auf Bühnentechnik scheint Mairet bei Bélin sich grosse Routine angeeignet zu haben. In desselben Hause machte er auch die Bekanntschaft von Rotrou und Scudéry, den beiden Anführern der gegen Corneille aufgestandenen Klique, und knüpfte er mit beinahe allen namhafteren Dichtern seiner Zeit Verbindungen an, wie auch seine schon von Chantilly her angebahnten Beziehungen zum Hofe jetzt keine Störung erlitten. Ein Umschwung dieser Verhältnisse erfolgte im Jahre 1635. In demselben erschienen von Mairet *Cléopâtre* und *Soliman*. Ersteres Stück konnte nicht durchschlagen, vom letzteren konnte er trotz aller Anstrengungen nicht einmal die Aufführung durchsetzen und in dieser gegen alle Welt (vielleicht sogar gegen Bélin) verbitterten Stimmung schrieb Mairet seine schon wiederholt erwähnte *Epistre comique*, in der er sich förmlich im Selbstlobe berauschte und kein Mittel, selbst die Lüge nicht, verschmähte, um seine Vor-

züge nur recht herauszustreichen. Wir haben ja oben bereits eine Probe aus dieser Schrift kennen gelernt und darin gesehen wie sich Mairet nach Art kleinlicher Frauen jünger machen will, als er ist. Dass Bizos Mairet's Verstimmung dem Misserfolge der *Athénaïs* zuschreibt (anstatt dem des *Soliman)*, erklärt Dannheisser als eine Folge der chronologisch unrichtigen Ansetzung der Werke Mairet's von Seiten dieses Autors.

Bélin vermittelte auch Mairet's Bekanntschaft mit dem damals so einflussreichen Kritiker Chapelain. Während Mairet sonst den Sommer über auf den Gütern des Grafen Bélin weilte, den Winter aber meist im Hause desselben Grafen in Paris zubrachte, scheint er den Winter 1637—1638 nicht in Paris zugebracht zu haben, obwohl gerade damals sein *Soliman* endlich aufgeführt wurde. Wennschon die ehemals so nahen Beziehungen Mairet's zu Montmorency ersteren dem Kardinal Richelieu sehr entfremdeten, ja verdächtig machten, so hatten doch andererseits der beim Kardinal vielvermögende Boisrobert (mit dem Chapelain den Verkehr Mairet's vermittelte), ferner die hochgestellte Herzogin von Aiguillon und nicht am wenigsten seine eigenen dramatischen Werke ihm den Weg zu demselben geebnet, so dass er einmal sogar an einer der Kompagniearbeiten der *Cinq auteurs*, wahrscheinlich der *Grande Pastorale*, teilnehmen durfte. Dass Mairet von Richelieu eine regelmässige Pension von tausend Francs bezogen habe (Parfaict), hält Dannheisser als unnachweisbar. Im letzten Viertel des Jahres 1638 starb Bélin, ein Verlust, der Mairet gewiss sehr empfindlich traf, wenn man auch mit Dannheisser die Bemerkung Chardon's, dieser Tod habe Mairet's Muse zum Schweigen gebracht, wird als zu weitgehend bezeichnen müssen. Hier müssen wir Dannheisser eine Flüchtigkeit vorwerfen denn während er (S. 37) Bélin, wie wir soeben gesehen, im letzten Viertel des Jahres 1638 sterben lässt, sagt er (S. 93): „Im September 1638 starb der Graf Bélin.“ Welche Angabe die richtige ist, sind wir momentan zu konstatieren ausser Stande, weil uns das hierzu nötige Büchermaterial nicht zu Gebote steht. In die Zeit, da Mairet über seinen dahinwelkenden Ruhm sich in einer galligen Stimmung befand, fällt die erste Aufführung von Corneille's *Cid*. Wenn auch, wie man anzunehmen Grund hat, bis dahin sogar ein freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Dichtern bestanden hat, so musste doch der gewaltige verblüffende Erfolg des *Cid* Mairet's Neid in hohem Grade erregen. Wenn Mairet so that, als hätte nur der verfrühte Druck des *Cid* seinen Unwillen erregt, und als habe nur die gegen sein den Schauspielern gegebenes Wort von Seiten Corneille's erfolgte Publikation und die dadurch er-

folgte Schädigung der Akteurs ihn in Bewegung gesetzt, so wird man diese Motivierung mit Recht als eine Heuchelei Mairet's ansehen, hinter der sich die verwundete Eitelkeit verbarg. Dass bei Mairet bei seiner Stellungnahme gegen den *Cid* auch das Bestreben mitwirkte, sich vor dem Kardinal Richelieu von dem Verdachte zu reinigen, als finde er, der aus der Franche Comté einer damals spanischen Provinz stammte, Gefallen an dem spanischen *Cid*, wird man plausibel finden können, ohne es zu billigen, dass Dannheisser für diese Wahrnehmung, als wäre sie so bedeutsam, mit Emphase das Recht der Priorität in Anspruch nimmt. Dass die ganze Polemik zwischen Corneille und Mairet einen höchst unerquicklichen Charakter annahm, dass die *Apologie pour Mairet* von letzterem in einem Zustande geschrieben wurde, „in welchem der von der Leidenschaft benebelte Geist nur mehr unzusammenhängend zu lallen vermag — im Paroxismus der Gedankenlosigkeit" wird man eine zutreffende Bemerkung nennen können; die sonstigen in diesem § 20 aber gemachten Deduktionen haben wenigstens auf uns oft den Eindruck des Haarspalterischen und Gezwungenen oder mindestens allzu Gesuchten gemacht, so auch jene, die das Datum der Aufführung des *Cid* in den letzten Tagen des Monats November 1636 zu erschüttern versucht, und die uns denn doch auf zu schwanken Füssen zu stehen scheint. Dannheisser selbst gibt zu, in diesen Fragen nichts Abschliessendes bieten zu können.

Nach dem also 1638 erfolgten Tode des Grafen Bélin scheint nach Dannheisser der Aufenthalt Mairet's in Maine im Hause von Bélin's Sohne noch einige Zeit fortgedauert zu haben. Dagegen soll er zur Zeit der Vollendung der *Athénaïs* (Ende 1638 oder Anfang 1639) Bélin's Haus schon verlassen haben. 1639—1642 soll er sich meist in Paris aufgehalten, jedoch auch innerhalb der Jahre 1640—1642 ein halbes Jahr in Maine zugebracht haben, und zwar in der Nähe des eben dahin verbannten Mlle de Hautefort. Innerhalb der letztgenannten Jahre wurde auch Mairet's *Sidonie* fertig. Mlle de Hautefort sowohl als ihre Schwester wurden in einem Sonnette Mairet's mit den widerlichsten Schmeicheleien angesungen, in der durchsichtigen Tendenz, ihm den Weg zur Kasse der Königin zu ebnen, bei der sie vielvermögend waren. Er hatte eben im Laufe der Zeit sich vor den Grossen zu erniedrigen gelernt. In der nächsten Zeit beschritt Mairet die politische Karrière. Auf die Empfehlung des gewandtesten spanischen Diplomaten dieser Zeit, des ihm befreundeten Baron Lisola hin, wurde Mairet 1645 zum diplomatischen Agenten in Paris ernannt und entwickelte dabei besonders eine segensreiche Thätigkeit im Interesse der Franche-

Comté. Mairet's Ehrgeiz jedoch wollte noch höher hinaus, er wollte mit Hilfe des Baron Lisola Gesandter des deutschen Reichs in Paris werden, aber der Kardinal Mazarin machte seinem diplomatischen Strebertum durch einen Ausweisungsbefehl ein Ende, worauf Mairet im Jahre 1658 nach Besançon übersiedelte. In demselben Jahre verlor Mairet auch seine ihm erst seit 1647 angetraute Gattin; die Ehe war kinderlos geblieben. Nach dem im Jahre 1659 abgeschlossenen pyrenäischen Frieden durfte sich der Dichter wieder in Paris zeigen, wo er auch wiederum durch mehrere Jahre hindurch seinen Aufenthalt genommen zu haben scheint. Die poetische Thätigkeit Mairet's war innerhalb dieser Zeit so gut wie erloschen. Er starb am 31. Januar 1686.

Dannheisser wendet sich nun nach diesem biographischen Abrisse Mairet's der Aufgabe zu, die dramatischen Werke desselben chronologisch zu fixieren. Er glaubt dies nur auf Umwegen thun zu können. Die Zeitbestimmung von Théophile's *Pyrame et Thisbé* soll der erste Schritt zu diesem Ziele sein. Mairet sagte einmal (1637), seine *Sylvie* habe bei ihrem Erscheinen darum einen so schwierigen Standpunkt gehabt, weil die dramatischen Werke Hardy's, Racan's und Théophile's ihr vorausgegangen seien. Daraus folgt: *Pyramus* ist vor der *Sylvie* geschrieben worden. Aber wann? Die Parfaict behaupten, Téophile müsse seine Tragödie wenigstens ein Jahr vor seiner Abreise nach England geschrieben haben. Den Beweis hierfür bleiben sie schuldig. Es lässt sich auch mehr nicht feststellen, als dass Théophile in den Jahren 1620—1621 einmal in England war. Das von den Parfaict für *Pyramus* angesetzte Jahr 1617 ist also hinfällig. Einen weiteren Stützpunkt zur Frage der Abfassungszeit von *Pyramus* könnte man in Théophile's *Elégie à une Dame* finden wollen, in der er singt:

> *Autresfois, quant mes vers ont animé la sceine,*
> *L'ordre où j'estois contrainct m'a bien faict de la peine.*
> *Ce travail importun m'a long-temps martyré,*
> *Mais en fin, grace aux Dieux, je m'en suis retiré.*

Die Abfassungszeit dieser Elegie wird, wie Dannheisser ziemlich überzeugend nachweist, ins Jahr 1620 zu setzen sein. Diese Anspielung Théophile's auf eine ihm lästige dramatische Thätigkeit muss sich aber durchaus nicht auf den *Pyramus* beziehen; vielmehr lässt sie sich viel natürlicher auf die von Théophile erwiesenermassen abgefassten Ballettexte beziehen und Théophile athmet also in der Elegie nur erlöst auf, von dieser Art Bühnendichtung erlöst zu sein; sein *Pyramus* kann aber darum denn doch ganz gut auch später verfasst worden sein! Auch ist es Théophile schon zuzumuten, dass er seinen angeb-

lichen Widerwillen gegen das Theater dem Publikum zu Liebe überwunden habe. Aus einem Briefe Théophile's geht unzweifelhaft hervor, dass sein *Pyramus* im Jahre 1625 oder 1626 einmal bei Hofe und ungefähr um dieselbe Zeit auch im Hôtel de Montmorency aufgeführt worden sei. Dannheisser ist geneigt zu vermuten, dass diese Aufführung für den Hof wenigstens eine Novität gewesen sei, will es aber nicht als feststehend annehmen. Wenn aber *Pyramus* schon 1617 über die Bühne Hardy's gegangen wäre, so könnte (nach Dannheisser) 1625 dieselbe Aufführung bei Hofe unmöglich so grossen Eclat hervorgerufen haben. Es bleibt also Alles dunkel. Selbst die Angabe, dass *Pyramus* schon 1623 gedruckt gewesen sei, möchte Dannheisser nicht für unumstösslich halten. „Vorher aber gewiss nicht!“ Auch hier gelangt Dannheisser mehr zu negativen Resultaten und möchte nur hinter die in den Litteraturgeschichten herkömmliche Zahl 1617 für *Pyramus* ein Fragezeichen gemacht wünschen und bewiesen haben, dass diese Zahlenangabe nicht als Substrat für die chronologische Fixierung von Mairet's Werken dienen könne.

Weiter könnte, wie wir aus dem oben zitierten Ausspruche Mairet's gesehen haben, die Abfassungszeit von Racan's *Bergeries* zur chronologischen Aufhellung von Mairet's Werken dienen. Dannheisser kommt zu dem Schlusse, das Racan's Pastorale nicht vor 1622 begonnen und erst (wahrscheinlich gegen Ende) 1623 zum ersten Male aufgeführt wurde. Es würde uns denn doch zu weit führen, Herrn Dannheisser auch hier in die Details seiner Beweisführung zu folgen und wir geben also hier nur das Resultat. Wir werden ja ohnehin ein endgültiges Urteil über Herrn Dannheisser's Studie erst dann abgeben können, wenn er uns im zweiten Teile seiner Arbeit das Positive seiner Forschungsresultate: die Beweisführung für seine neuen chronologischen Angaben (er ist hierin ganz radikal!) bieten wird. Bis dahin können wir Herrn Dannheisser schon grossen Fleiss und hohe Gewissenhaftigkeit nachrühmen. Nur bezüglich seiner Methode sind wir nicht einverstanden: seine Auseinandersetzung schleift uns oft durch ein wahres Labyrinth und es kostet die grösste Anstrengung und Geduld, ihm zu folgen, besonders weil er es liebt, einen Beweis in den anderen einzuschachteln. Also mehr Kürze und Geschlossenheit der Beweisführung und ein nicht so breitbehagliches Verweilen bei Geringfügigem würden seine Arbeit viel geniessbarer machen.

J. Frank.

Wespy, Paul, *Der Graf Tressan, sein Leben und seine Bearbeitungen der französischen Ritterromane des Mittelalters.* Leipziger Inaugural-Dissertation. Reudnitz-Leipzig, 1889. 50 S. 8°.

Der Inhalt der kleinen Schrift ist wesentlich biographisch. Ein einleitender Abschnitt handelt über die Vorgänger Tressan's auf dem Gebiete, welchem er den grössten Teil seiner schriftstellerischen Thätigkeit gewidmet. Dann folgt ein Abschnitt „Lebenslauf des Grafen Tressan", in welchem die Biographien, welche bis jetzt erschienen sind, besprochen werden. Hierauf kommen „Vorbemerkungen über die Familie Tressan's", ferner „Jugend und Hofleben (1705—1732)", „Periode seiner militärischen Thätigkeit (1733—1750)", „Tressan in Lothringen und am Hofe Königs Stanislaus von Polen (1750—1766)" (in welcher Überschrift dem Referenten das Wort „und" vom Übel zu sein scheint), „Tressan's Alter (1766—1783)" und endlich ein Überblick der Ausgaben der Werke Tressans.

Die Schlussbemerkung „Der zweite Teil dieser Arbeit, enthaltend eine Untersuchung über Tressan's Bearbeitungen altfranzösischer Ritterromane, wird an anderer Stelle erscheinen" rechtfertigt den Verfasser dem Vorwurf gegenüber, dass der Inhalt der Schrift das nicht gebe, was der Titel verspricht. Jener zweite Teil wird nun freilich das bei weitem Interessantere und Bedeutendere bieten und lässt, wenn man von dem vorliegenden biographischen Teile schliessen darf, Gutes erwarten. Denn wir erhalten hier einen gedrängten und doch, wie es scheint, vollständigen Lebensabriss des interessanten Mannes, *le meilleur et le plus aimable esprit qui soit en France* nach Voltaire's Urteil, welches übrigens wohl weniger gut ausgefallen wäre, wenn der Herr Graf sich mit dem litterarischen Diktator weniger gut zu stellen gewusst hätte. Bei der Feststellung der Thatsachen scheint uns der Herr Verfasser mit der erforderlichen kritischen Vorsicht zu Werke gegangen zu sein. Über das Misslingen der dem Grafen von seinem militärischen Ehrgeiz eingegebenen Pläne ist unseres Erachtens aus dem, was an Material vorliegt, keine vollständig genügende Einsicht zu gewinnen. Es fehlen uns hierzu, die Sache mag an sich so wichtig oder so unwichtig sein, wie sie will, zu sehr alle wirklich objektiven Anhaltspunkte, denn was der Abbé V., Grimm und Madame de Genlis erzählen, scheint auf einseitiger Auffassung oder ungenauer Kenntnis der Sachlage zu beruhen, und gegen Memoirenanekdoten, von beissenden Epigrammen, mit denen sich sonst verdiente Leute geschadet haben sollen, muss man ein grundsätzliches Misstrauen haben.

Möge es Herrn Wespy verstattet sein, seine Arbeit über den federgewandten Grafen bald zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen, dem wir mit Spannung entgegensehen.

F. Bobertag.

Kollektion Spemann.

Siehe *hier* Band IX², Seite 93 ff.

(Fortsetzung.)

5) A. R. Le Sage, *Der hinkende Teufel.* Mit einer Einleitung von Ferdinand Lotheissen. 230 S.

Dieser Band gehört zu den besten Leistungen der Sammlung. Die Einleitung orientiert in knapper, aber vortrefflicher Weise über Leben und schriftstellerische Bedeutung des Le Sage und lässt dieselben Eigenschaften hervortreten, welche die Litteraturgeschichte des zu früh heimgegangenen Verfassers in so hohem Masse auszeichnen: die auf eigener Anschauung beruhende Vertrautheit mit Land und Leuten, die erschöpfende Kenntnis des Gegenstandes, die treffende massvolle Beurteilung, und endlich — *last, not least,* — die edle, gefällige Darstellung. Auch die Übersetzung verdient volle Anerkennung. Sie ist erstens in besonderem Grade korrekt, was man ja nicht von allen Bänden der Spemannschen Sammlung sagen kann, und sodann gibt sie den einfachen, leichten, lebhaften Ton des Originals sehr gut wieder. Die Nachlese, die der Kritiker hier halten kann, ist nur ganz unbedeutend: So findet man S. 17: der Dämon der Dummen, wo Le Sage hat: *le démon des duègnes.* Es handelt sich hier wohl nur um einen Druckfehler. Ebenso ist S. 116: »in meinem Hause“ zu ändern in: in einem Hause“. S. 203 wäre der Pentameter des lateinischen Distichons einzurücken gewesen, und S. 224 ist zu lesen: „die ich übernehme“ für: „die ich übernahm *(dont je me charge).* Ein zweimal (S. 29 und 118) vorkommender Übersetzungsfehler ist: „Junggeselle“ für: *bachelier.* Bekanntlich ist diesem französischen Worte die Bedeutung des entsprechenden englischen Ausdrucks fremd. S. 159 ist: *je ne la* (d. h. *l'occasion) raterai pas* (ich werde sie nicht verpassen) nicht ganz genau wiedergegeben durch: ich werde nichts daran ändern. S. 203 liest man: „Wir können unterhaltende Beobachtungen dort anstellen“, was sich nicht völlig deckt mit dem Ausdrucke des Originals: *nous ferons quelques remarques réjouissantes.*

Der Leser hat selbst schon bemerkt, wie geringfügig diese Ausstellungen sind Dieselben können nur dazu dienen, den Wert des Bandes um so mehr hervortreten zu lassen.

---

6) J. J. Rousseau's *Neue Héloïse.* 2 Bde. (312 und 321 SS.)

Diese Übersetzung, deren Verfasser nicht genannt wird, wäre sicherlich besser ungedruckt geblieben. Denn sie ist auch nicht im entferntesten dazu angethan, dem Leser zu einem wirklich angemessenen Eindrucke eines so bedeutenden Litteraturwerkes zu verhelfen, nicht nur wegen der zahlreich vorhandenen groben Missverständnisse des Originals, das dem Übersetzer noch dazu in einer durch Druckfehler arg entstellten Form vorgelegen zu haben scheint, sondern auch wegen der höchst bedenklichen, an vielen Stellen geradezu unglücklich zu nennenden stilistischen Form,

in die das Ganze gekleidet ist, und endlich wegen der grossen Menge von Barbarismen, Gallizismen, Provinzialismen und Archaismen, die einem die Lektüre verleiden. Die letzteren machen es wahrscheinlich, dass der Verleger hier einfach eine Übersetzung älteren Datums abgedruckt hat, mutmasslich eine aus dem vorigen Jahrhundert. Leider hat er es aber versäumt, eine gründliche Überarbeitung des Textes vornehmen zu lassen, und so ist ein Werk entstanden, bez. neu auferstanden, das so gut wie unbrauchbar ist, und niemandem empfohlen werden kann, auch nicht dem anspruchslosesten Leser. An nicht wenigen Stellen ist die Übersetzung geradezu unverständlich, und man muss das Original aufschlagen, um Klarheit zu erlangen. Dazu kommt noch, dass die typographische Behandlung des Textes in hohem Grade nachlässig ist, sowohl wegen der vielen falschen Buchstaben, die einem aufstossen, als auch wegen der zahlreichen Auslassungen von Worten oder gar Sätzen, so dass der Leser oft vor Rätseln steht, die nur mit Hülfe von Rousseau's Wortlaut erst gelöst werden können.

Ein solches Urteil scheint hart, und wer es ausspricht, hat die Pflicht, es zu begründen. Freilich können wir nicht daran denken, das ganze uns vorliegende Material mitzuteilen, denn das würde den Rahmen eines Zeitchriftenartikels weit überschreiten. Die folgende Blumenlese wird aber hinreichen, um den Beweis zu liefern, dass das ausgesprochene Urteil durchaus nichts unbilliges hat, sondern lediglich dem wirklichen Thatbestande entspricht.

So sei denn zunächst eine Auswahl aus den vielfachen Entstellungen des Originals gegeben: 1, 13 das beständige Absprechen *(déraisonnement).* 1, 14 um die Wette *(tour à tour).* 1, 15 Der Schlendrian *(manège)* des artigen Betragens. Ib. Die Märchen *(contes),* die Romane, die Theaterstücke, alles stichelt auf die Provinzbewohner. 1, 25 Das Gewirre meiner Umgebungen *(mes perplexités)* 1, 33 von dem Du mir durchdrungen scheinst *(as paru).* 1, 35 Welche gute That, die ich um ihrer selbst willen schon vollbracht hätte, sollte ich jetzt vollbringen, mich Deiner würdiger zu machen? *(quel bien que je n'aurois pas fait pour lui-même, ne ferais-je pas maintenant, pour me rendre digne de toi?)* 1, 36 Du verlierst Deine Zeit in leerer Trauer, und kannst ohne Furcht sein, ob Du Dir nicht neue darüber bereitest? *(comment ne crains-tu point de t'en attirer d'autres?)* 1, 38 Mein dumpfer Leichtsinn *(mon étourderie).* 1, 43 Mein Humor *(mon humeur),* meine Gesundheit haben ihr frohes Teil daran *(s'en ressentent).* 1, 56 Der Tugenden mit der Goldwage wägt *(au poids de l'or).* 1, 57 Ein Taschengeld, das von mir nie berührt werden darf *(à laquelle je n'ai jamais besoin de toucher).* 1, 60 Geschäftsträger *(commissionnaire).* 1, 62 Die Gebirge, soweit *(tandis qu' elles* etc.) sie zugänglich sind. 1, 73 Ich wusste, welche Partie *(quel parti)* Sie ergreifen würden. 1, 76 Ich schreibe auf einem Viereck *(quartier),* welches das Eis vom Felsen abgestossen hat. 1, 98 Dein Haarputz *(ajustement).* 1, 99 unvermögend, mir selber aufzusehen *(me garder).* 1, 196 Das Fagott *(violoncelle).* 1, 121 Dann werde der Becher mit meinem wohlbedachten Willen *(à mon intention)* geleert. 1, 133 Diese Stürmer *(ces hommes si ombrageux).* 1, 134 Ausschweifung *(extravagance).* 1, 137 verkleinern *(avilir).* 1, 137 Bomston's Zufall *(accident).* 1, 138 Gebärde *(attitude).* 1, 156 verstörte *(bouillant)* Miene. 1, 156 abreisen *(partir,* d. h. fortgehen). 1, 158 sich zu allen hinkauern *(s'accrocher).* Ib. Sie nahm leicht die veränderte Richtung *(prit le change).* 1, 163 Was in diesen Rücksichten das Zuträgliche sei, muss er wissen *(voilà les convenances dont il doit connaître).* 1, 165 Den Wunden einige Linderung *(appareil)* verschaffen. 1, 169 Die ehrenvollste Partie *(le parti*

Entschluss). 1, 170 Die ängstliche Verwickelung deiner Lage *(tes perplexités).* 1, 175 Mein Schicksal hat Ihren Eifer zum besten *(l'emporte sur votre zèle).* 1, 177 Sieh zurück *(regarde).* Ib. Ich darf Deine Wut überbieten *(j'en puis défier).* Ib. Kannst Du mich in Anspruch nehmen *(t'en prendre à moi).* 1, 179 Wie schwach sind die Tröstungen der Freundschaft, wo der Liebe Tröstungen entstehen *(manquent).* 1, 184 Bin ich es auch *(est-ce bien moi)* dem Sie Verrat Schuld geben? Ib. Übereilung *(extravagance).* 1, 185 Trotz meiner Stürme *(ombrages).* Ib. Das Opfer, das sie dem Naturgefühle *(aux sentiments de la nature)* bringt. 1, 187 Mit dem Eifer, dessen sie wert sind (anstatt: nicht wert sind. 1, 188 Die betrübten *(tristes)* Schwätzer. 1, 205 Ich müsste überall bei dem ersten zu beobachten anfangen *(il faut que je commence par tout observer, dans le premier ou je me trouve).* 1, 206 Kunstgriffe *(maximes).* 1, 207 Ich verschliesse *(je prète)* mein Ohr. 1, 208 Man sieht die andern nur sobald *(autant)* handeln, als man selbst handelt. Ib. Bei förmlich bestehenden Gastmahlen *(dîners réglés).* 1, 214 Fein pausbäckige *(bien ronflants)* Dialoge. 1. 229 Wenn die Gatten hier Knaben und Mädchen sind *(garçons et filles).* 1, 235 Klatschhaft *(tracassières).* 1, 252 Kostbare *(précieuses)* Damen. 1, 254 Wäre es nicht nötig, zu sehen *(étoit-il nécessaire).* 1, 266 Ein Elternmord *(parricide,* d. h. Muttermord, da der Vater noch lebt). 1, 272 Sie stockte, ehe sie reden konnte *(tant qu'elle put parler).* 1, 282 Eine träumerische *(chimerique)* Tugend. 1, 283 Geh *(va),* ich kenne es besser. 1, 284 Die sinnliche Liebe kann des Besitzes nicht Umgang haben *(se passer).* 1, 288 Schade. dass ich *(j'eus beau)* Sie entfernt hielt. 1, 297 Im Drange sich zu verständigen *(à force de s'entendre).* 1, 299 Der Prediger sprach angstvoll *(gravement).* 1, 307 Das Gefühl ist so innig, dass es eine andere vielleicht beruhigte *(une autre seroit alarmée).* 2, 6 Er liebt, so viel er lieben will *(il n'aime qu'autant qu'il veut aimer).* 2, 8 Alles zweckt auf unsere Vorteile ab *(tourne à).* 2, 13 Hat Gott nicht Macht über meinen Leib? *(Dieu n'a-t-il de pouvoir que sur mon corps?)* 2, 15 Jeder sinnige *(sensé)* Mensch. 2, 16 Wenn man China *(quinquina)* gegen das Fieber gebraucht. 2, 19 Ich bedarf nichts zur Probe *(preuve).* 2, 20 Hundertmal zurückgeschlagene *(rebattus)* Gemeinplätze. 2, 22 Eine Wunde aufschlitzen *(scarifier).* 2, 47 Man hatte meine Chaise zurückgeschickt *(remisé).* 2, 52 Sektengeist *(esprit de système).* 2, 54 Durch ein standhaft ehrendes Benehmen *(à force d'égards).* 2, 70 und öfters sonst war *Fanchon* durch Fränzchen zu übersetzen. 2, 81 im Tempel *(au temple,* d. h. in der protestantischen Kirche). 2, 87 sinnreich *(judicieux).* 2, 89 sich mit Pfirsichkernen werfen *(se battre à coups de pèches).* 2, 91 Wasserfall *(jet d'eau).* 2, 103 Tags zuvor *(l'autre jour).* 2, 110 Ich ziehe mich auf der Stelle zurück *(je me rétracte).* 2, 116 Wirklich *(à la vérité)* glaube ich nicht, aber —. 2, 127 Leim *(limon).* 2, 137 Wenn sie ihr Glück von dem Glücke aller Menschen unabhängig machen wollte *(faire dépendre).* 2, 151 So ein Schmecker *(tel g.).* 2, 153 Da man desjenigen. der sie verfertigt, sicher ist *(sûr de ce qui les compose).* 2, 155 zur Wette *(réciproquement).* 2, 157 Menschen von Gemüt *(sensés).* 2, 161 Ein viel besser verstandener *(beaucoup plus étendu)* Erfolg. 2, 166 Das Mannesalter zu bedenken. das ist die Aufgabe *(c'est le cas de songer etc.).* 2, 167 Die Kindheit für sich zu betrachten *(à considerer).* 2, 170 bis auf einen namhaften Punkt *(à point nommé).* Ib. Wissenskünste *(lumières).* 2, 184 Eine gediegenere *(plus grossier)* Gottesverehrung. Ib. Ich erniedrige die göttliche Majestät nicht *(je rabaisse la m. d.).* Ib. Sie entschläft *(elle s'endort).* 2, 187 Ihn zu rühren fördert nicht *(il ne s'agit pas de —).* 2, 194 Alle Reize des goldenen Alters *(de l'âge d'or).* 2, 195 Der schmetternde Ton *(le*

rauque son). 2, 195 Alles nach der eingeführten Polizei *(police).* 2, 196 Für deinen Meister *(maître*, d. h. Lehrer) 2, 197 Mittagspredigt *(prêche du soir).* 2, 203 Er liess ihn verbinden *(saigner).* 2, 210 von der Seite zurückführen *(ramener du côté)* wo ich nichts zu fürchten sah. 2, 211 Eine übelberechnete Versuchung *(tentatives).* Ib. Unwandelbar sein *(ne pas prendre le change).* 2, 213 Er bemerkt, sie befinde sich sehr übel *(qu'elle est fort mal*, d. h. sehr hässlich). 2, 218 ohne Verstocktheit *(sans ruses).* 2, 222 Wenn Du Deinen Mann und Dein Murmeltierchen *(marmois)* auf acht Tage hierher verpflanzt hättest *(planté là*, d. h. verlassen). 2, 232 Teuer musste ich bezahlen *(j'ai failli payer).* 2, 233 Ich fühlte Scham, der Meinung zu opfern, die ich verachtete; fühlte die Achtung, die ich ihrem Werte schuldig war *(j'eus honte de sacrifier à l'opinion que je méprisois l'estime que je devois à son mérite).* 2, 234 unsere *(ses* d. h. ihre) Versuche. 2, 236 und 242 Künstler *(artisan).* 2, 248 Wer ist in der Schmach, worin sie bald versinkt, der Urheber ihres Elends, der Misshandlung, die sie an einem schlechten Ort von einem Unhold erduldet, oder der Verführung, die sie dorthin schleppt, als derjenige, welcher zuerst einen Preis auf ihre Gunstbezeugungen setzte? *(Lequel est l'auteur de sa misère, du brutal qui la maltraite en un mauvais lieu, ou du séducteur qui l'y traîne en mettant le premier ses faveurs à prix?)* 2, 251 Arge Scham *(mauvaise honte).* 2, 256 Diese Ruhe ist nur ein Traum *(n'est qu'une trève).* 2, 260 meine vorigen Fehler *(mes f. passées).* 2, 264 Er geht aber auf die Gründe ein *(il entre pour beaucoup dans les raisons)*, um welcher willen ich Sie hier wünsche. 2, 268 Ich fühlte mich mit gutem Sinne geboren *(bien née).* 2, 272 Lasst uns nicht unruhig werden *(n'empiétons pas).* 2. 273 Gehässige *(oiseuses)* Fragen. 2, 277 Diesen Teil auf die unsrigen aufschlagen *(répartir).* 2, 286 Hat Gott meine Vernunft darüber *(au-delà)* nicht erleuchtet? 2, 286 Bis ich fähig *(incapable)* wäre. 2, 297 Das ewige Wesen wird nicht gesehen, nicht begriffen *(ne se voit ni ne s'entend).* 2, 298 Sie scherzte mehr *(plaisoit plus).*

Fast noch zahlreicher sind solche Stellen, in denen man den richtigen Ausdruck vermisst. So 1, 9 Welche Ausrufungen. 1, 14 Das Für und Gegen. Ib. Der Farbenkleister *(coloris)* ihrer falschen Tugenden. 1, 15 Ausgelassene Viehheit *(brutale orgie).* 1, 17 In ihrer ungeglätteten *(grossière)* Einfalt. 1, 17 Entzogenheit *(retraite).* 1, 18 befahren *(risquer).* 1, 19 sich berühmen. 1, 22 ihre Seelen in einander verflössen *(confondre).* Ib. Sich verähnlichen *(se ressembler).* 1; 23 angestelltes Wesen *(feinte).* 1, 26 Wandellose *(inaltérable)* Milde. 1, 26 Je und dann *(quelquefois).* 1, 29 Halten Sie mich wert, über mein Schicksal zu verfügen *(daignez disposer de mon cœur).* Ib. Frevel und Reue treiben mein Herz um *(agitent).* 1, 30 Unbesiegliche *(inaltérable)* Güte. 1, 32 Das Gefühl Deiner Verwerfung *(les remords).* 1, 33 Weg *(va)*, ich sehe klar. 1, 34 Die angstvolle Empörung *(les alarmes)* einer Liebenden. 1, 35 Selbstverachtung beurkunden *(temoigner).* 1, 37 Der Unterricht ist mir unlieblich *(j'ai regret).* 1. 38 Ein güterloser *(sans fortune)* Bürgerlicher. 1, 38 Ist Deine Liebe auf dem höchsten Grade, dann hiesse, sie durch gewaltsame Mittel zwingen wollen, es auf Tragödien mit ihr anlegen *(c'est l'exposer à des tragédies, que de l'attaquer par des moyens violents).* Ib. Eine achtzehnjährige Domina *(duègne).* 1, 40 Es solchen Kämpfen vorausthuen *(prévenier).* 1, 41 Wenn ich mich mehr gefallen liesse *(quand je deviendrois supportable).* 1, 43 Der Überschwang *(l'excès)* des Glückes. 1. 44 Wie grosses Recht haben Sie *(que vous avez raison).* 1, 46 Eine Wahrheit, wovon Ihr Herz Sie überführen muss. 1, 47 Ihre Gedanken winden sich ab *(s'exhalent).* 1, 50 Staatsmäkler *(négociateur).* 1, 56

schauderbare *(vils)* Geschenke. 1, 59 Leiden, die in besserem Verhältnisse stehen mit ihrer Palme *(prix)*. 1, 61 Wer am höchsten *(bien haut)* über Trennung klagt, ist häufig nicht dasjenige, so am meisten leidet. 1, 61 Ich öffne Deinen Brief, wie sich die Strasse krümmt *(au premier détour)*. 1, 63 Mit Aufzählung all der Scienzen *(sciences)*. 1, 67 eifervolle Gastfreiheit *(zèle hospitalier)*. 1, 68 Weder sie noch ich drückten *(gêner)* einander. 1, 72 ein Ton, den ich nicht misshören *(méconnaître)* kann. 1, 79 Sie stiess ein hitziges Fieber an *(elle tomba dans* etc.) 1, 82 Ein liebeklopfendes *(palpitant d'amour)* Herz. 1, 84 Der Missmut, der Dich besitzt *(assiègent)*. Ib. Konnte ich misskennen *(méconnaître)* woher er kam. 1, 88 Alles beobachtete mich im Bunde *(de concert)*. 1, 89 neugiervoll *(curieux)*. 1, 90 Weder Madame Delon, noch alle höheren Schönheiten als sie, sind die Zerstreuung zu bewirken vermögend. 1, 92 Ein Unglück, woran der blosse Gedanke mich erzittern macht *(dont la seule pensée* etc.). 1, 93 Dein kämpfendes Gewissen *(les remords)*. 1, 94 mit von der Reise sein *(être du voyage)*. 1, 96 Eine geheime Beengung klemmte mein Gemüt *(étouffait)*. 1, 99 Ich bin des Entschlusses *(j'ai résolu)*, meine Schuld zu vergüten *(réparer)*. 1, 103 O des Glückes, in einer Sorge zu gatten, was Liebe und Tugend Reizendes haben. 1, 104 Menschen, die in gutem Verständnisse *(intelligence)* leben. 1, 106 schöne Vernünfteleien *(raisonnements)*. 1, 107 Es ist leicht, sich loszuschrauben *(de les éluder)*. 1, 108 Meine seinsollenden *(prétendues)* Vollkommenheiten. 1, 111 Dass die Eismasse einmal warm *(de la chaleur)* gebe. 1, 112 Nachschleichende Fussfolge unserer Muster. 1, 113 Leere Schälle einer Sprache. 1, 115 Du hättest Dich nicht vertrauern *(te désoler)* dürfen. 1, 115 Ist es Zeit, seine Tritte zu festigen am Rande *(au fond)* des Abgrunds. Ib. Selbstverwerfung *(remords)*. Ib. Nur der Willkühr des Zufalls stehe ich bloss für die Zukunft *(je suis à la merci* etc.) Ib. Nur von Glück und Klugheit ist die Frage *(la question)*. 1, 125 Das zärtliche Stöhnen *(gémissements)*. 1, 128 Ein auf die Ehre seines Hauses gesteifter *(entêté)* Krieger. 1, 130 Jede Erstattung *(réparation*, d. h. Genugthuung). Ib. Ausforderung (für Herausforderung). 1, 132 verdammlich *(condamnable)*. 1, 133 Bei einem Thaler *(à un écu près)* wissen, was ihr Leben wert sei. Ib. Die Seelenstärke, die ihn einflösst *(qui l'inspire)*. 1. 135 Tiersinn *(brutalité)*. 1, 136 Tapfermut *(valeur)*. 1, 137 Dein ängstlicher Aufruhr *(tes alarmes)*. 1, 132 Im Namen eines Vetters von ungefähr *(d'un quidam)*. Ib. Alle Junker Korde *(tous les hobereaux)* von Europa. 1, 145 Deinem Freunde böses Spiel machen *(faire un mauvais parti)*. 1, 148 böse Scham *(mauvaise honte)*. 1, 149 Nächtliche Gedanken *(funestes p.)*. 1, 152 Massregeln nehmen. 1, 153 Um ihn leichter zu bedeuten *(déterminer)*. 1, 157 Giftige Wunde *(envenimée)*. 1, 160 Träumerische *(chimériques)* Mittel. 1, 161 Ihr Felsen, die mein Blick so oft bemass *(mesura)*. 1, 162 Schief gerichtete *(mal employée)* Kraft. 1. 165 Anm. Es gibt Länder, wo das Zusagen *(convenance)* bloss äusserer Verhältnisse so sehr dem Zusagen der Naturen und Herzen vorgezogen wird, dass nur jenes fehlen darf, um die unglücklichsten *(les plus heureux)* Ehen zu hindern. 1, 165 Das Fahren verdumpft *(alourdit)*. 1, 168 ein ruhevoller *(tranquille)* Ort. 1, 178 Unzärtlicher Mann *(amant sans délicatesse)*. Ib. verlarven *(déguiser)*. 1, 180 weiblicher *(efféminée)* Brief. 1, 182 Die Seinigen *(les siens*, d. h. *talents)* sind überwiegend *(supérieurs)*. 1, 185 Der sie höher bedarf *(qui en a plus besoin)* als je. 1, 186 trauerwelkes *(flétri de tristesse)* Herz. 1, 187 Trennungswehen *(peines de l'absence)*. 1, 188 Die Moralien *(arguments)*. Ib. allstets *(toujours)*. Ib. Ersahst Du Dich je *(t'avisons-tu jamais)* Dir Krösus' Schätze wünschend? 1, 189 Regulus in dem Umfange *(au milieu)* seiner

Qualen. 1, 196 Bezaubert von den Einsichten *(du savoir)*, die man in den Unterhaltungen der Weiber wahrnimmt. 1, 198 Etwas, was gut lässt *(une sorte de bon air)*. 1, 198 Der Finanzbediente macht den Herren *(le financier fait le seigneur)*. Ib. Gewerbsmann *(artisan)*. Ib. Ratmann *(homme de palais)*. 1, 201 Witz ist die Wut *(la manie)* der Franzosen. 1, 201 Niederschreiben, wie die Bübin Dich geschmält haben wollte *(les injures que la mauvaise a voulu t'adresser)*, 1, 206 Angebetete Huldin *(objet adoré)*. 1, 207 Die Schwierigkeiten des Weltstudiums *(de l'étude du monde)*. 1, 208 Entzogenheit *(retraite)*. Ib. Jener Unterredner *(interlocuteur)*. 1, 210 Männer und Weiber, auf die Kunde der Welterfahrung hin *(instruits par l'experiance)* vereinigen sich etc. 1, 212 Ein schlagendes Kriegsheer *(régiment en bataille)*. 1, 213 Dünklinge *(impertinents)*. Ib. Schilderei *(peinture)* des Volkes. 1, 216 Verfügungen des Wohlanstandes *(les bienséances)*. 1, 221 Wer nähme alle meine Gedanken in Pflege *(qui seroit le dépositaire de tous mes sentiments)*? 1, 222 Die Frau eines Wo — bist — Du — her? *(d'un parvenu)*. Ib. Ich binde Dir im Voraus ein *(je t'avertis)* zu warten 1, 226 Die holde Scham hat ihnen niedrig erschienen *(leur a paru)*. 1, 227 Ein Gesicht mit Küssen decken *(couvrir)*. 1, 228 Die Hochgebärden *(les grands airs)*. Ib. Dieses Rechtes sich zu verzichten *(se réserver ce droit)*. 1, 229 Galanterieverbindung *(liaison de galanterie)*. 1, 231 Theatermummerei *(représentation)*. Ib. Sie deckten uns mit scherzhaften Zügen *(accablèrent)*. 1, 233 gründlicher *(plus sûrement)* lieben. Ib. verschrauben *(défigurer)*. Ib. Weltgebrauch *(usage du monde)*. 1, 236 Ich will mein Gelass *(mes aises)* haben. Ib. entatmet *(hors d'haleine)*. 1, 238 Operist *(acteur à l'opéra)*. 1, 239 Den Vorhang bestreifen *(toucher)*. Ib. Opfergedüft *(encens)*. Ib. Der Eckel des Volkes *(le rebut du peuple)*. 1, 241 Das starke Stück *(les tours de force)* des Gauklers. 1, 242 Das unzärtlichste Ohr *(l'or. la moins delicate)*. 1, 249 Eine Bedrückung *(air gêné)* bemerken. 1, 252 Satzungen des Wohlanstandes *(des bienséances)*. 1, 254 Der Gefahr entrettet *(sauve)*. 1, 255 Blendlinge *(colifichets)* von Briefen. 1, 258 Eine jammervolle *(éplorée)* Mutter 1, 266 Ich weihe den Rest meines Lebens Thränen *(à pleurer)* um die beste Mutter. 1, 273 Seine ganze Federkraft *(tous ses ressorts)* ist erschlafft. 1, 275 Ihre Vorschritte *(vos procédés)*. Ib. Diese Ehre, die Sie rächen zu können sprechen *(que vous parlez de venger)*. Ib. gothische *(gothiques)* Maximen. 1, 267 Massregeln nehmen. Ib. Zur Fülle des Entsetzens *(pour comble d'horreur)*. 1, 277 Die Blüten meines Gesichts *(les agréments)*. 1, 281 Der Ball *(le jouet)* einer eitlen Hoffnung sein. 1, 284 Die Gefühle, die mich umtreiben *(qui m'agitent)*. Ib. Dieser Busen, in vollen Sprudeln *(à gros bouillons)* Blut und Leben verströmend. 1, 285 Das Gefühl der Selbstverwerfung *(les remords)*. 1, 286 Die Achtung, womit ich Sie umfasste *(que j'eus pour vous)*. 1. 290 Der Vorschlag verstrickte mich aufs äusserste *(mit le comble à mes perplexités)*. 1, 294 Was ward mir, als ich sah! 1, 294 Mit Schmerz in die Gruft sinken. 1, 296 Abmüdung. 1, 297 Ihr Brief vollendete mein Irrsal *(acheva de m'égarer)*. 1, 299 Ihr gesammelter Anstand *(maintien)*. Ib. gewichtsvoll *(important)* für das Glück. 1, 302 Mit Ängstlichkeit über dem Gottesdienst haltend *(attachée au culte public)*. 1, 303 Diese Grösse verekelt ihm *(le dégoûte de)* ihren Hochmut. 1, 304 Schirmhalter *(garant)*. 1, 312 Holdes Wonneverschweben *(douces extases)*. Ib. Köstliche Lebenspunkte *(moments)*. 2. 5 Er spricht in einem grossen Sinne *(d'un grand sens)*. 2, 8 Mit dem, dass sie sich als Liebende zu sehr liebten *(pour s'être trop aimés amants)*, bringen sie es dahin, dass etc. 2, 9 Ich befahre *(je risque)* ihn zu offenbarem Nachteile *(à pure perte)* zu betrüben. 2, 11 Ihr Ge-

müt saugt sich an alles an *(s'attache)*. 2, 11 Strebeziel *(objet)*. 2, 16 Unzahlbarer *(insolvable)* Schuldner. Ib. Was heisst das sagen *(qu'est-ce à dire)*? 2, 19 Das Schlussgebäu *(les raisonnements)*. 2, 23 Unzärtlicher Mann der Liebe *(amant sans délicatesse)*. 2, 28 Vortod *(mort anticipée)*. 2, 33 Wirrwesen *(embarras)*. 2, 34 Ungelogen *(sans mentir)*. 2, 35 Das Erlauen *(attiédir)* meines Herzens. 2, 36 Die ankirrende *(agaçant)* Miene. 2, 41 Geglättete Völker *(p. polis)*. 2, 47 Nach einer so süssen Bewältigung *(saisissement)* verschlingen sich *(se confondent)* unsere Stimmen. 2, 55 gütevoll. 2, 56 Mein Handwerk ist es zu kippeln *(quereller)*. 2, 59 Warten, bis er meiner leidig geworden *(s'ennuyer avec moi)*. 2, 63 Du seist eine Närrin auf mich *(folle de moi)*. Ib. Älterrecht *(droit d'aînesse)*. 2, 64 Luststück *(parterre)*. 2, 71 Atterkonzilien *(conciliabules)*. 2, 72 Stubenhüterische *(casanière)* Schlaffheit. 2, 73 Durch Kreuzigen und Quälen *(à force d'importunités)*. Ib. Der Verstand kann sich verschweifen *(s'égarer)*. 2, 77 In tieferer Ferne *(de plus loin)*. 2, 78 Ernstgemessenheit *(gravité)*. 2, 85 Die Pflichten, wogegen *(pour lesquels)* die Sitte und der Lärm der Welt nur Ekel einflössen. 2, 87 Niederlassung *(établissement)* = Verheiratung. 2, 89 Dieser vorgegebene *(prétendu)* Baumgarten. 2, 100 afterkünstliche *(factice)* Ordnung. 2, 102 Meine Einsichten *(lumières)*. 2, 104 Die Urfeder *(le principe)* meines Wesens. 2, 105 Gartenhelfer *(garçon jardinier)*. 2, 108 Mein Benehmen sieht *(a l'air)* abenteuerlich. 2, 108 Wenn ihr eins des andern geworden wäret *(si vous aviez été l'un à l'autre)*. 2, 112 Ein aus Deinem Charakter gehender *(qui sort de ton caractère)* Sinn. 2, 114 Unerlässliches *(irrémissible)* Verbrechen. 2, 115 Affektvolle *(affectueuse)* Unterhaltung. 2, 116 Probehaltige *(solides)* Gründe. Ib. Übermannungen *(défaites)*. 2, 117 Ich überhudle *(je brouille)* meine Geschäfte. 2, 118 Ihre Kinder Söldlingshänden *(mains mercenaires)* anvertrauen. 2, 119 Ausschaffung *(exactitude)*. 2, 120 Ich verschatte *(j'efface)* ein Gemälde durch ein anderes. 2, 124 Zusammensprechende *(correspondants)* Winkel. 2, 126 Schirmorte *(des abris)*. 2, 129 allstets *(toujours)*. 2, 134 Kindergesause *(tracas des enfants)*. 2, 136 Ein der Weisheit angeschlossenes *(attachée)* Glück. Ib. Unfühlend *(insensible)* für die Freude. 2, 147 Auf Juliens Anstehen *(à l'instance)*. 2, 150 Vertragleistender *(contractant)*. Ib. Ich bin nicht ungeständig *(je ne disconviens pas)*, dass der Bau *(la culture)* meiner Güter mir Kosten macht. Ib. Überschwang *(excès)*. 2, 153 Mildigkeit *(charité)*. Ib. Ich bot Julie Fehde *(j' fis la guerre à J.)*. Ib. Eingeschneizel *(ragoûts)*. 2, 156 Nachdrucksam *(avec emphase)*. 2, 159 Eine mit Ausdehnungskräften begabte *(expansive)* Seele. 2, 164 verschatten *(abrutir)*. 2, 165 köpfisch *(têtu)*. 2, 167 Brustflüsse *(fluxions de poitrine)*. Ib. Sonnenschüsse *(coups de soleil)*. 2, 168 Eine unerleuchtete *(peu éclairée)* Mutter. 2, 178 Mündigsprechung zum Wortführen *(émancipation de parole)*. 2, 176 Blütenleere *(stérile)* Kindheit. 2, 178 Heimlich unter den Fuss geben *(suggérer)*. 2, 181 Gewissen Schlages *(à coup sûr)*. 2, 183 Gewährsquelle *(autorité)*. 2, 187 Massnehmung der Vorsicht *(précaution)*. Ib. Sie von ihren Befürchtungen emporraffen *(la rassurer sur)*. 2, 190 Prozesskrämer *(plaideurs)*. 2, 191 Ein Erhallen *(retentissement)* der Fröhlichkeit. 2, 194 Wohldiener *(parasites)*. 2, 201 Empfindlich *(sensible*, d. h. dankbar) für meinen Eifer. 2, 209 Systemenfreund *(homme à systèmes)*. 2, 211 Von fernher beziehend *(indirectement)*. 2, 215 Über ihre Andränge *(atteintes)* erhaben. 2, 222 Auf den Herrn und Meister stechen *(trancher du seigneur)*. 2, 229 Kinder eines zweiten Bettes. 2, 237 Der sich ihre Kinder zu üben vorsetzt *(se propose)*. 2, 240 Die hohen Mienen *(les grands airs)* der Fremden. 2, 251 Die Mittel wären der göttlichen Macht anständig *(convenoient)*.

2, 254 Verschwebungen *(égarements)* der Vernunft. 2, 263 Mein Verbundener *(mon allié)*. 2, 264 Soll ich bis zum Ziele *(jusqu'au bout)* gehen? 2, 265 Du hast mir nichts mehr zu entraffen *(dérober)*. 2, 270 Alle meine Vermögen *(toutes mes facultés)* sind dahin. Ib. Die Freuden, die im Bezirke meiner Kraft *(à ma portée)* liegen. 2, 272 Gottesliebe *(amour de Dieu)*. Ib. Andächtler *(dévot)*. 2, 278 Junge Personen *(jeunes personnes)*. 2, 283 Sie durchstiessen die Luft mit ihrem Geschrei *(perçoient)*. 2, 286 Mein Sinn ist gleich unverkrümmt *(la droiture d'intention est la même)*. 2, 288 Diese Ideen hegen den Unglauben mit Mutterwärme *(fomentent)*. 2, 292 Nichts was mich übel von ihm zu weissagen veranlasst hätte *(qui me fît mal augurer de lui)*. 2, 298 Sprachfertigkeit *(sentence)*. 2, 302 Ihre Arme in ausspannender Bewegung *(ses bras en contraction)*. 2, 308 Ich sterbe um eins mehr *(une fois de plus)* u. s. w.

Nicht wenig tragen endlich die zahlreichen Druckfehler dazu bei, den Text zu verdunkeln oder gar zu entstellen. Auch hier geben wir nur eine kleine Auswahl; 1, 6 Er sage es, we*m* er will *(s'il veut)*, der ganzen Erde. 1, 19 Zuverlässig ist die Ihrige, nicht so die knechtische. (Das Komma zu streichen.) 1, 46 In dem Herzen de*s* (= de*r*) Geliebten. 1, 52 Weil ich fromm gewählt hatte, erhielt ich wie Salom*e* (= Salomon, vgl. 1. Könige 3, 13) neben dem, was ich erbeten, auch das, um was ich nicht bat. 1, 64 Alle*m* aufbieten. 1, 84 Ein Verbreche*r* (= Verbrechen). 1, 89 Dein Bild *n*ützt (= *st*ützt) jene wie diese. 1, 98 Alle Gedanken, die ich vo*r* (= von) der Liebe gedacht. 1, 109 Ihre Schmeicheleien sind *m*einem Sinne *(en un sens)* Wahrheiten. 1, 55 Fuhr ih*r* (= ich) fort. 1, 60 Die einst zu *le*ben *(aimer)* wusste. 1, 162 Die Vernunft hält sich nur (fehlt: durch) dieselbe Rüstigkeit der Seele. 1, 174 Bei*l*spiel *(exemple)*. 1, 178 Ent*b*ehrung *(déshonneur)*. 1, 179 Die Vergangenheit ent*b*ehrt mich *(m'avilit)*. 1, 180 In *m*einem *(dans un cœur)*. 1, 181 Missgriffe — machen dem, der sie mehr verbessert, Ehre als dem, der sie verzeiht (= machen dem, der sie verbessert, mehr Ehre etc.) 1, 182 Da*ss* sie nicht kennen *(puisque)*. 1, 184 Eine Anzeige *(un indice,* = Anzeichen). 1, 187 *Fratto (= frutto) senile in su'l giovenil siore (= fiore)*. 1, 188 Die Entzückungen, die uns über uns selbst (fehlt: *élevoient)* bei der Erzählung jener Heldenthaten. 1, 191 Anhänglichkeit *(dépendance)*. Ib. *O qual siamma (= fiamma)*. 1, 199 *mi trasise (= trafise)*. Ib. Er passt nicht wenig *(moins)*. 1, 213 Die heurigen Autoren *(les a. d'aujourd'hui)*. 1, 215 Unvermerkt urteile ich, weil *(comme)* ich die ganze Welt urteilen höre. 1, 224 Der grösste *(la plupart)* der Beobachter. 1, 236 Welche Flammenströme dringt *(puisent)* mein durstiger Blick aus diesem Bilde. 1, 238 ent*b*ehrt werden *(déshonorer)*. 1, 246 Köstliches *(artificiel) Rot*. 1, 291 Mein Vater würde mir den Tod geben oder meine*m* Geliebten (= meinen G.). 2, 13 Wenn ich glaube *(si je croyois)*. Ib. Wenn Dein Sklave *D*ich (= sich) tötete. — Zwei Zeilen weiter unten fehlt „Dich“. 2, 14 Und frag*en* Sie (= frage Sie). 2, 15 Absehen vor dem St*re*ben (= St*er*ben). Ib. Fehlt der Name des Cato nach dem des Brutus und Cassius, wodurch der Sinn des Satzes unverständlich wird. 2, 30 Mit einem deutschen *(chaste)* Mädchen. 2, 31 Dic*h* (= die) ich zu finden glaubte. 2, 35 Eine, die ihre Gefühle nur in der Masse *(à mesure)* aushaucht, als man sich ihnen hingibt. 2, 40 *vento insido (= infido)*. 2, 52 Ein martialisches Äussere, das ihm um so besser als sein Gebärdenspiel steht, feurig und rasch, wenn er lebhaft wird, ernster und ruhiger ist, als sonst *(qui lui sied d'autant mieux que son geste, vif et prompt quand il s'anime, est d'ailleurs plus grave et plus posé qu'autrefois*. 2, 65 Linden, die den Eingang be*k*ränzten *(bordoient)*. 2, 66 Ihr Blick allein be*f*euert *(anime)* ihren Eifer. 2, 74 Machen si*ch* (= sie) des

Dienstes unfähig. 2, 101 Ich habe zwei Stunden meines Lebens in diesem Elysium zugebracht, denen ich *eine* (= *keine*) Zeit meines Lebens vorziehe. 2, 111 Des *Bestandes (secours)* der Tugend. 2, 113 Du wirst nich*t* (f. nichts) sehen. 2, 138 Dass ihre Wohlthaten ih*r (leur)* lästig werden. 2, 164 Eintracht und Sitte geleiten sic*h* (f. *sie*). Ib. Man kann sich (= sie) zwingen. Ib. Man kann die Menschen ver*ä*ndern (f. ver*hi*ndern). 2. 184 in *m*einer (f. einer) Art von Vernichtung. 2, 192 Minder genötigt *(exercé)* als die andern. 2, 193 Wissen Sie, wodurch Klara (d. h. Clarens!) mir gefällt? 2, 204 verwundet *(surpris)*. 2, 214 Alles vereinigte sich, sie (f. mich) richtig zu leiten. 2, 227 Worüber er den (f. der) ersten vergass. 2, 231 Es leben die Duennen von zwanzig *(de vingt ans)*. 2, 253 Sie habe*n* (f. habe) meine Einbildungen zum besten *(qu'elle abuse)*. 2, 255 *mio temro* (f. *tempo)*. 2, 262 müssten sie mir die Ehre rauben (hier ist übersprungen: *d'élever vos enfants, vous ne m'ôterez point les vertus)* die ich von ihnen habe. 2, 267 ohne Rückfall *(sans réserve)*. 2, 278 6. Zeile von oben steht u*nd* für: u*m*. 2. 286 Diese Reste eines Lebens, die das Le*b*en wegsaugt *(absorbés par la souffrance)*. 2, 288 Sie st*re*ben als *W*ärterin *(vous mourez martyre)*. Ib. Sie hielt *hin* (f. *ihn)* zurück. — Fast zahllos sind die Fälle, wo die Fürwörter Sie, Ihr, Ihnen mit kleinem statt mit grossem Anfangsbuchstaben gedruckt sind, und umgekehrt, ebenfalls ein Umstand, der das Verständnis erheblich erschwert.

Aus diesen Anführungen, die wir aus dem reichen uns vorliegenden Materiale herausgreifen, dürfte zur Genüge hervorgehen, dass die in Rede stehende Übersetzung der *Nouvelle Héloïse* ein so gut wie wertloses Erzeugnis ist, vor dessen Gebrauche geradezu gewarnt werden muss. Einer solchen Leistung gegenüber sich alle Rechte vorzubehalten, wie es die Verlagshandlung thut, war kaum von nöten. Denn schwerlich werden nur einigermassen einsichtsvolle Leute versucht sein, sich eine solche Waare anzueignen.

---

7) *Rousseau's Bekenntnisse*, übersetzt von J. G. Heusinger. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Stephan Born. 3 Bde.

Wahrhaft erleichtert atmet man auf, wenn man von der oben beschriebenen Übersetzung der *Nouvelle Héloïse* zu derjenigen der *Confessions* übergeht. Zeichnet sich die erstere durch ein fast unerträglich zu nennendes Mass von Sprachwidrigkeiten und Übersetzungsfehlern aus, verbunden mit einer weitgehenden typographischen Nachlässigkeit, so hebt sich die Verdeutschung der *Confessions* in der vorteilhaftesten Weise davon ab. Sie steht zunächst in stilistischer Beziehung sehr hoch. Hier findet man eine wirklich natürliche, gefällige, gewandte Sprache, die dem Originale gegenüber ihre volle idiomatische Selbständigkeit zu wahren weiss, und dabei doch nicht der Untreue geziehen werden kann. Verfasser dieser Übertragung verfügt über eine weit umfassendere Kenntnis der Sprache, und die unrichtigen Wiedergaben, die bei einer Nachprüfung aufstossen, sind weder so zahlreich, noch so gröblicher Art. wie in dem erwähnten Falle. Endlich trägt auch die viel grössere Korrektheit des Druckes nicht wenig dazu bei, dass man die Lektüre dieser Bände wirklich mit Vergnügen geniessen kann. Referent gesteht, dass er nur einen Teil dieser Übersetzung genau mit dem Originale verglichen hat, nämlich die ersten 70 Seiten des ersten Bandes. Das Ergebnis dieser Arbeit war ein so günstiges, und der sich aufdrängende Gesamteindruck ein so vertrauenerweckender, dass es nicht angezeigt schien,

das ganze Werk einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Die kritische Ausbeute war eine sehr geringfügige, und die betreffenden Einzelheiten lassen sich rasch anführen.

Unter dem Gesichtspunkte des Stils möchten wir den Ausdruck „Frauenzimmer" beanstanden, der sich wiederholt (S. 18, 23, 24, 41) im edelsten Sinne findet. Diese Besonderheit möchte vielleicht darauf deuten, dass wir es auch hier mit einer Übersetzung älteren Datums zu thun haben, die man einer modernisierenden Überarbeitung unterzogen hätte. Wenigstens dürfte jetzt schwerlich noch Jemand sagen, wie es auf S. 18 heist: „Die Seelenreinheit dieses vortrefflichen Frauenzimmers." Ferner wird man in einem deutschen Texte die Verkleinerungsform *Suzon* kaum dulden dürfen, sondern dafür zu sagen haben: Suschen; ebenso wie man *Mademoiselle Goton* (S. 37) nicht stehen lassen darf für: Fräulein Gretchen. Was heisst es, wenn man S. 55 liesst: In Turin habe ich den Degen, wie man zu sagen pflegt, mit meinem Rücken ansehen müssen? Es möchte sehr bezweifelt werden, dass diese Wiedergabe denselben Eindruck macht, wie die Stelle des Originals: *Je me passois l'épée, comme on dit, au travers du corps,* womit bekanntlich ausgedrückt wird: Ich verkaufte den Degen und verzehrte den Erlös desselben.

Wirkliche Unrichtigkeiten sind uns, wie schon bemerkt, in dieser Übersetzung nur selten aufgestossen. So wird man S. 24 nicht sagen können: Mein Magen empörte sich schon bei der Erinnerung, für das französische: *Le cœur me souleroit.* S. 26 ist *fangeux* nicht schlüpfrig, sondern schmutzig. S. 29 heisst *se mettre en nage* sicher nicht: sich ins Wasser stürzen, sondern: sich in Schweiss bringen. S. 49 „ohne dass ich mich erniedrigen muss, es ihm zu sagen" deckt sich nicht mit: *sans que je m'appesantisse à le lui dire.* S. 50 liest man: Viel oder wenig *(Petit ou grand)*, ich erinnere mich nicht, dass ich je in meinem Leben auch nur das geringste an Geld gewonnen habe. Es ist klar, dass hier ein Fehler vorliegt. Ebenso ist es S. 58 nicht richtig zu übersetzen: „In dem Gedanken zu reisen, kam ich nach Consignon." Das Original hat *à force de voyager* etc. S. 67 heisst es: „Der Bauer, der mit uns speiste." Damit wird aber der Sinn des Originals verwischt, das hier lautet: *qui dinoit pour nous.* Die beiden anderen Tischgenossen essen nämlich sehr wenig, der Bauer aber um so mehr.

Auch die Druckfehler beschränken sich auf eine sehr geringe Zahl Erhebliches hierin ist uns nur aufgestossen auf S. 49, wo man „Werk" *(instrument)* für „Werkzeug" liest, und auf S. 50, wo eine Zeile ausgefallen ist, in dem Satze: „Ich werde weniger von dem Gelde versucht, als von den Dingen, denn zwischen das Geld und den gewünschten Besitz und den Genuss aber kann nichts treten." Es fehlt hier nach dem Worte „Besitz" die Übersetzung von: *il y a toujours un intermédiaire: (au lieu qu')entre la chose même.*

Diese wenigen Stellen, wo die vorliegende Übersetzung noch der bessernden Hand bedarf, sind durchaus nicht dazu angethan, den vorteilhaften Eindruck, den das Ganze macht, zu verwischen, und dieser beruht, wie gesagt, wesentlich auf dem fliessenden, gut deutschen Übersetzungsstil in Verbindung mit der sorgfältigen Wiedergabe des Originals. Eine nützliche Beigabe ist die vorausgeschickte, von Prof. Born verfasste knappe Charakteristik Rousseau's als Mensch und Schriftsteller.

---

8) B. de Saint-Pierre, *Paul und Virginie.* Mit einer Einleitung und in neuer Übersetzung von Karl Saar. (1 Bd. von 207 S.)

Auch hier ist die Arbeit des Rezensenten erfreulicherweise eine sehr angenehme. Denn ist schon die blosse Kenntnissnahme dieser Übersetzung mit ihrer klaren, edlen, glatt hinfliessenden Sprache, die sich der des Originals würdig an die Seite stellt, ein wahrhafter Genuss, so verdient andererseits auch die Treue und Sorgfalt der Verdeutschung warme Anerkennung. Auf jeder Seite merkt man, dass der Übersetzer den Forderungen der französischen Sprache nicht minder gerecht zu werden weiss, als den Forderungen der deutschen Sprache, und so ist es ihm gelungen, das berühmte Tropenidyll unserem Publikum in einer würdigen Form vorzuführen, welche zugleich, dies sei ausdrücklich bemerkt, das ganze, unverkürzte Original wiedergibt. Ein so treffliches Werk möchte man allerdings auch von kleinen Fehlern frei wissen, und dieser Wunsch bestimmt uns, die Stellen in Kürze hierher zu setzen, die noch einer Verbesserung bedürftig sind.

In Bezug auf den Ausdruck erscheint nicht ganz glücklich: S. 26 Sie säugte *(allaitoit)* ihr Kind (andererseits dafür besser: stillen). S. 37 Moralpredigerei. S. 60 Der Kristallschmuck eines Lüsters *(lustre,* d. h. Kronleuchters). S. 66 Ansprache für *appellation* wäre besser durch: Bezeichnung zu ersetzen. S. 90 Knirschende Fluten *(eaux mugissantes)* ist sicherlich nicht deutsch. Bei dem Ausdrucke (S. 91): Der Garten war gänzlich verschwemmt und vermuhrt *(le jardin étoit bouleversé par d'affreux ravins)* werden viele Leser vor einem Rätsel stehen. S. 105 „Prächtige Bassins" wird schwerlich jedermann richtig auffassen. S. 136 Die Überzahl der Menschen ist eine mindestens sehr ungebräuchliche Wendung für: *le reste des hommes.* S. 143: „Deine niedrige Geburt verrammelt *(ferme)* Dir jeden Weg zu Staatsämtern." „Verschliesst" wäre wohl der angemessenere Ausdruck. S. 179 liest man: Acht der angesehensten Familientöchter *(huit demoiselles des plus considérables).* S. 190 Du hast nur mehr *(ne plus que)* jene auf der Welt etc. S. 197 Ich habe das Weltmeer überschifft *(traversé).* S. 201 Die Vernunft des Menschen ein Abklatsch *(une image)* der göttlichen Weisheit.

Kleine Ungenauigkeiten sind zu verzeichnen S. 30 und S. 79 „Roggen" für *froment.* S. 48 Am Fusse des Baumes ein Feuer anmachen *(mettre le feu au pied de ce palmiste).* S. 56 Buschneger *(noirs marrons).* S. 78 Feurige Pfeile *(gerbes lumineuses).* S. 87 Einer jener furchtbaren Sommer, welche von Zeit zu Zeit die Tropengegenden heimsuchen, herrschte verwüstend auch bei uns *(vint étendre ici ses ravages),* d. h. kam mit seinen Verwüstungen auch hierher). S. 172 Ein fahles, schales Zwielicht *(une lueur olivâtre et blafarde).* S. 204 Der gerechte Himmel gibt *(envoie)* grausamen Seelen die fürchterlichsten Glaubensmeinungen *(supplices)* ein.

Der Text ist korrekt bis auf folgende Kleinigkeiten: S. 42 Nach reiflicher Überlegung habe sie dem Herrn La Bourdonnaye bestens empfohlen. Hier fehlt das Objekt: sie. S. 50, 9. Zeile von oben: unbe*k*annt, für unbe*n*annt. S. 66: rührende Sagen *(noms touchants).* S. 91 Bengalisten (= *bengalis).* S. 147 Der Himmel hat dir Freude *(des amis)* geschenkt. S. 185 Die Stelle, wo sie vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnte*n* (dafür lies: konnte), nach dem Original: *où elle s'assit ne pouvant plus marcher.* Ein Druckfehler erklärt wohl auch den Übersetzungsfehler auf S. 138 die hier sogenannten Apfelbäume *(bois de gomme).*

Ein empfehlendes Wort verdient auch die Einleitung über Bernardin der Saint-Pierre. (S. 5—16) Vielleicht könnte der Stoff darin etwas

methodischer geordnet sein, trotzdem aber werden diese in ungemein warmem Tone geschriebenen Seiten den Leser gewiss fesseln. Von dem sprachlichen Können des Verfassers erhält man gleich hier einen vorteilhaften Eindruck. K. A. Martin Hartmann.

Block, John, *Beiträge zu einer Würdigung Diderot's als Dramatiker.* Königsberger Dissertation. Königsberg, 1888. Buchdruckerei von R. Leupold. 78 S. 8⁰.

Eine jedenfalls fleissige, mühevolle Arbeit, die das über Diderot's ästhetisch-dramaturgische Anschauungen und Rührstücke im wesentlichen schon bekannte eingehend zusammenstellt und auch die dramatischen Fragmente des Aufklärungsphilosophen sorgfältig bespricht. Durch dieses (III.) Kapitel (S. 34—78) gewinnt die Abhandlung eine mannigfach selbständige Bedeutung.

Als Zeugnis, dass die jüngeren Fachgenossen sich vom Mittelalter mehr und mehr zur Litteratur der Neuzeit, namentlich zu dem vielfach bahnbrechenden XVIII. Jahrhundert wenden, verdient auch diese Dissertation Beachtung und Anerkennung.

R. Mahrenholtz.

Gudin de la Brenellerie, *Histoire de Beaumarchais. Mémoires inédits publiés sur les mss. originaux par* Maurice Tourneux. Paris, 1888. E. Plon, Nourrit & Cie. XXVIII, 508 S. 8⁰. Preis: 7 fr. 50 cent.

Zu den vertrautesten Freunden des litterarischen und politischen Abenteurers Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais gehörte ein jetzt ziemlich vergessener Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts: Paul-Philippe Gudin de la Brenellerie. Aus einer französischen Familie des Waadtlandes stammend, ist Gudin am 6. Juni 1738, also sechs Jahre später als Beaumarchais, in Paris geboren. Wie sein bedeutenderer Zeitgenosse war auch er der Sohn eines Uhrmachers. Ob er in Genf Theologie studiert habe, wie seine Witwe behauptet, ist nicht authentisch nachzuweisen; wir wissen nur, dass er, vermutlich von Genf aus, nach Ferney zu Voltaire gepilgert ist. In litterarischer Hinsicht hat er seit 1760 sich durch Tragödien, die teils der antiken Legende *(Agamemnon's Tod, C. M. Coriolanus, Lykurg und Solon)*, teils der französischen Geschichte *(Lothar und Waldrade, Hugo d. Gr.)* angehören, teils durch ein Epos zur Verherrlichung von Karl's VIII. Zug gegen Neapel, teils durch gereimte Er-

zählungen kulturhistorischen Inhalts, teils durch einen unvollendet und unveröffentlicht gebliebenen *Essai sur le progrès des arts et de l'esprit humain sous le règne de Louis XV*, den Beifall der *Correspondance littéraire, philosophique et critique*, aber keine bleibenden Erfolge errungen. Seine Tragödie *Lothaire et Valdrade* wurde wegen ihrer antikatholischen Tendenz am 28. September 1768 zu Rom feierlich verbrannt und trotz mehrfachen Wiederabdruckes von den Frommen fast gänzlich aufgekauft und vernichtet. Seine Freundschaft für Beaumarchais musste er mit seiner Haft im Temple büssen, wofür er sich durch eine anonyme Satire rächte. Voltaire's Andenken feierte er durch einen *Éloge* und verteidigte auch seine Geschichtswerke und die ihm von der französischen Revolution erwiesene Ehre der Beisetzung im Panthéon. Mit dem Jahre 1789 warf er sich auf das Gebiet der Zeitpolitik, wurde aber trotz oder wegen Beaumarchais' Empfehlung nicht zum Volksvertreter gewählt und sogar als Royalist verdächtigt, weil er (1790) in einem *Supplément au Contrat social* das monarchische System verteidigt hatte. Er floh nach dem Dörfchen Marcilly bei Avallon, kehrte später nach Paris zurück, suchte aber nach dem 18. Fructidor sein Asyl wieder auf. Seinen Freund Beaumarchais überlebte er um fast dreizehn Jahre und starb, nachdem er sich später verheiratet hatte, am 26. Februar 1812 zu Paris, wohin er sich nach dem Sturze der Jakobinerherrschaft wieder gewandt hatte.

Das Manuskript der *Histoire de Beaumarchais* ist bereits von den Biographen Beaumarchais', Loménie und Bettelheim, benutzt worden; Tourneux ist ihr erster Herausgeber, wobei er von Herrn Eugène Lintilhac, der ein anderes Manuskript des Werkes eingesehen hatte, unterstützt worden ist. Wir haben uns länger bei Gudin's Biographie, die Tourneux in der *Notice préliminaire* gibt, aufgehalten, weil wir über die *Histoire de Beaumarchais* selbst wenig zu sagen haben. Durch die Publikation hat Tourneux zwar Gudin, aber nicht Beaumarchais einen Dienst geleistet, denn was wir über letzteren erfahren, ist schon durch Sainte-Beuve, Loménie und namentlich durch Bettelheim genauer und ausführlicher bekannt. Gudin's Werk ist natürlich panegyrisch und leidet an einer grossen Überschätzung der Dichterbegabung Beaumarchais', nebenbei auch an mannigfacher Unkenntnis. So bedauert Gudin, dass sein Freund nicht bei den Jesuiten, *ces excellents instructeurs*, studiert hätte, die würden ihn u. a. auch mit dem Aristophanes bekannt gemacht haben. Was wir aber durch Voltaire, Morellet u. a. über jesuitische Dressuranstalten des achtzehnten Jahrhunderts wissen, lässt dieses Bedauern in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen, namentlich ist

die griechische und grossenteils auch die römische Litteratur der besseren Zeit in ihnen sträflich vernachlässigt worden. Über Katharina II. Verhältnis zu Beaumarchais' Ausgabe der Werke Voltaire's ist Gudin wenig unterrichtet. Wenn die berechnende Herrscherin den Druck der grossen Ausgabe nach St. Petersburg ziehen wollte, so leitete sie nicht der Eifer für die Sache, sondern der Wunsch, die Veröffentlichung ihrer Korrespondenz mit Voltaire zu überwachen und einzuschränken. In diesem Sinne hat sie ihrem litterarischen Agenten Grimm in Paris bindende Instruktion gegeben.

Tourneux hat der *Histoire* eine Anzahl schätzenswerter litterarischer Notizen und drei Anhänge beigefügt, unter denen ein von Beaumarchais unterdrückter Widmungsbrief des *Mariage de Figaro* an Ludwig XVI. und Marie Antoinette und ein darauf bezüglicher Brief des Abbé Sabatier de Castres, Voltaire's Gegner, an Gustav III. von Schweden besonderes Interesse haben.

Immerhin ist Gudin's Werk zwar wegen der nahen Beziehungen des Autors zum Helden von Bedeutung, aber weder eine parteilose, noch eine besonders wichtige Quellenschrift.

R. Mahrenholtz.

Horning, Adolf, *Die ostfranzösischen Grenzdialekte zwischen Metz und Belfort.* Mit einer Karte. *(Französische Studien,* herausgegeben von G. Kœrting und E. Koschwitz, V. Bd., 4. Heft.) Heilbronn, 1887. Gebr. Henninger. 122 S. gr. 8⁰. Preis: M. 4,40.

Seit wenigen Jahren erst ist man bestrebt die Dialekte unter Zugrundelegung der Forderungen, welche eine wissenschaftliche Behandlung derselben erheischt, zu bearbeiten. Auf diesem Gebiete haben wir bis jetzt nur wenige gute Arbeiten der Art zu verzeichnen: von Ascoli für das Italienische, von Gartner für das Rätoromanische, für das Französische von Cornu, Joret, Gilliéron, für das Rumänische von Tiktin. Diesen Arbeiten stellt sich ebenbürtig an die Seite die obige Schrift Horning's über die ostfranzösischen Dialekte zwischen Metz und Belfort.

Das sehr bedeutende Material, welches Verf. in den Jahren 1883—1886 gesammelt hat und welches aus siebenundsechzig Ortschaften Lothringens und der Vogesen, die an der Sprachgrenze zwischen Metz und Belfort liegen, stammt, ist zum grössten Teil vom Verfasser an den Orten selbst gehört und aufgezeichnet worden. Für die wenigen, von ihm nicht selbst aufgesuchten Ortschaften hat er das Material von Eingeborenen erhalten. Die

von mir in den unmittelbar an der Sprachgrenze gelegenen Ortschaften gemachten sprachlichen Erhebungen stimmen, abgesehen von unbedeutenden Einzelheiten, ziemlich genau mit den von Horning gemachten Aufzeichungen überein. Der behandelte Wortschatz ist graphisch genau fixiert worden. Bis auf zwei Punkte bin ich mit der Lautbezeichnung des Verfassers einverstanden. Verfasser hätte zwischen *e*- und *i*-Nasal unterscheiden sollen; ich habe auch *v*-Nasal gefunden. Da er ferner den dem französichen *ch* entsprechenden Laut mit *ş* bezeichnet, so wäre es wohl folgerichtiger gewesen, wenn er den entsprechenden sanften Laut mit *ẓ* (statt mit *j)* wiedergegeben hätte, zumal er *s* für den scharfen *s*-Laut und *z* für den sanften schreibt.

Verfasser gibt S. 7—86 eine ausführliche Lautlehre des ganzen Gebietes, an welcher die Methode und die Klarheit der Darstellung besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Dabei geht er naturgemäss vom Lateinischen aus. Beim Vokalismus ergibt sich die Anordnung von selbst. Beim Konsonantismus werden zunächst die Gutturale *(h, c* vor *a, o, u* und vor Konsonanten, *c* vor *e* und *i, g* und *j, qu)* behandelt, an welche *s (x)* und *r* angeschlossen werden; dann folgt die Darstellung der Dentalen *(d, t)*, der Liquiden *(l, m* und *n)* und der Labialen *(b, p, f, v* und deutsches *w)*.

Dadurch dass mehrere unter einander verwandte, lautlich aber verschieden gefärbte Mundartgruppen verglichen werden, ist es dem Verfasser möglich geworden in die Erklärung der meisten lautlichen Erscheinungen einzudringen. Ganz besonders interessant sind die Exkurse über dem Lothringischen eigentümliche Lauterscheinungen: S. 34 ein historischer Exkurs über *ẹ*, S. 56 die *œ*-Laute, S. 58 vortoniges *o* im Hiat zu *aw*, S. 81 das Verhältnis der Laute *χ* (ħ) zu *ş (j)*, S. 84 die Aussprache der sanften Konsonanten am Wortende.

Zu § 3 und S. 82 bemerke ich: Die Form *şyạ̈l'* erstreckt sich in A von Deutsch-Oth bis Rollingen; im übrigen A-Gebiet findet sich der *o*-Laut, und zwar in der Form *χōl'*, in B und C überall *a*, und zwar für B in der Form *şāl'*, für C in der Form *χāl'*. Für D glaube ich einen Laut zwischen *a* und *o̯* konstatieren zu können, den ich mit *aₒ* und mit *oₐ* bezeichnete, je nachdem der Laut dem *a* oder dem *o* näher kam.

Zu § 73. Mit der Bezeichnung *ĩŋ* für Vorlage *i* + *no* kann ich mich nicht einverstanden erklären. Das Aussprechen von reinem geschlossenen *i* + blossem Ansatz zur Artikulation des *n (ŋ)* kann ich mir nicht denken, ohne dass dieses *i* nasaliert wäre. Ich erkläre mir den Vorgang folgendermassen. Zwischen ursprüngliches *i* + *n* schob sich als Übergangslaut von *i* zu *n*

ein *i*-Nasal *(ĩ)* ein, so dass *iĩn* entstand. Das reine *i* verschwand mit der Zeit; von *n* blieb ein blosser Ansatz zurück, den man in Ermangelung eines besseren Zeichens mit *ŋ* bezeichnen mag, so dass die Aussprache wohl eher *ĩŋ* ist. Diesen Laut habe ich in einigen Ortschaften des D-Gebiets notiert. Den Ansatz zur Artikulierung des *n* fand ich in A nicht mehr vor, sondern nur *ĩ* (*i*-Nasal), dem bei ausdrucksvollem Sprechen bei der Auflösung ein *ẹ* nachklang = *ĩᵉ*. In anderen Gebieten ist nicht allein der Ansatz zur Artikulierung des *n* verschwunden, sondern auch die Nasalierung. Wir hätten also aus ursprünglichem *i* + *n* **iĩn*, *ĩŋ*, *ĩ*, *i*. In den Gebieten, wo *i* + *n* zu *e*-Nasal *(ẽ)* wird, haben wir entsprechend **ẽŋ*, *ẽ* und *ẹ*; für *ẹ* führt Verfasser mehrere Beispiele auf.

Zu § 127. Für Gruppe B kann ich folgende Einzelheiten hinzufügen. In lothringisch offener Silbe findet sich: 1) in den Verben, welche dem Bartsch'schen Gesetze folgen, auf dem ganzen Gebiete *i*: *s'nayi (se noyer)*; — 2) bei Suffix-*arius œ*: *lažœ (léger)*, *nœžœ (le noyer)*; das Fem. ist *ēr'* von Conthil bis Bensdorf-Nebing, aber *œ̄r'* von Albesdorf-Dorsweiler ab; — 3) bei *ẹ* + *y* noch *i* von Gruppe A bis Bensdorf-Nebing, *œ̆* von Dorsweiler ab gegen Gruppe C: *lœ̆* (lectus).

In lothringisch geschlossener Silbe entwickelt sich in B aus freiem *ẹ* ein *i*: *fīf (febris)*, *pīr' (petra)*, *tīr' (terra)*. Aus *ẹ* + *y* wird *œ̆*: *ṣœr'* (sequere), *ṣœ̆ṣ* (sex). *Decem* ist auf dem ganzen Gebiete *dẹ̆ṣ*.

Zu § 166. *R* vor *d*, *t* ist erhalten in Gruppe A von Deutsch-Oth bis Kurzel excl.: *mẹrtēⁱ (marteau)*, *r* ist einfach geschwunden von Kurzel bis B und in B bis Rohrbach: *mete*.

Grosses Interesse gewähren die Resultate, welche Verfasser aus seiner Untersuchung zieht, auf Grund deren er das ganze von ihm behandelte Gebiet in eine Reihe von sprachlichen Gruppen einteilt (S. 1—5). Er führt zunächst eine Reihe sprachlicher Merkmale auf, welche dem ganzen Gebiet oder doch dem grössten Teile desselben im Gegensatz zum Französischen eigen sind. Es sind deren sieben, welche in dem ganzen Gebiet, und zwei, welche in dem grössten Teile desselben gefunden werden. Dieselben Resultate habe ich zu verzeichnen. Nur bei acht würde ich sagen: Die Endung *-ata* = *ay'*, *ẹy* oder *ey'*. Ich notierte *ẹy'* für Baronweiler und Landorf (Kreis Forbach, Kanton Grosstänchen), für das von mir in *Die Mundart der französischen Ortschaften des Kantons Falkenberg (Kreis Bolden in Lothringen)* behandelte Gebiet, für Burtoncourt (Landkreis Metz, Kanton Vigy) und Aboncourt (Kreis Diedenhofen, Kanton Metzerwiese) und für Netzenbach und Grandfontaine (Kreis Molsheim, Kanton Schirmeck). In einigen

anderen Ortschaften konnte man zweifelhaft sein in der Bezeichnung des Lautes; er schwankte an Übergangsstellen zwischen *ay'* und *ẹy'* oder *ẹy'* und *ey'*.

In einer Anmerkung S. 2 sagt der Verfasser, die Merkmale 2, 6 und, was *r* betrifft, 5 fehlten dem Wallonischen. Diese Merkmale finden sich in dem nordwestlichen Teile von Lothringen nicht mehr vor. Sie erstrecken sich nur bis Fameck (Kreis und Kanton Diedenhofen), von da ab nordwestlich, d. h. von Ersingen ab fehlen sie gänzlich. Soll man darnach annehmen, dass das Wallonische sich bis in das heutige Lothringen erstreckt?

In dieser Arbeit ist zum ersten Male der Versuch gemacht worden die von Groeber, *Grundriss*, I 415 ff., formulierte Frage zu beantworten, ob es natürliche, durch eine Reihe gemeinsamer Merkmale bestimmte sprachliche Gruppen gibt, dabei hätten die sprachlichen Erhebungen von sicher gegebenen Grenzen des Sprachverkehrs auszugehen. Hier sind es Spracharten an der Grenze gegen das Deutsche. Des Verfassers Ausführungen geben einen deutlichen Beleg für die Richtigkeit der von Groeber vertretenen Ansicht. Auf Grund einer Anzahl von lautlichen Eigentümlichkeiten hat er für das ganze von ihm behandelte Gebiet sieben Gruppen aufgestellt, welche er mit A, B, C, D, E, F, G benannt hat, während er die einzelnen Ortschaften einer jeden Gruppe mit a^1 a^2, b^1 b^2, u. s. w. bezeichnet hat. Die von mir an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen bestätigen diese Gruppeneinteilung. Von den Bewohnern selbst wird das thatsächliche Bestehen derselben empfunden. Die Bewohner der Grenzortschaften der einzelnen Gruppen sind sich des Unterschieds der von ihnen gesprochenen Sprachart mit der angrenzenden anderen sprachlichen Gruppe wohl bewusst; diese einzelnen Gruppen führen im Volke sogar besondere Namen. Ich verweise dafür auf meine Besprechung von Horning's Arbeit in der *Deutschen Litteraturzeitung*, 1888, No. 34. Der Verfasser führt für jede einzelne Gruppe eine Anzahl charakteristischer Merkmale auf, welche mit meinen Erhebungen genau identisch sind. Darnach wären längst der deutsch-französischen Sprachgrenze für eine jede Gruppe die äussersten Grenzen durch folgende Ortschaften gekennzeichnet. Gruppe A erstreckt sich von Deutsch-Oth (Kreis Diedenhofen, Kanton Fentsch) bis Conthil exkl. (Kreis und Kanton Château-Salins), Gruppe B von Conthil bis Langenberg (Kreis Saarburg, Kanton Rixingen), Gruppe C von Kappel (Kreis und Kanton Saarburg) bis Schirmeck (Kreis Molsheim, Kanton Schirmeck), Gruppe D von Rothau (Kreis Molsheim, Kanton Schirmeck) bis Klein-Rumbach (Kreis Rappoltsweiler, Kanton Markirch), Gruppe E von Altweier (Kreis Rappoltsweiler, Kanton Markirch) bis Urbeis

(Kreis Rappoltsweiler, Kanton Schnierlach); Gruppe F trifft das elsässische Gebiet nicht; Gruppe G endlich erstreckt sich von Welschensteinbach bis Menglatt (beide Kreis Altkirch, Kanton Dammerkirch).

Natürlich ist der Übergang von einer Gruppe zur anderen nicht ein schroffer, gewisse lautliche Besonderheiten hören früher auf oder erstrecken sich noch weiter bis zu den nächsten Orten. So erstreckt sich für Gruppe A Merkmal 1 von Deutsch-Oth bis Conthil exkl., Merkmal 2 von Deutsch-Oth bis Baronweiler exkl., Merkmal 4 von Deutsch-Oth bis Conthil excl.; für Merkmal 3 fehlen in meinen Aufzeichnungen die nötigen Belege. Für die Gruppe C finde ich bei mir nur die Merkmale 1 und 4 belegt; von diesen erstreckt sich 1 von Kappel bis Schirmeck und 4 von Losdorf (in B) bis Schirmeck. Für Gruppe G, für welche meine Aufzeichnungen mit den aufgeführten sechs Merkmalen übereinstimmen, kann ich leider nicht angeben, wie weit die einzelnen Merkmale sich in den Orten längst der Sprachgrenze erstrecken, da auf dem grössten Teile dieser Strecke die Sprachgrenze mit der politischen Grenze zusammenfällt, ich aber nur die Orte auf elsässischem Gebiete untersucht habe. Diese Gruppe gehört übrigens schon dem burgundischen Sprachgebiete an.

Zur Charakterisierung der Gruppen A, B, C und G führe ich noch folgende Eigentümlichkeit an. Lat. *inus* wird in der Gruppe A von Deutsch-Oth bis Fameck-Remelingen zu ẽ (ich muss hier von der Lautbezeichnung des Verfassers abweichen. Derselbe bezeichnet den *e*-Nasal mit ĩ, den ich genauer mit ẽ wiedergeben möchte, während ich mit ĩ den *i*-Nasal bezeichne, wofür der Verfasser *i(ŋ)* schreibt, welcher Laut meines Erachtens nicht immer mit dem von mir gehörten sich deckt); von Buss bis Baronweiler inkl. ĩᵉ (ich verweise zur Erklärung dieses Lautes auf meine *Mundart der französischen Ortschaften des Kantons Falkenberg)*, in B zu ẽ, in C zu ĩŋ und in G zu ĩ; lat. *ina* wird in Gruppe A *ẹn'* von Deutsch-Oth bis Rollingen, *in'* von Hemilly bis B, ferner in B und C, *ẹn'* in G. Durch Einwirkung eines vorhergehenden Nasals wird in A *i* nasaliert; lat. *missus* ist *mẽ* von Deutsch-Oth bis Fameck-Remelingen, d. h. auf dem Gebiete, wo *inus* zu ẽ wird; auf dem übrigen Gebiete von A, wo *inus* zu ĩᵉ wird, heisst die Form *mĩᵉ*.

Mit Recht macht der Verfasser noch darauf aufmerksam, dass die in Elsass-Lothringen gesprochenen Dialekte keine einheitliche Mundart bilden, dass sie die Fortsetzung in östlicher Richtung der auf französischem Gebiete sich befindlichen Gruppen sind.

Horning's Schrift darf infolge der guten darin angewandten

Methode und der Klarheit der Darstellung mit Recht jedem zum Studium und als Muster empfohlen werden, welcher an die Bearbeitung lebender Sprachen herantreten will. C. This.

Tellier, Jules, *Nos Poètes.* Paris, 1888. A. Dupret. 257 S. 8⁰. Preis: 3 fr. 50 cent.

Un joli volume qui mérite d'être bien accueilli par tous ceux qui s'intéressent à la littérature française contemporaine, quoi qu'on pense d'ailleurs de la façon dont l'auteur a rempli la tâche qu'il s'était proposée. M. Tellier a voulu nous parler „de nos poètes d'à présent, et de leur poésie". Tous ceux qui pensent que pour être poète il suffit de savoir écrire à terminaisons plus ou moins semblables, verront avec plaisir que la France actuelle possède plus de 150 „poètes". Un beau chiffre, assurément, et qui paraît donner un éclatant démenti à ceux qui se plaignent du prosaïsme contemporain! Il est vrai qu'il y a des gens que cet argument risque de ne pas convaincre. Ils estiment que *poésie* n'est pas nécessairement synonyme de *versification*, et que Rousseau et Georges Sand, pour ne parler que des morts, ne le cèdent guère en fait de génie poétique à l'abbé Delille et à Théophile Gautier. Même ceux-là auraient mauvaise grâce à ne pas accepter le point de départ de M. Tellier, et à ne pas lui être reconnaissants de nous avoir montré l'état actuel en France de la *poésie en vers.*

Peut-être pourrait-on souhaiter que l'auteur eût suivi un plan un peu plus rigoureux, qu'il ne se fût pas borné simplement à nous dire quelques mots, un peu au hasard de la plume, de tous ceux qu'il honore du titre de poètes, qu'il eût aussi cherché à indiquer, autant que faire se pouvait, les liens qui unissent les plus importants d'entre ces poètes à leurs contemporains et à leurs prédécesseurs. M. Tellier nous parle bien à différentes reprises de poètes qui ont *imité* Musset, d'autres qui ont *imité* Baudelaire etc. C'est fort bien! Pourquoi ne nous dirait-il pas ce qu'il pense de MM. Verhaeren et Stanislas Guaita? Mais il est regrettable que la place lui ait manqué pour nous parler de ce que Lecomte de Lisle, un vrai poète celui-là, a de commun avec Alfred de Vigny et André Chénier. Il est vrai que nous apprenons en revanche que Lecomte de Lisle a fait un plus fréquent usage que personne de la lettre *R*, ce qui d'ailleurs, soit dit en passant, ne me paraît nullement établi.

Je reprocherai donc sourtout à M. Tellier de s'élever trop rarement à un point de vue général, de trop considérer ses

poètes en eux-mêmes, en un mot de trop nous parler de poètes et pas assez de poésie. Sans doute son style y a gagné en grâce et en légèreté. C'est charmant de dire que „M. Vignier est un grand poète si on le compare à M. Gustave Kahn . . . et M. Kahn est un grand poète si on le compare à M. Ghil", et de nous parler sur la même note de toute l'école décadente et symboliste. Pour ma part j'eusse préféré connaître l'opinion de l'auteur sur le genre décadent lui-même, et sur la façon dont on peut expliquer son apparition dans la littérature française. Qu'on pense ce qu'on voudra de la poésie décadente, on ne l'empêchera pas d'offrir un certain intérêt pour l'histoire littéraire, quand ce ne serait que par le seul fait de son existence, et M. Tellier aurait peut-être fait preuve de plus d'esprit à en parler moins spirituellement.

Indiquons en quelques mots la disposition générale du volume. Il comprend quatre *Livres*. Le premier a pour titre: *Quatre maîtres*. Les maîtres sont, pour les citer dans l'ordre adopté par l'auteur, Lecomte de Lisle, Théodore de Banville, Sully-Prudhomme et François Coppée. Il serait puéril de protester contre le rang que M. Tellier assigne à chacun de ces poètes ou de regretter que tel d'entre à Richepin par exemple, qui se trouve relégué dans la dolente et innombrable foule des poètes contemporains". De tels jugements par numéros d'ordre sont beaucoup trop affaire de goût individuel et de tempérament pour qu'on puisse leur accorder une grande attention.

Je me borne à constater que Théodore de Banville jouit à un degré tout particulier de la sympathie de M. Tellier. C'est „un Ovide bien supérieur", voire même „à la fois un Ovide et Pindare". Sans doute ses vers ne disent pas grand'chose, mais il n'en est pas moins grand poète pour cela. „Il y a quelque chose de divin dans le don de parler pour ne rien dire" (à lire en toutes lettres p. 40!). Et M. Tellier nous le prouve, car, dit-il, un bois qui murmure n'a aucune idée, et cependant il y a dans son murmure quelque chose de divin. Oh! le beau raisonnement! L'auteur oublie que si un bois n'a aucune idée, du moins il peut éveiller en nous des idées et des sensations, tandis que des vers qui ne renferment aucune idée ne sauraient éveiller en nous quoi que ce soit, le lecteur me dispensera sans doute de dire pourquoi. M. Tellier se réclame aussi de la vénération que les Arabes ont pour les fous. Je ne sais si les Arabes vénèrent la poésie de Théodore de Banville, mais il me paraît incontestable qu'un homme dont les idées sont incohérentes est infiniment plus intéressant qu'un homme qui n'a pas d'idées du tout.

Le second Livre nous parle de *Quelques aînés*, c'est à dire

de „quelques survivants des générations antérieures“, parmi lesquels je note au passage Alphonse Daudet.

Le Livre III est consacré aux *Poètes divers*. C'est assurément la partie la plus neuve du livre, en ce sens qu'elle renferme une multitude de noms dont on n'a que rarement l'occasion d'entendre parler. C'en est aussi la plus intéressante. L'auteur s'y montre en général plus indépendant qu'ailleurs, plus sincère dans ses appréciations. Il n'est pas retenu, comme dans le premier Livre, par la crainte de manquer de respect à des *autorités constituées*, et d'autre part il a moins à gagner à faire rire la galerie aux dépens du poète que lorsqu'il parle des décadents et des symbolistes. Surtout il a eu la bonne idée d'émailler son texte de nombreuses et souvent assez longues citations, ce qui est doublement heureux lorsqu'il s'agit de poètes dont on courrait sans cela le danger de ne jamais lire un seul vers, et qui ne paraissent pas toujours mériter cette indifférence. Ces citations ne sont sûrement pas ce que *Nos Poètes* renferment de moins intéressant.

Le troisième Livre se subdivise en plusieurs chapitres dont il suffira d'indiquer les titres: I. *Les Rustiques.* II. *Les Modernistes.* III. *Philosophes, historiens, psychologues.* IV. *Les Lyriques.* V. *Les Baudelairiens.* VI. *Les Habiles.*

Dans le dernier Livre enfin M. Tellier a réuni les *Décadents et symbolistes.* Il y dit passablement de bien de Paul Verlaine, ce qui n'est que justice et ce qui est d'ailleurs de mode, et il dépense énormément d'esprit pour dire du mal des autres décadants, ce qui n'est pas absolument nouveau.

Le volume se termine par une courte *Conclusion* dans laquelle l'auteur constate que la poésie française est sur son lit de mort et qu'elle ne s'en relèvera plus. *Chi lo sà?* Au reste, s'il ne s'agit que de la poésie telle que l'entend M. Tellier, le mal ne serait après tout pas si grand. A. Odin.

Kleinere Lehr- und Übungsbücher.

1. **Stier, Georg,** *Konjugations-Tafeln der französischen Verben. Ein Ergänzungsheft zu jeder französischen Grammatik.* Berlin. 1887. A. Asher & Co. VII, 75 S. 4⁰.
2. **Mosen, Carl,** a) *Das französische Verb in der Schule auf Grund der Ergebnisse der historischen Grammatik.* Zweite, umgearbeitete Auflage. X, 49 S. 8⁰. — b) *Ergänzungsheft zu den Übungen des Lehrbuches: Das französische Verb in der Schule.* Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, 1888. Kommissions-Verlag von Rudolf Lechner. 16 S. 8⁰.

3. **Ohlert, A.,** a) *Die Lehre vom französischen Verb. Ein Hilfsbuch für die systematische Behandlung der Verbalflexion auf der Mittelstufe.* VI, 46 S. 8⁰. Preis: Mk. 0,50; kart. 0,70. b) *Die Behandlung der Verbalflexion im französischen Unterricht. Eine Begleitschrift zur „Lehre vom französischen Verb“.* Hannover, 1887. Carl Meyer (Gustav Prior). 31 S. 8⁰.
4. **Ullrich, H.,** *Die französischen unregelmässigen Verben. Ein Hilfsbuch für Schüler besonders lateinloser Schulen.* Leipzig, 1888. Renger (Gebhardt & Wilisch). IV, 32 S. 8⁰. Preis: M. 0,50; kart. 0,60.
5. **Ricard, A.,** *Aide-Mémoire de la conjugaison des verbes français réguliers et irréguliers. Vade-mecum des élèves de tout ordre, des étudiants, des candidats, des employés préposés aux correspondances, des traducteurs, des hommes de banque et de bureau, etc.* Hilfstabellen für die Konjugation u. s. w. Prag, o. J. Gustav Neugebauer. Preis: 12 kr.

In den Schriften von Stier, Mosen, Ohlert und Ullrich zeigt sich das gleiche rühmenswerte Bestreben, die sicheren Ergebnisse der historischen Grammatik für die Lehre vom französischen Verb im Schulunterricht nutzbar zu machen. Allerdings stimmen die Verfasser in dem Masse der Verwertung der Resultate der Wissenschaft nicht überein. Einerseits stehen sie auf einem verschiedenen Standpunkt in bezug auf diese Frage, andererseits verfolgen ihre Schriften zum Teil verschiedene Zwecke, insofern sich Ullrich's Arbeit besonders an Schüler lateinloser Schulen wendet, die anderen aber eine ähnliche Beschränkung gar nicht oder wenigstens nicht deutlich hervortreten lassen. Offenbar bemühen sie sich jedoch alle, durch eine geeignete Einteilung und Erklärung der Formen den wissenschaftlichen Thatsachen sowohl als den Anforderungen der Praxis, die einer Vergeistigung und einer wahrhaft verständigen Auffassung dieses wichtigsten Teils der Formenlehre gewiss nicht entgegensteht, aber doch selbstverständlich eher eine Erleichterung als eine Erschwerung des bezüglichen Lernstoffes verlangt, Rechnung zu tragen. In dieser Hinsicht scheinen mir die vorliegenden Schriften Nr. 1—4 alle beachtenswert und nützlich, obgleich ich an und für sich von der Notwendigkeit eines besonderen Lehrbuches für die Konjugation in der Schule, mag man es mit Ohlert und Ullrich *Hilfsbuch* nennen, oder mag man es mit Stier als ein *Ergänzungsheft zu jeder französischen Grammatik* bezeichnen, keineswegs überzeugt bin. Denn auch das beste *Hilfsbuch* oder *Ergänzungsheft* dieser Art ist in den Händen der Schüler überflüssig, wenn man von den mittleren Klassen an eine vollständige, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute systematische Grammatik, wie die von Lücking, Plattner oder Kühn u. ä. gebraucht, und kann geradezu störend und gefährlich werden, falls es in seiner Einteilung und in der Durchführung wissenschaftlicher Prinzipien von der einmal eingeführten Grammatik stark abweicht. Wahrscheinlich haben die Verfasser zunächst oder ausschliesslich die Schulen, in denen noch im französischen Unterrichte die „alte“, „bewährte“ Lektionsmethode von Sexta oder Quinta an bis zur höchsten Klasse hinauf herrscht, — und diese Anstalten sind ja leider immer noch die zahlreichsten — im Auge gehabt. Aber in diesem Falle wäre es ein auffällig inkonsequentes Verfahren, den grammatischen Unterricht nur in dem wenn auch noch so wichtigen Teile der Formenlehre, der Konjugation, mittelst eines speziellen Hilfsbuches zu fördern und nach vernünftigen Grundsätzen zu behandeln,

dagegen in den übrigen Teilen der Grammatik alles beim Alten zu lassen und nach der Routine der üblichen Lektionsmethode weiter zu arbeiten. Möglicherweise ist jedoch ein solches Verfahren nicht selten und, so inkonsequent es auch sein mag, es hat wenigstens den Vorteil, dass endlich ein guter Anfang gemacht wird, der vielleicht einen allgemeinen, allmählichen Fortschritt zum Bessern einleitet und hoffentlich einen Übergang zur systematischen Behandlung der ganzen Grammatik nach wissenschaftlichen Prinzipien den Direktoren und Behörden um so wünschenswerter und notwendiger erscheinen lässt. In diesem Sinne mögen die Verfasser geurteilt haben; jedenfalls haben sie durch ihre eigene Erfahrung erkannt, dass ein Bedürfnis nach einem speziellen Hilfsbuche für die Konjugationslehre an manchen oder vielen Schulen vorhanden ist.

Die Frage, ob die vorliegenden Schriften (Nr. 1, 2, 3a und 4) als Schulbücher oder Lehrbücher brauchbar und zu empfehlen sind, will ich daher bei meiner Besprechung und Beurteilung nicht als wesentlich betonen. Beachtenswert und nützlich, wie ich sie oben genannt habe, scheinen mir alle diese Schriften, auch die Vorreden und Einleitungen und hauptsächlich die allgemein gehaltene, methodische Arbeit von Ohlert (Nr. 3b), vor allem deshalb zu sein, weil sie dem Fachmann, dem selbständigen, vom Lehrbuche unabhängigen, philologisch (romanistisch) vorgebildeten Lehrer Anregung und neue Gesichtspunkte für seine individuelle Behandlung des grammatischen Unterrichts gewähren, und weil sie dem künftigen Verfasser einer ideal guten französischen Schulgrammatik, die den Anforderungen der Praxis und der Wissenschaft zugleich gerecht wird, neues, fruchtbares Material liefern.

Wer den hohen Wert der Phonetik für den gesamten neusprachlichen Unterricht im Gegensatz zum altsprachlichen, für den derselbe nicht vorhanden sein kann, erkannt und schätzen gelernt hat, den muss es angenehm berühren, dass die Lehren dieser Hilfswissenschaft von keinem der vier Verfasser ganz unbeachtet gelassen, von Mosen und besonders von Ohlert sogar in ziemlich ausgedehntem Masse berücksichtigt worden sind. Zu einer konsequenten und systematischen Verbindung des sprachhistorischen Standpunktes mit dem phonetischen hat sich freilich keiner entschliessen können. Und doch bietet sich dem Lehrer eine solche Verbindung gerade im Schulunterricht wie von selbst dar, ja sie drängt sich ihm auf — bei einer Sprache, deren Orthographie von der Aussprache bedeutend abweicht, also fast gar nicht phonetisch, sondern zum grossen Teil historisch ist. Die Schüler lernen im französischen Unterrichte, wenn sie von Anfang an von wirklichen Fachmännern in richtiger Weise unterrichtet werden, zwei verschiedene Sprachen, die jetzt gesprochene Sprache und die herrschende Orthographie, in der manches willkürlich und unhistorisch ist, in der aber die früheren, wirklich (lautlich) vorhanden gewesenen Sprachstufen sehr viele deutliche Spuren zurückgelassen haben. Sobald sie daher die Aussprache gründlich gelernt, durch die Lektüre und die sich daran anschliessenden Übungen eine ausreichende Vokabelkenntnis erworben und zugleich die Elemente der Formenlehre bewältigt haben und nun zur systematischen Grammatik übergehen, finden sie bei richtiger Anleitung in der französischen Sprache selbst die beste Gelegenheit, verwandte Sprachen, die heutige (Lautsprache) und die in Trümmern noch erhaltenen alten Sprachstufen (Schriftsprache), zu vergleichen und grammatische Erscheinungen auf diese Weise sprachhistorisch aufzufassen. Nicht das Erwähnen von vulgärlateinischen

und altfranzösischen Formen und Wörtern, die dem Schüler vollständig fremd und unvermittelt entgegentreten und ihn daher leicht verwirren, auch nicht das Erwähnen von lateinischen Formen und Wörtern, die ihm etwa aus dem lateinischen Unterricht bekannt sind, verbürgt die Verwendbarkeit der Ergebnisse der historischen Grammatik für den Schulunterricht und das Verständnis des Schülers für wissenschaftliche Erklärungen, sondern — diese Gewähr leistet in vollem Masse nur oder vor allen Dingen das Ausgehen vom Laute und das beständige Vergleichen desselben mit der Schrift, da beide Faktoren — und zwar diese beiden Faktoren allein — dem Lernenden vollkommen bekannt sind oder nach und nach vollkommen bekannt werden. In lateinlosen Anstalten muss man von vornherein vom Latein absehen, und wenn man auch in Gymnasien und Realgymnasien die lateinischen Kenntnisse der Schüler gewiss mit grossem Nutzen für den französischen Unterricht verwenden kann, so darf doch dieser Nutzen nicht überschätzt werden. Das Latein, das Gymnasiasten und Realgymnasiasten lernen, — und von diesem kann mit Ausnahme verhältnismässig weniger Fälle nur die Rede sein — ist eine Sprachstufe, die dem Französischen im allgemeinen recht fern steht, und deren fortwährende und konsequente Benutzung leicht zu groben und doch verzeihlichen Irrtümern verführt. Vgl. z. B. *amitié* nicht = klass.-lat. *amicitiam*, sondern = vulg.-lat. *amicitatem* u. v. a. dgl. Zu dem klassischen Latein mögen noch einige spätlateinische oder vulgärlateinische Wörter und Formen, die der Schüler sonst noch im Unterrichte gelegentlich kennen lernt oder etwa aus französischen Wörtern durch Rückschlüsse ohne Mühe bilden kann, hinzukommen. Trotzdem wird man zugeben müssen, dass die beständige Gegenüberstellung des Lautes und der Schrift zum komparativen und sprachhistorischen Betreiben der französischen Sprache, soweit es überhaupt in der Schule möglich und ratsam ist, mehr brauchbaren und sicheren Stoff bietet. Allerdings ist dies ein Unternehmen, das, wenn es systematisch in einer Schulgrammatik durchgeführt werden soll, seine grossen Schwierigkeiten und Gefahren hat, vor denen man noch lange zurückschrecken wird. Aber ich glaube und hoffe, dass es einmal gelingen wird, diese Schwierigkeiten und Gefahren zu überwinden und den phonetischen und sprachhistorischen Standpunkt in einer wahrhaft wissenschaftlichen Schulgrammatik ohne Schaden oder vielmehr zum Nutzen für die Bedürfnisse der Praxis zu vereinigen.

1. Die grossen, weitläufig angelegten dreissig Konjugations-Tafeln (S. 1—61) von **Stier** eignen sich am besten für die Anstalten, in denen das Französische an Stelle des Lateinischen als hauptsächliche fremde Sprache neben der Muttersprache die Aufgabe hat, den Schülern ein Verständnis für Grammatik überhaupt zu übermitteln. Die Konjugationsschemata sind mit übertriebener Ausführlichkeit, die wahrscheinlich manchem Lehrer missfallen wird, aufgestellt, aber die Anordnung der Verbalformen ist zugleich infolge des grossen Formats der Seiten und der tabellarischen Gestalt so übersichtlich, dass der Schüler ohne Zweifel dadurch ein deutliches Bild von der französischen Konjugation erhalten muss und, was Stier als einen besonderen Vorzug seiner Tafeln rühmt (S. VI), keiner schriftlichen Konjugier-Übungen und dergl. bedarf, um sich die Formen einzuprägen.

Bei der Einteilung der Verba in verschiedene Konjugationen hat sich Stier an das alte Schema, „das sich in der Praxis bewährt hat", gehalten und es nach dem Vorgang von Isaac (S. IV) nur wenig modifiziert. Er unterscheidet nach den Infinitivendungen drei regel-

mässige Konjugationen *(er, ir, re)* und vier unregelmässige *(er, ir, re, oir).* Als Paradigma der Konjugation auf *-ir* gibt er *finir* (Tafel VI), also ein Verb mit der Stammerweiterung *-iss-*. Auf S. 34—35 (Tafel XVII) führt er aber unter der Rubrik „Besonderheiten von Verben der zweiten Konjugation" neben den „Verben mit Stammerweiterung" *bénir, fleurir, haïr* auch die „Verben ohne Stammerweiterung" *bouillir* und *servir* an. Konsequenterweise hätte er hier an *servir* auch die übrigen „regelmässigen Verben der zweiten Konjugation ohne Stammerweiterung" *dormir, partir* u. s. w. anreihen müssen; oder er hätte am besten gethan, sich auch in dieser Beziehung an das Schema, das sich nach seiner eigenen Ansicht in der Praxis bewährt hat, zu halten, demnach in der zweiten Konjugation zwei Klassen zu scheiden und neben *finir* als zweites Paradigma *servir* auf Tafel VI zu bringen.

Bei der Anordnung der einzelnen Verbalformen auf den Konjugationstafeln ist Stier nach drei Prinzipien, die er selbst als Forderungen bezeichnet, verfahren. Vgl. S. V: „Erste Forderung: Die zusammengehörigen Zeiten (?) müssen zusammenstehen." (Er meint die ihrer Ableitung oder Ähnlichkeit nach zusammengehörigen Verbalformen.) — „Zweite Forderung: Stamm und Endung resp. Infinitiv und Endung müssen deutlich erkennbar sein." — „Dritte Forderung: Der Schüler muss sämtliche Formen eines Verbs auf einmal übersehen können." — Entsprechend der ersten Forderung, die dem Ausdrucke nach falsch, aber dem Sinne nach sehr zu billigen ist, stellt Stier vier Gruppen von Verbalformen auf, die sich alle leicht übersehen lassen. Es sind: 1. die Infinitiv-Gruppe — Infin. mit Futur und *Conditionnel;* 2. die Präsens-Gruppe — alle drei Modi und das Partizip des Präsens samt Ind. Impf.; 3. die *Défini*-Gruppe (mit gleichem Kennlaut oder Charaktervokal) — hist. Perf. und Konj. Impf.; 4. die Partizip-Gruppe — Part. Perf. und die damit zusammengesetzten „Zeiten" (soll heissen „Verbalformen"). Der zweiten Forderung gemäss gibt er in seinen Tabellen unter dem Infinitiv jedes Verbs den Stamm an, wobei ich jedoch ein einheitliches, streng durchgeführtes Prinzip vermisse. Vgl. z. B. S. 12 *finir* Stamm *fin-;* S. 44 *bénir* Stamm *bén-; fleurir* Stamm *fleur-; haïr* Stamm *ha-; bouillir* Stamm: vor Vokalen *bouill-*, vor Konson. *bou-; servir* Stamm: vor Vok. *serv-*, vor Kons. *ser-;* S. 42 *ouvrir* Stamm *ouvr-;* S. 52 *connaître* Stamm: vor Vok. *connaiss-*, vor Kons. *connai-; croître* Stamm: vor Vok. *croiss-*, vor Kons. *croî-;* S. 54 *vivre* Stamm: vor Vok. *viv-*, vor Kons. *vi-; naître* Stamm: vor Vok. *naiss-*, vor Kons. *nai-* u. ä. Vgl. dazu Vorwort S. VI: „Formen wie *je bouill-s, tu bouill-s, il bouill-t* oder *je connaiss-s, tu connaiss-s, il conaiss-t* etc. hat es nie gegeben, folglich kann von einem Ausfall von *-ill* oder *-ss* hier keine Rede sein." Gewiss nicht, wenn man sprachhistorisch ganz genau verfahren und alle ursprünglichen und Übergangsformen nebeneinander stellen will. Dies geht aber im Schulunterrichte und in einer Schulgrammatik nicht an, und der Lehrer kann sich sehr wohl darauf beschränken, von einem Ausfalle des *l* oder *u* (vokalisiert aus *l)* statt *ill* nach *ou* vor Konsonanten und von einem Verstummen des stimmlosen *s = ss* (nur graphisch) vor Konsonanten zu sprechen, um die nur supponierten Formen **bouill-t* und **cornaiss-t* u. ä. zu erläutern. Im Grunde genommen haben solche Formen ebensoviel Berechtigung als Stämme wie *bouill-* und *bou-, connaiss-* und *connai-* u. dgl., die auch nur vom Verstande konstruiert sind und nie wirklich existiert haben.

Indes habe ich aus praktischen Gründen gegen die Ansetzung von Stämmen wie *bouill-, connaiss-* vor Vok. und *bou-, connai-* vor Kons. nichts einzuwenden; bei einigen Verben ist man ja aus wissenschaft-

lichen und auch praktischen Gründen sogar dazu genötigt, solche Doppelformen des Stammes für das Französische anzusetzen: z. B. *dire*, *dis-* vor Vok., *di-* vor Kons. (ursprünglich ein Stamm *dic-* für lateinisch lernende Schüler, vgl. *dicter, diction* u. a.). Nur vermisse ich auch hier die Gleichartigkeit und Konsequenz, die bei der tabellarischen Darstellung, wie sie Stier anwendet, in derartigen Dingen um so notwendiger ist. Z. B. dürfte er *finir, bénir, fleurir, haïr* in dieser Beziehung nicht anders als *connaître, croître, naître* behandeln. In allen diesen Verben zeigt sich die Inchoativsilbe *-iss-, -aiss-, -oiss-, -aiss-*, bestehend aus dem ursprünglichen (lateinischen) Ableitungsvokal *i, o, e, a* und lat. *sc* = franz. *ss*. Also erwartet man in den Tabellen zu lesen: *finir* Stamm 1) *fin-*, 2) (in der Präsens-Gruppe, um die Bezeichnungsweise Stier's zu gebrauchen) *finiss-* vor Vok., *fini-* vor Kons.; ähnlich *bénir; fleurir* Stamm 1) *fleur-*, 2) (Präsens-Gruppe) *fleuriss-* neben arch. *floriss-* vor Vok., *fleuri-* vor Kons.; *haïr* Stamm 1) *ha-*, 2) *hai-* (Präs. Ind. u. Imper. Sing.), 3) (in den übrigen Formen der Präsens-Gruppe) *haïss-* vor Vok., *haï-* vor Kons.; *connaître* Stamm 1) *conn-*, 2) (Infinitiv-Gruppe und Präsens-Gruppe) *connaiss-* vor Vok., *connai- (connaî-)* vor Kons.; ähnlich *croître; naître* Stamm 1) *n-* (Part. Perf.), 2) Infinitiv-Gruppe und Präsens-Gruppe) *naiss-* vor Vok., *nai- (naî-)* vor Kons., 3) *naqu- (Défini-*Gruppe). Ferner: *ouvrir-* Stamm 1) *ouver-* vor Kons. (Part. Perf.), 2) *ouvr-* vor Vok.; *vivre* Stamm 1) (Infinitiv-Gruppe und Präsens-Gruppe) *viv-* vor Vok., *vi-* vor Kons. ausg. *r* 2) *Défini*-Gruppe und Partizip-Gruppe) *véc-* u. ä. — Die Hinzufügung der Namen der bezüglichen Gruppen und der Ausdrücke „vor Vok." und „vor Konson." neben dem Stamme ist auf den Tafeln unnötig. Denn nach einer vorausgegangenen Erklärung des Lehrers bei einigen Verben wird sich der Schüler sehr bald selbst überall zurecht finden und jederzeit angeben können, zu welchen Verbalformen oder Gruppen die verschiedenen Formen des Stammes gehören. Es würde demnach genügen, zu sagen: *finir* Stamm 1) *fin-* 2) *finiss- (fini-); naître* Stamm 1) *n-* 2) *naiss- (naî-, nai-)* 3) *naqu-* u. s. w.

Stier's Bestreben, von der Konjugation der Verba auf den Tafeln ein möglichst ausführliches Bild zu geben, hat ihn dazu verleitet, manchmal ganz ungebräuchliche oder falsche Formen aufzustellen: z. B. S. 14 *donné-je* (veraltet oder sehr selten statt *est-ce que je donne); vgl.* S. 68 *préféré-je, mené-je, celé-je, acheté-je, appelé-je, jeté-je* (misstönende Bildungen, die ich noch nie gehört, noch nie gesehen habe) mit der Bemerkung „doch zieht man — des Wohlklangs halber — in der Regel (immer!) die Umschreibung mit *est-ce que* vor und sagt: *est-ce que je préfère* . . . ."; und gar *romps-je* S. 18, *me défends-je* S. 26 (durchaus ungebräuchlich!).

Im Anhang S. 63 ff. finden sich manche gute Bemerkungen, aber daneben auch einige, die berichtigt werden müssen: z. B. S. 71 „*l* erweichte (?) zu *u*". S. 64 lässt Stier den Leser darüber im unklaren, warum bei *coudre* ein *d*, aber bei *croître* u. s. w. ein *t* als vermittelnder Laut [Stier sagt „Hilfsbuchstabe" (?)] zwischen ursprünglichem *s* und *r* eingeschoben ist. Dagegen sind seine Erklärungen an anderen Stellen ohne Not und übermässig genau, wo er altfranzösische Formen anführen zu müssen glaubt, z. B. bei *vivre, naître* S. 71, bei *pouvoir, déchoir, échoir* S. 72 u. a.

2. **Mosen's** Arbeit ist ursprünglich (1887) in grossem Oktavformat in drei Heften herausgegeben worden und muss sich, sei es als Hilfsbuch für Fachgenossen, sei es als eigentliches Schulbuch, sehr schnell bewährt haben. Denn es liegt mir neben jener schon

eine zweite, umgearbeitete Auflage vor, die ein Jahr darauf in kleinerem, dem gewöhnlichen Oktavformat in nur zwei Heften erschienen ist.

Nach einer kurzen „Einleitung: Zur geschichtlichen Entwickelung der französischen Verbalformen“ spricht Mosen zuerst (1. Teil, S. 1—13) über „die Verben und ihren Formenbau im allgemeinen“. Wie Stier, hält auch er sich im ganzen an die alte Einteilung der Verba nach ihren Infinitivendungen, vermeidet aber die Bezeichnungen „regelmässig“ und „unregelmässig“ und spricht von „bestimmten flexivischen Richtungen in der Konjugation“. Danach unterscheidet er Verben auf *-er* mit *-e, -es, -e* im Präs. Ind. Sing. = „vokalische Richtung“ und Verben auf *-ir* (und zwar reine und erweiterte), auf *-re,* auf *-oir* mit *-s, -s, -t* im Präs. Ind. Sing. = „konsonantische Richtung“. Die Ausdrücke „lebende“ und „tote Konjugation“ erklärt er in einer Anmerkung (§ 5). Auf der Tabelle der Paradigmen (S. 10—11) gibt er die Konjugation von I. *donner,* IIa. *servir,* b. *finir,* III. *rompre,* aber nur die einfachen Formen mit Präs. Fut. und Imperf. Fut. Im zweiten Teile (S. 14—20) behandelt Mosen „Verben mit phonetisch-graphischen Eigentümlichkeiten“ und im dritten (S. 21—48) „die Verben als ‘schwache’ und ‘starke’ mit Beziehung auf das Präteritum“ und „weitere Eigentümlichkeiten unter dem Einflusse der allgemeinen Lautgesetze und der Analogie“. Erst in diesem letzten Teile finden neben den Verben auf *-er,* ***-ir*** und ***-re*** auch die auf ***-oir*** ihre Stelle, die er — ähnlich wie die übrigen abweichenden Verben — je nach der Betonung im Präterit. und Part. Perf. einteilt in: 1. schwache *u*-Verben, *valoir* etc.; 2. a. starke *u*-Verben, *recevoir* etc.; 2. b. starke *i*-Verben, *α*) *asseoir,* Part. Perf. auf *-s,* stark, *β*) *voir,* Part. Perf. auf *-u,* stark (?).

Mosen ist in der Durchführung seines Planes und der Benutzung der Ergebnisse der historischen Grammatik ebenso gewissenhaft als in phonetischer Beziehung. Er bestrebt sich, Laut und Schrift streng auseinander zu halten. Auch hat er manches in der zweiten Auflage verbessert, z. B. Diphthong *uá = oi.* Jedoch hat er trotz aller Sorgfalt einige Fehler stehen lassen, die er bei einem gründlichen Studium der in den letzten Jahren veröffentlichten phonetischen Schriften hätte vermeiden können.

S. 2 § 2 „Anmerkung. Der betonte Stamm hat meist einen volleren Vokal als der unbetonte“. Diese Bemerkung ist für die Flexion der Verba und überhaupt für die Formenlehre und auch sonst für die Wortbildung im Französischen richtig, falls man unter einem „vollern“ Vokal entweder einen Diphthong *(acquérons — acquiers)* oder einen der Quantität nach längeren und eventuell auch stärker artikulierten Vokal *(levons — lève* u. dgl.) versteht. Aber Mosen fährt fort: So ist *ai* in *j'aime, tu aimes* = ḕ, in *aimons, aimez* = *é*; *eu* in *pleure* = ȫ̀ in *sœur,* in *pleurons* = ṓ in *peu; e* in *sers* ist offener als *e* in *servons*“ und transkribiert diesen Beispielen gemäss an mehreren Stellen seines Buches. Die Aussprache *é* = *ai* in *aimons,* ṓ = *eu* in *pleurons* kommt manchmal vor, die erstere ist besonders südfranzösisch. Aber die gewöhnliche oder, wenn man will, „richtige“ Aussprache ist es nicht. Man hat die Vokale *ö, e, o* oder speziell die langen, offenen Vokale ȫ̀, ḕ, ṑ, um die es sich hier zunächst handelt, wenn sie aus der betonten in die unbetonte Silbe treten, in gleicher Weise zu beurteilen. Vgl. *je pleure — nous pleurons, j'aime — nous aimons, je dore — nous dorons.* Entweder erscheinen die bezüglichen Stammvokale in der unbetonten Silbe als kurze, offene ö̆̀, ĕ̀, ŏ̀, oder sie werden, was wohl in der Umgangssprache häufiger geschieht, zu den dem fran-

zösischen Lautsystem eigentümlichen „mittleren“ Vokalen[1]) *ǫ̈, e, o,* die weniger deutlich als die übrigen französischen Vokale sind und nur in unbetonter Silbe und, wie ich glaube, alle nur kurz vorkommen: *ǫ̈* (zwischen *ö́* und *ö̀* = sog. *e sourd* in *le, me, degré),* das, wenn das Wesen und die Häufung der umgebenden Konsonanten es nicht verbietet, in der vulgären Sprache sogar, wo es für *eu* in der Schrift eintritt, ausfallen kann, und in ähnlicher Weise *e* zwischen *é* und *è*, *o* zwischen *ó* und *ò*. Die Aussprache *ö̆̀, ĕ̀, ŏ̀* (offen, aber kurz) in der unbetonten Silbe wird jedenfalls häufig genug gehört und, wie es mir scheint, als die „korrekte“ empfunden. Daher verwandelt sie sich sehr leicht in ein langes oder halblanges offenes *ö̀, è, ò*, sobald der flüchtige und dem germanischen Gehör meist kaum vernehmbare französische Wortaccent auf der letzten Silbe von *pleurons, aimons, dorons* u. ä. schwindet, dagegen infolge des Sinnes, des Gegensatzes, des Nachdruckes die Stammsilbe hervorgehoben wird: z. B. „*Nous aimons nos amis, nous haïssons nos ennemis*“ und „*Nous pleurons, nous ne rions pas*“ u. ä.

§ 8 S. 5 *aīs, aīt, aīent, ȅrent:* das lange *e* ist offen (= *è*)“. Das *è* = *ai* in den ersten drei Endungen ist zweifellos kurz nach der bekannten phonetischen Regel, das die vokalisch auslautenden Silben der französischen Wörter kurz sind.

§ 8 S. 6 *ā̂mes, ā̂tes, ā̂t:* das lange (zirkumflektierte) *ā̂* ist geschlossen. — *āsse, āsses, āssent:* das lange (nicht zirkumflektierte) *ā* ist offen. — *ăs, ă* (Präterit. Ind.); *ăssions, ăssiez:* das kurze *ă* ist offen. — *as, a* (von *avoir;* Futur): das mittellange *a* ist geschlossen.“ Dazu eine Anmerkung: „Geschlossenes *a* (auf dem Plane *ạ*) ist heller als *a* in „Kahn“; offenes *a* ist dunkel, gleich *a* in „kann“. An dieser Stelle herrscht eine erstaunliche Verwirrung in der Auffassung der Quantität und der Qualität des französischen *a*, eine Verwirrung, die durch den Vergleich mit dem deutschen *a* (hochdeutsch oder dialektisch?) nur noch schlimmer wird. Ich kann eine Berichtung hier nur andeutungsweise vorschlagen: Das *a* in *nous aimâmes* ist identisch mit dem *a* des Subst. *âme,* lang, dem deutschen *a* in *Kahn* (wenigstens in der gewöhnlichen norddeutschen Aussprache der Gebildeten) am nächsten stehend. Dieses *a* würde ich eher als „dunkel“, „offen“ bezeichnen. Die entsprechende Kürze dazu findet man in *pas,* ähnlich dem deutschen *a* in *kann.* Das *a* in *tu as, il a, il aimera, il aima,* von welcher Form sich *il aimât* in der heutigen Aussprache, wenn man nicht affektiert und schulmeisterlich sprechen will, trotz des *accent circonflexe* (!) schwerlich unterscheiden lässt, würde ich als das „hellere“, „geschlossene“, „mehr nach *e* zu liegende“ *a* beschreiben. Es ist mit dem *a* in *femme* identisch und zwar kurz. Die entsprechende Länge dazu zeigt sich in *rare, page.*

Den „Anhang 2“ zum 1. Teile auf S. 13, der ein Zusatz der zweiten Auflage ist, hätte sich Mosen ohne Schaden für sein Buch sparen können. Die Reime, welche „die Verbalendungen, soweit sie für die gesprochene Sprache ausser der Bindung in Betracht kommen, klar veranschaulichen und darthun sollen, wie noch viel einfacher sich die lautliche Konjugation gegenüber der geschriebenen im Französischen gestaltet“, sind abscheulich und verunstalten die sonst in so wissenschaftlichem Tone gehaltene Schrift. Der von Mosen angegebene

[1]) Vgl. über die Zungenlage *(position mixte ou intermédiaire)* Passy, *Les sons du français,* S. 30—31. Besondere Zeichen für die „mittleren“ *e* und *o* halte ich hier für unnötig.

Zweck dieser Reimregeln ist gut, aber er hätte denselben mit einfacher, klarer Prosa weit besser erreicht. Vgl. folgende Reime:

„A. Indikativ: Präsens.

Nur zwei Endungen das Präsens spricht:
õ, é, als hier die einz'gen mit des Tons Gewicht.

Imperfekt.

Viermal *è* — Das ist das *imparfait* (?);
Es bleibt noch *iõ, ié* — Dort wo im Präsens *õ* und *é*.

. . . .

B. Konjunktiv. Präsens.

Auch dies Präsens nur zwei Endungen spricht:
iõ, ié und sieh! hier zweien Zeiten ein Gesicht.

Präteritum.

Der Kennvokal mit *s* als Lautkomplex (!)
— (Die dritte Singularis, ß-los allerdings, hat Cirkumflex) —
Kommt zu Gehör;
Bekanntenorts nach *iõ, ié* — nichts mehr."

§ 18 S. 18 „*fuyions, fuyiez* (= *füi-j-iõns, fui-j-iéz*)." Eine sonderbare Transkription! Der Verfasser mag mir glauben, dass sich *fuyions, fuyiez* lautlich in keiner Weise von *fuyons, fuyez* unterscheidet.

Die „Übersicht der Verben im Infinitiv, Präteritum und Perfektpartizip" S. 48 ist wohl gelungen.

Das beigegebene „Ergänzungsheft" enthält oder vielmehr soll die Übungen zu den Paradigmen und Verben des 1. und 2. Teiles der Hauptschrift regeln, die darin bestehen, dass die Schüler selbst unter Anleitung des Lehrers die mit den Namen der verschiedenen Nominalformen, Tempora und Modi und mit den bezüglichen Endungen versehenen, resp. nur mit den Formen des Infinit. und der 1. Pers. Sing. Präs. Ind., dem Stamm u. dgl. angedeuteten Konjugationsschemata durch Aufsagen oder Niederschreiben aller Formen ohne Pronom. person. ausfüllen. Ähnliche schematische Übungen zu den Verben des dritten Teiles findet man in der Hauptschrift selbst. Wie Stier, sieht sich auch Mosen bemüssigt, ungeheuerliche oder hässlich klingende und ganz ungebräuchliche Formen wie *payé-je, employé-je, appuyé-je, mené-je, appelé-je, régné-je* (*Ergänzungsheft* S. 8 ff.) aufzustellen.

3. **Ohlert**'s *Lehre vom französischen Verb* ist eine hervorragende Leistung, die sich durch wissenschaftliche Gründlichkeit und klare Darstellung auszeichnet. Ich sehe aber nicht ein, warum „es nötig sein wird, (nur?) die schwierige Verbalflexion im Unterricht von der Lektüre loszulösen und ihr eine systematische Behandlung auf der Mittelstufe zu widmen" (Vorwort, S. III). „Dass die französische Grammatik an der Hand der Lektüre betrieben werden müsse, ist eine Forderung", die man natürlich für den Anfang und im grossen und ganzen noch für die Mittel- und Oberstufe als richtig anerkennen muss. Aber man kann diese Forderung erfüllen und doch von der Mittelstufe an, besonders an Schulen, die auf den französischen Unterricht 8—9 Jahre verwenden, eine vollständige systematische, auf wissenschaftlichem Grunde aufgebaute Grammatik zur Wiederholung, Zusammenfassung und Vertiefung des induktiv gelernten grammatischen Stoffes gebrauchen. Die mir vorliegenden Schriften von Ohlert beweisen mir, dass er das nötige Wissen und die Fähigkeit dazu besitzt, eine solche vollständige Grammatik, die sich den Büchern von Lücking,

Plattner und Kühn an die Seite stellen könnte, zu verfassen und dabei vielleicht das schwierige, gefahrvolle Ziel der „Zugrundelegung einer reinen Lautgrammatik“, die ihm vorläufig noch „keine Gewähr für die Aneignung der Sprachformen, wenigstens nicht bei unseren heutigen Schulverhältnissen, bietet“, („Behandlnug . . . .“ S. 13, Anm.) zu erreichen.

Sein Standpunkt, über den er sich im Vorwort zur „Lehre vom französischen Verb“ und in der beigegebenen methodischen Schrift in lichtvoller Weise ausspricht, ist dem Mosen's ähnlich. Er bemüht sich, bei Erläuterung der grammatischen Erscheinungen Laut und Schrift stets scharf von einander zu scheiden, was ihm noch besser als Mosen gelingt, weil er die phonetische Litteratur sorgfältiger studiert zu haben scheint, und die sicheren, für den Schulunterricht verwendbaren Ergebnisse der historischen Grammatik nach bestimmten Prinzipien zu ordnen. Im allgemeinen habe ich an seiner Darstellung sehr wenig auszusetzen. Altfranzösische Formen meidet er; Hinweise auf das Latein sind in einem Anhang (II, S. 46) „für Latein lernende Schüler“ abgesondert.

Die „Einleitung“ des kleinen Lehrbuches (S. 1—5) enthält: „1. Erklärung der technischen Ausdrücke; 2. Lautschrift; 3. Auszug aus der Lautlehre; 5. Orthographische Eigentümlichkeiten.“ In der Bezeichnung der Laute folgt O. Vietor, begeht aber bei der Auffassung des französischen *a* einen ähnlichen Irrtum wie Mosen. Das „helle *a*“ ist nicht bloss kurz *(ma, alors)*, sondern auch lang, z. B. in *rare*, und oft halblang (durch Nachdruck) in *nation* u. a. Beide Wörter, *rare* und *nation*, hat Ohlert fälschlich als Beispiele zu dem andern *a* neben *âme, bâton* gestellt (S. 2).

In der „Lehre vom Verb“ (S. 6—40) befolgt er dieselbe Einteilung in Konjugationen als Mosen, nur gebraucht er andere Namen: „lebende“ (Inf. *-er)* — „erstarrte Konjugationen“ (Inf. *-ir, -re, -oir)*.

S. 9 *aller* Hauptstamm *all-*, Nebenstämme *va — ir —*.“ Warum nicht Nebenstamm *i-*, Inf. *ir-* in der Zusammensetzung *j'irai, j'irais?* Ebenso wenig kann *ser-* als Nebenstamm zu *es-* von *être* (auf der folgenden Zeile) angesehen werden.

S. 10 „Stammbetonte Formen sind: . . . . 4. der Indikativ der Perfekte ohne Kennlaut . . . .“. Ich würde das stammhafte *i* in *je pris* u. a. immerhin einen Kennlaut, das *i* in *je punis* u. a. sowohl Kennlaut als Ableitungsvokal nennen. Vgl. auch S. 22 u. a.

S. 12 *(je règne (rē.n̜) . . . . nous régnons (re·n̜o̜) . . . . je régnerai (re·n̜re·).*“ Das *é* der endungsbetonten Formen dieses Verbs nähert sich in der modernen Aussprache schon sehr dem offenen *è*, besonders im Präs. Fut. und Impf. Fut., oder wird zu dem „mittleren“ *e* zwischen *é* und *è*, vgl. *maison* und oben eine Bemerkung zu Nr. 2. Die Aussprache eilt der Schrift voraus. Ähnlich: *événement* (Orthographie der neuesten Auflage des *Dict. de l'Acad.* 1879) = *évènement* u. a., früher *collége = collège* u. a.

S. 14. „Schwaches *ö* (Ohlert meint *o̩ = e sourd)* wird in den stammbetonten Formen zu *e. [ai]* bei *faire*.“ Besser: Der ursprüngliche offene *e*-Laut (= *ai)* erscheint in den endungsbetonten Formen als *o̩* oder verstummt, meist noch geschrieben *ai*, aber regelmässig *e* im Präs. Fut. und Impf. Fut. *(je faisais, je ferais)*.

S. 14—15. Die Qualität des *ö = eu* in den stammbetonten Formen des Präs. von *mouvoir*, *pouvoir*, *vouloir* ist nicht immer geschlossen, wie Ohlert meint, sondern vor lautbaren Endkonsonanten des Stammes offen: *ils meuvent*, *que je meuve*, *ils peuvent, ils veulent, que je veuille* etc.

S. 21 „*au- (o·) j'aur-ai, sau- (so·) je saur-ai.*" Der Laut *o* = *au* dieser Formen ist oft ein kurzes offenes ǫ̊ oder das „mittlere" *o* zwischen *ó* und *ò*. Vgl. *o* in *dorer*, wie oft *e* zwischen *é* und *è* in *maison* und *fêter*, und eine Bemerkung oben zu Nr. 2.

S. 22 „*m-u*", Druckfehler *(mû)*.

S. 25 „*je vais (vę)*", Druckfehler für *ve*. (offenes *e*, nicht nasaliert).

S. 35 „*conclure* . . . . Die Endungen des Perfekts und Partizips treten an den verkürzten Stamm." Warum soll man nicht den unverkürzten Stamm *conclu-* auch für das hist. Perf. *je conclus* und das Part. Perf. *conclu* (mit abgefallenem *s*, vgl. *reclus)* annehmen? Vgl. Ohlert S. 23: *rire*, Stamm *ri-*, hist. Perf. *je ris*, Part. Perf. *ri* (mit abgefallenem *s)*.

S. 36 „*moudre* . . . . Scheidelaut *d* im Infinitiv und Indik. des Präsens." Besser: Der vermittelnde Laut *d* zwischen ursprünglich *l* (= *u* vokalisiert) und (ursprünglich lingual.) *r* im Infin., nur graphisch im Indik. und Imper. Präs. Sing.

S. 37 „*naître (ne.tr)*". Druckfehler: *nē.tr* (langes offenes *e)*.

S. 45 „*être (e.tr)*." Druckfehler: *ē.tr*, richtig S. 37.

S. 39 „*pleuvoir (plo·vuar]*." Druckfehler: *ö*. (kurzes offenes *ö)* in unbetonter Silbe oder manchmal ǫ (= *e sourd)*, selten geschlossenes *ö*, vgl. oben eine Bemerkung bei Nr. 2.

S. 46 „Anhang II. (Für Latein lernende Schüler) . . . . . . 2. Die Kennlaute des Perfekts entsprechen den lateinischen Ableitungsvokalen: . . . . . . *u* 1) = *ui* . . . ." Besser: *ui* mit vorgerücktem Accent, *je valus* = lat. *valúi* st. *válui* wegen *valúimus*.

Ferner „9. Das *s* der Partizipien (zu ergänzen: Perf.) ist ursprünglich und stammhaft: *acquis* — *acquis(itum)* . . . . . ." Druckfehler: *acquis(it)um*.

„11. Das doppelte *rr* in *pourrai, verrai* ist durch Assimilation entstanden: *potero* — *potrai* — *pourrai; videre* — *vedrai* — *verrai*." Die Anführung der lateinischen Form *potero* in der Weise, wie sie hier geschieht, gibt leicht zu einem Missverständnis Anlass. Besser: Assimilation der Dentalis an *r* nach Ausfall des durch die Zusammensetzung des Infinitivs mit dem Präs. resp. Imperf. von *habere* unbetont gewordenen lat. Ableitungs-*e*: *je verrai* = *videre habeo, je verrais* = *videre habebam;* ähnlich *je pourrai, je pourrais* (Infin. *pot-ĕre* st. *posse*, vgl. *potest, poteram, potero* u. a.).

„Die Behandlung der Verbalflexion . . . ." S. 9. Den Stamm durch Abtrennung der Endung von der 1. Pers. Plur. Präs. Ind finden zu lassen, wie es Ohlert empfiehlt und verteidigt, ist gewiss praktischer und für das Französische richtiger, als den Infinitiv zu diesem Zweck zu benutzen, da hier häufig eine konsonantische Endung folgt, die den ursprünglichen Stamm lautlich und sehr oft auch graphisch beeinflussst und verändert.

S. 14 Anm. „Auch die Ansetzung verschiedener Stämme fälscht den Thatbestand. Denn es liegt doch nur e i n ursprünglicher Stamm zu Grunde, der nur, je nachdem ein Vokal oder Konsonant folgte, anders behandelt wurde." Auch der ursprüngliche und ursprünglichste (lateinische oder gar vorlateinische) Stamm ist immer nur etwas vom Verstande konstruiertes, nicht etwas wirklich in der Sprache existierendes. Vgl. eine Bemerkung oben zu Nr. 2.

S. 28 „*pédal* — *pied*." Druckfehler für *pédale*.

S. 29 „*café* — *cafetière* — *cafeière*." Druckfehler für *cafeière*.

4. **Ullrich's** Schrift unterscheidet sich von den eben besprochenen drei Schriften dadurch, dass sie als „Hilfsbuch für Schüler

besonders lateinloser Schulen“ bestimmt ist, wodurch der Verfasser „die Beschränkung im Punkte der Lautgesetze genügend rechtfertigt“ (Vorwort, S. IV), ferner dass er nur die sogenannten unregelmässigen Verben ausführlich behandelt und diese ausdrücklich nicht nach den Perfektformen, sondern nach den Präsensformen ordnet. „Es will mir nämlich scheinen“, sagt Ullrich im Vorwort (S. III), „als wenn die bisher beliebte Anordnung der Verben nach den Perfektstämmen als ein methodischer Missgriff betrachtet werden müsse, da meine Lehrthätigkeit mir gezeigt hat, dass der Stein des Anstosses für den Schüler nicht sowohl in den Perfektformen, als in den Präsensformen liegt, eine Anordnung nach diesen also schon ein Moment der Erleichterung enthält.“ Dies ist sicherlich ein Gesichtspunkt, der beachtet zu werden verdient, den man aber füglich nicht ausser acht zu lassen braucht, auch wenn man ebenfalls die Bildung des hist. Perf. und zugleich die des Part. Perf. bei der Gruppierung der Verben berücksichtigt.

Was die Einteilung in Konjugationen betrifft, so stimmt Ullrich hierin fast ganz mit Stier überein, aber er fasst den Begriff „regelmässig“ viel enger und den Begriff „unregelmässig“ viel weiter. Am Anfang gibt er auf einer Tabelle (S. 1—3) eine vergleichende Übersicht der „drei regelmässigen Konjugationen“ mit Infin. *-er, -re, -ir,* eine sehr nützliche Zusammenstellung der Endungen 1) ihrer „gleichen Formen“ und 2) ihrer „ungleichen Formen“. Zur regelmässigen *ir*-Konjugation, wie sie Ulrich nennt, rechnet er nur die Verba mit der Stammerweiterung *-iss- (bannir* u. a.), zur regelmässigen *re*-Konjugation nur die wenigen Verba, deren Stamm auf *p* und *d* ausgeht. Von allen „drei regelmässigen Konjugationen“ sind ausgeschlossen 1) die Verba, in deren Endungen irgend eine orthographische Abweichung oder Besonderheit zu bemerken ist, also sogar Verben wie *louer* und *saluer* wegen des *tréma (nous louïons, vous saluïez),* 2) die Verba, die in der Schrift — auf den Laut kommt es dem Verfasser zunächst nicht an — irgend eine Veränderung des Stammes zeigen, also *menacer, venger, employer, celer, battre, fleurir* u. ä. — Es ist auffällig, dass sich *avouer* neben *chercher* u. a. unter den regelmässigen Verben findet (S. 3), dagegen *louer* und *vouer, dévouer* u. ä. unter den unregelmässigen aufgeführt sind (S. 8). Um die sogenannte „regelmässige“ *re*-Konjugation gegenüber den zahlreichen „unregelmässigen“ Verben auf *-re* nicht allzu dürftig erscheinen zu lassen und wenigstens *rompre* und *vendre* und 6 andere Verba mit einem auf *d* ausgehenden Stamme zusammenzubehalten, gibt Ullrich (S. 2) zu Präs. Indik. „Stamm + *s*, + *s*, + *t*“ die Bemerkung: „Dritte Person ohne Endung nach *d, t, c*.“ „Nach *d*“ würde hier schon genügt haben: Denn *battre* und *vaincre* sind ja nach seiner Auffassung unregelmässig. Vom phonetischen Standpunkte aus und, wenn man die wirklich jetzt gesprochene Sprache, die heutige Lautsprache, als massgebend ansieht, muss man jene Einschränkungen und Ausschliessungen zum Teil als sehr willkürlich und falsch bezeichnen. Z. B.: *romps* = *rõ* neben *rompons* = *rõpõ* ist keineswegs „regelmässiger“ als *bats* = *ba* neben *battons* = *batõ;* oder beide Formen *rõ* und *ba* müssen, da der Stamm verändert ist, als „unregelmässig“ gelten. Wenn man dann die übrigen von Ullrich (S. 3) angeführten Verba auf *-re* in ähnlicher Weise vergleicht und beurteilt, kann natürlich von einer regelmässigen *re*-Konjugation überhaupt nicht die Rede sein. Denn in diesem Falle müssen alle Verba auf *-re* ebenso, wie alle Verba auf *-oir,* zu den unregelmässigen oder anomalen gestellt werden. Aber Ullrich steht in dieser Beziehung auf dem reinen, un-

verfälschten Standpunkte der Schriftsprache, und man muss zugeben, dass er insofern seinem Standpunkte gemäss im Einschränken und Ausschliessen im allgemeinen mit richtiger Konsequenz vorgegangen ist.

Die vier unregelmässigen Konjugationen sind in derselben Reihenfolge geordnet, wie in Stier's Tabellen, also unnötigerweise anders, als die drei regelmässigen:

„I. Anomale Verba der . . *er*-Konjugation.
II. Anomale Verba der . . *ir*-Konjugation.
III. Anomale Verba der . . *re*-Konjugation.
IV. Verba auf *-oir*."

S. 10—11. „*mourir* . . . . Erklärung: Die stammbetonten Formen lauten *ou* zu *eu* um." D. h. die stammbetonten Formen des Präsens . . . : Diese notwendige Beschränkung ist an allen Stellen, wo ich eine ähnliche Erklärung bemerkt habe, weggelassen, so bei *venir* S. 11, *devoir* S. 24.

S. 15. „*il éclot.*" Druckfehler für *éclôt.*

S. 25—26. „*pouvoir* . . . . Erklärung: Ausser der Vorbemerkung bezüglich des *v*, beachte den Stammumlaut, sowie das *x* der ersten und zweiten Person (nach Analogie der Pluralbildung der Substantiva auf *eu); . . .*" Der Ausdruck „Analogie" ist hier durchaus unpassend und missverständlich. Besser: *x* statt *s* nach *eu*, vgl. Subst. z. B. *cheveu — cheveux*. Ferner: „endlich das Futur, in welchem *v* dem folgenden *r* assimiliert ist." Diese Erklärung ist lautphysiologisch (eine Labialis dem ursprünglich lingualen *r* assimiliert!?) und sprachhistorisch falsch; und wissenschaftlich Falsches darf unter keinen Umständen in einer Schulgrammatik gelehrt werden. Selbst die Schüler lateinloser Anstalten, für die Ullrich seine Schrift hauptsächlich bestimmt hat, können die Entstehung des Präs. Futur (Infinitiv + Präs., resp. Impf. von *avoir)* begreifen, und da sie das *v* in den bezüglichen Formen von *pouvoir* nur zwischen Vokalen sehen (vgl. *nous pouvons, ils peuvent — il peut,* vgl. auch *pouvant — puissant* u. ä.), so ist es für sie auch nicht schwer zu verstehen, dass das *v* ursprünglich nicht stammhaft, sondern nur hiatustilgend ist. Wenn aber Ullrich aus praktischen Gründen die richtige wissenschaftliche Erklärung (Assimilation der Dentalis an ursprünglich linguales *r; dr, tr = rr,* vgl. *je pourrai* mit *je verrai, je décherrai, il décherra,* vgl. lat. *pot-est, videre, cadere,* franz. *potentat, providence, décadence* u. ä.) nicht geben oder auch nicht einmal andeuten wollte, so hätte er die Formen *pourrai, pourrais* neben *pouvoir* einfach als unregelmässige — gegenüber *devrai, devrais* von *devoir* u. a. bezeichnen und dabei nur auf *verrai, verrais — décherrai, décherrais — écherra, écherrait* neben *voir — déchoir — échoir* verweisen sollen, zumal da er bei diesen Verben (S. 28) auf jede Erklärung des Futur. verzichtet.

S. 26—27 „*valoir, falloir* . . . . . Erklärung. Beachte 1. *x* statt *s*." Ergänze: *x* statt *s* nach *au*, vgl. die Subst. und Adj., z. B. *cheval — chevaux, chapeau — chapeaux, beau — beaux*. — Weiter: „2. die Mouillierung der Stämme *val-* und *fall-* im Konjunktiv, wie bei *aller*." Ergänze „in den stammbetonten Formen des Konjunktivs", und ebenso an anderen Stellen der Schrift. — Ferner: „4. Futur hat euphonisches *d*." Unverständlich ohne Zusatz: *d* eingeschoben zwischen *l* und ursprünglich lingual. *r; l = u* erst später vor folgenden Konsonanten vokalisiert, daher auch *vaux, vaut, faut,* wie *vaudrai, faudra.*

S. 27. „*vouloir* . . . . Erklärung . . . . Umlaut von *u* zu *eu* in den stammbetonten Formen." Druckfehler. Verbessere: *ou* zu *eu* . . .,

oder (phonetisch): *u* zu *ö*, das offen oder geschlossen ist, je nachdem der Endkonsonant des Stammes lautet oder verstummt.

Der „Rückblick“ (S. 29—32) enthält einige allgemeine Bemerkungen über die Behandlung der Endungen und des Stammes, die sehr kurz und knapp gehalten, aber doch zum grössten Teil verständlich und verständig sind.

S. 30. „Die Silbe *ill* in *bouillir* schwand vor *s* und *t*.“ Die drei Buchstaben *ill* bezeichnen in diesem Worte keine Silbe, sondern bedeuten jetzt nur einen halbvokalischen (halbkonsonantischen) Laut, nach Passy's Auffassung einen Konsonanten, = *j*. Auch früher bildeten diese Buchstaben im Französischen nie eine Silbe: im älteren Französisch und noch jetzt im Dialekt oder in der dialektisch gefärbten Aussprache = *lj* oder = palat. *l*. Vor *-s*, *-t* konnte der Stammauslaut von *bouillir* = lat. *bullire*, als jene konsonantischen Endungen noch gesprochen wurden, nur als einfaches *l* erscheinen *(bouill-, boull-, boul-;* vgl. lat. 1. *bullio*, ursprünglich dreisilbig, vulg.-lat. zweisilbig, *lli* = *lj*, 2. *bullis*, 3. *bullit)* und musste später in *u* übergehen, das mit dem Stammvokal verschmolz: *je bous, tu bous, il bout.*

Ferner S. 30. „Desgleichen wurde der mouillierte Stammauslaut *gn* in den Verben auf . . *indre* vor *s* und *t* zu blossem *n* (nasal): *je crains*, *il craint* (auch Partizip).“ Unklar oder falsch, wie die Erklärung zu *craindre* S. 18. Besser: *craindre, peindre, joindre* u. s. w.; der Stamm geht aus auf *gn* = *ñ* (palat. *n)* vor vokalischen Endungen, auch vor dem verstummten *e*, — aber vor konsonantischen Endungen in der Schrift auf *n*, das in der lebenden Sprache verstummt, jedoch die nasale Aussprache des Stammvokals bewirkt: *ain*, *ein* = *ẽ*, *oin* = *ᵘẽ*.

S. 31. Über Konj. Präs. und Imper. drückt sich Ullrich allzu kurz und wohl deshalb undeutlich und ungenau aus.

Die drei letzten Absätze, die überschrieben sind: „Merke folgende *Passés définis*“, „Merke folgende *Participes passés*“ und „Merke folgende *Futurs*“, sind ziemlich wertlos, da die hier angeführten Formen des hist. Perf., des Part. Perf. und des Futur. ohne ein — wenigstens für mich — ersichtliches Prinzip zusammengestellt sind. Auch hätte Ullrich an dieser Stelle endlich die Bildung des französischen Futur. und die Änderungen, die bei der Zusammensetzung des Infin. mit dem Präsens von *avoir* vor sich gehen, erwähnen und andeutungsweise erklären müssen.

Trotz der Einwände, die ich in meiner Besprechung erhoben, und trotz der Ausstellungen, die ich an einigen Einzelheiten gemacht habe und noch an manchen anderen hätte machen können, erkenne ich gern an, dass die Schrift von Ullrich brauchbar zu nennen ist und hauptsächlich zwei nicht unwesentliche Vorzüge aufweist: eine im im ganzen geschickte und übersichtliche Anordnung der Verben und Verbalformen und eine knappe und doch auf kleinem Raume erschöpfende Darstellung.

5. **Ricard's** „Hilfstabellen für die Konjugation der französischen regelmässigen und unregelmässigen Zeitwörter“, von denen auch auf Pappe gespannte Exemplare auf Wunsch der Besteller vom Verleger geliefert werden, haben nur einen rein praktischen Zweck. Durch den vollständigen Titel, den ich oben mitgeteilt habe, mögen sie sich selbst empfehlen, wie auch durch folgende Worte des Verfassers innerhalb des Umschlages, die sich auf ihren Inhalt und Zweck beziehen: *„La conjugaison française offre à la fois une grande clarté et une incomparable précision: elle peut se résumer en tableaux synoptiques garantissant de toute erreur.*

I. *Plus de 5000 verbes se conjuguent comme* ***parler.***
Plus de 850 comme ***punir.***
Environ 400 comme ***vendre.***
En un mot, tous les verbes réguliers ont là leurs modèles.

II. *Dans le second tableau, on a compris tous les verbes irréguliers (225) et les défectifs.*

Par conséquent, ces deux tableaux remplacent exactement toute grammaire et tout dictionnaire.

Ils ont comme but pratique l'avantage de pouvoir être suspendus dans les maisons d'éducation et les comptoirs, de se placer sous l'œil de l'écrivain ainsi que dans le portefeuille de chacun."

Die Anordnung ist schematisch und teilweise alphabetisch; sie weicht von der Plœtz'schen wenig ab. Nur einen Druckfehler habe ich entdeckt: *asséye* statt *asseye*. A. Rambeau.

Rambeau, A., *Die Phonetik im französischen und englischen Klassenunterricht.* (Eine Begleitschrift zu den Lauttafeln des Verfassers.) Hamburg, 1888. Verlag von Otto Meissner. Preis: 1 Mark.

Die von Rambeau herausgegebenen Wandlauttafeln sind, abgesehen von mehreren hinzugekommenen Verbesserungen dieselben, welche er in seiner Schrift *Über den französischen und englischen Unterricht in der deutschen Schule* (Hamburg, 1886. Herold) veröffentlicht hat. Der Wunsch, diese Tafeln in allen Klassen der bedeutend vergrösserten Anstalt des Wilhelms-Gymnasiums zu Hamburg benützen zu können und sie somit auch den Kollegen auf bequemere Weise zugänglich zu machen, hat Rambeau veranlasst, die Tafeln auf lithographischem Wege vervielfältigen zu lassen.

Über seine Begleitschrift lässt er sich im Anfang folgendermassen aus: „Was ich im folgenden über die Phonetik im französischen und englischen Klassenunterricht zu sagen gedenke, soll keineswegs der Versuch einer vollständigen, wenn auch nur ganz elementaren, Darstellung des französischen und englischen Lautsystems für Schulzwecke sein. Für Schüler ist die Begleitschrift überhaupt nicht bestimmt, und Lehrer finden in den seit etwa zwölf Jahren erschienenen vortrefflichen Büchern über Lautphysiologie die nötige Belehrung und vielleicht bessere Auskunft in wissenschaftlicher Beziehung, als ich sie an dieser Stelle zu geben im stande wäre. Dagegen möchte ich wenigstens mit meinen Bemerkungen über den Gebrauch der Lauttafeln zeigen, auf welche Weise man mit Hilfe dieser Tabellen den Schülern allmählich — von Stufe zu Stufe im mehrjährigen Schulunterricht — eine genaue und gründliche Kenntnis der zwei fremden Lautsysteme verschaffen kann — ohne Lehrbuch, und ohne sie im

geringsten Grade zu überbürden oder mit unverdaulichen abstrakten Dingen zu belästigen. Den Fachgenossen, welche den phonetischen Studien noch abgeneigt sind, möchte ich ferner beweisen, dass man nach meiner Methode ohne „Regeln“ die Aussprache der Schüler wenn nicht fehlerlos, so doch jedenfalls gleichmässig und der eigenen Aussprache vollkommen gleich machen und dadurch ihren Genuss an der fremden Sprache, die sie lernen, wesentlich heben und ihr Interesse dafür in hohem Grade fördern kann.“

Nach der allgemeinen Hervorhebung der Bedeutung der lautlichen Schulung für die genaue Aussprache der fremden Sprachen und der Muttersprache selbst, deren lautlich reine Erlernung schon im Elementar-Unterricht zum Gegenstand der sorgfältigsten Pflege gemacht werden müsste, bespricht nun Rambeau zunächst die französischen Lauttafeln, deren eine die Vokale, die andere die Konsonanten enthält. Eine Zusammenstellung von Musterbeispielen mit Rücksicht auf die Einzellaute befindet sich unter jeder Lauttafel. Den Vokalen hat er die Dreieckform zu Grunde gelegt, bei der das Verhältnis der Zungenstellung der einzelnen Laute veranschaulicht wird. Die geschlossenen Laute werden mit ´, die offenen mit ` bezeichnet. Die Quantität wird durch die Lauttafel nicht angegeben, sondern durch Vorsprechen erlernt. Die unter der Vokaltafel angeführten Musterbeispiele sind indessen nach der Quantität geordnet, indem Rambeau sowohl bei den reinen als den nasalen Vokalen Beispiele 1) für lange, 2) für weniger lange oder kurze Laute angibt.

Die Konsonanten ordnet Rambeau nach Verschluss- und Engelauten an, so dass die einander entsprechenden stimmhaften und stimmlosen Laute nach ihren verschiedenen Bildungsstellen neben einander stehen: A. Labiale, B. Linguale (Dentale), C. Palatale (Gutturale), D. Hauchlaut.

Rambeau beginnt mit der Einübung der reinen Vokale, die er zunächst auf deutsche Weise, dann mit verstärkter Artikulation auf französische Weise vorspricht.

Beim Nachsprechen der Lautreihen *i-a-u* und *u-a-i* haben die Schüler auf die Veränderung der Lippen- und Zungenstellung zu achten, so dass sie sich der Stellung der Sprachorgane bewusst werden.

Die weiteren Übungen an der Vokaltafel bestehen im Lautieren der folgenden Vokalreihen:

i-é-a
u-ó-a
i-é-è-a

u-ó-ò-a
ü-ö́-a
u-ö́-ö̀-a.

Zum Schluss werden die drei vollständigen Vokalreihen geübt:

i-é-è-a
u-ó-ò-a
ü-ö́-ö̀-a.

Diese Übungen haben die Schüler einzeln und im Chore vorzunehmen. „Sie werden so lange fortgesetzt, bis sie mindestens von der Mehrzahl der Schüler ohne Fehler und ohne Zögern ausgeführt werden können.“ „Die straffe Artikulationsweise ist bei allen französischen Vokalen zu betonen und eher zu übertreiben als zu mässigen. Der Unterschied zwischen den geschlossenen Lauten *é ó ö́* und den offenen Lauten *è ò ö̀* muss jedem Schüler ganz geläufig werden.“

Zu den obigen Lautreihen möchte ich die folgenden Reihen hinzufügen, deren sorgfältige Übung der Aneignung einer klaren Aussprache der französischen Vokale sehr förderlich ist:

i ü u
é ö́ ó
è ö̀ ò.

Zunächst wird der Übergang innerhalb der beiden ersten Lautreihen geübt. Hierbei behält der Schüler die Zungenstellung der ersten Reihe *i é è* bei und nimmt nur die Lippenstellung von *u ó ò* an. Beim Übergang von *ü ö́ ö̀* zu *u ó ò* behält er umgekehrt die zuletzt eingenommene Lippenstellung bei, indem er die Zungenlage schnell verändert. Überall, wo die Lippenartikulation im Deutschen mangelhaft ist, sind diese Übergänge aus der spaltförmigen in die gerundete Form von grossem Werte. Der Schüler, der oft im Deutschen statt *ö́* oder *ü é*, bzw. *i*, zu sprechen gewöhnt ist, wird durch das Gegenüberstellen dieser entsprechenden Laute zur genauen Beachtung ihrer Verschiedenheit und zu ihrer sicheren Nachahmung geführt. Besonders empfiehlt sich hierzu die Übung der nach ihrer wagerechten Lippenstellung am weitesten auseinanderliegenden Vokale *i* und *ü* und umgekehrt.

Das Übergehen von einem Vokal zum andern innerhalb derselben Lautreihe geschieht dadurch, dass unter anhaltendem Stimmton der Wechsel der zur Bildung der einzelnen Vokale erforderlichen Mundstellung erfolgt. Hierbei lernt der Schüler zugleich den im Deutschen den Vokalen vorangehenden Kehlkopfverschlusslaut vermeiden und gewöhnt sich somit an den im Französischen üblichen leisen Stimmansatz.

Von den reinen Vokalen geht Rambeau zu den nasalen Vokalen über. Die Schüler werden in einfacher Weise auf den Unterschied zwischen beiden Arten hingewiesen. Durch Übergang vom Grundvokal zum Nasalvokal, der im singenden Tone gesprochen wird, ergibt sich folgende Übung: *a-ã, è-ẽ, ò-õ, ö̀-ö̃.*

Wegen der auch von Rambeau hervorgehobenen oft stattfindenden Verwechslung der Nasalvokale *ã* mit *õ*, *ẽ* mit *ö̃* ist es von Vorteil, die Beziehungen der Nasalvokale zu ihren bezüglichen Grundvokalen auch an der Lauttafel dadurch zu veranschaulichen, dass man sie den betreffenden offenen Lauten gegenüberstellt. Um bei der hierdurch verursachten Häufung von Lautzeichen die Übersichtlichkeit zu wahren, empfiehlt es sich dann, wie es bei uns geschieht, verschiedene Farben für die verschiedenen Lautarten zu verwenden. So sind bei uns *i é è a à ò ó u* schwarz, *ü ö́ ọ̈ ö̀* grün und die Nasalvokale *ã ẽ õ ö̃*[1]) rot dargestellt. Kommt es nun vor, dass ein Schüler z. B. *ã* statt *õ* spricht, wie es hier oft geschieht, so wird er sofort auf den entsprechenden Grundvokal verwiesen, indem er unter Beibehaltung der *a*-Mundstellung den Übergang von *a* zu *ã* übt. Ausserdem ist als Grund des Fehlers anzugeben, dass der Schüler anstatt der *a*-Mundstellung die von *ò* eingenommen hatte. Von Bedeutung für unsere Gegend sind die Bemerkungen Rambeau's über die Schüler, welche im Deutschen anstatt der reinen Vokale genäselte verwenden und nun diese auch auf das Französische zu übertragen pflegen. Da gilt es durch viele Lautübungen dem Schüler recht klar zu machen, dass der Mund weit zu öffnen ist, und der Hauch durch Mund und Nase, nicht etwa wie im Dialekt ganz oder zum grössten Teile durch die Nase strömt. Bei diesen Fehlern ist es notwendig, nach den Übungen der reinen und der Nasalvokale die Schüler auf die Unterscheidungsfähigkeit der Nasalvokale hin zu prüfen.

Dazu empfiehlt es sich die vier Nasalvokale an die Tafel zu schreiben und mit den Nummern 1 bis 4 zu versehen:

ã ẽ õ ö̃
1 2 3 4

Der Lehrer spricht nun reine Vokale und Nasalvokale in beliebiger Reihenfolge vor; sobald ein Nasalvokal an die Reihe kommt, hat dann der Schüler nur die Nummer des betreffenden

---

[1]) Behufs Vereinfachung der Lautzeichen halte ich es für angebracht, die Akzente auf den Nasalvokalen wegzulassen. Dass diese Laute im Französischen nur offen sein können, lernt der Schüler ja schon durch die so häufig geübte Gegenüberstellung der offenen Grundvokale und der bezüglichen mit derselben Mundöffnung gesprochenen Nasalvokale.

Vokals anzugeben. Spricht der Lehrer z. B. *ò* vor, und der Schüler gibt dafür 2 = *õ* an, so ist dies ein Beweis dafür, dass der Schüler durch die fehlerhafte Gewohnheit des Näselns zu dieser falschen Lautauffassung geführt wird; und so muss wieder auf die entsprechenden Artikulationsübungen zurückgegangen und der Grund des Fehlers in einfacher Weise erklärt werden.

Bezüglich der fehlerhaften Aussprache der Nasalvokale in Norddeutschland sagt Rambeau: „Mag der Lehrer auch selbst die französischen Nasalvokale noch so gut vorsprechen, er kann ziemlich sicher darauf rechnen, dass seine norddeutschen Schüler ohne eine sorgfältige „Artikulationsgymnastik“, wenn er die Laute ihrer akustischen Auffassung und blossen Nachahmung überlässt, fast alle *aŋ*, *èŋ* oder *éŋ*, *òŋ*, oder *óŋ*, *ö̀ŋ* oder *ö́ŋ* und ähnliche Lautverbindungen hören und nachsprechen.“ Rambeau hebt recht treffend hervor, wie schwer es ist eine derartig Jahre lang hindurch geübte falsche Aussprache der Nasalvokale zu beseitigen, während bei der lautlichen Schulung im Anfangsunterricht alle Schüler zur richtigen Wiedergabe der dem Französischen eignen Laute gelangen müssen.

Da die Schwierigkeiten der lautgetreuen Nachahmung der französischen Nasalvokale immerhin gross genug sind, so scheint es mir hier geboten, in einfacher Weise eine Erklärung der Bildung dieser Laute im Unterschied zu den deutschen Nasalkonsonanten zu geben.

Der Schüler spricht zunächst deutsche Wörter aus, die auf *ng* endigen, wie *bang*, *häng*. Verschliesst er die Nase durch Zuhalten mit den Fingern, so wird der Nasalkonsonant plötzlich abgebrochen; im Gegensatz hierzu zeigt ihm der Lehrer, wie bei demselben Verfahren die französischen Nasallaute, wenn auch gedämpft, forttönen. Woher kommt das? Beim deutschen Nasalkonsonanten verhindert der Ansatz der Zunge am Gaumen das Ausströmen der Luft aus dem Mundraum; die Luft geht somit allein durch die Nase. Wird nun dieser Ausweg der Luft durch Zuhalten der Nase verschlossen, so muss der Laut zu tönen aufhören. Bei der Aussprache der französischen Nasallaute, welche vokalen Charakter und dieselbe Mundstellung wie die entsprechenden Grundvokale haben, findet k e i n e Berührung der Zunge mit dem Gaumen statt, so dass die Luft auch bei Nasenverschluss noch immerhin ihren Ausweg durch den Mund findet und so den Laut weitertönen lässt.

Aus dieser Verschiedenheit der beiden Lautarten, die dem Schüler zugleich die Verkehrtheit der Bezeichnung des einfachen französischen Nasallautes mit *ang* nachweist (drei Buchstaben für einen Laut und konsonantischer für vokalischen Lautansatz)

ersieht der Schüler, dass er zur Wahrung des vokalischen Lautwertes die Zunge stets vom Gaumen fernhalten muss.

Gelingt ihm dies zuerst nicht, so weist ihn der Lehrer an, die Zunge mit einem Stift herabzudrücken und somit in der Lage des entsprechenden Grundvokals zu erhalten. Am besten üben die Schüler diese Nasallaute, wie auch Rambeau hervorhebt, dadurch ein, dass sie dieselben in singendem Tone möglichst lange aushalten. Überhaupt gibt es kein besseres Mittel für die Aneignung und Befestigung einer guten Aussprache als das Singen von Liedern,[1]) das auch ausserdem dazu angethan ist, die Lust und Freude des Schülers an der Sprache wesentlich zu erhöhen.

In der Besprechung der Konsonanten und Mittellaute, deren Absonderung von den Konsonanten ich übrigens nicht für angebracht halte, lässt Rambeau die Schüler in elementarer Weise den Unterschied zwischen Vokalen und Konsonanten feststellen, um dann die einzelnen Laute, wie schon oben bemerkt, zusammenzustellen. „Bei diesen und den folgenden Erörterungen, sagt Rambeau, berücksichtige ich am meisten die Labialen, weil die Schüler die verschiedenen lautphysiologischen Vorgänge bei diesen Lauten nicht bloss durch ihre eigene, von mir geleitete Überlegung an ihren Organen selbst wahrnehmen, sondern auch an meinen Lippen und Zähnen beim Sprechen deutlich sehen können.“ Rambeau verweilt dann besonders auf dem wichtigen Unterschied der stimmlosen und stimmhaften Laute, welche die Schüler sicher von einander unterscheiden und genau nachahmen lernen müssen. „Besonders in Mittel und- Süddeutschland, wo die Vermischung von „harten“ und „weichen“ Konsonanten, der Gebrauch von stimmlosen schwachen (weichen) Konsonanten in der dialektisch gefärbten Muttersprache sogar unter den Gebildeten vorherrscht, hat der Lehrer viele sorgfältige und langwierige Übungen anzustellen, damit seine Schüler den Unterschied zwischen stimmhaft und stimmlos in der fremden Sprache nicht nur theoretisch verstehen, sondern auch in der Praxis immer ohne Schwanken und Irren durchführen lernen.“

Bei dem paarweisen Aussprechen der Verschluss- und Reibelaute empfiehlt es sich von den leichter aussprechbaren stimmlosen Lauten auszugehen und diesen die stimmhaften Laute anzuschliessen.

Die Reibelaute *f-v*, *s-z*, *š-ž* werden ausgehalten und das Ansetzen beziehungsweise Aussetzen des Stimmtons erfolgt dann unter Beibehaltung der entsprechenden Mundstellung auf ein bestimmtes Zeichen des Lehrers.

---

[1]) In der zweiten Auflage des Kühn'schen Lesebuches sind die Noten für die darin enthaltenen singbaren Lieder angegeben.

So lernt z. B. auch der mittel- und süddeutsche Schüler die von seinem Dialekt abweichende Bildung des französischen und englischen *v*, indem er die *f*-Mundstellung (Berührung der Unterlippe mit den oberen Schneidezähnen) beibehält und durch Hinzutreten des Stimmtons zu *v* übergeht.[1]) Um sich davon zu überzeugen, dass die Schüler die stimmlosen von den stimmhaften Lauten genau unterscheiden können, ist auch folgende Übung zu empfehlen: Der Lehrer spricht die stimmhaften und stimmlosen Laute in beliebiger Aufeinanderfolge vor und lässt den Lautwert von den Schülern durch die blosse Angabe ob stimmlos oder stimmhaft bestimmen.

Bei der Einübung von *b*, *d* und *g* empfiehlt Rambeau zuerst *mb*, *nd* und *ŋg* sprechen zu lassen, „damit den Schülern die Eigentümlichkeit der französischen stimmhaften Verschlusslaute noch mehr zum Bewusstsein kommt.“ Es scheint mir hier besser, das wahre Wesen dieser Laute dem Schüler dadurch klar zu machen, dass er den Blählaut, welcher den stimmhaften Verschlusslauten mangelt, mit den Schülern einübt. Es wird nur scheinbar ein *m*, *n* und *ŋ* vor *b*, *d* und *g* gehört. Während bei *m*, *n*, *ŋ* die Luft in die Nase tritt, gelangt sie bei dem Blählaut nur in den Mund. Die Dauer dieses Lautes hängt also von der Grösse des Mundraumes ab, der bis zur Lösung des Verschlusses mit Luft erfüllt wird, sie wird also entsprechend den Artikulationsstellen von *b* nach *g* zu abnehmen: $b > d > g$.

Bezüglich der Aussprache des *r* stimme ich mit Rambeau darin überein, dass je nachdem der deutsche Schüler Zungen-*r* oder Zäpfchen-*r* spricht, er den ihm gewohnten Laut auf das Französische übertrage, da dort auch beide Bildungsweisen vorhanden sind, wenn auch die Verbreitung des Zäpfchen-*r* mehr und mehr zunimmt. Dagegen hat der Lehrer den in manchen Gegenden für *r* im Deutschen eintretenden gutturalen Ersatzlaut (= *ch)* aufs entschiedenste zu bekämpfen. Auch möchte ich bei der Aussprache des *r* noch bemerken, dass der Lehrer darauf achten muss, dass das im deutschen Dialekt vor Konsonanten öfters eintretende Schwinden des *r*, sowie das Übergehen des auslautenden *r* in den unartikulierten Stimmton *ọ̈* im Französisch nicht eintritt, sondern dass *r* auch in diesen Fällen rein ausgesprochen wird, also *jour* = *žur* nicht *žuọ̈*, *larme* = *larm*, nicht *lam*. Auch

[1]) Unsere Konsonantentafel weicht insofern von der Rambeau'schen ab, als wir entsprechend dem obigen zuerst die stimmlosen und dann die stimmhaften Laute geben. Da jedoch die Übungen in verschiedener Reihenfolge stattfinden, ist diese Abweichung im Grunde genommen von untergeordneter Bedeutung.

darauf ist noch hinzuweisen, dass das deutsche Lautgesetz: „Im Auslaut wird jeder stimmhafte Konsonant stimmlos“ fürs Französische, ebenso wie fürs Englische keine Gültigkeit hat, dass da vielmehr der volle stimmhafte Laut auch im Auslaut erhalten bleiben muss, z. B. *robe* = *ròb*.

Bezüglich der Auffassung des französischen *n̄* sowie auch des Neutralvokals *ọ̈* sind die interessanten, lehrreichen Aufschlüsse zu vergleichen, welche P. Passy in einem Aufsatze „*Kurze Darstellung des französischen Lautsystems*“ (*Phonetische Studien* I, 1—3) gibt.

Weiterhin bespricht Rambeau *die Halbvokale und die Diphthonge.* Was die Bezeichnung des *j*-Lautes in *bien* etc. anlangt, so bin ich mit Rambeau der Ansicht, dass es für unsere deutschen Schüler entschieden besser ist, das *i* beizubehalten, da das Zeichen *j* leicht, zumal im Auslaut Veranlassung zur konsonantischen Aussprache des stimmlosen palatalen Reibelautes Anlass gibt. Durch die enge Verbindung zwischen *i* und dem folgenden Vokal gelangt der Schüler von selbst zur richtigen Aussprache der betreffenden Lautverbindung. Würde aber doch das Zeichen *j* nach stimmhaften Lauten verwandt, so müsste nach stimmlosen Lauten ein anderes Zeichen zur Bezeichnung der Stimmlosigkeit des *j* eintreten. Für eine Schullauttafel empfiehlt es sich jedoch, die Anzahl der Lautzeichen möglichst zu beschränken, so dass es auch deshalb schon ratsam ist, von den zwei neuen Zeichen Abstand zu nehmen. Aus dem gleichen Grunde könnte man ebenso das von Rambeau angegebene *w* = *u* in *roi*, *y* = *ü* in *lui* entbehren, und sich mit dem ähnlichen Hinweis wie oben begnügen, dass durch die enge Verbindung von *u* und *ü* mit folgendem Vokal jene Laute den Lautwert von Reibelauten annehmen. Zum Unterschied von den vollen Lautwerten der Vokale *i*, *u*, *ü* könnten ja auch diese Übergangslaute das Zeichen der Kürze erhalten, also *bien* = *bĭẽ*, *loin* = *lŭẽ*; *lui* = *lü̆i*. Jedenfalls ist ebenso hier schon aus praktischen Gründen eine Vereinfachung geboten. Werden aber bestimmte konsonantische Zeichen angewandt, so müssten wie vorhin nach stimmlosen Lauten wieder andere Zeichen eintreten. Was die von Rambeau benützten Merkwörter betrifft, so habe ich mich damit begnügt, zur Unterstützung der Einübung der stimmhaften und stimmlosen Lautpaare Wörter zusammenzustellen, die sich nur durch den Anlaut unterscheiden. Rambeau gibt dafür die folgenden Wörter:

bain	*pain*	*vin*	*faim*
dé	*thé*	*zèle*	*sel*
		Jean	*champ*
goût	*coup.*		

Späterhin beim Gebrauch von Lautschrift und bei der somit länger fortgesetzten rein lautlichen Schulung habe ich auch die Einübung durch Merkwörter für nicht mehr erforderlich gefunden. Will man aber doch Merkwörter verwerten, so verspreche ich mir eine grössere Wirkung davon, wenn sie der Lehrer nicht von Anfang an lernen, sondern sie aus dem den Schülern schon vertraut gewordenen Sprech- und Lesestoff gewinnen und als Belegstellen für die Einzellaute zusammenstellen lässt. Da sie so bekanntem Zusammenhange entnommen werden, sind es dann nicht bloss leere Wörter für den Schüler, sondern mit der im Satzgefüge eingeprägten Aussprache des Einzelwortes tritt dem Schüler stets der Zusammenhang entgegen, in dem er das Wort kennen gelernt hat.

Zur elementaren Besprechung der französischen Lauttafeln verwendet Rambeau zwei bis drei höchstens vier Stunden. Weitere Übungen und Belehrungen schliessen sich bei der Einübung der Texte an.

„Alles, was in lautlicher Hinsicht zu lernen ist, wird nur in der Klasse gelernt.“

„Nichts ist wirklicher Lernstoff, als die wenigen Merkwörter, die sich die Schüler in einem besonderen Heft für häusliche Wiederholungen aufzuschreiben haben.“

Über die weitere Behandlung der Phonetik und Benutzung der Lauttafeln verweist Rambeau auf seinen Aufsatz über *Das erste Lesestück und Überleitung von der Lektüre zur Grammatik im französischen Anfangsunterricht.* (Frick & Richter, *Lehrproben und Lehrgänge*, Halle, Heft IX, S. 93 ff.)

Das Chorsprechen, welches Rambeau als ein gutes Mittel, die Aussprache zu befestigen und den Tonfall der fremden Sprache zu erlernen empfiehlt, kann nicht genug in Anwendung gebracht werden, zumal bei grossen Klassen, wo jeder Schüler nur selten an die Reihe kommen kann.

„Nach den ersten grundlegenden Stunden des Anfangsunterrichts — sagt Rambeau —, in dem die Lauttafeln ihre hauptsächliche Verwendung finden, werden diese von mir systematisch nur noch selten, je nach Bedürfnis, benutzt. Fernerhin haben die phonetisch schwächer beanlagten und schwerfälligeren Schüler bei Beginn jeder Stunde vorzutreten und zuerst der Reihe nach alle vier Tabellen auf den zwei Karten, später nur noch eine mit ihren Lauten und Merkwörtern abzulesen. Die übrigen müssen die Fehler, die etwa noch vorkommen, verbessern.“ Nach den Ferien lässt Rambeau jedesmal eine gründliche systematische Wiederholung aller Lauttabellen vornehmen und während des Lesens französischer Texte verwendet er die Tafeln als Mittel zur Ver-

besserung dèr Aussprache, indem er für die falsch gesprochenen Laute diese und die richtigen an den betreffenden Stellen der Tafeln zeigen lässt.

Rambeau verwertet die Tafeln mit grossem Nutzen bis in die obersten Klassen, welche hierbei noch weitere Einblicke in die praktische Phonetik erhalten. „Das richtige Mass dieser Belehrungen muss jeder Lehrer selbst durch eigene Erfahrung erproben und zu finden verstehen. Keinem kann es erlassen bleiben, sich in der Lautphysiologie auf dem Laufenden zu erhalten, da diese Wissenschaft dem praktischen Sprachunterricht in der Schule mehr unmittelbaren und direkt fühlbaren Nutzen, als irgend eine andere Hilfswissenschaft gewährt.“ Als besonders geeignet für die Zwecke des Unterrichts empfiehlt er das Studium der betreffenden Werke von Vietor, Passy und Beyer, die jedem Lehrer des Französischen unentbehrlich seien. An die Besprechung der französischen schliesst sich in ähnlicher Weise die der englischen Lauttafeln.

Die hohe Bedeutung der Lauttafeln für den Unterricht veranlasst mich nun noch einige Bemerkungen und Ergänzungen zu liefern, wie sie sich aus meinem Unterricht ergeben. Es kommt mir hierbei zugleich darauf an, den Übergang vom Gebrauch der Lauttafeln zur Lautschrift zu erklären.

Nach der Ausspracheübung jedes Einzellautes zeigt der Lehrer das Lautzeichen an der Lauttafel. Dadurch lernt der Schüler mit dem Laute das entsprechende Zeichen verbinden und erinnert sich dann infolge der vielfachen Wiederholung dieser Verbindung von Laut und Zeichen zu gleicher Zeit an die vom deutschen Laut abweichende Lautbildung. Nachdem der Lehrer bei der Aussprache des Einzellautes wiederholt die betreffenden Lautzeichen angegeben hat, haben die Schüler die Lautzeichen für die vom Lehrer oder ihren Mitschülern vorgesprochenen Laute an der Tafel zu zeigen. Hiermit weisen sie nach, dass sie die gehörten Laute richtig auffassen und sie mit den entsprechenden Zeichen verbinden.

Wie nun der Schüler mit dem Laut das betreffende Zeichen verbinden lernt, so muss er andererseits aus den Lautzeichen die betreffenden Laute erschliessen können. Zu diesem Zwecke zeigen Lehrer oder Schüler die einzelnen Zeichen, während die Klasse im Chor und einzeln die Laute dafür angibt.

Diese Lautübungen lassen sich nun in der vielseitigsten Weise anstellen. Da dem Schüler in der fremden Sprache viele ihm bisher ungewohnte Lautverbindungen entgegentreten, so kommt es darauf an, dass der Schüler schnell von einem Laute zum andern in beliebiger Reihenfolge übergehen lernt, ohne dass

die Genauigkeit und Schärfe der Lautbildung der Einzellaute dabei irgendwie Einbusse erleidet. Daher lässt der Lehrer nach der geordneten Einübung der Laute diese in möglichster Abwechslung hintereinander aussprechen. Der Lehrer zeigt daher die verschiedensten Lautzeichen an den Lauttafeln, und die Schüler geben die Lautwerte dafür an.

Jeden lautlichen Fehler, der sich bei dem so vorteilhaften gleichmässigen Chorsprechen leicht feststellen lässt, haben die Schüler selbst zu melden. Der Fehler wird dann von den Schülern, die ihn machten, verbessert unter Angabe der Quelle desselben und unter Bezeichnung der etwa verwechselten Laute an der Tafel. Hierdurch gelangen die Schüler zur Erkenntnis der Fehler, die sie allmählich zu deren Beseitigung führt. So lassen sich die Übungen an der Lauttafel recht anregend gestalten, ohne den Schüler zu ermüden. Derjenige, welcher den Versuch mit Lauttafeln macht, wird sich bald hiervon überzeugen, welches Interesse die Schüler an den vielfach abwechselnden Übungen nehmen, deren Nützlichkeit deutlich zu Tage tritt.

Mit den Lauttafeln ist der Übergang zum rein lautlichen Verfahren ohne weiteres gegeben.

Nachdem ich im englischen Anfangsunterricht gute Erfahrungen mit dem Gebrauch der Lautschrift gemacht hatte, habe ich sie nun auch im Französischen erprobt und dabei gefunden, dass ihr Gebrauch die Aneignung einer guten Aussprache, zumal in grossen Klassen, wesentlich fördert, und ohne den Schüler zu belasten, die anstrengende Arbeit des Lehrers erheblich erleichtert.

Der Übergang zum Gebrauch der Lautschrift gestaltet sich dann folgendermassen: Nach zwei bis dreistündiger Übung im Hören und Nachahmen der Laute und der im obigen Sinne geschilderten vielseitigen Benützung der Lauttafeln geht der Lehrer sofort zu einem kleinen Gedicht über, dessen Erlernung dem Schüler durch Reim und Rhythmus wesentlich erleichtert wird. Jede vorgesprochene und von den Schülern nachgeübte Lautgruppe wird in ihre Worte und diese wieder in ihre Einzellaute zerlegt. So hat der Schüler in dem kleinen Gedicht aus Kühn's Lesebuch No. 16 *Bonjour, Lundi,* zunächst *bonjour* zu lautieren, also das Wort zu zerlegen in die Laute *b õ ž u r*, die ein anderer Schüler an der Lauttafel zeigt, ferner *Lundi* in *l ö̃ d i* u. s. w. Diese von einzelnen Schülern an der Tafel gezeigten Laute werden dann von der Klasse unter genauer Beachtung des jedem Einzellaute zukommenden Lautwertes ausgesprochen und zum Schluss jedes Wortes und jeder Lautgruppe wird das Ganze wiederholt.

Die Übersicht über die einzelnen bezüglichen Laute wird nun dadurch gewonnen, dass der Lehrer die genannten von den Schülern bezeichneten Laute an der Wandtafel zu Worten zusammenstellt, also oben: *bõžur lõdi.* Auf diese Weise gewinnt der Schüler einen festen Einblick in die Laute der fremden Sprache und zugleich eine Stütze für das Festhalten der in der Klasse geübten Laute.

Wird er nun in der ersten Zeit der Erlernung nur mit den Lauten der Sprache und deren entsprechendem Lautbilde vertraut gemacht, so ist hierin eine grössere Sicherheit für eine gute Aneignung des lautlichen Teils der fremden Sprache gegeben, als wenn ihm nach der lautlichen Übung sofort das zu Verwechselungen Anlass bietende orthographische Bild entgegentritt. Erst wenn an einer Anzahl von Lauttexten (besonders Gedichten) die fremden Laute jedem Schüler fest vertraut geworden sind, sollte der Übergang zur Orthographie erfolgen, wodurch dann der Schüler die lautlich fest verarbeiteten Stücke in der gewöhnlichen Orthographie kennen lernt. Aus den von verschiedenen Seiten gemachten Erfahrungen ergibt sich, dass der so sehr gefürchtete Übergang ohne Schwierigkeiten vor sich geht. Bei der Übereinstimmung zwischen Laut und Schrift kommt dem Schüler die lautliche Schulung zu gute, indem er sich die betreffenden Zeichen nicht gedächtnismässig einzuprägen, sondern nur die fest mit dem Gehör aufgenommenen Laute durch die entsprechenden Zeichen wiederzugeben braucht. Alles andere erlernt er zunächst durch vielfache Anschauung und Schreibübungen. Die weiteren Beziehungen zwischen Laut und Schrift gewinnt er dann allmählich durch die Erfahrung, indem er angeleitet wird aus einer grossen Zahl von Einzelfällen das Gemeinsame herauszufinden.

Rambeau selbst steht dem Gebrauch der Lautschrift wohlwollend gegenüber und empfiehlt die Benutzung von P. Passy: *Le français parlé*, F. Franke: *Phrases de tous les jours* und die von P. Passy herausgegebene Zeitschrift: *Le Maître fonétique.* Für das Englische empfiehlt er Sweet's *Elementarbuch des gesprochenen Englisch*, sowie eine im Druck befindliche Gedichtsammlung von Dr. Fick in Hamburg.

Nach dem Vorhergehenden kann ich zum Schluss meiner Besprechung allen Fachgenossen die Benutzung der Rambeau'schen Lauttafeln für den Unterricht, sowie das Studium der kleinen, aber inhaltsreichen und belehrenden Begleitschrift, von der ich hier nur den französischen Teil behandelt habe, aufs dringendste und wärmste empfehlen. M. Walter.

Badke. *Die Anfangsgründe im Französischen auf phonetischer Grundlage.* Programm des Realgymnasiums zu Stralsund Ostern 1888.

Badke weist auf die Bedeutung und die Notwendigkeit einer lautgetreuen Aussprache der lebenden Sprachen hin und setzt auseinander, wie die Wissenschaft der Phonetik jedem Lehrer die Mittel an die Hand gibt, sich auch ohne jahrelangen Aufenthalt im Ausland eine genaue und gute Aussprache anzueignen. Nachdem Badke als Musterbücher für das Studium englischer und französischer Aussprache Sweet's *Elementarbuch des gesprochenen Englisch,* Passy's *Le français parlé* und Franke's *Phrases de tous les jours* empfohlen hat, sucht er die Frage zu beantworten, inwieweit sich auch die Schule die Ergebnisse der Phonetik aneignen soll.

„Vor allen Dingen, sagt er, scheint mir die Kluft, die zwischen dem phonetischen Anfangsunterricht und der eigentlichen Beschäftigung mit dem Französischen liegt, noch nicht überbrückt zu sein. Soll die Phonetik einmal Grundlage des fremdsprachlichen Unterrichts sein, so muss man auch auf dieser Grundlage konsequent den ganzen Unterricht aufbauen.“

Badke bespricht alsdann die Hindernisse, welche im Deutschen der Feststellung eines „Standard“-Deutsch entgegentreten und fährt dann so fort: „So viel aber steht fest, dass, so lange wir nicht imstande sind, als gebildete Deutsche in der Öffentlichkeit unsere dialektischen Spracheigentümlichkeiten aus unserer, alle Stämme verbindenden, gesprochenen Schriftsprache streng zu verbannen, gar keine Rede davon sein kann, dass wir eine fremde Sprache auf Grund einer Lautbeschreibung, die sich auf unser jetzt gesprochenes Hochdeutsch stützt, und von ihm ausgeht, richtig erfassen, lehren oder lernen können. Eine Sprache, in der viele Buchstaben in verschiedenen Landschaften ihres Gesamtgebiets verschiedene Laute bezeichnen, kann nicht als Grundlage für die Bezeichnung fremder Laute benutzt werden. Wenn wir so weiter verfahren, so wird es bei uns stets ein mecklenburgisches, sächsisches, baierisches, schwäbisches, westfälisches u. s. w. Französisch geben.

Wir müssen uns also eine einheitliche Basis für den Unterricht schaffen, und diese kann uns einzig und allein die Phonetik geben. Ohne diese Wissenschaft ist auf diesem Gebiet ein blindes Herumtappen, ein planloses Experimentieren.“

Badke beklagt es, dass auf dem Gebiet des Unterrichts in der Muttersprache gerade dem gut gesprochenen Worte, — in dem ein so mächtiger Zauber liegt, den wir als mitwirkenden Faktor bei der Erziehung der Jugend nicht entbehren möchten, — noch nicht genügend Wert beigelegt werde. Für diese Vernachlässigung macht er vor allem den Elementarunterricht verantwortlich, wo sich der Schüler die Grundbedingungen alles guten Sprechens und eines gediegenen Vortrags, die klare, saubere Aussprache der Einzellaute anzueignen habe.

Badke wendet nun die Phonetik nicht unmittelbar aufs Französische an, sondern gibt sie entsprechend dem vorher Bemerkten in allgemeinerer Form.

„Die Laute sollen dem Quintaner so im Zusammenhang vorgeführt werden, dass der Lehrer des Englischen in Unter-Tertia das Gebäude nicht neu aufzuführen, sondern nur auszubauen braucht. Auch sehe ich die Phonetik nicht als eine Wissenschaft an, die nur gewisse Laute der fremden Sprache erklären helfen, sondern als eine solche, die den Schüler überhaupt zu einem tieferen, gründlicheren

Verständnis des Sprechens und der Sprache (auch seiner Muttersprache) befähigen soll.“

Aus dieser Auffassung der Verwertung der Phonetik in der Schule ergibt sich schon, dass Badke aufs eingehendste die Sprachlaute und deren Bildung erörtert. Er bespricht die Laute in folgender Reihenfolge: I. Verschlusslaute (stimmlos). II. Reibelaute (stimmlos). III. Vokale (Töne). IV. Stimmhafte Konsonanten. V. Zitterlaute. VI. Nasenlaute: a) Nasalkonsonanten; b) Nasalvokale. Hierauf folgt die Zusammenstellung der Laute des Französischen und die Übersicht des französischen Lautsystems (im Anschluss an Bell-Sweet).

Badke sucht die Schüler anzuleiten, die Eigentümlichkeiten der vorgesprochenen Laute, die Entstehung, Bildung und Benennung derselben selbst herauszufinden. Zu diesem Zwecke stellt er meist Fragen, deren Beantwortung er den Schülern in den Mund legt. Die in geordnetem Zusammenhange gewonnenen Laute lässt er am Schluss jeder Lautgattung zusammenstellen und später mit den anderen Lauten vergleichen. Es würde zu weit führen, näher hierauf eingehen zu wollen; nur einzelnes sei daraus erwähnt: Bei der Besprechung der Vokale untersucht Badke jeden Laut bezüglich der Zungenstellung, Lippenstellung und Kieferweite. Ferner hat der Schüler das Wesen der engen oder geschlossenen und der weiten oder offenen Vokale an folgenden Beispielen festzustellen: *Hiebe — Hirte; Heda — fern; Habe —* (frz. *femme); hoch — korb; Hugo — kurz; Höhle — Hölle; Hüte — Hütte.*

Zur Bildung der stimmhaften Konsonanten spricht Badke in singendem Tone lang angehaltenes *a* vor, indem er hierauf den Verschluss der entsprechenden stimmlosen Laute *p t k* eintreten lässt.

Der Verschluss wird so lange angehalten, bis der Mund bis zur betreffenden Ansatzstelle mit Luft gefüllt ist, dann öffnet sich der Verschluss und *a* ertönt wieder, und so fort. Wird dann *a* fortgelassen, so entstehen die stimmhaften Laute *b d g*, und so entsprechend auch die Reibelaute.

Um die Schüler das Schwingen der Stimmbänder fühlen zu lassen, weist Badke auf die bekannten Hilfsmittel hin: Auflegen der Finger auf den Kehlkopf, Verschliessen der Ohren mit den flachen Händen, Auflegen der flachen Hand auf den Schädel.

Die Nasenlaute übt Badke im Anschluss an die Verschlusslaute ein, indem er die Schüler veranlasst, die im Mund befindliche Luft nicht wie bei obigen Lauten durch Lösung des Verschlusses aus dem Munde, sondern unter Beibehaltung derselben durch die Nase entweichen zu lassen. Zum Unterschiede von den deutschen Nasalkonsonanten bespricht er alsdann die Nasalvokale, welche den einfachen offenen Vokalen entsprechen.

Verweilen wir nun bei diesem I. Teil der Badke'schen Abhandlung, so müssen wir anerkennen, dass sie mit grosser Sorgfalt und Genauigkeit die Lautbildung und die Beziehung der einzelnen Laute zu einander erörtert. Seinen Grundsatz, „den Schülern eine feste phonetische Grundlage zu geben, auf die sich der Lehrer bei Bildung und Einübung der spezifisch französischen Laute zurückbeziehen kann“, hat er genau bis ins Einzelne durchgeführt. Jedoch ist meine Ansicht, dass sich in dem Alter, in welchem unsere Schüler Französisch zu lernen anfangen, auch eine sichere phonetische Grundlage legen lässt, ohne allzu sehr in die Einzelheiten einzudringen. Die Antworten, welche Badke seinen Schülern in den Mund legt, scheinen mir auch bisweilen über das Verständnis eines Durchschnitts-Quintaners hinauszugehen.

Wir müssen ferner daran denken, dass im jugendlichen Alter die Nachahmung des gesprochenen Wortes noch eine viel grössere Rolle spielt als im späteren Alter, wo diese Fähigkeit mehr und mehr nachlässt.

Ich bin der Ansicht, dass beim Anfangsunterricht da die Phonetik eintreten soll, wo die blosse Nachahmung nicht genügt, und wo das wahre Wesen der Laute dem Schüler erst erschlossen werden muss, damit er zu einer dauernd richtigen Aussprache der betreffenden Laute gelange.

Dies gilt in Mittel- und Süddeutschland besonders für die so wichtige Unterscheidung der Konsonanten in stimmlose und stimmhafte.

Die Hauptsache bei dem Aussprache-Unterricht ist aber die, dass der Lehrer neben einer genauen Aussprache zugleich eine genaue Kenntnis der Vorgänge besitzt, welche beim Sprechen in Betracht kommen und zur Erzeugung reiner Lautbildung führen.

Weiss der Lehrer seine eigene Aussprache genau zu zergliedern, kennt er das Verhältnis der verwandten Laute in den verschiedenen Sprachen und die Gründe für die von einander abweichende Klangwirkung, so wird er, auch ohne den Schülern selbst besonders eingehende phonetische Kenntnisse zu übermitteln, dennoch in der Lage sein, aufs vorteilhafteste gegen die aus dem Dialekt der Muttersprache in die fremde Sprache übergehenden Fehler anzukämpfen. Der erste Grundsatz scheint mir hierbei nur der zu sein, dass der Lehrer unnachsichtlich alle Nachlässigkeiten der Aussprache zurückweisen, alle Fehler hören und die Schüler zum Hören und Erkennen der Fehler anleiten muss.

Bei der Säuberung der deutschen Aussprache wird es also besonders auf unaufhörliches reines Vorsprechen, genaue Artikulationsübungen und vieles Nachsprechen und Lesen ankommen, wobei jeder Fehler, selbst auf die Gefahr hin, zunächst fortwährend zu unterbrechen, sofort beseitigt werden muss. Hierdurch wird auch das Gehör und die Aufmerksamkeit der Schüler aufs schärfste auf die Sprech- und Lesefehler der Klasse gelenkt. Bei der fremden Sprache tritt ebenfalls die Nachachmung der genau und rein vorgesprochenen Laute in den Vordergrund. Sobald aber die Eigenheiten neuer Laute oder der von den verwandten deutschen Lauten abweichenden fremden Laute nicht durch die Nachahmung allein erfasst werden, tritt als Hilfe die Phonetik ein, welche eine dem Verständnis des Schülers angepasste Erklärung über die Bildung des Lautes bietet. So lernt der Schüler diese vom Deutschen abweichenden Laute erst mit Bewusstsein richtig nachbilden, um sie nach vielfachem Hören und Nachsprechen späterhin auch unbewusst richtig wiederzugeben. In den Fällen, wo der Lehrer zur leichteren Nachahmung phonetische Winke gibt, wird dann bei den vorkommenden Fehlern nicht nur ein einfaches Verbessern eintreten müssen, sondern stets auf den Grund des Fehlers zurückzugehen sein.

Natürlich ist es bei den heutigen Verhältnissen noch ein Notbehelf, wenn der Lehrer, welcher Aussprache des Französischen lehren soll, noch überall gegen die Fehler der deutschen Aussprache zu kämpfen und das Gehör der Schüler für Lautunterschiede im Deutschen zu schärfen hat. Daher ist der Wunsch, den Badke ausspricht, und der in der letzten Zeit schon vielfach durch Wort und Schrift betont worden ist, nur allzu sehr berechtigt, dass nämlich der Elementar-Unterricht im Deutschen mehr dahin streben möge, den Schülern eine gute Aussprache der Muttersprache in Fleisch und Blut übergehen zu

lassen. Hier wird es bei den verschiedenen dialektischen Eigenheiten, die uns von Natur aus mehr oder weniger anhaften, Aufgabe des Volksschullehrer-Seminars sein müssen, die Phonetik als einen wesentlichen Zweig des Unterrichts in den Lehrplan aufzunehmen. Werden die jungen Seminaristen streng lautlich geschult und mit den wichtigsten Kenntnissen der Phonetik vertraut gemacht, so wird eine günstige Einwirkung auf die Aussprache ihrer Schüler nicht ausbleiben. Vergegenwärtigen wir uns dann, dass die im sechsten Jahre in die Elementarschule eintretenden Schüler von Lehrern unterrichtet werden, die alle im Dialekt der betreffenden Gegend begründeten, sowie alle individuellen Fehler genau erkennen und sich stets vor ihren Schülern der reinsten Aussprache bedienen, so wird der Schüler zu einer festen Gewöhnung an eine gute Aussprache des Deutschen gelangen, auch wenn er in der Familie den Dialekt immer weiter hört und spricht. Die durch Lautier-, Sprech- und Leseübungen geförderte und in allen anderen Schulstunden gepflegte gute Aussprache des Deutschen wird dann auch der Orthographie zu gute kommen. Denn überall wo Laut und Schrift übereinstimmen, muss der Schüler ohne sich die Schriftzeichen gedächtnismässig durch Anschauung angeeignet zu haben, durch die scharfe Schulung des Gehörs befähigt sein, aus dem sicher erkannten Laute auf den Buchstaben zu schliessen. Damit wird zugleich das Gedächtnis wesentlich entlastet.

Haben so unsere Schüler eine mehrjährige gründliche lautliche Schulung im Deutschen durchgemacht, ehe sie zur Erlernung der fremden Sprachen übergehen, so wird sich hierauf der Unterricht in der Aussprache der fremden Sprachen viel leichter und sicherer aufbauen lassen.

Im II. Abschnitt geht Badke zu den französischen Lauten im Worte und Satze über. Nachdem der Schüler durch die im I. Abschnitt bezeichneten Übungen eine feste phonetische Grundlage gewonnen hat, ist es nunmehr die Aufgabe des Lehrers, dem Schüler die besonderen Lautfärbungen der französischen Laute in ihrer Abweichung von den „Grundlauten“ zu lehren.

Erst lässt Badke die Einzellaute üben und sie dann zu Wörtern zusammenstellen. Wenn Badke sagt, dass bei diesen Übungen die Bedeutung der Worte noch ganz übergangen werden kann, so möchte ich dagegen erwidern, dass es mir pädagogisch richtiger erscheint, wenn der Schüler erst die Bedeutung dessen, was er nachsprechen soll, erfährt und so einen bestimmten Sinn damit verbindet. Dies geschieht eben dadurch, dass er im Anfang eine genaue Übersetzung des Textes erhält, der zur lautlichen Einübung ausgewählt wird. Mit Recht weist Badke darauf hin, dass der Lehrer besondere Aufmerksamkeit der Unterscheidung der stimmlosen und stimmhaften Konsonanten, namentlich im Auslaute und zwischen Vokalen zuwenden müsse.

Ebenso verweist er auf die Bedeutung der Länge oder Kürze der Silben und Vokale, und auf die Natur des Vokals (ob geschlossen oder offen) die oft noch im Unterricht vernachlässigt werde.

„Kein langer oder geschlossener Vokal darf durchgehen, wo ein kurzer oder offener stehen sollte, denn das Übel ist unausrottbar, wenn es sich erst eingenistet hat.“ Nach der Übung der Laute und einzelner dem ersten Lesestück entnommenen Wörter geht Badke zum Lesestück über, „bei dessen Einübung besonders die Gleitlaute und der gehauchte französische Stimmansatz neben der eigentümlichen Betonung der Satztakte zu beachten ist.“ Als erstes Lesestück hat der Verfasser einen Abschnitt nach Jost und Humbert's *Lectures pratiques* zu-

sammengestellt: *Le corps humain.* In dem von Badke wiedergegebenen Abschnitte befindet sich die Beschreibung des Kopfes. Badke schreibt die einzelnen Sätze in Lautschrift nieder, deren Zeichen der Schüler auf den Lauttafeln kennen gelernt hat. Durch senkrechte Striche bezeichnet er die Sprachtakte. Die einzelnen Wörter der Sprachtakte werden durch Bindestriche mit einander verbunden.

„Der Satz wird nach den bezeichneten Sprachtakten einzeln und dann im Chor bis zu vollendeter Sicherheit eingeübt. Erst dann werden die Takte in Worte aufgelöst, und deren Bedeutungen durchgenommen und durch öfteres Vorsprechen und Abfragen sofort eingeprägt.“ Natürlich müssen hierbei die Sprachtakte im Anfang recht klein bemessen werden, damit sie der Schüler lautlich rein nachzuahmen vermöge. Sobald auch hier Schwierigkeiten vorliegen, halte ich es für angemessen, auf die Einübung der Einzelwörter und Einzellaute zurückzugehen, die dann zur zusammengehörigen Lautgruppe verbunden werden. Eine fortgesetzte Übung der Artikulation der Einzellaute empfiehlt sich besonders da, wo der heimische Dialekt der Aussprache der fremden Sprache Schwierigkeiten bereitet. Daher ist es auch aus diesem Grunde gut, anfangs jedes Wort in seine Einzellaute zerlegen und diese an der Lauttafel angeben zu lassen. Der Lehrer, der sich der Lautschrift im Unterricht bedient, wie es auch Badke thut, wird dann nur vor den Augen der Schüler die an der Lauttafel angegebenen Lautzeichen zu Worten zusammenzustellen haben. Durch dieses Verfahren geht die Lautschrift in natürlicher Weise aus der genauen Einübung der Einzellaute hervor, und es bietet den Vorteil, dass sich der Schüler über den Wert eines jeden Lautes völlig klar werden muss. Die in Badke's Text enthaltene ausführliche Beschreibung des Kopfes bringt zum Teil seltene Wörter und scheint mir überhaupt als erstes Stück wenig geeignet. Ich ziehe kleine Gedichte und Erzählungen vor, an die sich alsdann Beschreibungen (bei uns benutzen wir dazu die Hölzel'schen Anschauungsbilder der vier Jahreszeiten) anschliessen. Jedenfalls wäre es Kollegen, die noch keine Versuche damit gemacht haben, den Unterricht in den neueren Sprachen mit einem zusammenhängenden Stück zu beginnen, nur zu empfehlen, im Anfang einige kleine Gedichte lernen zu lassen, deren Aneignung durch Reim und Rhythmus sehr erleichtert wird und dem Schüler grosse Freude macht. Wir haben in dieser Hinsicht mit den in Kühn's *Französischem Lesebuch* und in Dörr und Vietor's *Englischem Lesebuch*[1]) befindlichen kleinen Kindergedichten sehr gute Erfahrungen gemacht. Von grossem Werte ist es, dieselben Lautverbindungen recht häufig wiederholen zu lassen, damit sie jedem Schüler ganz geläufig werden. Die Übungen an den kleinen Gedichten und Lesestücken lassen sich besonders unter Benützung der Lauttafeln so anregend gestalten, dass der Schüler genug Abwechslung hat und die Gefahr der Ermattung durch längere Beschäftigung mit demselben Stoff ausgeschlossen ist.

Badke gibt nun gleich beim ersten Stück eine ganze Zahl grammatischer Bemerkungen. Ich bin der Ansicht, dass man sich in der ersten Zeit nur mit der rein lautlichen Schulung befassen soll, und dass der Lehrer erst dann, wenn schon genügend Stoff verarbeitet ist, zur grammatischen Ausbeutung desselben übergeht. Es soll dann aber auch noch langsam vorgegangen und erst das gewonnen werden,

[1]) Beide Bücher sind seit Ostern 1888 an unserem Realgymnasium eingeführt.

was der Schüler auf dem Wege der Induktion unter Anleitung des Lehrers selbst zu finden und zu erkennen vermag. Ein weiterer Schritt ist dann der, dass er die selbst gewonnenen grammatischen Kenntnisse auch richtig anzuwenden vermag, und dies geschieht im engsten Anschluss an die fremde Sprache selbst, nicht durch Übersetzen aus dem Deutschen in die fremde Sprache, welches aus dem Anfangsunterricht auszuschliessen ist.[1])

Da ich die Herstellung der fremden Sprache aus dem Deutschen nicht zu billigen vermag, sondern der Ansicht bin, dass das Deutsche nur zur Erklärung und zum Verständnis der fremden Sprache herbeigezogen, im übrigen aber aus dieser allein die Kenntnis derselben geschöpft werden soll, so kann ich mich auch mit den Fragen nicht einverstanden erklären, bei denen Badke der Übersetzungsmethode folgt, so z. B.: „Wie ist von dem Menschen, von dem Körper, zu dem Körper zu übersetzen?“ Die vorkommenden Verbindungen mit Präpositionen werden eben zuerst wörtlich, dann im guten Deutsch gegeben, und so findet der Schüler nach einer Anzahl von Fällen selbst heraus, dass das Französische keine Deklination kennt, sondern zur Kasusbezeichnung die Präpositionen *de* und *à* verwendet.

Welche Freude es den Schülern macht, den Lesestoff auf bestimmte grammatische Erscheinungen hin zu untersuchen und die Gesetze unter Leitung des Lehrers selbst zu gewinnen, davon wird sich jeder überzeugen können, der ohne Vorurteil an eine ehrliche Probe des induktiven Verfahrens herangeht.

Diese Freude am Selbstfinden ist ein grosser Sporn für den Schüler und erhöht das Interesse ausserordentlich, ganz abgesehen davon, dass das durch eigene Erfahrung Gewonnene und der fremden Sprache Eigenartige sich auf diesem Wege viel fester einprägt als durch Übersetzung eigens zur Einübung von Regeln berechneter unzusammenhängender Einzelsätze.

In den *Sprechübungen zur Wiederholung,* welche sich an die Durchnahme des Lesestückes anschliessen, stellt Badke Fragen nach dem Inhalt. Die in der Frage enthaltenen neuen Wörter lässt Badke der Bedeutung nach einüben und einprägen, bevor die Fragen gestellt werden. Ich kann dies nicht billigen; denn damit nimmt der Lehrer manches voraus, was der Schüler beim Hören der ganzen Frage selbst zu finden vermag. Ausserdem wird die Aneignung neuer Wörter im Zusammenhange mit schon bekannten, wesentlich erleichtert, da der Schüler mit der gewonnenen Vorstellung zugleich auch den neuen Worten die entsprechende Bedeutung beilegen lernt. Das ist ja auch gerade der grosse Vorteil des zusammenhängenden Lesestoffes, dass die Wörter sich viel schneller und fester dem Gedächtnis einprägen, weil sie sich an geordnete Vorstellungsreihen anlehnen, die sich der Schüler leichter zu behalten vermag, während z. B. bei den unzusammenhängenden Einzelsätzen der fortwährende Wechsel von Vorstellungsreihen dazu führt, dass Inhalt und Form gewissermassen von einander losgelöst werden und der Schüler nur Worte der einen Sprache

---

[1]) Denjenigen Kollegen gegenüber, welche behaupten, dass eine grammatische Schulung in der fremden Sprache nur durch Übersetzen aus dem Deutschen in die fremde Sprache möglich wäre, möchte ich auf die in meinem Entwurf eines Lehrplans *Der französische Klassenunterricht.* Marburg, 1888 (Elwert) für unsere Schule festgesetzten Übungen hinweisen, welche bezwecken, die Grammatik der fremden Sprache aus ihr selbst lernen zu lassen. (S. 31—61.)

durch die der anderen mechanisch wiedergeben lernt, ohne dass im Gedächtnis eine enge Verbindung zwischen Vorstellung und sprachlichem Ausdruck hergestellt wird.

Badke stellt alle Übungen nur mündlich an und lässt bei den ersten Stücken noch gar nichts schreiben: „Das Ohr der Schüler wird bei diesen Übungen an die richtige Aussprache der Laute und Lautkomplexe gewöhnt, die sichere Aneignung derselben durch kein Schriftbild gestört, und das ist zunächst das Wichtigste.“ „Auf lautliche Erscheinungen kommt man immer wieder zurück; sie werden mit grösster Gewissenhaftigkeit eingeübt, wiederholt und befestigt.

Man wird auf diese Weise zuerst scheinbar langsamer vorwärts kommen, als z. B. mit den bei Plötz portionsweise vorgeschnittenen Tagesrationen, aber die Schüler werden in anderer Zusammenstellung in kurzer Zeit manches lernen, was ihnen, obwohl es für die einfachste vernünftige Satzbildung sehr wichtig ist, dort lange vorenthalten bleibt, und sie zum Verweilen bei ermüdenden, und den Verstand einschläfernden Sätzen zwingt. Einzelne Verbalformen, selbst von sogenannten unregelmässigen Verben, werden als Vokabeln gelernt.

Allmählich stellt man dann einzelne Tempora des regelmässigen Verbs, und wo die unregelmässigen mit ihnen übereinstimmen, wie z. B. in manchen Formen des Präsens, im Imperfekt u. s. w. schematisch zusammen, und übt sie auch einmal im Zusammenhange durch. Überall aber hält man die Schüler dazu an, durch eigenes Nachdenken, von der Form eines Verbs aus die des andern zu finden.“

Hiermit bin ich vollkommen einverstanden, auch freut es mich, dass Badke besonders hervorhebt, dass „die Schüler nach diesem Verfahren ein viel regeres Interesse am Unterricht bethätigen, als wenn sie einen bestimmten Vokabelvorrat zu Hause mechanisch dem Gedächtnis einprägen und in der Schule sich an nichtssagenden Sätzen üben.“

„Die Plötz’sche Methode macht die Arbeit nur dem Lehrer leicht, nicht dem Schüler; interessant aber keinem von beiden.“

Beim später erfolgenden Übergang zur gewöhnlichen Orthographie, die Badke möglichst hinauszuschieben wünscht, „damit die Schüler um so weniger durch das Auge irregeleitet werden, und desto sicherer das Lautbild festhalten“, sucht Badke auch sogleich die Beziehungen zwischen Laut und Schrift zu ermitteln. Ich bin auch hier der Ansicht, dass der Schüler erst durch vielfache Anschauung und Schreibübungen die Orthographie einiger bisher lautlich durchgenommener Stücke erlernen soll, ehe er die Kenntnis des Verhältnisses zwischen Laut und Schrift nach und nach allmählich aus dem nach Laut und Schrift durchgearbeiteten Sprachstoff selbst gewinnt.

Dies gilt z. B. für Regeln, welche Badke gleich am ersten Stück entwickelt, wie: „Vor Lippenlauten wird der Nasalvokal immer durch *m* bezeichnet, (vgl. latein. i*m*buo statt i*n*buo) oder in *homme* zeigt die Verdoppelung des *m* einmal an, dass das *m* hier seinen ihm zukommenden Laut behalten soll, dann aber auch, dass der vorhergehende Vokal kurz ist.“ Diese Beziehungen gleich zu lernen, ist schon deshalb nicht nötig, weil ja im Anfangsunterricht, wie es auch Badke thut, das Lesen immer erst folgt, nachdem der Text bei geschlossenem Buche lautlich verarbeitet worden ist. Wenn der Schüler liest, so kennt er die Laute schon; er kann dann seine Aufmerksamkeit auf das neu Hinzukommende, die Orthographie, lenken. Dass deren Aneignung hauptsächlich auf mechanischem Wege erfolgen müsse, gibt auch Badke zu.

Zum Schluss stellt Badke einige Gesichtspunkte zusammen, welche

der Einübung der Orthographie förderlich sein können, und hebt dann nochmals die Vorteile des neuen Unterrichtsverfahrens dem alten Verfahren gegenüber hervor. In den Anmerkungen gibt der Verfasser weitere Ausführungen zu einzelnen Punkten seiner Abhandlung.

Hierin offenbart sich eine ausserordentlich feine Beobachtungsgabe lautlicher Erscheinungen und eine gründliche Kenntnis des Lautbestandes und der Lautbildung der verschiedensten Sprachen, die der Verfasser zur Vergleichung und Belehrung heranzieht.

So wird kein Kollege diese Arbeit aus der Hand legen ohne vielfache Anregung und Belehrung daraus geschöpft zu haben.

M. Walter.

Miszelle.

Verein für das Studium der neueren Sprachen in Hamburg-Altona.

Der Verein zählte im Vereinsjahr Ostern 1888 bis Ostern 1889 etwa 45 Mitglieder. Der Vorstand bestand aus den Herren: Oberlehrer Dr. Paul (Vorsitzender), Günzel (stellvertr. Vorsitz.). Kraft (Schriftführer), Dr. Schnell (Bücherwart), Dr. Carstens (Kassierer), im Winter Professor Dr. Wendt. Die Sitzungen fanden allwöchentlich statt und wurden durch Vorträge, Referate und Lektüre ausgefüllt.

1. Vorträge.

Zur Einleitung in die Lektüre:

a) Oberlehrer Dr. Paul: *Der Vokalismus des Dänischen.*

b) Dr. Nissen: *Formenlehre des Dänischen.*

Oberlehrer Dr. Fernow: *Reisebericht über Birmingham.*

Schulvorsteher Krüger: *Reisebericht über Dänemark, speziell Kopenhagen.*

Professor Dr. Wendt: *Ein Besuch auf den normannischen Inseln.*

Oberlehrer Dr. Paul: *Holberg's Leben und Werke,* zur Einleitung in die Lektüre.

2. Referate.

Dr. Carstens: *Das wissenschaftliche Studium der neueren Sprachen an der Universität Cambridge* (Englische Studien).

Oberlehrer Dr. Fernow: *Shakespeare und Shakspere. Zur Genesis der Shakespeare-Dramen.* Von Graf Vitzthum von Eckstädt. Stuttgart, 1888. Cotta'scher Verlag.

In regelmässiger Folge referierten die Herren Prof. Dr. Rambeau über die *Romania,* Prof. Dr. Wendt über die *Anglia,* Dr. Lange über die *Phonetische Studien* und Dr. Carstens über die *Englische Studien.*

3. Die Lektüre beschäftigte sich mit dem Dänischen. Gelesen wurden im Sommer Hostrup, *Gjenboerne,* im Winter Holberg, *Den politiske Kandstöber* und Ibsen, *Den Folkefjende.* Im Sommersemester 1889 wird der Verein Chaucer, *The Canterbury Tales* lesen.

4. Lesezirkel. Der Verein hält in seinem Lesezirkel die hervorragendsten Zeitschriften auf dem Gebiet der französischen und englischen Sprache und Litteratur.

Zum dritten allgemeinen deutschen Neuphilologentag entsandte der Verein Herrn Prof. Dr. Wendt mit dem Auftrage, bei allen den neusprachlichen Unterricht betreffenden Fragen den Verein im Sinne einer besonnenen Reform zu vertreten.

Der Vorstand für das nächste Semester wird bestehen aus den Herren Dr. Schnell (Vorsitz. und Bücherwart), Dr. Nissen (stellvertr. Vorsitz.), Dr. Bönsel (Schriftführer), Prof. Dr. Wendt (Kassierer).

Ph. Kraft.

Referate und Rezensionen.

Ristelhuber, P., *Heidelberg et Strasbourg. Recherches biographiques et littéraires sur les étudiants alsaciens immatriculés à l'université de Heidelberg de 1386 à 1662.* Paris, 1888. Ernest Leroux. 141 S. gr. 8⁰.

An die litterarischen Festgaben, welche zu der Feier des fünfhundertjährigen Bestehens der Universität Heidelberg vor bald drei Jahren von nah und fern dargebracht wurden, schliesst sich, wenn auch nicht genau der Zeit, so doch der freundlichen Absicht des Verfassers nach, obige Arbeit in willkommener Weise an.

Der in Strassburg geborene und daselbst vielseitig thätige Schriftsteller Paul Ristelhüber ist in ihr den engen Beziehungen, welche sein Heimatland, das Elsass, in einer langen und wichtigen Periode mit der nahegelegenen und berühmten Universität am Neckar unterhalten hatte, sorgsam nachgegangen und hat ein vollständiges Verzeichnis der elsässischen Studenten aufgestellt, welche in Heidelberg in den drei ersten Jahrhunderten nach der Gründung des *studium generale* Anregung und Belehrung gesucht haben.

Diese Liste ist unter Zugrundelegung der Universitätsmatrikel, also in streng urkundlicher Weise, angefertigt. Erläuternd und ergänzend sind vielen Namen der zahlreichen Besucher genaue biographische und litterarische Nachweise beigegeben, durch welche an verschiedenen Stellen die Angaben früherer Forscher berichtigt oder vervollständigt werden. Diese dankenswerten Mitteilungen beziehen sich übrigens nicht bloss auf die Studenten. Neben Lernenden hatte das Elsass frühe auch Lehrende nach Heidelberg entsandt, und unter ihnen hatten nicht weniger als neun das Amt als Rektoren der Universität bekleidet. Mit ihnen beginnt das Buch und gibt über sie, besonders auch über die zwei bekanntesten, Jakob Wimpheling aus Schlettstadt und Jakob Micyllus aus Strassburg, eingehende, aus

den unmittelbarsten Quellen geschöpfte, Nachweise in chronologischer Reihenfolge.

Auf das Verzeichnis der elsässischen Rektoren folgt das natürlich weit umfangreichere der elsässischen Studenten, gleichfalls genau der Zeit nach geordnet. An erster Stelle werden die aus Strassburg stammenden Studierenden aufgeführt, dann diejenigen aus Unter- und Ober-Elsass. Von besonderem Interesse sind die Mitteilungen, welche zu den Namen derjenigen hinzugefügt sind, welche später durch ihre litterarische Bedeutung hervortraten und so der Universität Heidelberg ihren Dank auf das würdigste ausdrückten. Wir erwähnen namentlich die Ergänzungen, welche Ristelhüber über Grib, Nachtgall und Schach gegeben hat.

Unter den zahlreichen jungen Elsässern, welche zu der *Alma mater* am Neckar pilgerten, hatten sich mehrere schon in den allerfrühesten Zeiten eingefunden. Einer, Werner Rynow aus Strassburg, war sogar gleich im Gründungsjahr gekommen.

Wenn wir richtig gezählt haben, so beträgt die Zahl der von 1386—1667 immatrikulierten, aus dem Elsass stammenden Studierenden nicht weniger als neunhundert. Im 16. Jahrhundert, der Glanzperiode der Universität, war der Besuch am zahlreichsten, im 17. Jahrhundert war er aus begreiflichen Gründen am schwächsten.

Als Zugabe hat Ristelhüber auch noch für den Zeitraum von 1705—1809 die Namen der inskribierten Elsässer beigefügt. Diese gehörten nun politisch zu Frankreich, und so ist es nicht zu verwundern, dass ihre Zahl in diesem langen Zeitraum vierunddreissig nicht überstieg.

Auf Grund eigener Forschungen bemerken wir, dass auch späterhin der elsässische Besuch nicht mehr ein bedeutender wurde. Trotz der neuen Blüte, welche für Heidelberg bald nach seiner Vereinigung mit dem Grossherzogtum Baden begann, war der Zufluss aus dem Elsass ein sehr schwacher. Während die grosse Anziehungskraft von Männern wie Zachariä, Kreuzer, Schlosser, Chelius, Vangerow und dem Geschichtsforscher Häusser aus ganz Europa und selbst aus Amerika Zuhörer herbeiführte, kamen in den Jahren 1810—1847 nur achtundzwanzig Studenten aus dem benachbarten Elsass. Ähnlich blieb das Verhältnis bis zu dem Ausbruche des Krieges 1870—1871. Als das Elsass nun wieder deutsch wurde, trat nicht, wie man an und für sich erwarten konnte, ein neues mächtiges Zuströmen nach Heidelberg oder eine andere benachbarte Universität ein. Durch die Gründung der Landesuniversität Strassburg blieben die Elsässer vielmehr von den Universitäten Alt-Deutschlands erst recht fern.

Man würde übrigens sehr irren, wenn man glaubte, dass von der Westgrenze her bloss die deutschen Elsässer und die

gleichfalls deutschen Lothringer über den Rhein an die Universität am Neckar gewandert seien. Es kam seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch eine beträchtliche Zahl Studierender aus dem eigentlichen Frankreich. Dieser nationalfranzösische Besuch, welcher in seinem Auf- und Absteigen ein ähnliches Verhältnis wie derjenige aus dem Elsass zeigt, bildet einen nicht unwichtigen kulturhistorischen Berührungspunkt zwischen Frankreich und Deutschland. Da er bis jetzt kaum als Thatsache, noch viel weniger in seinen einzelnen Momenten beachtet worden ist, wollen wir die gegebene Gelegenheit benutzen, um auf Grund der Matrikel und anderer Akten der hiesigen Universität einige nähere Nachweise hierüber zu geben.

Den ersten Anstoss zu französischem Besuche der Heidelberger Hochschule gab jene folgenreiche religiöse Bewegung, durch welche überhaupt Deutschland sich zuerst in seiner inneren Grösse vor Europa geoffenbart hat. Während vor der Reformation kein einziger Franzose des Studiums halber in die Musenstadt am Neckar gezogen war, so strömten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts reformierte Angehörige dieses Volkes ungefähr siebzig Jahre lang in fast immer wachsender Zahl herein.

Die ersten derselben kamen in einer durch Kriegsunruhen und verheerenden Krankheiten für den Besuch Heidelbergs ungünstigen Zeit, nämlich in dem Jahre 1553. Es waren drei junge Adelige aus Besançon, nämlich Claude, Guillaume und Jean de Montefort. In demselben Jahre kam auch noch ein junger Burgunder, Claudius Bocecius, welcher in Paris *artium licentiatus* geworden war. Im Jahr 1557 kam ein Südfranzose, Petrus Jordanus, aus Toulouse, im folgenden Jahre ein Student aus Boulogne, und — am 6. Juni 1558 — die zwei ersten Pariser Studenten, deren einer von vornehmer Geburt war, *nobilis et patricius*, wie es in der Matrikel heisst, nämlich Johannes Sandrasius. So belohnte sich also sofort durch Zuzug aus Frankreich die Erneuerung, welche der entschiedene Anhänger der lutherischen Lehre, Otto Heinrich der Grossmütige, in eben diesem Jahre der Universität hatte angedeihen lassen, indem er sie dem mittelalterlichen Scholastizismus entrückte, um sie auf die Höhe der wissenschaftlichen und kirchlichen Bewegung seiner Zeit emporzuheben.

Als nach seinem Tode mit Friedrich III. ein neues Fürstengeschlecht zur Herrschaft kam, begann für Heidelberg und die ganze Pfalz eine an umfassender Wichtigkeit noch reichere Epoche. Nach aussen hin trat das Land nicht bloss in Deutschland, sondern auch in Europa in den politischen Vordergrund. Im Innern blühte alles, Wissenschaft, Kunst, Poesie und feine Bil-

dung. Die Zierlichkeit Italiens und die Eleganz des französischen Lebens — die meisten Prinzen des pfälzischen Hauses waren in Frankreich erzogen worden — schlug in der Pfalz ihren Wohnsitz auf.

All dies wirkte einladend auf das Zuströmen von Ausländern, noch mehr aber die Einführung des Kalvinismus, dessen begeisterter Held Friedrich III. war. Heidelberg wurde nun neben Genf die einzige Zufluchtsstätte, und seine Universität die einzige Bildungsstätte für die aus Frankreich vertriebenen Reformierten, sowie für viele Italiener, Schweizer und Niederländer. Gerade damals hatte durch den Zufluss vieler ausgezeichneter Lehrer die Hochschule einen Ruf wie keine andere jener Zeit erlangt.

In der nun eingetretenen Glanzzeit bildeten die französischen Studenten — wir scheiden diejenigen aus der französischen Schweiz aus — zunächst der Zahl nach ein recht ansehnliches Element. In der Zeit von der Mitte bis zu Ende des 16. Jahrhunderts haben nicht weniger als dreihundert Franzosen die Universität besucht. Ein Jahr tritt in diesem Besuche besonders hervor: das Jahr 1586, in welchem 63 Franzosen hier studierten.

Ihrer Herkunft nach sind in obiger Gesamtzahl die meisten Provinzen Frankreichs vertreten, zunächst die östlichen, aber auch die nördlichen, besonders die Champagne mit Sedan, die Pikardie, die Normandie, dann der Süden bis zu Béarn; nicht wenige kamen aus Lyon und Nîmes. Aus der Hauptstadt des Königreiches kamen 42 Studenten, darunter im Jahr 1567 zu gleicher Zeit vier Brüder Harlé. Einige waren übrigens zu jung, um den vorgeschriebenen Eid bei der Aufnahme zu leisten.

Dem Stande nach waren sowohl die höheren als die niederen Klassen vertreten; unter letzteren wurden mehrere als *pauperes* angeführt und unentgeltlich immatrikuliert.

Das Fachstudium, welchem die einzelnen französischen Studenten oblagen, ist, wie bei allen anderen überhaupt nur ganz ausnahmsweise in jener früheren Zeit in der Matrikel angegeben. Doch kann man mit Sicherheit annehmen, dass die allermeisten Theologie studierten. Einige allerdings werden ausdrücklich als Juristen bezeichnet. Im Jahre 1586 studierte ein Burgunder Medizin.

Wie die anderen ausländischen Studenten hatten die französischen neben den gewöhnlichen öffentlichen Vorlesungen auch ihre *privata collegia*, *logica*, *physica*, und *theologica*. Was aber die französischen Studierenden ganz besonders eigentümlich hatten, das war ein besonderer Gottesdienst, der für sie in ihrer Sprache eingerichtet wurde. Die Predigten fanden in dem theologischen Hörsaale statt, zunächst durch den Franzosen Daniel Toussaint, welcher Dekan der theologischen Fakultät war.

Überhaupt kamen in dieser Zeit Hugenotten nicht ausschliesslich als Lernende nach Heidelberg, mehrere derselben lehrten auch, und zum Teil in hervorragender Weise. Wir nennen unter den Juristen Franz Bauduin und besonders den berühmten Hugo Donellius (Doneau), welcher 1576 das Rektorat bekleidete. Länger als er blieb in Heidelberg in der juristischen Fakultät Dionysius Godefredus aus Paris, der von 1598—1620 wirkte.

Auch in der theologischen Fakultät waren bedeutende Franzosen als Lehrer thätig. So Pierre Boquin, welcher in Wittenberg zu der lutherischen Lehre übertrat und im Jahre 1557 als Professor des neuen Testaments nach Heidelberg berufen wurde. Neben dem schon genannten Daniel Toussaint, welcher Theologe und zugleich Hofprediger war, ist sein gleichnamiger Verwandter zu nennen, der später in beiden Eigenschaften gleichfalls hier wirkte. Als Lehrer des Evangeliums war mit Erfolg auch Franciscus Junius (Du Jon) thätig.

In der philosophischen Fakultät endlich lehrte hier, obwohl nur für kurze Zeit, der berühmte Bekämpfer der mit dem gefälschten Namen des Aristoteles prangenden scholastischen Methode des Unterrichts Petrus Ramus (Pierre de la Ramée).

Nicht als Lehrer, sondern als politischer Unterhändler, kam 1574 der berühmte Schriftsteller Theodor von Beza in die Hauptstadt der Pfalz. Zu rein litterarischen Zwecken reiste der berühmte Philologe Claudius Salmasius (Saumaise) hierher, um die kurfürstliche Bibliothek zu benützen. Er erzählt, dass er während seines Aufenthalts immer zwei von drei Nächten auf der Bibliothek zubrachte, um die so seltenen Schätze so viel als möglich zu verwerten.

Auch mehrere französische Sprachmeister kamen an die Universität. Zuflucht suchten auch mehrere gelehrte Buchdrucker, wie z. B. Gommelin und Franciscus Stephanus (Etienne), der Sohn des berühmten Robert Stephanus. Sogar Buchbinder fanden Aufnahme. So steht unter dem 5. November 1599 in der Matrikel verzeichnet: *Ludovicus Faber, Parisiensis, Compactor librorum, cum suis inscriptus ex senatus consulto.*

Den jungen Franzosen folgten auch Tanzlehrer aus der Heimat nach. In der Matrikel ist im Jahre 1665 Pierre la Villette als *maître de danse à l'académie* eingeschrieben.

Die zweite Periode des französischen Besuches hatte mit dem 17. Jahrhundert begonnen. Wir finden in diesem Zeitraume infolge der grossen religiösen und politischen Umwälzungen natürlich nicht mehr die hohen Ziffern wie in der zweiten Hälfte des vorhergehenden Jahrhunderts. Gleichwohl weist die Matrikel, obschon die Angaben von dem Jahre 1663—1792 ver-

loren gegangen sind und nur ganz teilweise ergänzt werden können, die noch immerhin stattliche Zahl von 209 französischen Studierenden auf.

Im Anfange dieses 17. Jahrhunderts war der französische Zuzug sogar stärker als zuvor. Der pfälzische Hof war nämlich unter Friedrich IV., der bei dem reformierten Herzog von Bouillon in Sedan erzogen worden war, nicht bloss fortwährend kalvinistisch, sondern er war auch stark mit französischer Sprache, Bildung und Sitte erfüllt. So kamen in der Zeit von 1600—1720 nicht weniger als 125 Franzosen. Diese waren vielfach aus Sedan, dem Sitze des strengsten Kalvinismus. Aber auch Paris hatte neunzehn Studenten entsandt.

Freilich folgte nur allzubald auf diese glückliche Zeit die Verödung und Verheerung durch den dreissigjährigen Krieg, welchem der Fürst, das Land, die Universität und die Bibliothek als ein trauriges Opfer fielen. Und als seit 1656 der Fremdenbesuch der Universität sich wieder zu heben begonnen hatte, so wurde der Zuzug kurz nachdem Heidelberg und die Universität sich mildthätig gegen vertriebene Franzosen, nämlich gegen die 1685 und 1686 nach Aufhebung des Edikts von Nantes herbeigeeilten Réfugiés, gezeigt hatte, durch die barbarischen Verwüstungen des orleanischen Erbfolgekriegs in betrübendster Weise gestört. Die Franzosen erwiesen Heidelberg schlimmen Dank für die in zwei Jahrhunderten wiederholt gegen Angehörige ihres Landes erwiesene Gastfreundschaft.

Den grossen Rückgang an fremden, französischen und anderen Studenten konnten die Verhältnisse des 18. Jahrhunderts nicht wohl hemmen. Italiener und Engländer fehlen in dieser dritten Periode ganz. Franzosen sind in der Zeit von 1703 bis zum Ende der kurpfälzischen Herrschaft nur in der kleinen Zahl von 43 eingeschrieben. In ihr finden sich wenig Nationalfranzosen, vielmehr meist Lothringer, welche arm und Zöglinge der Jesuiten waren. Doch ist Paris durch 13 Studierende vertreten, welche meist Philosophie hörten. Die Mehrzahl letzterer, neun, kam allerdings mehr aus äusseren als wissenschaftlichen Antrieben. Sie suchten in den Jahren 1792 und 1793 offenbar Schutz vor den Ausschreitungen der in ihrem Lande wogenden Revolution. Einer und der andere derselben strebte hier sogar nach Gelegenheit zu politischen Anknüpfungspunkten. So musste der Graf Saillant im Jahre 1794 wegen verbotener Werbungen aus der Universität ausgewiesen werden.

Wie die Franzosen die Universität und Stadt gegen Ende des 17. Jahrhunderts stark geschädigt hatten, so schlugen sie ihr im Anfang des 19. Jahrhunderts eine noch viel tiefere Wunde,

indem sie in dem Frieden von Luneville alle Güter und Gefälle, welche die Hochschule jenseits des Rheins besass, an sich rissen.

Nach dem Wiederaufblühen der Universität unter dem neuen Fürsten, dem Grossherzog von Baden Karl Friedrich, kamen allmählich auch wieder Franzosen.

Der erste, welcher die nunmehrige Ruperto-Carola aufsuchte, war aus dem Rhein- und Mosel-Departement, er studierte 1809 lutherische Theologie. Bald auch zeigten sich wieder Nationalfranzosen, besonders gegen das Ende des dritten und während des vierten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts. Es hing dies teils überhaupt mit dem damaligen Streben zusammen, das bei unseren Nachbarn erwacht war, durch Aufenthalt an süddeutschen Hochschulen auf das unmittelbarste sich mit unserer Litteratur und Philosophie bekannt zu machen, teils hatten die Franzosen für das so nahe und so herrlich gelegene Heidelberg eine ganz besondere Vorliebe.

Jetzt war die Neckarstadt nicht mehr, wie im 16. Jahrhundert, durch den Kalvinisnus, sondern durch ihre befruchtende Wissenschaft und die Reize ihrer Natur ein Zielpunkt wanderlustiger junger Franzosen. Die juristische Fakultät zog durch die genauen Kenner der französischen Gesetzgebung, durch Zachariä, Thibaut, Mittermaier an. Daneben lockte die dort glänzend vertretene Romantik und Philosophie mächtig an. Aus ihr schlürfte in vollen Zügen Edgar Quinet, vor welchem schon Victor Cousin sich einige Zeit aufgehalten hatte. Die Briefe, welche der Verbreiter von Herder's tiefsinnigen Ideen in seine französische Heimat von hier aus 1826 und 1827 schrieb, sind ein ununterbrochener Hymnus auf Heidelberg: *Ce Heidelberg est le pays de l'âme*, rief er begeistert aus. Ein anderesmal schrieb er: *il n'est pas de jour où je ne bénisse le ciel de m'avoir conduit dans ces montagnes où tout m'apaise et me calme malgré moi. Ces savants me camnuniquent quelque chose de leur douce sérénite! Tout me parle ici de ce qu'il y a de consolant sur la terre. C'est l'antiquité grecque et orientale. C'est la grande et noble philosophie de Kant.*

Nach den vierziger Jahren trat dann wieder eine Abnahme in dem Besuche französischer Studenten und Schriftsteller ein. Victor Hugo hatte zwar gesagt, es genüge nicht, Heidelberg zu besuchen, man müsse hier sich lange aufhalten. Auch Amiel hatte der reizenden Musenstadt ein liebevolles Andenken bewahrt. Aber seit dem letzten Kriege ist das Band, welches während mehr als dreihundert Jahren zwischen Frankreich und der Universität Heidelberg bestanden hatte, nahezu ganz zerrissen. Es besteht zwar ein Austausch akademischer Schriften

zwischen ihr und den französischen Universitäten, aber unter den zahlreichen europäischen und aussereuropäischen Besuchern der hiesigen Hochschule war in dem Wintersemester 1888/89 nur ein einziger Franzose eingeschrieben.

Th. Süpfle.

Th. Süpfle, *Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung.* Zweiter Band. Erste Abteilung. Von Lessing bis zum Ende der romantischen Schule der Franzosen. Gotha, 1888. Verlag von E. F. Thiemann's Hofbuchhandlung. 8⁰ XIV, 210 S.

Es bedarf bei uns einiger Zeit, bis wissenschaftliche Werke, die weder der Schule noch der Universität direktem Bedürfnis entgegenkommen, und die in keiner Beziehung zu irgend einem — sagen wir — Gelehrtenring stehen, bekannt werden und sich verbreiten. So ist es dem ersten Bande dieses Werkes[1]) ergangen, und der anscheinende Misserfolg wollte dem Verfasser schon die Lust zur weiteren Arbeit, beziehentlich Veröffentlichung rauben. Vielleicht mit der wachsenden Zahl der Besprechungen, die, wenn auch mit der oder jener Einschränkung, das Verdienst des Werkes anerkannten, den sich mehrenden Verweisen auf sein Buch und dem (wie wir hoffen) steigenden Absatz ist sie ihm wiedergekehrt, und er hat sich zu unserer Freude entschlossen, zunächst einen neuen Halbband folgen zu lassen, der gerade den interessantesten Teil des Gegenstandes, das Bekanntwerden und die Einwirkung unserer grössten Klassiker in Frankreich, zu behandeln hat.

Wie in der zweiten Hälfte des ersten Bandes bearbeitet auch hier der Verfasser selbständig und mit vollster Sachkenntnis einen mit Mühe und Forscherfleiss aus verstreuten und zum Teil schwer erreichbaren Quellen erster Hand gesammelten Stoff, der sich vor uns zu einem bald mehr, bald minder anschaulichen Bilde gestaltet; denn unter den vielen interessanten Einzelheiten, die trotz umfangreicher Anmerkungen auch im Texte vorkommen, (Namen und Titel zu Übersetzungen, Bearbeitungen, Nachahmungen, kritischen Besprechungen) treten die grossen Umrisse samt der chronologischen Folge der Entwickelung vielleicht nicht allenthalben mit gleicher Deutlichkeit hervor, wenn auch die

[1]) Vgl. *Zschr.* VIII², S. 218.

Kapiteleinteilung und ein deren Inhalt skizzierendes ausführliches Inhaltsverzeichnis ein stetes Verfolgen des Fadens leicht machen.

Das erste der vierzehn Kapitel handelt von Lessing's Dichtungen und Dramaturgie. Nicht erst französische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts stehen bewusst oder unbewusst unter dem mächtigen Einfluss seines hellstrahlenden Geistes, schon seit 1757 und den folgenden Jahren wurden die Franzosen auf seine Lustspiele und sein bürgerliches Trauerspiel *Miss Sara Sampson* aufmerksam gemacht, und letzteres, das der Zeitströmung besonders entsprach, fand bald verschiedene Übersetzer und anscheinend einen Nachahmer, während die späteren, eigenartigen dramatischen Schöpfungen weniger Aufsehen machten und zunächst nur in sehr freier, dem französischen Geschmacke angepasster Nachbildung (wie die *Minna von Barnhelm* in *Les Amans généreux* von Rochon de Chabannes und der *Nathan* in einer poetischen und einer prosaischen Bearbeitung) in Frankreich Boden gewannen oder (wie die *Emilia Galotti)* erst nach längerem Zeitraum übersetzt und dann Gegenstand kritischer Betrachtung wurden. Selbst die franzosenfeindliche *Dramaturgie* wurde unter Lessing's Augen von dem Franzosen Cacault in gekürzter Form übersetzt und den Franzosen dargeboten, wenn sich vorsichtiger Weise der Übersetzer auch auf dem Titel nicht nannte, und den einsichtigen Geistern unter ihnen ging ihre grosse Bedeutung bald auf. Lange vorher schon hatten die Fabeln erfolgreichen Eingang gefunden trotz der sie begleitenden Abhandlungen über die Fabelgattung, welche der französischen Auffassung scharf entgegentraten und einen lebhaften Sturm erregten.

Das zweite Kapitel — Kenntnisnahme von den Fortschritten der deutschen Ästhetik — geht zwar auch wieder von Lessing aus, indem es das Bekanntwerden seiner kritisch-wissenschaftlichen Werke, besonders des *Laokoon* verfolgt, der schon 1766 (nicht erst 1792) in einer französischen Zeitschrift eingehend besprochen, doch erst 1802 in das Französische übersetzt ward; es handelt aber ausserdem von der gewaltigen Wirkung der Schriften Winckelmann's in Frankreich und von der Anerkennung oder Beachtung, der sich Hagedorn's *Betrachtungen über die Malerei*, Moses Mendelssohn's Untersuchungen, Sulzer's und Lavater's Werke dort zu erfreuen hatten.

Im dritten Kapitel begegnen wir Wieland, dessen Dichtungen verschiedenster Art, die gehaltvolleren, besonders einige von den Romanen, mehr als die stark sinnlichen, in mannigfachen Übersetzungen, die freilich zum Teil recht frei und

willkürlich zu Werke gingen, die Bewunderung der Franzosen erregten und ihrem Verfasser später Ehren wie die Mitgliedschaft des *Institut de France* und das Kreuz der Ehrenlegion einbrachten. Nach der ausführlichen Behandlung der Wieland'schen Romane fällt noch ein Blick auf die Verbreitung anderer deutscher Werke ähnlicher oder nahestehender Art in Frankreich, der uns Meissner und Aug. Lafontaine als ebenso beliebt zeigt wie Campe's *Robinson* und Weisse's *Kinderfreund* in Berquin's Bearbeitung.

Das vierte Kapitel führt uns zu Gœthe und seinen Jugendwerken, von welchem Dichter Herr Süpfle hier schon allgemein bemerkt: „Den umfassendsten und tiefsten, wenn auch aus Unkenntnis oft bestrittenen Einfluss auf Frankreich hat Gœthe ausgeübt. Was er einst in seinem Bildungsgange dem Nachbarlande verdankt hatte, das hat er durch die herrlichsten Spenden tausendfach zurückgegeben. Sein wahrhaft universaler Geist, seine Meisterwerke jeder Art und ganz neuer Art, seine ebenso künstlerisch gestaltende als schöpferische Phantasie, die Mannigfaltigkeit seiner Stoffe, Motive, Ziele und ästhetischen Formen haben die Franzosen in ungeahnte Gebiete des Schönen eingeführt, erfrischend und verjüngend auf ihre nach glänzenden Thaten ermattete Litteratur eingewirkt“ (S. 52). Im Jahre 1774 zuerst als Verfasser des *Clavigo* genannt, welches Stück später auch übersetzt ward, zündete Gœthe bald darauf in Frankreich vor Allem mit *Werther's Leiden*, die auch von dem nachhaltigsten litterarischen Einfluss waren und nicht bloss zahlreiche fade Nachahmungen noch im 18. Jahrhundert weckten, sondern auch in bedeutenden Werken aus dem Anfang unseres Jahrhunderts und späterer Zeit (Chateaubriand's *René*, Nodier's *Peintre de Saltzbourg*, Benjamin Constant's *Adolphe*, Musset's *Confessions d'un enfant du siècle*, Lamartine's *Raphaël* u. A.) nachklingen. Sein *Götz* wurde noch vor dem Erscheinen der ersten französischen Übersetzung das Vorbild zu dem freilich ungeheuerlichen und in Frankreich unbeachteten Drama eines mit Lenz befreundeten elsassischen Edelmanns: *la Guerre d'Alsace* (1780). Seine *Stella*, 1782 übersetzt, genoss seit 1791 in vaudevilleartiger Umarbeitung, die Gœthe's Namen verschwieg, die Gunst der pariser Theaterwelt.

Wenn im fünften Kapitel von Schiller's Jugenddramen gehandelt wird, so ist vor Allem von den *Räubern* zu reden, die, schon 1785 getreu übersetzt, und später wiederholt übersetzt oder bearbeitet, in kläglicher Verstümmelung (durch den Elsässer Schwindenhammer, der sich la Martelière nannte) auf zwei pariser Bühnen nacheinander das Publikum der Revo-

lutionsjahre 1792—93 begeisterten, ohne dass das Stück den eingeweihten Kreisen bekannten Namen des Verfassers oder auch nur des Bearbeiters trug. Die oft erwähnte Verleihung des französischen Bürgerrechts an Schiller (am 26. August 1792 durch die *Assemblée législative)* scheint dagegen in direktem Zusammenhang eher mit dem *Fiesco* als „republikanischer Tragödie“ zu stehen, auf welchen im Jahre 1792 im *Moniteur* aufmerksam gemacht worden war, wiewohl die erste Übersetzung erst siebzehn Jahre später folgte. Ebenso wurden seit 1799 *Kabale und Liebe* sowie *Don Carlos*, zum Teil in guter Form, in die französische Litteratur, das erstere Stück auch auf die französische Bühne eingeführt, während dem letzteren M.-J. Chénier den Stoff zu seinem *Philippe II* entlehnte. Mehr Erfolg als die Bühnenbearbeitungen Schiller'scher Jugenddramen hatten allerdings die Stücke Kotzebues, besonders sein *Menschenhass und Reue*, das zuerst 1792 das pariser Theaterpublikum aufs tiefste rührte.

Im sechsten Kapitel gelangen wir zu Herder und Kant und werden belehrt, dass von den Schriften des ersteren im vorigen Jahrhundert vor den Bestrebungen Degérando's (1804) wenig nach Frankreich gelangte, während die Einführung Kant's schon mit dem Jahre 1796 begann und in den letzten Jahren des alten und den ersten des neuen Jahrhunderts mit ganz besonderem Eifer durch den bekannten, in Deutschland lebenden Charles Villers, dessen Anregung bald Andere folgten, betrieben wurde. In der Folge sind beide — Herder und Kant — im Verein mit Lessing auch für Frankreich als die Begründer der Geschichtsphilosophie anzusehen.

Näher noch geht auf die Thätigkeit von Villers und Degérando das siebente Kapitel ein — Entfremdung Frankreichs gegen die deutsche Litteratur am Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts — indem es ihr und Anderer Ankämpfen gegen jene durch die politischen Umstände erzeugte Entfremdung, die mit dem Aufenthalt französischen Emigranten in Deutschland und mit dem Eindringen eroberungslustiger französischer Heere eher wuchs als abnahm, schildert und uns die verschiedenen Zeitschriften vorführt, die sich als Prediger in der Wüste zu Vermittlern des deutschen Geisteslebens für Frankreich aufwarfen (den *Spectateur du Nord*, die *Décade philosophique* und die *Archives littéraires de l'Europe*).

Hat der Verfasser mit Recht die Teile seines Werkes weiter ausgesponnen, die wesentlich Neues bieten, so darf er sich kürzer fassen, wo er bekanntere Thatsachen berührt.

Dies ist im achten Kapitel der Fall, das von Frau von

Staël und der wahren Bedeutung des Buches *de l'Allemagne* handelt und in schwungvoller, abgerundeter Darstellung auf dem Hintergrunde der vorausgehenden Wirksamkeit von Mercier, Degérando, Villers, Benj. Constant (als Nachbilder des *Wallenstein)* jene berühmte Frau und ihr herrliches Werk in der richtigen Beleuchtung mit wenigen kräftigen Umrissen malt.

Das folgende (neunte) Kapitel schildert die nächste Wirkung, welche die neue Geistesrichtung in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts auf die französische Litteratur ausübte, und welche besonders in dem von den jungen vorromantischen Dichtern unternommenen Versuche bestand, die ernste dramatische Muse neu zu beleben. Sie hatten Belehrung in den theoretischen Werken der Gebrüder Schlegel geschöpft und liessen dem Studium der deutschen Vorbilder zunächst zahlreiche Nachbildungen der Stücke Schiller's folgen, den sie als Führer gewählt, von der Hoffnung erfüllt, eine Vermittelung zwischen Racine und Schiller finden zu können. Der Verfasser leitet uns durch alle jene mehr oder minder geschickten und erfolgreichen Bearbeitungen der Schiller'schen Dramen hindurch, die in jener Zeit und später in Frankreich auftauchten, und aus denen wir nur Lebrun's *Marie Stuart*, Ancelot's *Fiesque*, Soumet's *Jeanne d'Arc* herausheben wollen. Kein einziges fast blieb unbearbeitet; es war, als sei der dramatischen Kunst eine neue Mine erschlossen worden, bei deren Ausbeutung Alles wetteiferte. Das Gesamtergebnis dieser Bestrebungen fasst Herr Süpfle in die Worte zusammen: „Zwar ist der Versuch, sein (Schiller's) Theater dem alten System der Franzosen anzupassen, misslungen. Aber befruchtend, erneuernd und erhebend hat er gleichwohl gewirkt . . . So bereiteten seine Dramen, wie auch einige von Gœthe, auf diejenigen Shakespeare's vor, welcher einen so grossen Einfluss auf das neue dramatische System unserer Nachbarn ausübte . . . . Überhaupt war der echte Shakespeare erst durch deutsche Vermittelung, namentlich durch A. W. Schlegel, jenseit des Rheines bekannt geworden . . . Selbst Victor Hugo war auch von unserer Litteratur beeinflusst, nicht bloss von Shakespeare.“ (S. 118 und 119). In späterer Zeit wurden die Schiller'schen Dramen durch zahlreiche Übersetzungen in Frankreich eingebürgert und in weite Kreise getragen. Dem litterarisch-ästhetischen Einfluss, den sie übten, gesellte sich ein sittlich erhebender und veredelnder bei, indem auch französische Herzen sich an Schiller'schen Idealen begeistern lernten.

Neben Schiller trat natürlich Gœthe mit dem (zunächst durch die Stapfer'sche Übersetzung derselben vermittelten) Ein-

fluss seiner dramatischen Schöpfungen, wie uns das zehnte Kapitel darthut. Am gewaltigsten wirkte der *Götz*, und auf ihn (nicht ausschliesslich auf W. Scott's Romane) führt Herr Süpfle im Einklang mit französischen Litterarhistorikern das Streben nach Lokalfarbe in geschichtlichen Dramen zurück, wie es bei Vitet, Mérimée, Alex. Dumas und Victor Hugo zu Tage tritt. Von den anderen Stücken sehen wir die *Geschwister* und in schwacher Nachbildung den *Tasso* auf der pariser Bühne Aufnahme finden, die *Iphigenie* und den *Egmont* die Bewunderung der Kritik erregen, den *Faust* endlich zwar langsam bekannt werden, dann aber nicht bloss als Gegenstand der lebhaften Bewunderung und als Urquell zahlreicher und sehr verschiedenartiger dramatischer Erzeugnisse oder einzelner Züge und Scenen in solchen, sondern auch als Ausgangspunkt für philosophisch-ästhetische Betrachtungen, unter denen die von Henri Blaze de Bury (1840) besonders hervorstechen, und die sich bis auf die neueste Zeit noch nicht erschöpft haben.

Das elfte Kapitel wendet sich der Betrachtung des Epikers Gœthe in Frankreich zu und verfolgt das Bekanntwerden und die Würdigung von *Hermann und Dorothea* (seit 1798) und von seinen verschiedenen späteren Romanen, von denen allerdings keiner solche Sympathien wieder weckte wie der *Werther* und nur *Wahrheit und Dichtung* mit lebhaftem Interesse aufgenommen ward. An *Hermann und Dorothea* lehnt sich nachmals Laprade's ländliches Epos *Pernette* (1868) an, und aus den Romanen ist wenigstens die Gestalt seiner Mignon, die auch in Victor Hugo's Esmeralda wiederkehrt, den Franzosen fast ebenso vertraut wie sein Gretchen geworden.

Bei der Betrachtung der weiteren Einwirkungen der deutschen Litteratur auf die französische Romantik (zwölftes Kapitel) wird unser Blick auf Jean Paul, der erst sehr spät bekannter wurde, auf Ludw. Tieck, der zeitiger bei kleineren Kreisen in Gunst kam, auf den auch in Frankreich vielbewunderten Zach. Werner und einige andere Dramatiker gelenkt, vor Allem aber auf E. Th. A. Hoffmann, dessen phantastische Romane den grösten Anklang fanden und den stärksten litterarischen Einfluss ausübten, wie sich dies in den Werken von Nodier, Gérard de Nerval, Théoph. Gautier, Jules Janin, ja Balzac, George Sand und Erckmann-Chatrian verrät. Hatte das vorangehende Jahrhundert die deutsche Litteratur zeitweilig in Gessner verkörpert gesehen und nur ihre sentimentale Seite gekannt, so sah sie das neunzehnte geraume Zeit beinahe in der phantastischen Richtung Hoffmann's aufgehen.

Das vorletzte Kapitel handelt von dem Einfluss der

deutschen Lyrik auf die französische Romantik, der sich als ein sehr wirksamer erweist. Er knüpft sich an die Namen Bürger, dessen Balladen eigentlich erst seit 1814 bekannt, später aber wirklich volkstümlich wurden; Schiller, von dessen Gedichten die *Glocke* besonders häufig übersetzt wurde, dessen begeisterter Schwung aber überhaupt die Franzosen gewaltig packte und zur Nachahmung hinriss; Gœthe, dessen Eigenart mit ihrer tiefen Innerlichkeit und Einfachheit der sprachlichen Form sich der grossen Masse der litterarisch Gebildeten weit schwerer in Übersetzung erschloss, auf die französischen Dichter aber, die am Urquell schöpften, befruchtend wirkte und sie zum Schaffen anregte. Auch des sprachlichen Einflusses, der von unserer Lyrik auf die Romantiker ausging und sie antrieb, der spröden französischen Sprache neue Formen abzugewinnen, sowie der hohen Meisterschaft im Übersetzen, zu welcher um die Mitte dieses Jahrhunderts gerade die nämliche Lyrik einzelne Franzosen wie Henri Blaze de Bury und Schuré emporgeleitet hat, wird zum Schlusse gedacht.

Den Einfluss der deutschen Wissenschaft zur Zeit der Restauration und bald nach der Julirevolution schildert endlich das vierzehnte und letzte Kapitel dieses Halbbandes. Auf dem Gebiete der Philosophie wurden nicht nur Herder's *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* den Franzosen jetzt wirksam vermittelt durch Edgar Quinet, sondern besonders durch Victor Cousin auch den spekulativen Schulen Eingang verschafft, so dass der Bann des alten Sensualismus gebrochen ward. Wenn der Begriff unserer Ästhetik und dessen, was man wissenschaftliche Kritik nennt, ihnen schon von der genaueren Bekanntschaft mit Lessing an aufgegangen war, so lernten sie nun bei der deutschen Rechtswissenschaft und vor Allem bei unserer Geschichtsschreibung in die Schule gehen.

Zu dieser gedrängten Skizze des Inhalts fügen wir nur wenige Einzelbemerkungen.

In den Anmerkungen, die auch diesen Halbband begleiten, ist uns bei 1) [zu S. 2] aufgefallen, dass unter „neueren Arbeiten über Lessing“ auch *Lessing et Klopstock par A. C.* (d. i. A. Chuquet) in der *Revue critique* genannt ist, als ob dies eine selbständige Leistung sei, während es nur eine Anzeige in wenig Zeilen von Muncker's Buch *Lessing's persönliches und litterarisches Verhältnis zu Klopstock* ist.

Zu S. 143 tragen wir die Prosaübersetzung von *Hermann und Dorothea* von B. Levy *(Avec le texte allemand et des notes)* nach, Paris bei Hachette 1877 erschienen.

Einige kleine Sprachsünden ähnlicher Art wie die bei dem

ersten Bande von uns gerügten werden dem aufmerksamen Leser auch in dem neuen Halbbande aufstossen (so S. 35, 51, 74, 90, 155, 163, 171)[1]. Den Gebrauch von man im Vorwort (S. V) mit Bezug auf die eigene Person des Verfassers können wir nicht als gut deutsch, sondern nur als französisch gelten lassen.

Hoffentlich bringt uns dieses Jahr noch den Abschluss des interessanten und verdienstlichen Werkes.

O. KNAUER.

Junker, Heinrich P., *Grundriss der Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Sammlung von Kompendien für das Studium und die Praxis I, 2.* Münster i. W., 1889. Heinrich Schöningh. 436 S. Preis: 4 Mk.

Die Litteraturgeschichte ist bekanntlich ein Teil der Kulturgeschichte und lässt sich bei Vernachlässigung derselben nicht ohne grosse Nachteile behandeln. Denn alle litterarischen Erzeugnisse erwachsen auf dem Boden der jeweiligen Kultur. Die herrschenden Geistesströmungen und ihre Äusserungen in der Litteratur, so verschiedenartig sie auch scheinen mögen, gewinnen durch das Studium der Kulturgeschichte erst ihre Begründung und innere Verbindung, durch welche jedes einzelne Geschichtsbild als ein vollberechtigtes Glied in einem wohlgeordneten Ganzen erscheint. Von solchen Erwägungen ist der Verfasser des vorliegenden Buches nicht ausgegangen, denn er erklärt in der Vorrede S. VIII, dass er den Stoff im wesentlichen chronologisch geordnet habe.

Er hat den einzelnen Perioden sogenannte Charakteristiken vorausgeschickt, welche zum grossen Teil nichts Anderes enthalten, als eine Aufzählung vom Inhalte der nachfolgenden Paragraphen, wie z. B. S. 270 ff. der Abschnitt: Das Jahrhundert der Aufklärung. Charakteristik desselben. S. 20 bezeichnet er den Abschnitt über die *Chansons de geste* als die Periode des volkstümlichen Epos, während doch nur die Feudalen an den Schilderungen der feudalen Herrlichkeit, zu denen die alten Sagen gewissermassen als Rahmen dienen mussten, Gefallen finden konnten, nicht aber der von der Kampf- und

---

[1]) Die bedenklichste liegt in dem Satze vor: „Sogar George Sand, welche ja ausdrücklich hervorhob, dass die Erzählungen Hoffmann's die französische Jugend entzückt haben, und die man nie wieder lese, ohne . . . hat ihn auf sich einwirken lassen.“ (S. 155.)

Raublust der Fürsten und Edelleute schwer heimgesuchte Bürger und Bauer. Erst unter Philipp II. August (1180—1223) gewannen die Bürger einen wirksamen Schutz gegen die Anfälle des Raubadels und dieser Wechsel zeigt sich nun auch in der Litteratur, indem die Epik sich zur Didaktik und Bekämpfung der feudalen Anschauungen neigt, während die feudalen Herren noch lange nicht die Waffen strecken, sondern in ihren *Chansons* fortfahren, das feudale Leben zu verherrlichen. Es ist die Periode des Kampfes des mit dem Königtum verbundenen Bürgertums gegen den feudalen Unfug. Der Verfasser bezeichnet diesen Abschnitt als die Periode des allegorisch-moralisierenden Epos, bekennt aber selbst S. 117, dass diese Bezeichnung keine ganz zutreffende sei.

Wie die Charakteristik ist auch die Begründung wichtiger litterarhistorischer Thatsachen mangelhaft oder fehlt ganz. So ist die Begründung der Hofdichtung unter Franz I. und ihre Erneuerung unter Heinrich IV. nach der durch die Hugenottenkriege eingetretenen Unterbrechung gar nicht erwähnt, S. 203 der Rückschlag, der auf die Zeit des regsten Schaffens und Blühens (unter Ludwig XIV.) naturgemäss folgte, gar nicht historisch begründet; S. 204 heisst es von Malherbe, dass er einen Reim gefordert habe, der für das Auge und Ohr richtig sein müsse, es wird aber nicht gesagt, was jener unter einem richtigen Reim verstand, auch bleibt Malherbe's Verdienst um die Schriftsprache unerwähnt; S. 206 werden unter Balzac's Werken auch dessen *Lettres* angeführt, ohne dass die Bedeutung derselben für jene Zeit nur angedeutet wird; S. 215 ist nicht begründet, warum Corneille zwischen antiker und romanesker Richtung im Drama schwankte; S. 233 vermisst man die Angabe des Einflusses, den Descartes, auf S. 333, den St. Simon und seine Nachfolger auf die Litteratur ihrer Zeit ausgeübt.

Oft ist Verwandtes und Zusammengehöriges auseinandergerissen; S. 109 ist der Abschnitt Geschichte zwischen der didaktischen und lyrischen Poesie eingeschoben; S. 215 ff. Corneille von den anderen grossen Dramatikern Molière und Racine durch die Abschnitte über Salons, Romane, Descartes und Pascal getrennt; ferner fragt man sich, warum S. 207 der Abschnitt Das Hôtel de Rambouillet nicht mit dem verwandten S. 225 Salons und Preziösentum zusammengelegt ist, oder wie in einem Paragraphen S. 278 der Memoirenschreiber St. Simon mit dem Kanzelredner Massillon zusammenpasst. Das Ganze erscheint als eine Sammlung von aneinandergereihten Notizen über Dichter und Schriftsteller, ohne inneren Zusammenhang. Es ist dies ein grosser Nachteil für

das Buch, da hierdurch die Übersicht, das Verständnis und die Aneignung des Stoffes ungemein erschwert wird.

Mit grosser Ausführlichkeit hat der Verfasser die Abschnitte über die *Chansons de geste*, über das Zeitalter Ludwig's XIV., Voltaire u. a. behandelt, reichhaltige bibliographische Nachweise und schätzenswerte Inhaltsangaben der betreffenden Werke hinzugefügt, wobei allerdings einzelne zu kurz abgethan sind, wie z. B. S. 368 bei G. Sand, S. 381 bei Augier, oder sie fehlen wie S. 361 bei Gautier. Auch wäre eine genauere Inhaltsangabe des Romans *Jehan de Saintré* S. 168, der mehr als manches Andere die höfischen Anschauungen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts charakterisiert, sowie eingehendere Mitteilungen über den Lebensgang des doch gewiss hinlänglich merkwürdigen Rabelais zu wünschen gewesen.

G. Bornhak.

Bounin, Gabriel, *La Soltane. Trauerspiel. Paris, 1641.* **Neudruck besorgt von E. Stengel und J. Venena. Mit** einer litterarischen Einleitung von Johannes Venena. Marburg, 1884. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 64 S. 8⁰. · *(Ausg. u. Abh. aus dem Geb. der rom. Phil* veröff. von E. Stengel). Preis: 1 M. 50.

Gabriel Bounin, der fast verschollene Autor einer verschollenen Tragödie: *la Soltane* und mancher politischen und nicht politischen Dichtereien, wurde wahrscheinlich bald nach 1530 zu Châteauroux in Berry geboren, und war 1586 noch am Leben. In Paris studierte er die Rechte und klassische Philologie, bekleidete verschiedene Ämter, erfreute sich der Gunst des Kanzler L'Hôpital, vielleicht auch des gnädigen Beifalls Katharinens von Medici. Er trat in den Dienst des Herzogs von Alençon, des Sohnes der letzteren, den er in seinen Gedichten nach herkömmlicher Art feierte. Hiernach wäre er nur einer der vielen schöngeistigen Hofschranzen nnd Schweifwedler in jener Zeit des poetischen Bettlertums gewesen, aber dass er in einer Rede an den ohnmächtigen Karl IX. sich für Erhaltung des konfessionellen Friedens ausgesprochen hat, beweist eine freie Geistesrichtung, die damals wohl bei den Politikern aus Machiavelli's Schule, aber nicht bei dichtenden Parasiten zu finden war. Die in der obenerwähnten Sammlung abgedruckte Tragödie: *la Soltane* soll nach den frères Parfaict (die nach meinen Erfahrungen allerdings nicht immer zuverlässig sind) spätestens 1560 aufgeführt

sein, wahrscheinlich am französischen Hofe; gedruckt wurde sie 1561.

Sie behandelt die Ermordung Mustapha's, des Sohnes und Thronfolgers Soliman's II., den sein Kebsweib Roxolane (bei Bounin heisst sie Rose) gegen diesen edlen Prinzen aufgehetzt hatte, weil sie ihrem Sprössling Selim die Nachfolge sichern wollte. Bounin hällt sich ziemlich treu an die geschichtliche Überlieferung, beobachtet aber das Zeit- und Lokalkolorit so wenig, wie seine dichterischen Zeitgenossen es thaten, prunkt mit mythologischen Reminiszenzen und Figuren, führt einen statistenhaften Chor ein und hält sich an das Vorbild von Seneca's *Medea.* (Auf die Frage, ob *Medea* wirklich ein Werk des bekannten Seneca sei, gehen wir nicht ein.) Die Unnatur und die grausen Effekte der Tragödien dieses römischen Philosophen mussten eine Zeit anmuten, welche in den Blutthaten innerer und äusserer Kriege sich behaglich fühlte, die poesielose Rhetorik derselben denen zusagen, welche an den klassischen Phrasen und Reminiszenzen von Jugend an sich erbaut hatten. So ist denn Bounin gerade wie Jodelle der gelehrige Nachahmer des schwülstigen Hofphilosophen, aber mit souveränerer Selbständigkeit, als dieser, setzt er sich über die Schranken der Orts- und Zeiteinheit hinweg und wagt sich an einen Stoff aus der unmittelbaren Gegenwart, statt sich mit den oft auseinander gezerrten Gräuelstoffen aus der hellenischen Vorzeit zu begnügen.

Wie so viele Stücke jener Übergangsperiode zum Klassisch-Regelrechten, ist auch die *Soltane* eine unbewusste Parodie auf alle dramaturgischen Gesetze, alle Regeln der Kunst und Schönheit. Von Charakterzeichnung und dramatischer Entwickelung, von Wahrscheinlichkeit und psychologischer Motivierung ist kaum die Rede, das grell verzerrte Laster tritt der ebenso grell verzeichneten Tugend schroff gegenüber, ein Hauptheld und ein Hauptinteresse fehlt. Zudem müssen wir uns durch 1842 Verse, wovon 400 auf die inhaltsleeren Chorgesänge kommen, hindurchquälen. Gleichwohl ist der Abdruck dieses ganz seltenen Stückes sehr verdienstlich, denn unsere Kenntnis der französischen Litteratur des XVI. Jahrhunderts bedarf noch einer auf Neuentdeckungen und Neuabdrücken sich stützenden Erweiterung.

Herr Venena weist nach, dass das Bounin'sche Machwerk auf Racine's *Bajazet* ohne Einfluss geblieben sei, bringt auch sonst über die französischen Schauer- oder Stelzentragödie des XVI. Jahrhunderts manches Belehrende und Treffende, und erörtert deren Verhältnis zu Seneca genau. Wenn übrigens bei Bounin der Chor nicht in die Handlung sich einmischt, wie bei Seneca und Jodelle, so zeigt hierin gerade der Dichterling richtigere

Kenntnis der griechischen Tragödie, in welcher der Chor nur Echo der Volksstimme, aber kein mitbewegender Hebel der Handlung ist. R. MAHRENHOLTZ.

Molière, *L'Avare.* Mit Einleitung, Anmerkungen und einem Anhang herausgegeben von C. Humbert. Leipzig, 1889. E. A. Seemann (5. Band der Martin Hartmann'schen *Schulausgaben französischer Schriftsteller).* XVI u. 86, nebst 84 S. besonders geheftete Anmerkungen.

Man kann bald sagen: Molière und kein Ende! Wenigstens der Schulausgaben dürfte nun wohl genug sein. Die Kommentare beweisen, dass der Stoff nahezu oder ganz erschöpft ist; nur wenig Neues bringen sie noch bei, und dies Wenige könnte man füglich in einer Zeitschrift auf ein paar Seiten vereinigen. Niemand wird dem neuesten Herausgeber des *Avare* das Recht absprechen, über Molière ein Wort mitzureden, aber doch bezweifeln wir, dass seine Ausgabe eine fühlbare Lücke ausfüllt. Dazu ist es auch fraglich, ob er gerade der geeignete Mann ist, philologische Noten und kurze Übersichten zu schreiben. Humbert's Stil ist dazu nicht scharf genug, leidet an unnützen Worten, unbestimmten Wendungen, nimmt leicht den Mund zu voll von tönenden Phrasen, die den Sinn verdunkeln, so sehr der Inhalt auch von umfassender Belesenheit zeugt. Ein paar Beispiele statt vieler.

Was soll man zu dem ersten Satze der Einleitung („Molière's Leben und Werke") sagen: *Das Leben des Künstlers sind seine Werke* (Bitte, was heisst das in einfacher Sprache?), *von ihm selbst errichtete Denkmäler geistiger Eroberungen und Schlachten* (hu!), *und die Zeit, die er auf Erden weilte, hat nur für die Nachwelt Bedeutung,* (also nicht für seine Zeitgenossen? Keineswegs will Humbert dies sagen, das *nur* steht an falscher Stelle und gehört vor das Folgende) *soweit sie dazu diente, das was in ihm gelebt, in solchen* (?) *mustergiltigen* (sind denn alle Kunstwerke mustergiltig?) *Denkmälern zu verkörpern.* Wie wäre es, wenn Jemand das Wort Schlachten selbst im eigentlichen Sinne gebrauchend, sagte, „Das Leben Napoleon's sind die Schlachten von Marengo, Austerlitz, Jena, Borodino, Leipzig und Waterloo"? Würde man dieser Rede, deren Sinn sich ja allenfalls erraten liesse, nicht einen schlechten Feuilletonstil beimessen? — Das „Leben" beginnt so: *Im Jahre des Heils 1622, wahrscheinlich am 22. Jenner, ward in der guten Stadt Paris dem ehrsamen Tapeziermeister Hans Poquelin und der Marie de Cressé der erste Sprössling geboren. Man nannte ihn Jean-Baptiste Poquelin. Die Nachwelt kennt ihn unter dem Namen Molière.* Wie viel unnütze Worte und wie viel Schiefheiten! Sollen die Zuthaten *des Heils, der guten Stadt, ehrsamen* scherzen, spotten, charakterisieren? Nichts davon, sie sind schlechthin überflüssig. Der Vater hiess aber nicht Hans, sondern Jean, oder man müsste Molière nicht in demselben Athem Jean-Baptiste, sondern Hans-Baptist nennen. Man nannte diesen nicht erst in der Taufe Poquelin, denn ein Poquelin war er schon von Geburt. Die Nachwelt kennt ihn zwar unter dem Namen Molière, aber die Mitwelt nannte ihn auch schon so. — Andere Stilfehler aus den Anmerkungen: S. 3 schliesst sich in dem Satze: *Eine äusserliche Haupthandlung* u. s. w. *die* zunächst an *Mariane* an

soll aber auf *Haupthandlung* gehen. — S. 12 heisst es: **J'en vois.** *Fritsche und Lion beziehen en auf Mariane, Lavigne auf ihre Tugenden. Unklar! Wahrscheinlich ersteres* u. s. w. Was in aller Welt ist unklar? Was die beiden ersten Erklärer sagen, oder was der dritte sagt, oder was Molière's Text sagt? — Ob wohl bildliche Ausdrücke wie folgender in eine solche Ausgabe gehören: *So werden die Szenen enge mit einander verbunden, und der elektrische Strom, der den Zuschauer fortreisst, wird nicht unterbrochen* (S. 3). Gleich darauf S. 4: *Die Einheit der Zeit und des Ortes begünstigte die Nichtunterbrechung des elektrischen Stromes.* Also die interessante Handlung wird mit einem elektrischen Strome verglichen, worunter sich Jedermann denken mag was er will; wer aber hat schon gehört, dass ein elektrischer Strom Menschen fortreisst! Ein wirklicher Strom thut das wohl, ein elektrischer Strom nie; er tötet, lähmt, zersetzt, erzeugt Krämpfe. Und wer begünstigt wen? Die Einheit die Nichtunterbrechung oder umgekehrt? Man könnte ja Beides verteidigen, weil die doppelte Metapher verschiedene Deutungen zulässt.

Es steht wirklich traurig um den deutschen Stil, wenn solche Verwilderung schon in Schulbüchern zu finden ist. Und doch hätte Niemand mehr die Pflicht, als wir Lehrer, dieser Verwilderung durch gutes Beispiel Einhalt zu thun. Ich möchte nicht für mürrisch gelten, aber *le mauvais goût du siècle en cela me fait peur.*

Was die Sachen betrifft, so erlaube ich mir nur wenige Bemerkungen. Der Ausdruck: *1631 ward der Vater Hoftapezierer und Kammerdiener Ludwig's XIII* hilft den alten Irrtum weiter verbreiten, Poquelin sei jemals der Kammerdiener des Königs gewesen. Er war nichts als Hoftapezierer und hatte als solcher den Rang eines königlichen Kammerdieners. Dies und nichts Anderes ist der Sinn der immer wiederholten Titulatur *valet de chambre Tapissier du roi.* — Der Dichter vertauschte nicht den Namen Jean-Baptiste Poquelin mit dem Namen Molière, sondern nur den Namen Poquelin mit dem Namen Molière; er heisst ja stets und unterschrieb sich oft Jean-Baptiste Molière. — Dass als Molière die *Préc. rid.* aufführte, er ein *verborgener* Schauspieler gewesen sei, kann man nicht zugeben; er war damals schon das bekannte Haupt einer in ganz Frankreich gut berufenen Truppe. Wahrscheinlich liegt auch hier einer der zahllosen schiefen Ausdrücke des Herausgebers vor. — Die Begriffsunterscheidungen auf S. IV verstehe ich beim besten Willen nicht. Humbert nennt folgende Gattungen: Komisches Schauspiel, gewöhnliches Lustspiel, komische Komödie, komisches Charakterschauspiel, Phantasiekomödie (soll wohl sein was man gewöhnlich Situationslustspiel nennt) und Intriguenkomödie. Die letzten drei Arten lassen sich trennen, aber wie unterscheiden sich die drei ersten? Gibt es auch eine tragische Komödie? Vielleicht was man sonst Tragikomödie nennt? Ist das *gewöhnliche Lustspiel* etwas anderes als eine Komödie oder als eine *komische Komödie?* Gibt es auch eine nicht komische Komödie, und warum heisst sie Komödie, wenn sie nicht komisch ist? — Nach diesen unklaren, für Schüler ganz unfassbaren Unterschieden kommt Humbert auf Molière's komische Charaktere zu sprechen. Hier stellt er folgende ungeheuerliche Behauptung auf: *Die Hauptpersonen gewöhnlicher Lustspiele, wie auch die der meisten Shakespeare's sind sentimental, höchstens lustig, witzig und heiter; ihre Komik beschränkt sich auf Nebenpersonen, und wo diese in Charakteristik hinüber spielt, auf die am leichtesten zu behandelnde possenhafte Dummheit.* Man kann darauf nur erwidern, dass man nicht um jeden Preis etwas Neues sagen wollen muss, sonst

gerät man in eine unfreiwillige Komik, selbst wenn man eine Hauptperson ist. Irgend ein „gewöhnliches Lustspiel" biete eine Anwendung: Scribe's *Glas Wasser.* Sind die Hauptpersonen, Bolingbroke und die Herzogin, sentimental? sind sie höchstens lustig, witzig, heiter? Weiter gar nicht charakterisiert? Sind blos die Nebenpersonen komisch? Wer ist in dem Stücke possenhaft dumm? Entsprechende Fragen in Betreff von Freytag's *Journalisten.* Nun ein Lustspiel Shakespeare's: *Viel Lärm um Nichts.* Sind die Hauptpersonen, Benedikt und Beatrice, sentimental? sind sie höchstens lustig, witzig, heiter? Haben sie sonst keine Charakteristik? Sind blos die Nebenpersonen dumm? Ist Don Juan eine Nebenperson? Doch gewiss, und ist er dumm? Ganz im Gegenteil! Ist der stockdumme Holzapfel eine Nebenperson? Das ist doch sehr zweifelhaft. Und so frage man nach den Personen von *Was Ihr wollt* und beliebigen anderen Lustspielen der grossen Briten. — Doch genug; ich greife nur einige Stellen heraus, um zu zeigen, dass, wenn nicht der Lehrer, so der Schüler im Kopfe durch Humbert's Erklärungen nicht klarer wird. Humbert möchte sein Idol Molière gern über alle Mitbewerber, selbst über Shakespeare, hinausheben und wird dadurch zu grossen Übertreibungen veranlasst. Den Unterzeichneten wird Niemand beargwöhnen, Molière gering zu schätzen, aber zu Humbert's bedingungsloser Bewunderung kann er sich nicht aufschwingen.

Im Kommentar findet sich neben dem Vielen, das ein Herausgeber mit lächelnder Miene dem anderen abnimmt, viel Kleinmeisterei und wenig Neues. Einige Bemerkungen aus der Ausgabe von Lavigne, die ich nicht kenne, und einige andere aus Fournier's französischem Theater des 16. und 17. Jahrhunderts erschienen mir als das Beachtenswerteste. Grossen Fleiss kann man der Notensammlung nicht absprechen.

Fritsche.

Gehrig. Hermann, *Jean-Jacques Rousseau, sein Leben und seine pædagogische Bedeutung. Ein Beitrag zur Geschichte der Pædagogik.* 2. billige Auflage. Neuwied und Leipzig, o. J. [1888]. Heuser's Verlag (Louis Heuser). 192 S. kl. 8°. Preis: 1 Mk.

Diese kleine Schrift ist aus einem Vortrag entstanden, den der Herr Verfasser vor 11 Jahren zum Andenken an Rousseau's 100jährigen Todestag in einer Elementarlehrer-Versammlung zu Neuwied gehalten hat und schildert hauptsächlich Rousseau als Pädagogen vom Standpunkte eines Seminarlehrers aus. Gehrig rühmt sich allerdings, auch die neueste Rousseau-Litteratur gewissenhaft benutzt zu haben, das trifft aber selbst für das Jahr 1878 nicht zu. Vielmehr ist Hermann Hettner seine Hauptquelle, die er mit der Gewissenhaftigkeit eines mittelalterlichen Chronisten ausschreibt, so sehr auch die Darstellung, welche der verstorbene Dresdener Professor von Rousseau noch in der letzten Auflage seines Werkes gegeben hat, von der Forschung überholt ist. Nebenbei hat er Brockerhoff's Rousseau-Biographie herangezogen und sich mit neueren pädagogischen Beurteilungen des *Emile* vertraut gemacht.

Seine Kenntnis von den allgemeinen Zeitverhältnissen im XVIII. Jahrhundert ist aus Schlosser und aus — Weber geschöpft. Die Werke Rousseau's citiert er nach der — Frankfurter Ausgabe vom Jahre 1859, kennt aber von diesen Werken augenscheinlich nur

den *Emile* und den *Projet pour l'éducation* genauer, während er sich in der Inhaltsangabe und Beurteilung des *Contrat social* wieder an Hettner anlehnt. Hätte er die *Confessions* sorgfältiger gelesen, so würde er Therese Levasseur nicht mit Brockerhoff zur „Vorsteherin eines Wäsche-Departements" avancieren lassen, während sie doch im Pensionate St.-Quentin nur *pour travailler en linge*, d. h. als Schneidermädchen. angestellt war. Theresen's Verhältnis zu Rousseau wird wieder nach Hettner idealisiert, die Berufung auf die *Confessions* kann nichts beweisen, da Rousseau den Charakter seiner Zuhälterin und seine wilde Ehe hier bedeutend verschönert. (Referent hat sich über Therese Levasseur unlängst eingehender in einer in der *Zeitschrift* erschienenen Abhandlung geäussert).

Gehrig's Urteile über den ihm mehrfach sympathischen. doch leider weder streng moralischen, noch biblischen Philosophen von Genf sind herkömmlicher Art, bisweilen sogar durch Schrader's Einfluss pietistisch gefärbt.

Eine volkstümliche Biographie Rousseau's, in der auch seine pädagogische Bedeutung recht eingehend hervorgehoben werden konnte, wäre im Jahre 1889, dem Säkularjahre der französischen Revolution. sehr erwünscht gewesen, aber sie müsste auf viel eingehenderen Studien ruhen. Dieses Volksbüchlein kann auch den Elementarlehrern. an die es sich vorzugsweise wendet, nicht viel nützen. in mancher Hinsicht sogar schaden, für den Rousseau-Forscher ist es wertlos. Einen Ausfall gegen Darwin, S. 57, hätte ein Gehrig sich besser sparen sollen.

R. Mahrenholtz.

Schmidt, Otto, *Rousseau und Byron.* Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte des Revolutionszeitalters. Greifswald, 1889. Jul. Abel. 182 S. 8⁰.

Vergleiche zwischen grossen Dichtern und Denkern verschiedener Zeiten und Völker sind von jeher eine Lieblingsneigung deutscher Litterarhistoriker gewesen. Was hat man nicht alles verglichen! Shakespeare mit Händel, R. Wagner mit Äschylus und Euripides; Byron, der in der obigen Schrift Gegenstand der Vergleichung mit J.-J. Rousseau ist, sagt von sich selbst, dass er innerhalb neun Jahre mehr als fünfzehnmal als Mensch und als Dichter mit anderen geschichtlichen und mythischen Personen verglichen sei, darunter mit Rousseau und Gœthe sowohl, wie mit Arlecchino und dem Zirkus-Clown. Daher könnte der ausschliesslich komparative Charakter der Schmidt'schen Schrift leicht Bedenken erregen, indessen zum Glück hält sich der Verfasser auf dem Boden des litterarhistorisch Gegebenen und positiv Feststehenden. Byron's Mutter hat schon in dem zwanzigjährigen Sohne einen zweiten Rousseau erblickt, M[me] de Staïl dann auf Grund ihrer persönlichen Bekanntschaft mit dem englischen Dichter diesen Vergleich wieder aufgenommen, misslich ist nur, dass Byron selbst zweiundzwanzig unterscheidende

Merkmale anführt. Schmidt bemerkt dazu allerdings mit Recht, dass siebzehn dieser Punkte „rein äusserlicher Natur“, die übrigen fünf widerlegbar seien und er zieht nun eine Parallele zwischen beider Leben, Lebensanschauung und litterarischen Thätigkeit.

Die Vorfahren beider stammten aus Frankreich, die Rousseau's aus Paris, die Byron's aus der Normandie, beider Väter leiteten die Erziehung der Söhne in unverantwortlich schlechter Weise, sie standen auch moralisch nicht eben hoch. Die Bildung Rousseau's, wie Byron's, war eine vielseitig aber ungeregelte, für einen enggegrenzten Lebensberuf nicht passende, mit Verkennung ihrer beiderseitigen Eigentümlichkeiten wollten sie als Diplomaten glänzen. Frühe und ungeeignete Romanlektüre gab beider Lebensanschauung etwas phantastisch-unrichtiges; wie Rousseau schon als Kind Bücher ohne Wahl und Verständnis durchjagte, so begeisterte sich der sechszehnjährige Byron an der *Nouvelle Héloïse*, las mit neunzehn Jahren die *Confessions*. Hang zur Einsamkeit und Naturschwärmerei, zu unnatürlicher Gefühlsweichheit ist ihnen schon in jungen Jahren eigentümlich, abenteuerliches Umherirren, wobei Byron sich zunächst allerdings auf sein Vaterland beschränkte, hinderte ihre sittliche Festigung und Charakterentwickelung. Allzufrüh lernten sie die Nachtseiten des Lebens und die Schwächen des Weibes kennen, ein weibliches Wesen, das ihrer würdig war, fanden beide nur einmal in ihrem vielgestaltigen Leben. Um in der Gesellschaft zu leben und hervorzuragen, fehlte Rousseau die feste Gesundheit, für Byron war sein körperliches Gebrechen trotz sonst vollendeter Schönheit ein fortwährendes Hindernis. Das Missbehagen, welches sie von vornherein der Gesellschaft entgegentrugen, artete allmählich in einen feindlichen Gegensatz aus, den die Mit- und Nachwelt, ungeachtet der Begeisterung für beider Dichtungen, durch Hass und Verleumdung erwiderte. Selbst die unparteiisch Urteilenden späterer Tage haben ihnen nur selten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Byron glänzte schon mit dem achtzehnten Jahre als Dichter und erhob sich zum ersten Schriftsteller seiner Zeit trotz aller Anfeindungen der Kritik, auch Rousseau, obwohl erst von seinem neununddreissigsten Jahre ab ein allgemein gefeierter Schriftsteller, ist bereits in gleichem Alter dichterisch thätig. Von der Zunft der Kritiker appellieren beide mit Erfolg an ihre Zeit, Byron als Dichter, Rousseau namentlich als Musikreformator.

Aber, soviel sie auch von der feingebildeten Aristokratie gefeiert und selbst vergöttert wurden, behaupten konnten sie ihre hervorragende Stellung nicht bis an ihres Lebens Ende. Daher die Opposition, welche sie den herrschenden Anschauungen in der

Gesellschaft, im Staate und in der Kirche machten. Die Abwendung von der herrschenden Aristokratie und Regierung, die Befreiung gedrückter und geknechteter Völker wirft auf ihre letzten Tage ein verklärendes Licht. Was für Rousseau's Freiheitsträume Korsika und Polen, das war, freilich mit ganz anderer Aufopferung seines Lebensglückes, für Byron Griechenland. Wie ihr Leben vielfache Übereinstimmung zeigt, ist auch ihr Dichten ein oft verwandtes. Der Verherrlichung der Liebe sind beider Hauptdichtungen gewidmet, und so wenig sie auch das weibliche Geschlecht im ganzen hochstellten und ihm eine vorherrschende gesellschaftliche Stellung gönnten, so sehr lassen sie die Weiber stets als Besiegerinnen der wie Sklaven behandelten Männer hervorgehen. Edle und tugendhafte Frauen vermochten sie nicht zu schildern, weil sie solche nicht kannten, ebensowenig gelang ihnen die Darstellung des Grossen und Selbstlosen im Manne, weil beider sittliches Ideal durch des Lebens Schickungen getrübt war.

Die Nachahmung Rousseau's ist in Byron's Dichtungen recht häufig, für diese meist augenfälligen Einzelheiten verweisen wir auf die Schrift selbst. Vor allem ist Rousseau sowohl wie Byron der Prophet der kommenden Umwälzung im staatlichen und litterarischen Leben, nur dass der letztere die erste jener grossen Umsturzbewegungen des XIX. Jahrhunderts, die griechische Revolution, noch durchlebte und durchlitt, Rousseau's Lebensende von dem Ausbruche der französischen Revolution um mehr als ein Jahrzehnt getrennt ist. Aber in litterarischer Hinsicht sind sie für Mit- und Nachwelt gleich bahnbrechend gewesen, ihren Einfluss haben auch diejenigen Zeitgenossen gespürt, die in ihrem innersten Wesen beiden abgeneigt waren.

Herr Schmidt kennt offenbar seinen Byron genau und kann sogar einige übereilte Urteile K. Elze's berichtigen, für Rousseau fusst dagegen seine Kenntnis zum Teil auf sehr abgeleiteten Quellen. Daher weiss er zwar Paralellen und Parallelstellen aus Rousseau's Schriften zu finden, ist aber doch über wichtige Beziehungen seines Lebens nicht immer unterrichtet. So sollte die Untreue der Therese Levasseur und ihre spätere Ehe mit einem „Stallknecht“ (genauer Reitknecht) des Marquis Girardin nicht als eine unbezweifelte Thatsache hingestellt werden, und der Vergleich Theresens mit Klytämnestra entbehrt jeder Realität. Auch hätte neben den Übereinstimmungen zwischen Rousseau und Byron das Trennende in beider Leben, Charakter und Dichterthätigkeit in Betracht gezogen werden müssen, wobei die zweiundzwanzig von Byron selbst aufgestellten Merkmale — trotz ihrer „äusserlichen“ Natur — wohl einige Leitmotive gaben, falls sie nur weiter durchgeführt und vertieft wurden. So ist die Ab-

stammung Byron's aus der englischen Aristokratie, Rousseau's aus dem Genfer Kleinbürgertum in der That etwas sehr entscheidendes. Byron blieb, trotz seines Hasses gegen volksfeindliche heuchlerisch-fromme Aristokraten sein Lebenlang der englische Lord, Rousseau, auch da, wo er sich der Gesellschaft von Paris, der Chevrette und von Montmorency nach Möglichkeit assimilierte und selbst den Geburtsstolz für berechtigt erklärte, doch der in fremde Sphären verschlagene Plebejer. Der Einfluss der Genfer Jugendeindrücke und der nie verleugneten Liebe für das französische Volk, dem seine Ahnen entstammten, musste bei Rousseau ebenso hervorgehoben werden, wie bei Byron die englische Geburt und Erziehung.

Ungeachtet dieser Mängel kann der Schrift sorgfältiges Studium, besonnenes Urteil und sachgemässe Darstellung nachgerühmt werden, und, da sie manches bisher wenig Beachtete treffend hervortreten lässt, so verdient sie, gelesen und gekannt zu werden. R. Mahrenholtz.

Sarrazin, Joseph. *Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern.* Mit zahlreichen Textproben aus hervorragenden Werken von Augier, Dumas, Sardou und Pailleron. Stuttgart, 1888. Friedrich Fromman's Verlag (E. Hauff.) VIII, 325 S. 8⁰. Preis: 4 M.

Sarrazin's Beitrag zur Geschichte des modernen französischen Dramas zerfällt in zwei Hauptabschnitte: I. Die Vorläufer des sozialen und Sittendramas, S. 1—50, und II. Das zeitgenössische soziale und Sittendrama, S. 51—319. In rascher Übersicht führt uns der Verfasser im I. Abschnitt die Herausbildung des bürgerlichen Dramas durch Diderot und Beaumarchais (Kapitel I) vor, um darauf das Drama der Romantiker (Kapitel II), sowie die *Ecole du bon sens* nebst „Scribe und Konsorten" (Kapitel II) zu würdigen. Bietet dieser Teil auch nichts wesentlich Neues, so verdient er doch die Beachtung wegen der oft treffenden Urteile, die Sarrazin als geborener Franzose, begabt mit feinem Verständnis für das spezifisch Französische, fällt. Mit den Quellenschriften zur neuesten Litteratur zeigt sich Verf. durchweg vertraut. Abschnitt II behandelt darauf in Kap. I Émile Augier's Leben und Werke und bietet Textproben aus *Les Lionnes pauvres* IV, 7 und 8; *Les Effrontés* III, 1—5; *Les Fils de Giboyer* I, 7 und III, 16; *Les Fourchambault* II, 1 und V, 5—7, dergestalt, dass den vorausgeschickten gründlichen Analysen einige der packendsten Szenen aus den Hauptwerken folgen. (S. 55—132.)

Kap. II beschäftigt sich mit Alexandre Dumas *fils* und gibt Textproben aus dessen Dramen *L'Ami des Femmes* I, 5 und III, 2; *La Princesse Georges* II, 1; *L'Etrangère* I, 2 und 3; sowie einen Abschnitt aus der Vorrede zu *Claude* (S. 133—208). Von besonderem Interesse für den Kenner des modernen Theaters sind die Kap. III und IV, welche Victorien Sardou (S. 209—272) (Proben aus dessen *Fernande* II, 10—13, *Divorçons* II, 7 u. III, 4), sowie Edouard Pailleron, Halévy und Meilhac, Zola behandeln. Als Textproben folgen Pailleron's *Le Monde où l'on s'ennuie* II, 1 und III, 4—9, sowie ein Gedicht zu dessen *Faux Ménages* S. 273—320. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Register schliesst das Ganze. — Was den Leser unmittelbar angenehm berührt, ist der warme, gemütreiche Ton, mit dem, frei von aller Pedanterie, Sarrazin sich ausspricht. Eine gründliche Kenntnis modernster französischer Theater- und Lebensverhältnisse wird niemand dem Verfasser absprechen mögen; dass er sie uns in diesem Werke zuweilen verbirgt, sie bescheiden zurückhält, um auch dem weniger mit Litterarhistorie vertrauten Leser ein scharfgezeichnetes Bild des modernen französischen Dramas zu entwerfen, wer wollte ihm das verargen? Wenn deshalb die *Deutsche Litteraturzeitung*, 1888, Nr. 49 vom 8. Dezember, Spalte 1785—1786 sagt: „Bei der Bedeutung, die das französische Sittendrama für unsere Bühne gewonnen hat, wäre der Gegenstand einer gründlicheren Behandlung wert gewesen", so widerlegt sich dieser Vorwurf wohl durch die Absicht des Verfassers, das Thema für einen weiteren Leserkreis zu behandeln. Der Kritiker fährt an genannter Stelle fort: „Dazu aber müssten die Lebensbedingungen des zeitgenössischen französischen Dramas, die in Stammesart und Sitte der Nation, in der Stellung der Gebildeten zur Religion und Ethik, in der politischen Entwickelung Frankreichs, in der Erziehung der Frau und ihrer Rolle in Staat und Gesellschaft, in dem Erwerbs- und Genussleben der oberen Schichten, in der litterarischen Abgeschlossenheit Frankreichs liegen, aufgesucht und entwickelt werden." So sehr wir hier im Grunde beipflichten müssen, dürfen wir doch andererseits nicht vergessen, dass es etwas viel verlangen heisst, in der Zeit und aus ihr heraus ein abschliessendes Endurteil über zeitgenössische dramatische Erscheinungen zu fällen. Wir begrüssen also Sarrazin's Buch so, wie es vorliegt, freudig als ein zur rechten Zeit und vom rechten Manne geschriebenes Werk, als einen willkommenen Führer beim Studium des modernen französischen Dramas.

E. Hönncher.

Armbruster, Karl, *Geschlechtswandel im Französischen. Maskulinum und Femininum.* Heidelberger Dissertation. Karlsruhe, 1888. Malsch & Vogel. 154 S. 8⁰.

Während in den letzten Jahren die Geschichte des Neutrums im Lateinischen und in den romanischen Sprachen vorzügliche Darstellungen gefunden hat, steht eine solche für das Femininum und Maskulinum noch aus. Abgesehen von den gehaltreichen, aber sehr kurzen Bemerkungen, welche Diez im zweiten Bande seiner *Grammatik* und W. Meyer in der Einleitung zu seiner Schrift über das Neutrum gegeben haben, wurden einschlägige Untersuchungen stets nur entweder mit Beschränkung auf ein einzelnes Problem des Genuswandels oder aber mit Beschränkung auf eine einzelne romanische Sprache unternommen. Für das Französische sind hier mit Ausschluss derjenigen, welche mit einer einzelnen Wortgruppe sich beschäftigen, etwa die folgenden Arbeiten zu verzeichnen: Fr. Strehlke, *Der Geschlechtswechsel der Substantiva beim Übergang vom Lateinischen ins Französische (Herrig's Arch.* Bd. 13, S. 116—129); Baale, *Remarques sur le genre des substantifs (Taalstudie* I ff.); Spelthahn, *Das Genus der französischen Substantiva.* Amberg 1883; Jahn, *Über das Geschlecht der Substantiva bei Froissart.* Halle 1882; L. Hirsch, *Das Genus der französischen Substantiva mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen (Jahresberichte der Staats-Unterrealschule im V. Bezirke in Wien für das Schuljahr 1886/7 und für 1887/8).*[1] — Die genannten Spezialuntersuchungen werden durch die vorliegende Broschüre Armbruster's teils mit Rücksicht auf die Reichhaltigkeit des herangezogenen Materials, teils mit Rücksicht auf die Verarbeitung desselben erheblich überholt. In dem an sich löblichen Bestreben, nicht mit dem blossen Registrieren der Thatsachen sich zu begnügen, sondern stets auch den Grund der Erscheinung anzugeben, scheint uns der Verfasser freilich manchmal zuweit gegangen zu sein, weiter als dies die Mittel der Einzelsprache und weiter als es ein von ihm öfter angewandtes nur allzu unsystematisches Verfahren im Heranziehen der anderen romanischen Sprachen gestatteten. Wird so der Leser das Schriftchen nicht aus der Hand legen, ohne dem Autor für Anregung und Belehrung Dank zu wissen, so wird er andererseits in nicht wenigen Fällen gegenüber den Ausführungen desselben sich ablehnend oder zweifelnd verhalten.

Erster Hauptabschnitt. Geschlechtswandel, hervorgerufen durch die äussere Form des Wortes. Teil I. Die Erklärung des Wandels bietet sich auf dem Boden der französischen Sprache. a) Die Endung eines Wortes ist die Ursache seines Genuswechsels. 1. Maskulina treten infolge ihrer Endung: stummes *-e* zum weiblichen Geschlechte über. Verfasser stellt hierher zunächst einige Wörter, welche im Lateinischen Maskulina der ersten Deklination waren und „infolge ihrer Endung *-a*, franz. *-e*, zum Femininum übertraten." Ob der Übergang von lat. *-a* zu franz. *-e* dem Geschlechtswandel voranliegt oder später erfolgte, lässt sich nicht wohl entscheiden. Dass franz. comète fem. nicht nur ital. *cometa* fem., sondern auch nprov. *coumeto* fem. (s. Mistral *Tresor*, s. v.), portg. *cometa* fem. und — mit veränderter Bedeutung — span. *cometa* fem. zur

[1]) Eine von Sachs als Fortsetzung zu seiner Abhandlung über das Neutrum im Französischen (Göttinger Dissertation, 1886) in Aussicht gestellte Untersuchung über das Maskulinum und Femininum ist bis jetzt nicht erschienen.

Seite stehen, verdiente immerhin bemerkt zu werden. Zu den Autoren, welche das Wort im XVI. Jahrhundert als Maskulinum gebrauchen, hätten R. Garnier (s. W. Procop, *Syntaktische Studien zu R. Garnier*, Eichstätt 1885, S. 25) und Du Bartas (s. Pellissier, *La vie et les œuvres de Du Bartas*, Paris 1882, S. 194) gestellt werden können.[1] Die Annahme, dass das Geschlecht des Oberbegriffes *stella* auf dasjenige von *cometa* Einfluss geübt habe, weist Armbruster als unnötig zurück mit Hinweis auf das Vorkommen von *la pape* und *la prophète* und lässt dabei unerwogen, dass bei *cometa* die Genusveränderung in sehr viel ausgedehnterer Weise Platz griff, als dies bei *papa* und bei *propheta* der Fall. — Unter planète bemerkt Verfasser „ital. *pianeta* mask.“ Dieselbe Angabe hätte für das Spanische, Portugiesische (hier daneben fem. s. Cornu in Gröber's *Grundriss der rom. Philologie* I, 788) und Altprovenzalische (mask. und fem., s. Raynouard) gemacht werden können. Ich vermisse eine Bemerkung darüber, dass im Altfranzösischen neben *planete* — *planet* vorkommt und dass das Wort als wissenschaftlicher Terminus noch im XVII. Jahrhundert im Französischen als Mask. im Gebrauch gewesen ist. — Während *comète* und *planète* endgültig das feminine Genus annahmen, begegnen die persönliche Begriffe ausdrückenden Wörter *pape* und *prophète* nur vereinzelt als Feminina. Dass man in Montpellier noch heute *papo* weiblich gebraucht (s. Mistral, *Tres.)*, hätte bemerkt, mit Bezug auf *prophète* noch auf *cele prophete* J. von Arimathia (ed. Weidner) 191 verwiesen werden können. Dass auch in diesen beiden Wörtern die Endung *-e* resp. *-a* allein für den Geschlechtswechsel verantwortlich zu machen ist, ist eine Ansicht, an deren Richtigkeit ein Zweifel gestattet sei. Bekanntlich haben mehrere Substantiva, die ursprünglich Feminina waren und keine Personen bezeichneten, im Laufe der Zeit persönlichen Begriff angenommen und mit diesem Bedeutungswandel einen Geschlechtswechsel verbunden. Das fem. *aide*, Hilfe, wurde mask. *aide*, Helfer. Ebenso verhält es sich mit span. *el cura*, der Pfarrer, franz. *garde*, Wächter, franz. *trompette*, Trompeter, und einer Reihe anderer Wörter, über die Armbruster S. 132 ff. seiner Arbeit gehandelt hat. Ist es nun von vornherein wahrscheinlich, in einigen Fällen historisch nachweisbar, dass in derartigen Wörtern zur Zeit, in der die Bedeutungsveränderung vor sich ging, das Geschlecht nicht der veränderten Bedeutung entsprechend sofort fixiert wurde: also z. B. *trompette* fem. = Trompete eine zeitlang *trompette* = Trompeter als fem. und mask., span. *cura* fem. eine zeitlang *cura* = Pfarrer als fem. und mask. zur Seite standen, bevor mit dem persönlichen Begriff das männliche Geschlecht endgültig verknüpft worden ist, so darf es möglich erscheinen, dass das schwankende Geschlecht dieser Wörter auf dasjenige von *pape* und *prophète* Einfluss gewonnen und hier gleiches Schwanken veranlasst hat. Dass gleichzeitig die Endung auf den Wechsel des Genus eingewirkt hat, soll nicht in Abrede gestellt werden. — Das in diesem Zusammenhange von Armbruster noch behandelte *capitaine*, das ebenso wie die sämtlichen vorher genannten Wörter nicht Erbwortcharakter trägt, ist als Femininum ausser

[1] Über die sich widerstreitenden Auffassungen im XVII. Jahrhundert gibt Ménage eine drastische Anekdote, die hier (nach Richelet, *Dictionn.* s. v. *comette)* nachgetragen sei: *Le genre de ce mot fut fort agité à la Cour durant l'aparition de la dernière comète, dit Mr. Ménage, tome 1 de ses observ., ch. 74, et quelcun dit fort plaisamment, qu'il falait lui regarder sous la queue pour savoir si elle étoit mâle, ou femelle: il croit que ce mot est féminin.*

bei Froissart bei Monstrelet nachgewiesen: *en ce temps furent envoyées plusieurs capitaines* III, 281 (s. Waldmann, *Unters.*, S. 10).

Verfasser schliesst die Besprechung einer langen Reihe anderer Wörter an, deren auslautendes *e* nicht auf lat. *a* zurückgeht. Von diesen sind ein Teil *(acanthe, aétite, affaire, alarme, amarante, asperge, auge, bamboche, caracole, carne, darique, datte, disparate, écharde, équivoque, escape, halte, hysope, impasse, insulte, intrigue, jusquiame, limite, morve, obole, opale, pampe, rame, régale, rondache, talle, topaze, transe)* heute ausschliesslich als Feminina in der Schriftsprache gebräuchlich, während andere *(abîme, bronze, centime, automne, cigare, coude, crabe, épisode, galbe, geste, glaire, hyacinthe, jacque, mode, naphte, orne, pagne, panache, psaume, renne, rythme, tumulte, triomphe)*, nachdem sie zeitweilig im Geschlecht schwankten, in der Schriftsprache zum ursprünglichen, männlichen Geschlecht zurückkehrten oder als Maskulina und Feminina (zum Teil mit differenzierter Bedeutung) sich erhielten. Es ist Armbruster nicht entgangen, dass es sich meist um gelehrte Wörter handelt. Auch daran, dass es in denselben überall das auslautende *e* gewesen, welches den Geschlechtswandel bedingte, äussert er leisen Zweifel. Ich glaube, dass Verfasser den Einfluss des End-*e* auf das Geschlecht dieser Wörter im Französischen gleichwohl noch bedeutend überschätzt. Es bleibt zu beachten, dass sehr viele derselben auch in anderen romanischen Sprachen unter anderen Bedingungen als der von Armbruster für den Geschlechtswandel im Französischen in erster Linie angenommenen mit weiblichem Geschlecht erscheinen. Auch span. portug. *etites* ist fem., desgleichen neuprov. *acanto, amaranto, espargo*, rum. *sparanga* (aus dem Griechischen), rum. *albia*, neuprov. *autouno* neben *autoun* (mask.), rum. *toamnă*, neuprov. *bambocho, brounzo* (neben mask. *brounze) carno cigaro, eschardo, gesto* (neben *gest* mask.), *alto, insulto*, catal. *insulta*, neuprov. *entrigo*, span.-portug. *intriga*, span. †*jaca* (neben *jaco* mask.), neuprov. *jusquiamo* (neben *jusquiam* mask.), portug. *linda linde*, neuprov. *limito demito*, sard., ital., span., portug. *moda*, neuprov. *modo mouodo* (s. Schuchardt, *Kuhn's Zs.* XXII, 165), neuprov. *bormo morvo*, span. *nafta*, portug. *naphta*, neuprov. *nafto*, ital. *nafta*, neuprov. *oubolo*, portug. *opala*, altprov. *pampa*, neuprov. *pampo* (auch m.), catal. *pampa*, span. *pampana* neben *pampano*, neuprov. *ramo*, altprov.-catal. *rama* (neben *ram)*, ital. *rama* und *ramo* (s. Canello, *Arch. gl.* III, 404), neuprov. *regalo roundacho* (auch mask.) *toupazi transi* (auch mask.). Diese Entsprechungen in den anderen romanischen Sprachen, welche eine verschiedene Beurteilung fordern — ein Teil derselben wird durch das Französische direkt beeinflusst worden sein —, hätte Verfasser trotz des Lehnwortcharakters der meisten nicht mit Stillschweigen übergehen sollen. Im einzelnen sei zu seinen Ausführungen in diesem Abschnitt folgendes angemerkt: abîme ist bereits vor dem XVI. Jahrhundert als Femininum nachgewiesen: Les jugemens de Dieu sont *une profonde abisme* (Alain Chartier), was Palsgrave, *Eclairc.* S. 173 tadelt. Noch Vaugelas *(Rem.*, ed. Chassang, II, 457) hebt hervor, dass es zu seiner Zeit von einigen als Femininum gebraucht werde, und Richelet hält es in seinem *Dict.*, s. v. nicht für überflüssig, ausdrücklich (mit Hinweis auf Ménage tom. 2, observ. ch. 74) zu bemerken, dass dem Wort männliches Genus zukommt. Heute ist *aibîme* fem. im Patois des Morvan (s. De Chambure, *Glossaire s. v.)*. — acanthe verzeichnet Cotgrave als Maskulinum. Sollten die volkstümlichen Synonyma franz. *pate d'ours*, prov. *pato d'ours*, franz. *acanthe* und prov. *acantho* im Genus beeinflusst haben? Auch ist bei dem Worte gelehrten Imports zu berücksichtigen, dass im Lateinischen neben *acanthus* mask. (Bärenklau) *acanthus* fem. *(ἄκανθος ὁ* und *ἡ* = Schoten-

dorn) steht, wie bei der Beurteilung von *aétite* nicht ausser Acht zu lassen ist, dass neben lat. *aetites* mask. *aetitis (ἀετῖτις)* fem. (als Bezeichnung eines Edelsteins) vorkommt. — affaire begegnet im XVI. Jahrhundert auch bei Amyot (hier ausschliesslich nach Vaugel., *Rem.* I, 386) und bei R. Garnier (s. Procop, *l. c.*, S. 24) als Femininum. Einen längeren Exkurs über das Geschlecht des Wortes im XVII. Jahrhundert gibt Vaugel. *l. c.* Das ursprüngliche, männliche Geschlecht begegnet auf nordfranzösischem Sprachgebiet noch heute in Puybarraud (Charente, s. *R. des Patois g.-r.* II, 56). — alarme, asperge und auge gibt Cotgrave als Maskulina. Beispiele für *auge* mask. (das noch heute in Uriménil nach Haillant, *Essai* III, männliches Genus hat), die Armbruster vermisst, begegnen bei Du Bartas (s. Pellissier, *l. c.*, S. 194). — automne ist nach Cotgrave maskulin, nach Vaugelas, *Rem.* II, 454 stets feminin. Vgl. ferner Richelet's *Dictionn.* s. v. und Girault-Duvivier's *Gram. des Gram.*[7], S. 43, woselbst wertvolle Angaben über den Sprachgebrauch des XVIII. Jahrhunderts zusammengetragen sind. Zum Lateinischen s. E. Appel, *De genere neutro* S. 44, 100. — Bronze begegnet nach Richelet im XVII. Jahrhundert als Femininum bei Voiture (I, 33.) — Dass caracole auf ein arabisches Grundwort zurückgeht, halte ich nicht für ausgemacht. Diez, *E. W.* I, s. v. *caragollo* äussert sich sehr vorsichtig und weder in Engelmann-Dozy's *Glossaire* noch in Eguilaz y Yanguas' *Glosario* haben span. *caracol, caracola* Aufnahme gefunden. Im Französischen war das Wort im XVII. Jahrhundert nach Richelet vorwiegend maskulin: „*Quelques-uns font caracol féminin, et l'écrivent avec un* e *à la fin, mais tous ceux qui parlent bien, le font masculin, et l'écrivent sans* e *final.*" — centime (daher span. *centima)* ist heute fem. gen. in Roubaix (s. A. Faidherbe, *Causerie humor.*, S. 21), Dép. Meuse (s. Labourasse *Gloss.* S. 41), pat. blaisois (s. Talbert, S. 269), Normandie (s. Moisy, S. LIII), Puybarraud (s. *Rev. des Pat. g.-r.* II, 57), cigare im pat. blaisois (s. Talbert, *l. c.)*. crabe (vgl. *Gram. des Gram.*[7], S. 58 Anm. 81) im normannischen Patois von Gréville (s. Fleury, *Essai*, S. 53), im Bessin *(crape*, s. Joret, *Essai*, S. 75), wallon montois (s. Sigart, *Gloss.* und Rolland, *Faune pop.* III, 225). — datte war im XVII. Jahrhundert maskulin nach Cotgrave, feminin nach Vaugelas, *Rem.* II, 29. — disparate verzeichnet Richelet als Femininum mit der Bemerkung *quelques-uns se servent de ce mot, quoiqu'Espagnol, pour signifier des choses dites à contre-tems*, woraus hervorgeht, dass es im XVII. Jahrhundert als Fremdwort empfunden wurde. Cotgrave hat es nicht aufgenommen. — Zu épisode vgl. Vaugelas, *Rem.*, ed. Chassang II, 67 f. und *Gram. des Gram.*[7], S. 58, zu équivoque Vaugelas, *l. c.* I, S. 85 und Corneille, *Œuvres* (Ausgabe der *Grands Écrivains)* VI, 469 Anm. 3. — Ich vermute, dass das Geschlecht von altfrz. glaive durch dasjenige von *espée* beeinflusst wurde, wie auch der umgekehrte Einfluss sich geltend gemacht zu haben scheint. Einige Belege, welche das Geschlecht von *glaive* im Altfranzösischen erkennen lassen, findet man auch bei Sternberg, *Ausgaben und Abh.* XLVIII, S. 25 verzeichnet. — Den von Armbruster nach Sachs gegebenen Unterschied zwischen hyacinthe mask., wenn es die Blume bezeichnet, fem., wenn der Edelstein gemeint ist, kennt die neueste Auflage des Wörterbuches der Akademie nicht. Dieselbe bezeichnet das Wort in beiden Bedeutungen als Femininum. Im XVII. Jahrhundert gibt Cotgrave *hyacinthe* und *iacinthe* ausschliesslich als maskulin, während Richelet, s. v. *hiacinthe* bemerkt *ce mot est féminin, lorsqu'il signifie une sorte de fleur, et même alors il s'écrit jacinthe* und *ib.* s. v. *jacinthe Plusieurs Fleuristes disent le Jacinte; et ils ont quelque raison: car il vient de Iacinte changé en fleur, selon la fable. Cependant presque tout le monde le fait féminin ...*

— Neben lat. hyssopus fem. steht *hyssopum* n. (neben griech. *ὕσσωπος τὸ ὕσσωπον*). Armbruster irrt in der Annahme „die mask. Formen der anderen Sprachen lassen darauf schliessen, dass sich das französische Femininum erst auf französischem Boden gebildet hat und nicht als das etymologische Geschlecht zu betrachten ist.“ — Dass insulte im XVII. Jahrhundert keineswegs ausschliesslich als Maskulinum im Gebrauch gewesen ist, wie es nach der bei Armbruster gemachten Angaben den Anschein gewinnen könnte, lehrt Richelet: *Mr. Flechier a fait ce mot masculin (Gabinius représenta, que c'était un insulte qu'on lui faisait). L'Académie l'a fait aussi masculin. Cet usage fait toujours une grande insulte à l'usage reçu . . .*“ Was nötigt, franz. (gelehrtes) *insulte* auf ital. *insulto* zurückzuführen? — Zu intrigue vgl. Vaugelas, *Rem.* I, 220, woselbst auch die Herkunft aus dem Italienischen ausdrücklich hervorgehoben wird. — Jusquiame gibt Cotgrave als maskulin, Richelet als feminin. — Über limite s. Vaugelas, *Rem.* II, 422. — Über morve vgl. auch Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* IV, 122 f. und meine *Reciproke Metathese*, S. 78 f. Cotgrave verzeichnet *morve* als Maskulinum, desgl. obole und opale. — Orne ist heute feminin in Berry (s. Jaubert, *Gloss.*). — pampre hat bei Cotgrave weibliches Genus. Richelet bemerkt „*quelques vignerons que j'ai vûs sur ce mot le font feminin, mais mal. Tous ceux qui parlent bien & que j'ai consultez font sans contestation le mot de pampre masculin.* — Zu régale sei mittellat. fem. *regalis* (statt gewöhnlichem *regalia*) angemerkt, das Du Cange verzeichnet: *Concedimus per Regalem nostram*). — rythme begegnet als Femininum auch bei Des Periers (s. Chenevrière, *Bonaventure des Periers, Sa vie, ses poësies* S. 186. — Gel. topaze fem. möchte ich = lat. *topazus* fem. setzen.

2. Einfluss anderer Endungen und Endungsgruppen auf das Genus. In alphabetischer Folge werden die Substantiva auf *-ace, -age, -ange, -ige, -ette, -elle, -ice, -ière -ère, -in, -ain, -oire, -on, -té, -ê* behandelt. Auf S. 23, wo ausgeführt wird, dass populace und préface vorübergehend mask. waren unter dem Einfluss von *espace* etc., konnte auf J. Rothenberg, *De suffix. mutatione* S. 71 f., verwiesen werden. Beachte noch zu *populas* m. Godefroy, *Dict.* s. v., zu *préface* die Zusätze der Akademie und Th. Corneille's zu Vaugelas' *Rem.* (ed Chassang I, 141.) — S. 23—25 wird von cartilage und putrilage gehandelt, die heute mask. sind, und von image, das im Alt- und Mittelfranzösischen vielfach als Mask. begegnet, in der heutigen Schriftsprache das etymologische Geschlecht gewahrt zeigt. Auf die zahlreichen Belege bei Rothenberg, *l. c.*, S. 6, für mask. *image* hätte Verfasser auch hier verweisen und ausserdem bemerken können, dass in den Volksmundarten (z. B. in Blois, Puybarraud, Normandie) das Wort heute vielfach ausschliesslich als Mask. vorkommt. Nachzutragen sind tussilage[1]) mask. und farrage mask. (s. Littré's Beispiel s. v.). Verfasser macht für den Genuswandel den Einfluss der zahlreichen Subst. auf *-age* = *-aticum* wohl mit Recht verantwortlich. Wie sind aber altfrz. *ymagene* masc. (*Oxf. Rol.* 3268) und span. (gleichfalls nicht volkstümlich entwickeltes) *cartilagen* masc., die Armbruster unerwähnt lässt, zu erklären? — Was Verfasser S. 25 ff. über die Wörter auf *-ange* und *-onge* ausführt, befriedigt ihn selbst nicht. Bemerkt werden konnte, dass nfrz. losange fem. ital. *lozanga* fem., pg.

---

[1]) Lat. *tussilaginem* fem., ital. *tussilagine* fem., pg. *tussilagem* fem., prov. *toussilage* mask. (auch nprov. *image* und *cartilage* zeigen weder das etymologische Geschlecht noch das volkstümlich entwickelte Suffix. Vgl. über dieses Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* IV, 443).

losango mask., nprov. *lausange* mask. entsprechen. Zu mélange mask. (fem. Cotgrave!) vgl. prov. *meilange*, *melenjo* mask., zu chalonge W. Meyer's *Neutrum* S. 156, woselbst **calumnium* aus *calumnia* nach dem Muster von *blasphemium* — *blasphemia* angenommen wird. — S. 27. Dass tige als Mask. erst aus dem XVI. Jahrhundert[1]) nachgewiesen wurde, kann auf Zufall beruhen, dass es, wie Armbruster meint, unter dem Einfluss von *prestige*, *vestige*, *prodige* dieses Geschlecht annahm, zweifelhaft erscheinen, wenn man neuprov. mask. *tige* (neben fem. *tijo*) vergleicht. Es kann prov. *tige* völlig unabhängig von franz. mask. *tige* nach Analogie entstanden sein, es kann an das Wort der französischen Schriftsprache sich angelehnt haben, es kann aber auch bereits gallo-romanisches **tibium* neben *tibia* die gemeinschaftliche Basis für franz. und prov. *tige* mask. gebildet haben. — S. 28. Mit franz. kyrielle fem. vgl. nprov. *kiriello* fem. und berücksichtige, dass im Portugiesischen auch die nicht weiter gebildeten *kyrie* und *kyrie eleison* (unter dem Einfluss von *litania?*) weibl. Geschlecht annehmen konnten. — S. 28 f. *-ice:* caprice bezeugt auch Cotgrave als Fem. Wie verhält sich dazu neuprov. *capriço* fem.? — Für mask. malice s. weitere Belege bei Rothenberg S. 71 und Scheler (zu Watriquet). — Zu réglisse vgl. Vaugelas *Rem.* II, 132, Richel. s. v., *Gram. des Gram.*[7] die *Rem. détachées* und beachte span. *regaliz* mask. neben *regaliza* fem. — S. 29. Die Annahme, dass colère, über dessen Geschlecht bei R. Garnier man auch Procop *l. c.* S. 25 vergleiche, „erst im XV. Jh. ins Französische kam" entbehrt ausreichender Begründung. — Patère ist heute mask. im Normannischen (s. Moisy, *Dict.*). — S. 30 *-in, ain:* Zu avertin (auch span. *avertin* mask.) s. Tobler, *Misc. Caix-Canello* S. 74 und *Romania* XV, S. 454. Dass plantain (vgl. neuprov. *plantan* mask. neben *plantage;* altfrz. auch *planteine* nach Earle, *Engl. Plant Names* S. 46) unter dem Einfluss von *airain*, *terrain* etc. männlich geworden ist, mag richtig sein. Wie erklärt es sich, dass span. *llanten*, dem ursprüngliche mask. auf *-en* nicht zur Seite stehen, gleiches Genus hat? Hinzuzufügen ist altfrz. chalin, worüber Tobler *l. c.* gehandelt hat. — S. 30 *-oir:* Belege für mask. histoire gibt auch Settegast *J. César*, Einl. S. XXVIII. — Unter mémoire war altes *memorium* (s. W. Meyer *Neutrum* S. 151 und E. Appel *l. c.* S. 76) nicht zu übersehen. Über ivoire vgl. *Gram. des Gram.*[7] S. 59. Heute ist es feminin im Patois blaisois (s. Talbert S. 269). — S. 32 *-on:* Die Richtigkeit der Bemerkung, frisson (neuprov. *frissoun* mask.) sei altfranzösisch regulär feminin gewesen, hätte ich durch einige Belege bestätigt zu sehen gewünscht, umsomehr als auch Littré solche nicht gibt. — Mit neufrz. maudisson mask. vgl. *benechon*, *benesson* mask. in schweizer Mundarten (Bridel). — Poison, wozu auch Vaugelas *Rem.* I, 97 und II, 308 zu vergleichen, ist noch heute feminin in Uriménil (s. Haillant III, 4), Département Meuse (s. Labourasse), Berry (s. Jaubert), Haut-Maine (De Montesson), einem Teil der Normandie (s. Moisy, mask. *pouesoun* in Gréville nach Fleury, *Essai* s. v.). — Soupçon wird noch von Cotgrave als Femininum verzeichnet. Den Übertritt zum Maskulinum zeigt gleichfalls neuprov. *souçoun*. — Dem gel. frz. talion entsprechen, soweit ich sehe, auch in den anderen romanischen Sprachen ausschliesslich Maskulina: neuprov. *talioun*, altprov. *talio*, span. *talion*, portug. *talião*, ital. *taglione*. — S. 35 ff. *-té*, *-é:* Vgl. Rothenberg *l. c.* und Willenberg *Zs. f. nfrz. Spr.* III, 566 ff. Die Frage, ob im einzelnen Falle der Genuswandel älter ist oder jünger als der Übergang von lat. *-at* in franz. *-et* wird flüchtig gestreift. Erwähnt wird u. a., dass prov.

[1]) Vgl. auch zu Du Bartas: Pellissier *l. c.* S. 196, zu Magny: Favre, *Olivier de Magny.* Paris, 1885, S. 318.

comtat, estat wie im Französischen maskulin und feminin sind. Nicht erwähnt werden prov. *viscountat* comm., prov. *ducat* comm., nordital. *istà* mask. (s. Ascoli, *Arch. gl.* VII, 495; neuprov. *istá* mask. dans les Alpes, Mistral). Prov. *parentat* hätte nicht ausschliesslich als Maskulinum verzeichnet werden sollen. Altfrz. *patriarche, patriarchee* fem. neben *patriarchie* mask. (Godefroy) und *deité* mask. (z. B. *Chron.* des *J. d'Outremeuse* I, 72; vgl. Marty-Laveaux zu Du Bellay Ausgabe Bd. I, 502) bleiben unerwähnt. Im Einzelnen sei noch folgendes angemerkt: Dass comté im Altfranzösischen stets feminin gewesen (S. 35), nimmt Verfasser selbst auf S. 36 zurück. Vgl. zu dem Worte auch Vaugel. *Rem.* II, 71, woselbst noch von *evesché* und *duché* gehandelt wird, und Richelet *s. v.* Letzterer kennt auch m. *vicomté,* das Armbruster vermisst. Weshalb wird zu *comtée* der Zusatz „gewissermassen = **comitata*" gemacht? — Über *duché,* das als Femininum bei La Rochefoucauld (s. Ausgabe der *Gr. Ecriv.* III, 2 S. XLV) und Balzac (s. jetzt Leest, *Synt. Studien* S. 21) begegnet, vgl. ebenfalls Richelet *s. v.* — Jüngern Nachweis für évêché fem., als den von Armbruster gegebenen, findet man in der *Gram. des Gram.*[7] S. 42. Martinus bemerkt dazu *Μυροθήκιον κελτικὸν* S. 90 *est dubij: sed saepius foeminini.* — Zu parenté vgl. noch Godefroy, der auch *parente* fem. *(Geste de Liége 908 Qui fu de sa parente: mente)* verzeichnet. — Dass *é (apis)* männliches Genus erhalten habe unter dem Einfluss von *gré, blé, gué* etc., wie Armbruster annimmt unter Berücksichtigung der Einsilbigkeit und des vokalischen Anlautes, halte ich für wenig wahrscheinlich und vermute die Existenz eines vulgärlat. *apis* comm., das mit den zahlreichen anderen Wörtern auf *-is,* deren Geschlecht schwankte, auf gleiche Stufe zu stellen. Dass auch im Freiburger Dialekt die dem Französischen entsprechenden Wörter *a* (Bridel *au*), *as, es* neben dem weiblichen männliches Genus haben, erwähnt Verfasser selbst. — *Eté* ist heute fem. im Département Meuse (s. Labourasse *Glossaire* S. 41), *asté* in Berry (Jaubert).

Es folgt (S. 39 ff.) die Besprechung solcher Wörter, in denen auslautendem sogenanntem Stütz-*e* Liquidenkompositionen vorangehen: *-bre, -cre, -dre, -fre, -tre, -vre, -cle, -ple, -sle, -tle, -rle.* Indem Verfasser bemerkt „Kurz und dem Thatbestand entsprechend ausgedrückt findet eine Verwechselung des sogenannten Stütz-*e* mit dem aus *a* entstandenen statt, wobei die Analogie bald nach der einen, bald nach der anderen Seite ausschlägt" will es mir scheinen, dass er vielfach auch hier zu weit gegangen in dem Bestreben, die Veränderungen des Genus als innerhalb des Französischen durch die äussere Wortform bedingt hinzustellen. So soll couple Wörtern mit der Endung *-ple* wie *peuple, exemple, temple* sich im Genus angeschlossen haben. Übersehen ist dabei, dass auch das Provenzalische mask. *couble, couple* (altprov. nach Mistral *coble)* kennt, für das Provenzalische aber, was Armbruster für den Genuswandel im Französischen geltend macht, dass ursprünglich lat. *-plu(m)* und *-pla(m)* in *-ple* sich begegnen, nicht mehr zutrifft. Es ist daher wohl die Vermutung berechtigt, dass bereits in galloromanischer Zeit *copulum* existierte, das sich zu *copula* verhalten wie *memorium* zu *memoria, blasphemium* zu *blasphemia* etc. und die gemeinsame Basis für prov. *coble* mask. und franz. *couple* mask. geworden. Belegt ist spätes lat. *copulum* von. E. Appel *l. c.* S. 75. Auch den Beweis dafür, dass das altfrz. gelehrte *triacle* sein Genus der Endung *-cle* verdankt, die Endung *-cle* also älter ist als das männliche Geschlecht, wird man durch Verfassers Ausführungen nicht für erbracht halten. Wenn aus altfranzösischer Zeit nur *triacle* mask., kein *triac* oder *theriac* mask. (erst seit dem XVII. Jahrhundert ist *thériacque* mask. und fem. bezeugt), nachgewiesen wurde, so kann das auf Zufall

beruhen. Wenn Verfasser *cintre* mask. wohl mit Recht mit Diez als Verbalsubstantiv von *cintrer*, wölben, erklärt und dann weiter meint, da span., katal., ital. das Verbalsubstantiv weibliches Geschlecht zeigt, so dürfe auch fürs Französische auf ursprüngliches feminines Genus geschlossen werden, das Maskulinum werde sich durch die Endung erklären, so liegt es auf der Hand, dass ein Schluss wie er hier von den anderen romanischen Sprachen (übrigens kennt das Prov. auch *cintre, cindre* etc. mask. neben *cintro, cindro* fem.) auf das Französische gemacht wird, nicht statthaft ist. Ähnliche Einwendungen liessen sich zu anderen in diesem Abschnitt enthaltenen die Zeit und Art des Genuswechsels betreffenden Ausführungen machen. Im Einzelnen bemerke ich noch folgendes: S. 40. Unter ambre beachte auch neuprov. *ambre* mask. (Raynouard belegt *ambre Eluc.*) neben *ambro* fem. — lambre lässt sich nicht mit Diez aus *lamina* gewinnen, wie Gröber *Arch. f. l. Lex.* III. 275 bemerkt hat. — Zu ombre (altfrz. mask.), das nach Armbruster in französischer Zeit an *concombre, décembre, nombre* etc. sich angelehnt hat, drängt sich die Frage auf, ob dasselbe nicht vielmehr mit (von Armbruster nicht erwähnten) franco-prov. (Fribourg, s. Haefelin, *Jahrbuch* XV. 295) *ombru, ombro* mask. auf ein bereits im Galloromanischen neben *umbra* vorhanden gewesenes **umbrum* zurückgehe. — Wenn concombre gelegentlich als Femininum erscheint, so sehe ich darin lieber eine Anlehnung an zahlreiche weibliche Fruchtbenennungen als an „*chambre* und ähnliche." Auch rum. *cucuma* ist fem. — Dass ancre (früher auch mask.) sich im Geschlecht nach *encre* (Tinte) gerichtet habe, vermutet Verfasser. Wie erklärt es sich, dass das entsprechende auf lat. *ancora* zurückgehende germanische Wort seit sehr früher Zeit als Maskulinum begegnet? — Das etymologische Geschlecht von acre ist entgegen der Annahme Armbrusters doch wohl das männliche. Dasselbe besteht noch heute zu Recht im Normannischen (s. Moisy). Auch Richelet kennt das Wort, wie es scheint, ausschliesslich als Maskulinum. — Zu ocre vgl. neuprov. *ocre, ocro* mask. fem., zu coudre neuprov. *cudra* fem. (Bridel), zu lierre neuprov. *èdre, lèdre, eurc* etc. mask. neben *edro, ledro* etc. fem. In Nordfrankreich lebt *lierre* fem. fort im Patois von Puybarraud. — chiffre begegnet als Fem. bei Du Bartas (s. Pellissier, *l. c.* S. 194). — Die Vermutung, épeautre entspreche ein lat. **speltula*, wird nicht ausreichend begründet. Mit Rücksicht auf das Genus von *épeautre* und fenêtre (altfrz. mask. neben fem.) sei daran erinnert, dass auch nhd. *Spelt, Spelz* mask. ahd. *spelta spelza* fem. und ahd. *venstar* n. lat. *fenestra* fem. entsprechen. — Das nach Armbruster erst in neufranzösischer Zeit eingeführte Lehnwort outre soll sich an Wörter wie *poutre, fenêtre* im Geschlecht angelehnt haben. Beachte, dass die Sprache ältere *oire, ouire* (*utria* als Neutr. plur. wird von E. Appel *l. c.* S. 106 aus spätlateinischer Zeit belegt) besass, die mit weiblichem Genus sich nachweisen lassen (s. Godefroy *s. v.*) und das später aufgenommene *outre* beeinflusst haben werden. Im Neuprov. steht *ouiro* fem. neben *ouire, loudre* mask. — Zu manicle vgl. Godefroy, *Dictionn.* s. v. *manicle, menicle, mennicle* s. fem. et masc. It. *maniglio* neben *maniglia* (vgl. d'Ovidio, *Arch. gl.* IV, 163 und *Rom.* IX. 623). — Zu thériaque bemerkt Richelet *s. v.* „*s. f. [Theriaca]. Mot qui vient du Grec. C'est une composition de medecine dont on se sert contre le poison. Vaug. Rem. a décidé que le mot de tériaque étoit masculin et feminin. J'ai consulté là-dessus d'habiles Épiciers & Apoticaires qui me l'ont fait tous feminin, & pas un masculin; ainsi sur ce mot je déclinerois la jurisdiction de Vaugelas* (s. Vaugel. ed. Chassang II. 132 die Zusätze von Th. Corn. und diejenigen der A. F.). — Zu aigle beachte auch die Bemerkungen E. Appel's *l. c.* S. 37, W. Meyer's *l. c.* S. 12 und

einen längeren Exkurs über das Geschlecht des Wortes im XVII. und XVIII. Jahrhundert *Gram. des Gram.*[7] S. 490. — Zu ongle vgl. noch Vaugelas *Rem.* II, 422 f. Cotgrave gibt das Wort als feminin. Heute hat es dieses Genus im patois blaisois (Talbert S. 266), Département Meuse (Labourasse S. 41), Puybarraud *(R. d. pat. g.-r.* II, 57), Uriménil (Haillant III, 4), Roubaix (A. Faidherbe S. 21). Neuprov. auch *oungle* maskulin! — Règle begegnet als Mask. auch bei Monstrelet (s. Waldmann *l. c.* S. 11) und heute in der Bedeutung *bâtonet* in Roubaix (A. Faidherbe S. 21) und im Norm. (Moisy *l. c.*). — Belege für île mask. gibt auch Settegast. *J. César* Einleitung S. XXVIII. — Die Richtigkeit der Herleitung von perle aus **pirula* wird von Gröber *Arch. f. lat. Lex.* IV, 433 in Zweifel gezogen. Als Mask. hat es ausser Jahn A. Scheler, *Bast. de Bouillon* 5247 und in einer Anmerkung zu *Watriquet* 4111 nachgewiesen.

S. 49. **Besondere Fälle. b. Genusaustausch bei Homonymen und Reimwörtern. Scheinbare oder wirkliche Komposita richten sich nach dem Simplex und Verwandtes.** Verfasser wendet sich hier nochmals nachdrücklich gegen diejenigen, welche „vor allem die Bedeutung eines Wortes zur Erklärung einer Geschlechtsänderung beizuziehen suchten“. Sind wir auch weit entfernt, den Einfluss von der Hand weisen zu wollen, den die Wortform auf das Genus geübt hat, so glauben wir doch, dass Verfasser in der Zurückweisung der entgegenstehenden Ansicht über das Ziel hinausgehe, und glauben nicht, dass er, wenn er zur Begründung seiner Ansicht bemerkt: „doch ist nicht einzusehen, warum ein als Erbwort vorhandenes Substantiv, wenn es lange Zeit sein etymologisches Genus bewahrte, dies plötzlich geändert haben soll, weil vielleicht ein Synonymon das andere Geschlecht besass, es müssten beide Synonyma durch den Sprachgebrauch in stereotype Verbindung getreten sein“ durch ein derartiges Raisonnement seine Gegner in ihrer Auffassung beeinflussen wird. Manchmal wäre ein näheres Eingehen auf die Geschichte der behandelten Wörter angezeigt gewesen. Wenn es S. 50 heisst, *piége* mask. verdanke sein Geschlecht dem Reimwort *siége*, so hätte ich gewünscht, dass Armbruster portug. *pejo* mask. (neben *pea* fem.) von seinen Betrachtungen nicht ausgeschlossen. Es gibt ein altfranzösisches Verbum *pieger*, zu dem sich *piége* mask. verhalten könnte, wie portug. *pejo* mask. zu *pejar*. S. 57 vermutet Armbruster, dass franz. crine fem. „als Fremdwort aufgenommen wurde und dann gewissermassen als Femininum zum männlichen *crin* betrachtet worden ist“, ohne uns zu sagen, wie er neuprov. *crino* fem., portug. *crina* fem. (neben *crine* fem.), ital. *crina* (neben mask. *crine*, *crino*, s. Canello *Arch. gl.* III, 402) beurteilt. S. 61 heisst es mit Bezug auf altfrz. formi mask. und *formie* fem. u. a.: „Es konnte das *e* nach Vokal in der Aussprache bald [?, jedenfalls vor dem XIV. Jh. in sehr beschränktem Umfange] wegfallen. Die so entstandene Form *formi* war geneigt, sich Masc., wie *cri*, *pli* im Genus anzuschliessen, zumal da dialektisch neben *formi* immer noch *formie* fem. bestand, wodurch eine Auffassung der ersteren Form als Mask. zur zweiten veranlasst wurde“. Dass auch im Provenzalischen *fourmigo* und *formic* als Mask. und Fem. nebeneinander stehen (s. Mistral) und wie dieselben zu erklären, sagt Verfasser nicht. Mistral verzeichnet lat. *formicum* ohne Angabe des Fundortes. S. 51 ff. Unter licorne fem. waren neuprov. *licorno alicorno* fem. (s. Mistral, *Tresor*) zu beachten. Weshalb „muss“ das heutige *licorne* aus dem Italienischen kommen? — Zu mensonge vgl. Vaugelas *Rem.* I, 97 f., II, 483. — Unter palus war zu bemerken, dass prov. *palut* auch als Mask. begegnet (s. Mahn. *Gram.* S. 284). Der Erklärungsversuch des mask. Genus von altfr. *palut*,

das an ein männliches **paul* = nordital. *padulis*, dieses volksetymologisch an den Flussnamen *Padus* (campus *padulis*) angebildet wäre, ist wenig bestechend. Dass sard. *paule* und rum. *padure* fem. sind, wird nicht erwähnt. Mit Rücksicht auf das gelehrte neufrz. *palus* sei noch bemerkt, dass Cousin, *Histoire Romaine*, la *palus* Méotide schreibt, was Richelet für fehlerhaft hält. — Annehmbarer als Armbruster's Ansicht, dent habe sich im Geschlecht im Provenzalischen und Französischen nach *gent* und *ment* gerichtet, finde ich diejenige E. Appel's (*Arch. f. l. Lex.* I, 449), wonach partieller Genuswechsel für *dens* u. a. bereits in lateinischer Zeit anzunehmen, weil im Latein die meisten Substantiva auf *s* mit vorhergehendem Konsonanten Feminina waren. Guarnerio weist *Arch. gl.* IX, 349 *dens* fem. im Cat. d'Alghero nach. In Nordfrankreich begegnet heute *dent* als Mask. in Uriménil, Mons, Roubaix und Département Meuse. — S. 57 f., wo mit Bezug auf gland bemerkt wird: „im Französischen besteht die dem ital. *ghianda* entsprechende Form *glande* neben *gland*, was die Veranlassung abgab, dass *gland* männlich wurde" beachte auch vulgärportug. *landea* fem. (neben *lande* fem., s. Cornu Gröber's *Grundriss* I, 789), neuprov. *glando* fem. (neben *aglan*, *glan* mask.), rum. *ghinda* fem. mit geschlechtlicher Endung und ital. mask. *ghiande* neben fem. *ghianda* (s. Canello, *Arch. gl.* III, 402). — S. 62 ist unter soif zu bemerken, dass neuprov. *set* und neuprov. *fam* beide als Maskulina und Feminina ebenfalls vorhanden sind.

Teil II. A. Genus und Genuswandel im Latein. 1. Baumnamen. P. 63 „Allmählich schliessen sich im Vulgärlatein sämtliche Baumnamen dem Genus der Maskulina zweiter Deklination, wenn sie mit ihnen formgleich waren, an." Ich vermute, dass dieser Anschluss nur ein partieller gewesen ist oder vermisse anderenfalls bei Armbruster eine Erklärung für nicht erwähnte mdtl. ital. *alna* fem. (s. Salvioni, *Arch. gl.* IX, 226), neuprov. *ourmo*, *oumo* fem. (daneben *oum* mask.), neuprov. *piblo* etc. fem., neuprov. *sapino* fem. (daneben *sapin* mask.) u. s. w. neben franz. aune (mask. und fem.), orme (mask.), peuple (mask.), sapin (mask.) etc. Im Einzelnen habe ich zu Armbruster's Ausführungen noch folgendes zu bemerken: charme begegnet bei Rotrou (s. Sölter, *Studien* S. 30) als Fem. Weshalb wird zu cyprès mask. der Zusatz gemacht „lat. *cypressus* fem.", da lat. *cupressus*, wie Armbruster S. 63 selbst bemerkt hat, als Mask. nachgewiesen ist? Eine strenge Scheidung der Lehnwörter und Erbwörter hat Verfasser selbst in diesem Teile seiner Arbeit nicht angestrebt. — Mit altfrz. fraisse mask. vgl. prov. *frais*, *fraisse*, woneben neuprv. *fraisso* fem. = *frêne*, *femelle* (Mistral) vorkommt. — Altfrz. saus begegnet als Fem. *Baud de Seb.* I, 490. D. Martinus verzeichnet es im *Μορφοθήκιον* (S. 88) als Femininum mit dem Zusatz: *tamen apud du Vair* p. 1092 *masculinum est*. Heute ist es feminin in Uriménil (s. Hailland *l. c.*) und Mons (enne *sau* Sigart S. 29). Neben ital. *salcio* mask. etc. waren ital. *salice* fem., nordital. *sarza* fem. (Salvioni, *Arch. gl.* IX, 226) und rum. *salce* fem. anzumerken. — Saule hat bis heute auf nordfranzösischem Sprachgebiet sein etymologisches Geschlecht in dem Patois des Département Meuse (s. Labourasse *l. c.* S. 41) behalten. Die bei Mistral verzeichnete prov. Form *assale* (mask.) scheint darauf hinzudeuten, dass auch im Provenzalischen das Wort einmal als Femininum vorhanden gewesen ist: *assale* = *l'a sale*. — Ich vermisse in Armbruster's Verzeichnis der Baumnamen u. a. orme mask. (Bergesche), lentisque mask., genièvre mask. (norm. *genièvre* fem. Moisy), altfrz. lor mask. und *laure* (fem. s. Godefroy, lat. *laurus* fem. und mask.). — — 2. Die Wörter auf *-eur*. Armbruster bekämpft die Ansichten von Littré, G. Koerting, Suchier, Horning — der Vollständigkeit wegen hätten auch die Ausführungen Le Héricher's

in der *Rev. de ling.* XIV, wonach keltischer Einfluss thätig war, erwähnt werden können —, um seinerseits einen neuen Erklärungsversuch zu geben. Nach ihm erfuhren die hier einschlägigen Wörter im Vulgärlatein Formenveränderung nach Analogie in der Weise, dass zum Obliquus *florem* ein Nom. *floris*, zum Obl. *calorem* ein Nom. *caloris* etc. neu gebildet wurde. Infolge dieses Flexionswandels hätten sie sich dann im Genus der grossen Mehrzahl gleichsilbiger Wörter auf *-is*, dem Femininum, angeschlossen. Diese Ansicht erscheint mir sehr der Beachtung wert, schliesst aber nicht aus, dass daneben andere Faktoren, welche Armbruster zurückweist, im einzelnen Falle wirksam gewesen sind. Im einzelnen bemerke ich folgendes: Wenn S. 74 zu *amour* ausgeführt wird: „dass im Neufranzösischen sich das Wort als Mask. halten konnte, liegt an seiner Form. Es hatte sich den anderen auf *-eur*, weil es das ältere *-our* erhalten hat, entfremdet", so befriedigt diese Begründung nicht voll, solange Verfasser nicht erklärt, weshalb auch neuprov. *amour, amou* (s. Mistral) als Maskulina begegnen. Hat etwa die nfrz. Schriftsprache hier auf das Neupr. eingewirkt? — S. 75 ardeur gebrauchen auch Corneille (s. Ausgabe der *Gr. Écriv.* I, 465 die Anm.) und du Bartas (s. Pellissier *l. c.* S. 194) als Maskulinum. — S. 76. Dafür dass candeur „erst im XVI. Jahrhundert eingeführt wurde", legt die Behandlung des Anlauts schlechtes Zeugnis ab. — Unter couleur konnten nfrz. *le couleur de feu, le couleur de rose* etc. erwähnt werden. — S. 77. — Honneur ist nach Armbruster maskulin geworden in Angleichung an das Geschlecht des Reimwortes *bonheur*. Wie ist es zu erklären, dass auch neuprov. *ounour*, dem ein Reimwort *bonhour* nicht zur Seite steht, maskulin ist? — S. 80. Mœurs verzeichnet auch Cotgrave als Maskulinum. — S. 81. Pleur ist heute comm. im Patois von Blois (s. Talbert S. 266). Über das Geschlecht des Wortes im XVII. Jahrhundert vergl. die Bemerkungen Vaugelas' *l. c.* II, 146 f. und Richelet's *s. v.* — Rancœur gibt bereits Cotgrave als Maskulinum, Garnier gebraucht es als Maskulinum und Femininum (s. Procop *l. c.*), Ronsard auch als Maskulinum. — S. 82. Ein Substantiv tristeur fem. gibt noch Cotgrave. — Zu vapeur fem. (rum. *abur* mask.) ist neufrz. *vapeur* mask. mit differenzierter Bedeutung anzumerken. — — 3. Kleinere Gruppen, deren Geschlechtswechsel im Lateinischen basiert. a. Lateinische Communia. S. 84 ist die Angabe, pons sei ausser im Spanischen überall männlich, unrichtig. Armbruster selbst erwähnt S. 54 rum. *punte* fem. — Zu ais vergl. Settegast, *J. César* Einleitung S. XXVIII. Bei Veget., den Armbruster nach Neue zitiert, kommt *axis* als Femininum nicht vor (s. Georges). — Unter chartre konnten portug. *carcere* mask., unter cendre (S. 85) prov. *cendre* comm. (altprov. *cenre* fem. s. Mahn, *Gram.* S. 284), unter chenal (S. 86) altprov. *canal* fem. (s. Mahn *l. c.* S. 284) erwähnt werden. Für altfrz. *achenal* und *eschenal* werden **ad-canalis* und **ex-canalis* konstruiert. Ist nicht vielmehr in dem vokalischen Anlaut dieser Wörter der vokalische Auslaut des weiblichen Artikels zu sehen: *l/a chenal*, wofür dialektisch *echenal* eintrat? Vgl. *Rom. Zs.* XIII, 388. — Zu lente vergleiche Ascoli's Bemerkungen im *Arch. gl.* IV, 398—401. Prov. *lende* ist heute nach Mistral comm. — S. 87 f. Unter marge vergleiche portug. *margem* fem., rum. *margine* fem., unter ost neuprov. *ost* mask., rum. *oaste* fem. — Unter paroi hätte für altprov. *paret* fem. auf Raynouard's *Lex.* verwiesen und rum. *parete* mask. verzeichnet werden können. In der französischen Volkssprache begegnet heute *paroi* als Maskulinum nach Chevallet, *Orig.* III, 73 (Anmerkung). Richelet bemerkt *s. v.: Ce mot en termes d'Anatomie est masculin. C'est ce qui sépare les deux narines depuis le*

haut du nez jusques à la lèvre. — — b. Tiernamen. Besprochen werden *brebis, colombe, daim, hydre, lièvre, lynx, merle, poutre, serpent, tourtre.* Andere Tiernamen werden von Armbruster nach anderen Gesichtspunkten anderwärts behandelt. Eine erschöpfende Betrachtung haben dieselben nicht gefunden. Ich vermisse z. B., sei es hier oder an einem anderen Orte der Armbruster'schen Arbeit, eine Bemerkung über franz. rossignol mask. (s. dazu E. Appel *l. c.* S. 38), perdrix fem. (lat. auch mask.; vgl. Mahn, *Prov. Gram.* S. 284), altfrz. balain mask. (neben fem. *balaine,* neufrz. *balaine* fem.), franz. ibis mask. (seit dem XIII. Jahrhundert belegt; lat. *ibis* fem.), alcyon mask. (lat. fem.), phoque mask. (lat. *phoca* fem.), tigre mask. (altfrz. auch fem., lat. comm.), musaraigne fem. (altfrz. auch *musarain* mask., s. E. Rolland, *Faune* I, 17 und E. Appel *l. c.* S. 37), couleuvre fem. (bei Du Bartas mask., lat. *coluber* mask. neben *colubra* fem.), altfrz. passe mask. und fem. (lat. *passer* mask., vergl. Rolland, *Faune* II, 155), mésange (früher auch mask., s. *Gram. des Gram.* S. 62), mauvis mask. (früher auch fem., s. Littré, heute fem. in der Normandie nach Moisy *l. c.*), pivoine mask. und fem. (s. Littré), bœuf mask. (lat. *bos* comm.), grue fem. (lat. *grus* comm., vergl. zum Provenzalischen Mahn, *Gram.* S. 284). Zu Verfassers Ausführungen in diesem Abschnitt sei im einzelnen noch folgendes bemerkt: S. 91. Im XVII. Jahrhundert verzeichnet Cotgrave neben colombe fem. *colom* mask. und noch heute ist letzteres (als allgemeine Bezeichnung des Vogels ohne Rücksicht auf das natürliche Geschlecht) gebräuchlich im Wallonischen, Lothringischen, desgleichen Tarentaise, Haute-Savoie *(colan;* s. Rolland, *Faune* IV, 122). — Das neufrz. fem. zu daim lautet nicht *daime* sondern *daine,* das in sekundärer Entwickelung aus dem frz. Mask. entstanden ist. — Neben altprov. idre mask. war neuprov. *idro* fem. anzumerken, zum Geschlecht des Wortes im Französischen auch das *Gram. des Gram.*[7] S. 61 Bemerkte zu beachten. — S. 92. lièvre ist heute feminin in Puybarraud und Vosges (lieuffe s. Rolland *l. c.*). — Merle begegnet als Fem. in Nordfrankreich noch heute im Patois des Département Meuse (s. Labourasse *Glossaire* S. 41, vgl. Rolland, *Faune pop.* II, 245 f.). Auch das Neuprovenzalische kennt *merlo* fem. neben *merle* mask. — S. 93 waren unter tourtre altprov. *tortre* fem., neuprov. *tourtouro* fem. *tourtour* mask. zu erwähnen. — Verfasser schliesst hier die Behandlung von jaspe an und folgert doch wohl mit Unrecht aus dem Geschlecht des Wortes in den romanischen Sprachen, dass es bereits im Lateinischen sein Genus änderte. Neben *jaspe* hätten andere Steinnamen gelehrten Imports wie agate fem. (XVI. Jahrhundert auch mask., lat. comm.), onyx fem. und mask. bei La Bruyère (s. Ausgabe der *Gr. Écriv.* III. S. XXXIV Lex., zum Lateinischen E. Appel *l. c.* S. 38), saphir mask. (vgl. E. Appel *l. c.* S. 32) gleiches Anrecht auf Berücksichtigung gehabt.

B. Genusunregelmässigkeiten, die mit dem verkannten Etymon zusammenhängen. Falsche oder unsichere Etyma. Prüfung des Etymons. 1. Lateinische Wörter auf *-ex, -icis; -ix, -icis* etc. Die Gleichung souche — **codica* ist mit Rücksicht auf die Bedeutung beider Wörter ansprechend. Ist die Herleitung richtig, so dürfte das anlautende *s* zuerst in der Nebenform *choche* — **caudica* sich eingestellt haben, woraus mit Differenzierung der Silbenanlaute *soche* hervorgegangen wäre. — S. 96. Herse begegnet mit etymologischem Geschlecht als Maskulinum heute im Patois von Urménil (s. Haillant, *Gram.* III, 4). — Zu panse vergleiche auch neuprov. *panso* fem., ital. *panza* (span. *pancho* ist Fremdwort), zu ponce (S. 97) neuprov. *pounço* fem., span. *pomez* fem. Bei der Geschlechtsveränderung des letztgenannten Wortes werden der Oberbegriff *petra*, respektive die romanischen Ent-

sprechungen von *petra* mitgewirkt haben, vgl. franz. *pierre-ponce*, neuprov. *peiro-pounço*, span. *piedra-pomez*. — Dem unter puce (s. dazu Mussafia, *Zschr. f. d. Realschulw.* XIV, 79) erwähnten portug. *pulga* fem. steht *pulgo* mask. (der männliche Floh nach H. Michaelis), dem sich neuprov. mask. *poulue* (s. Rolland III, 257) vergleicht, zur Seite. — Unter ronce war zu bemerken, dass auch lat. *rumex*, desgleichen unter vertiz, dass lat. *vertex* als fem. nachgewiesen wurden (s. Georges und E. Appel *l. c.* S. 38). Neuprov. *rounse* ist mask. und fem. — **Souris** erklärt Armbruster aus **sorix -īcem*, dieses nach *radix -icem*. Anders Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* V. 473. (S. Mussafia, *Zschr. f. d. Realschulw.* XIV, 71). Als Maskulinum begegnet das Wort heute auch im Wallonischen *(sori)*, in Berry *(souris)*, Langres *(seri)*, wozu man Rolland, *Faune* I, 28 vergleiche. — Unter cerviz (vgl. dazu auch Scheler zu Watriquet 300) vermisse ich die Erwähnung von rum. *cerbice* mask. — Armbruster vermutet, dass rai*fort* sein maskulines Genus der Form *fort* verdanke, ohne zu erwähnen, dass auch die nicht mit einem eingeschlechtigen Adjektiv verbundenen prov. *rais*, *raisse* etc. heute maskulin (daneben feminin) sind. Nachgetragen sei franz. varice fem. (lat. *varix* comm.). Littré zitiert aus dem XIV. Jahrhundert auch *la grand* Calice. — 2. **Einzelfälle.** Die hier gegebenen etymologischen Erörterungen bieten neben Beachtenswertem anderes das zum Widerspruch herausfordert. Ich muss mich auf einige Bemerkungen beschränken. S. 101 wird das weibliche Geschlecht von aise aus dem „stummen *e* der Endung" erklärt, womit nichts gewonnen ist, solange dieses *e* selbst nicht zuverlässig gedeutet wird. Aus **asium*, das Armbruster mit Bugge ansetzt, lässt sich in volkstümlicher Enwickelung wohl nur *ais* gewinnen. — S. 102 vergleiche zu dem unter *alcôve* erwähnten altfrz. *aucube* auch altprov. *alcuba*. — Wenn Armbruster bezüglich **ambassade** bemerkt „das Wort war im XVI. Jahrhundert doppelgeschlechtig, eine Thatsache, die sich aus dem ursprünglichen Vorhandensein einer maskulinen und einer femininen Form im Altfranzösischen erklärt (vgl. prov. *ambaissada* neben *ambassat*)", so ist damit die Lösung des Problems nicht gefördert. Vgl. zu dem Worte Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* I, 238. — Unter aspic waren auch altfrz. *aspide* mask. (Godefroy), portug. *aspid*, *aspide* mask. und lat. *aspis* mask. (Georges) zu beachten, wodurch ein Zusammenhang des Geschlechtswechsels mit der formalen Anlehnung an *espic* noch unwahrscheinlicher wird. Heute begegnet *aspi* fem. in Berry (s. Jaubert), *aspi* mask. im Normannischen (s. Moisy). — Bouge leitet Armbruster mit Diez aus **bulgea* ab. Anders Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* I, 253. — Für carde fem. vermutet Armbruster als Etymon span. *carda* „daher auch *c* statt *ch* im Anlaut". Dass das Wort auf gallischem Boden schon früh vorhanden gewesen ist, möchte ich aus neuprov. *chardo* (neben *cardo)* schliessen. — S. 104. Unter cercle konnte mit Rücksicht auf ital. *cerchio cerchia* auf Canello, *Arch. glott.* III, 403, verwiesen werden. — Unter coutume wird span. *costumbre* auf **consuetemina*, das doch nur *costumbra* ergeben konnte, zurückgeführt. — Zu délice (S. 105) vgl. auch Poitevin, *Gram.* I, 55 und *Gram. des Gram.*[7] S. 44, woselbst über das Schwanken des Genus im XVII. und XVIII. Jahrhundert Nachweise gegeben sind. — S. 106 befindet sich Armbruster mit sich selbst im Widerspruch, wenn er mit Rücksicht auf dimanche und *diemaine* bemerkt „das Wort ist stets feminin im Altfranzösischen" und einige Zeilen weiter unten: „Doch auch der Übertritt zum Maskulinum findet sich trotz der viersilbigen Form schon ziemlich früh" und hierfür Belege aus *Berte au gr. p.*, Villeh. und Horn beibringt. Nicht überzeugt hat mich, was gegen die Herleitung von *dimanche* aus *(festa)dominica* vorgebracht wird. — Weibliches la Noël,

das Armbruster aus dem *Journal de Genève* vom 3. Januar 1888 beibringt, begegnet auch sonst nicht ganz selten. Mistral *s. v. nadalet* schreibt *huitaine qui précède la Noël, sonnerie de cloches qui annonce la Noël, pendant les neuf jours qui précèdent cette fête* . . . — S. 108. Dîme mask. begegnet noch im 16. Jahrhundert bei Du Bartas (s. Pellissier *l. c.* S. 194). Im 17. Jahrhundert bemerkt Richelet *on appelle aussi dime, au masculin, un canton de terre, sur lequel on a droit de dimer.* — Unter doit waren Horning's Ausführungen *Zur Gesch. des lat. c* S. 14 (s. auch Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* II, 107) zu beachten, unter dot seltenes franz. dote fem. (Patru, *plaid.* 16, s. Richelet; vgl. ital. *dota)* zu verzeichnen. Cotgrave schreibt *dost.* — S. 108. Émeraude begegnet als Maskulinum bei Baïf: Là l'*émeraude verdoiant*, wozu Richelet *s. v.* bemerkt *mais il est certainement féminin.* — Zu der unter flasque gemachten Bemerkung, nach Richelet werde das Wort „von technischen Schriftstellern" oft als Femininum gebraucht, fehlt ein näherer Hinweis. In seinem *Dict.* schreibt Richelet: *Les uns croient ce mot masculin, & les autres féminin, mais il y a plus de gens qui le font masculin* . . . Vgl. über das Wort *Arch. f. lat. Lex.* II, 424. — S. 109 wird flotte von *flotter*, dieses von lat. *fluctuare* hergeleitet, ohne dass versucht würde, diese Herleitung mit den Lautgesetzen in Einklang zu bringen. Vgl. G. Paris, *Romania* XVIII, S. 520. — S. 110. Glu mask. möchte ich nicht mit Verfasser auf lat. *gluten* n. zurückführen. Noch D. Martinus bemerkt zu dem Wort *Μορμοθήκιον* S. 87 *Nonnulli, sed levis autoritatis, glu masculinum volunt: at premenda videntur domini Urfei vestigia, qui sic in Astrea loquitur.* In nordfranzösischen Patois begegnet es heute als Maskulinum in Roubaix (s. A. Faidherbe *l. c.* S. 21) und im Morvan *(aigieu,* s. De Chambure). — Zu gorge etc. vgl. *Arch. f. lat. Lex.* II, 443. — Unter lézard waren neben portug. *lagarto* (wie entstanden?) ein fem. *lagarta* (s. Cornu, Gröber's *Grundriss* I, 788 Anm.) und ausserdem prov. *lesert* mask., *leserto lesardo* fem. zu verzeichnen. — Zur Etymologie von masque s. Eguilaz y Yanguas *Glosario* s. v. *mascara.* Das Neuprov. kennt nach Mistral *masco* als Mask. und Fem. — Unter Godefroy's Belegen für moufle (Fausthandschuh) findet sich eins mit männlichem Geschlecht. Neuprovenzalisch entspricht *mouflo* fem., span. †*moufla.* — Orle gibt Cotgrave ausschliesslich als Fem. — Die Annahme, pieuvre müsse, wofür die Bedeutung spreche, aus der südlichen Seegegend heraufgewandert sein, scheint mir unbegründet. Könnte das Wort nicht auch an der Küste der Normandie seine französische Gestalt erhalten und von hier aus in die Schriftsprache gedrungen sein? Ist doch auch im Kanal der Octopus (Cuvier) (der in V. Hugo's *Meerarbeiter* als Bekämpfer Gilliat's bekanntlich eine Rolle spielt) wirklich heimisch! In Guernesey ist heute ein fem. *pièvre, peuvre, peurre* im Gebrauch, während Bouches-du-Rhône *pourpre* mask., Marseille *poupre* mask. entsprechen. Ob franz. *pieuvre* auf **polupulum* — **ploprum* zurückgeht, wie Armbruster vermutet, vermag ich nicht zu entscheiden. Bemerkt sei nur, dass auch in nordwestfranzösischen Mundarten anlautendes *pl* zu *pľ, pi* werden kann. Mit Rücksicht auf das Geschlecht des Wortes hätte bemerkt werden sollen, dass im Griechischen *polypus* als fem. begegnet. — Rosse verzeichnet Cotgrave als Maskulinum. — Rouille und *rouil* kommen wahrscheinlich nicht von **robigula,* **robigulum.* Vgl. über die Wörter jetzt *Arch. f. lat. Lex.* V, 238.

C. Über das Geschlecht deutscher Wörter. Auf eine eingehende Untersuchung aller hier einschlägigen Fälle hat Verfasser leider verzichtet. Es fehlen daher in seiner Zusammenstellung altfrz. mague fem., mègle (mask. und fem.), altfrz. potas mask., frz. stalle fem. (altfrz. mask.) und viele andere. Wenn es auf S. 118 heisst: „Wörter neuerer

Aufnahme, die auf einen Konsonanten enden, müssen, um diesen Konsonanten in seiner Aussprache festhalten zu können, im Französischen ein stummes *-e* anhängen. Infolge dessen werden sie Feminina", so lässt sich Verfasser in seinem Bestreben, für den Genuswechsel die Ursache in der Wortform zu finden, wiederum allzu weit hinreissen. Wenn unter den Wörtern „neuerer Aufnahme" zur Bestätigung dieser Regel digue (beachte indessen Ch. Joret, *Des caract. et de l'ext. du pat. norm.* S. 96, Anm. 2) aufgeführt wird, so hätte Verfasser nicht unterlassen sollen, für ital. *diga* und nprov. *digo* fem. eine ausreichende Erklärung zu geben. Dasselbe gilt von estèque, woneben ital. *stecca* und neuprov. *estèco* fem., von griffe, woneben nprov. *grifo* fem., von gaude, woneben span. *gualda* fem. neuprov. *gaudo* fem., von leurre (f. in Genf), woneben katal. *loyra*, neuprov. *luro* fem. stehen. Die Möglichkeit, dass die Bedeutung dieser Wörter das Geschlecht derselben in der aufnehmenden Sprache bedingt haben könne, wird von Armbruster kaum einmal in Erwägung gezogen. Liegt es denn so fern, anzunehmen, dass z. B. frz. bière, neuprov. *bierro*, ital. *birra* durch *cervoise*, *cerveza*, *cervogia*, dass frz. écume, prov. *escuma*, ital. *schiuma*, span. portug. *escuma* durch *espume* (altfrz.), prov. span. *espuma*, ital. portug. *spuma* beeinflusst worden sind? Wenn Armbruster zu frz. *bière*, ital. *birra*, frz. *bivac*, ital. *bivacco* etc. bemerkt: „Andere Wörter, die auch in den anderen Sprachen vorhanden, sind älter und haben im Italienischen, das konsonantischen Auslaut nicht duldet, entweder fem. *a* oder mask. *o* angenommen", so ist damit nichts gewonnen, handelt es sich doch darum, zu konstatieren, weshalb in dem einen Falle *a*, weshalb in dem anderen *o* angetreten ist. — Zu altfrz. onte mask. vgl. auch F. Tendering, *Herrig's Arch.* 67, S. 296 und F. Settegast, *J. César* Einl. S. XXVIII. Näher als Verfassers Vermutung, *onte* mask. habe sich nach *conte* gerichtet, liegt, glaube ich, die Annahme, dass das Schwanken des Geschlechts des synonymen *deshonneur* im Altfranzösischen auf dasjenige von *onte* einwirkte. — — Anhangsweise handelt Verfasser (S. 120 f.), nachdem er mit Rücksicht auf das Geschlecht der zusammengesetzten Substantiva im allgemeinen auf Darmesteter, *Format. des m. comp.* verwiesen und einige auffallende Erscheinungen besprochen hat, von dem Geschlecht der Verbalsubstantiva. S. 126 wird man Verfasser zustimmen, wenn er bemerkt, dass frz. glas, prov. *glatz*, ital. *ghiaccio* (vgl. rät. *glatsch*, *Arch. f. lat. Lex.* II, 438 f.) nicht auf *glacies* zurückführen, dagegen an der Richtigkeit der weiteren Behauptung, es seien diese Wörter Verbalsubstantiva von *ghiacciare*, *glassar*, *glacer* Zweifel hegen dürfen. — Wenn frz. los auf prov. *lau* (dieses = lat. *laudo*, woher ital. *lodo*) zurückgeführt wird, so bedarf es vielleicht der Annahme, die französische Form sei dem provenzalischen Nominativ entnommen, nicht, da auch die obliquen Kasus im Provenzalischen mit *s* vorkommen (s. Mahn, *Gram.*, S. 280). Neuprov. *laus* (neben *laud*) hat festes *s*. — S. 127 échange begegnet heute als Fem. im Normannischen (s. Moisy, *l. c.*, S. LIII), doute im Patois du Centre (Jaubert), enge im Normannischen (Moisy). — S. 130. Über das Geschlecht von rencontre bei Du Bartas vgl. Pellissier, *l. c.*, S. 196, bei La Bruyère, Ausgabe der *Gr. Ecriv.*, Bd. III (Lexique), bei La Rochefoucauld, *ib.* III, 2, S. XLV. — S. 131 ist unter reste ital. *resto* übersehen. Nicht nur das Substantiv *reste*, sondern auch das Verbum *rester* weist Littré nicht vor dem XV. Jahrhundert nach. — Dem wortauslautenden *e* wird auch in diesem Abschnitt weitgehender Einfluss auf das Geschlecht der Substantiva eingeräumt. So wenn es unter risque heisst „die Endung *-e* wandelte das männliche Genus zuweilen ins Femininum." Dass auch das Portug. *risca* neben *risco* (beachte Cornu's Erklärung in Gröber's *Grundriss* I, 788) und das

Neuprov. *risco* fem. neben *risque* mask. aufweisen, wird mit keinem Worte erwähnt. Zum Französischen vgl. noch *Gram. des Gram.*[7], S. 554. Im Normannischen ist *risque* heute weiblichen Geschlechts nach Moisy, *l. c.* — Mehrere Verbalsubstantiva, die im Französischen nebeneinander mit männlichem und weiblichem Genus vorkommen, liessen sich zu den von Armbruster aufgeführten hinzufügen: z. B. frai mask. *fraie* fem., altfrz. pens mask. *pense* fem., clain mask. *clame* fem., neufrz. approche fem., früher auch mask. (s. Pellissier zu Du Bartas, S. 195), relâche mask. und fem. (s. La Rochefoucauld, Ausgabe der *Grands Écriv.* III, 2, S. XLVI), débauche fem. (früher comm., s. Darmesteter und Hatzfeld, *Le XVIe siècle*[1] S. 251), contraste mask. (früher auch fem., s. Darmesteter und Hatzfeld, *l. c.*), accord mask. altfrz. auch fem. *accorde* (s. Littré's Belege), demande fem. altfrz. auch *demant*, commande fem. altfrz. auch *commant* m.

Zweiter Hauptabschnitt. Geschlechtswandel, hervorgerufen durch die Bedeutung des Wortes. Unter den hier aufgeführten Substantiven, die mit persönlichem Begriff männliches Geschlecht angenommen haben (*aide, garde, guide* etc.) vermisse ich barbe mask. (s. Diez, *E. W.* II^a *barba*, Littré, *s. v.* und E. Appel, *l. c.*, S. 36), justice mask. (vgl. sp. *el justicia* mask. und s. Diez, *Gram.*[3], II, 17, Littré, *s. v.* 14°), altfrz. poestet mask. — Camarade stammt nicht aus dem Italienischen, sondern aus dem Spanischen. — Über den Geschlechtswandel von prison, poinçon, s. Ascoli, *Arch. gl.* III, 344 f. — Prison begegnet als Maskulinum noch heute in Mons (Sigart, *Gloss.*, S. 29) und in Roubaix (Faidherbe, *l. c.* S. 21). — Gens, *gentes* kommen auch im Lateinischen als Maskulina vor (s. E. Appel, S. 36). — Über das Geschlecht von personne vgl. Littré, *s. v.* Rem., Richelet, *s. v.*, La Bruyère, Ausg. der Gr. Écriv. *Lexique*. S. 269, La Rochef. *(Lex.)* III. 2, S. XCIX. Den Schluss dieses Abschnittes (S. 136—139) bildet die Aufzählung einer Anzahl Substantive, die nach Armbruster ihr Geschlecht einem Synonymon oder dem Oberbegriff entliehen haben. — Altfrz. minuit (statt gewöhnlichem *mienuit*), das Armbruster vermisst, findet sich bei Froiss., *Poés.* II, 230, 345. Nicht bemerkt finde ich, dass auch allein stehendes nuit vereinzelt unter dem Einfluss von *jour* und *di* als Maskulinum im Altfranzösischen begegnet: s. Alton, *Claris und Laris* 15337, Scheler zu *Bast. de Bouillon* 4293. — Dass vallis sich im Geschlecht nach *mons* (resp. frz. *val* nach *mont*) richtete, nimmt Verfasser in Übereinstimmung mit W. Meyer *(Neutrum*, S. 12) an, ohne die entgegenstehende Ansicht E. Appel's *(Arch. für lat. Lex.* I, S. 450) zu berücksichtigen, der *vallis* mask. „durch das Schwanken der Wörter auf *is*“ erklärt.

Anhang I. Gelehrte und wissenschaftliche Ausdrücke. Nach welchem Prinzip die gebotene Auswahl getroffen ist, ist aus der Überschrift nicht ganz klar ersichtlich, da Armbruster auf den vorhergehenden Seiten seiner Arbeit untermischt mit Erbwörtern zahlreiche gelehrte Wörter bereits behandelt hat. Mit mehr Recht lassen sich die hier behandelten Wörter etwa als „Nicht eingebürgerte Fremdwörter“ bezeichnen. Verfassers Ansicht, das Geschlecht derselben werde „oft ganz willkürlich gehandhabt“ und es bieten „diese Unregelmässigkeiten nur geringes Interesse“ wird kaum unbedingte Zustimmung finden. Das Interesse, welches diese Wörter bieten, wird doch nicht etwa dadurch ein geringeres, dass wir an ihnen in der Gegenwart dasselbe Schwanken beobachten können, welches der gesamte heute eingebürgerte gelehrte Import des französischen Sprachschatzes in einer früheren Zeit gleichfalls durchgemacht hat! Entweder — um mit Verfassers eigenen Worten zu sprechen — behalten die Substantiva dieser Gattung ihr etymologisches

Geschlecht bei, oder sie schliessen sich im Genus an einen schon vorhandenen ähnlichen Begriff an, oder endlich ihre Form gibt den Ausschlag. Zu billigen ist es selbstverständlich, dass Armbruster die Ausdrücke dieser Art von den Erbwörtern getrennt behandelt, zu bedauern nur, dass er nicht in gleicher Weise eine Aussonderung auch aller heute bereits eingebürgerten Lehn- und Fremdwörter vorgenommen hat. — S. 140 lies varicocèle statt *variocèle.* — Carrosse ist heute fem. im Patois von Roubaix (s. A. Faidherbe, S. 21) und von Uriménil (s. Haillant, *l. c.*) — Zu épithète vgl. Richelet, *Dict. s. v.*, *Gram. des Gram.*[7], S. 61, Corneille, *Œuvres* (Gr. Écriv.) III, 236, Anm. 1. — S. 142 Vipère ist auch mask. bei Rotrou (s. Sölter, *Studien*, S. 32) und heute in vielen Patois (Normandie, Centre, Meuse etc.).

In einem zweiten Anhang notiert Verfasser unter der nicht sehr glücklich gewählten Überschrift Besonderheiten des Genfer Dialekts im Geschlecht der Wörter eine Anzahl Wörter, welche heute in Genf anderes Genus haben, als es das Dictionnaire der Akademie vorschreibt. Mehrere dieser Wörter zeigten oder zeigen Schwanken auch im Altfranzösischen und in der französischen Schriftsprache und wurden mit Rücksicht hierauf bereits an anderem Orte von Armbruster behandelt: *aises, chenal, comté, épisode* etc. etc. Dasselbe gilt von anderen Wörtern wie *artère, fuste, paire* (z. B. maskulin bei Corneille und Magny)[1], *ulcère* u. a., die Armbruster in den vorangehenden Ausführungen seiner Arbeit nicht hätte unberücksichtigt lassen sollen. Eine dritte Gruppe hier aufgeführter Substantiva endlich, deren Genus als eine „Besonderheit des Genfer Dialekts" hingestellt wird, weichen ebenso in nordfranzösischen Patois von dem schriftüblichen Gebrauch ab. Dahin gehören *argent, as, chaud, dinde, emplâtre, hôtel, incendie, narcisse, scorsonères, vis* u. a.

Ich bin hiermit am Schluss meiner Besprechung der Armbruster'schen Schrift angelangt. Verfasser hebt einige Male im Laufe seiner Untersuchung hervor, dass er nicht beabsichtigte, die Substantiva, deren Geschlecht im Französischen schwankte oder noch schwankt, vollständig zu verzeichnen. Wer mit dem Referenten der Ansicht ist, dass in Monographieen von der Art der vorliegenden das Material so ausführlich wie nur irgend möglich mitgeteilt werden müsse, wird daher zahlreiche Worte ungerne vermissen. Ich habe im Vorstehenden einige Male Gelegenheit genommen, an geeigneter Stelle Nachträge zu geben und stelle hier zum Schlusse in alphabetischer Anordnung noch eine Reihe anderer Substantiva mit verändertem oder vorübergehend schwankendem Geschlecht zusammen:

amadou mask. und auch fem., s. Littré, *s. v.*
ante fem.
apostrophe, begegnet als Mask., s. Littré, *s. v.*
argile mask. bei Voltaire, s. Littré, *s. v.*
asbeste mask.
atome mask., s. zum Lateinischen E. Appel, *l. c.*, S. 74.
aubépine fem. und *aubepin* mask., s. Littré, *s. v.*
besicles, s. die Belege bei Littré, *s. v.*
clystère, wird von Littré aus dem XIII. Jahrhundert als Fem. belegt.
continent mask., lat. *continens* meist fem.
crise mask. bei Du Bartas, s. Pellissier, S. 194.
écho mask. und fem. Früher wurde das Wort im Französischen auch dann als Femininum gebraucht, wenn es nicht die heidnische Gott-

[1]) Vgl. zu dem Worte W. Foerster, *Aiol* 992.

heit bezeichnet. Cfr. Sölter, *Gram. und lexik. Studien zu J. Rotrou*, S. 30 und Corneille, Ausgabe der *Gr. Écriv.*, Bd. X, 236, Anm. 1.
éphémérides fem., früher auch mask., s. Littré.
epistre begegnet als Mask. bei Christ. de Pis., z. E. Müller, *Zur Syntax der Christine de Pisan*, S. 3.
ermes mask., zum Grundwort s. E. Appel, *l. c.*, S. 32.
espée, altfrz. auch mask.? S. Diez, *E. W.* I *spada*.
faséole fem., vgl. E. Appel, *l. c.*, S. 108.
fétu mask., s. Diez, *R. Gram.*[3], II, 18.
foy mask. bei Jodelle? s. Marty-Laveaux' *Ausgabe*, Bd. II, S. 355, Note 6.
genêt mask.
grade mask., früher auch fem., s. Littré *grade*, *Hist. XVIe siècle* und zum Lateinischen E. Appel, *l. c.*, S. 9.
groupe wird als Fem. und Mask. verzeichnet in (De la Touche's) *L'art de bien parler françois*, S. 92.
hécatombe mask. bei Du Bartas, s. Pellissier, *l. c.*, S. 195.
héliotrope, ist nach *Gram. des Gram.*[7], S. 48 mask., wenn es die Pflanze, fem., wenn es den Edelstein bezeichnet. Weder Littré noch die letzte Ausgabe des *Dict. de l'Acad.* machen diesen Unterschied.
introite, altfrz. mask. und fem.
laque, s. Littré, *s. v.*
Altfrz. mes fem., s. Godefroy; lat. *messis* comm.
Altfrz. met mask. und fem., s. Godefroy, *Dict.* und Diez, *E. W.* II^a *madia*, norm. *met* mask.
Altfrz. mitant fem. und mask.
monarque fem. Marot IV, 125 (Littré).
Altfrz. muse, mouse mask. und fem.
Altfrz. ortie mask. und fem. s. Dreyling, *Die Ausdrucksweise der übertriebenen Verkleinerung im altfranzösischen Karlsepos*, S. 43. Heute ist das Wort maskulin im Normannischen nach Moisy, *l. c.*
paragraphe mask., norm. *parafe* fem. (Moisy).
phare mask.
Altfrz. peuple fem. = *population*, s. Godefroy.
portique mask., porche mask.
pourpre mask. und fem. mit unterschiedener Bedeutung.
primevère, s. Littré.
pyrite fem.
queux, altfrz. auch mask., s. Belege bei Littré.
raie fem., altfrz. auch *rai* mask., s. Diez, *E. W.* I *raggio* und E. Appel, *l. c.*, S. 105.
Altfrz. resne mask. und fem., s. W. Fœrster zu *Aiol* 1731.
sandaraque verzeichnet Richelet als Mask.
Altfrz. seips mask. und fem.,
Altfrz. somme mask.?, s. Scheler's Anm. zu *Watriquet* XVIII, 79.
synode mask., s. E. Appel, *l. c.*, S. 32.
Altfrz. tour auch mask.?, s. A. Scheler's Anm. zu *Bast. de Bouillon* 2268.
trafic mask., früher auch *trafique* fem., s. Pellissier zu *Du Bartas*, S. 196, Glauning zu *Montaigne*, S. 327, Chenevière zu *Des Periers*, S. 186, Darmesteter und Hatzfeld, *XVIe siècle*[1], S. 250.
tuile fem., früher auch mask. *tuil.* Vgl. zum Lateinischen E. Appel, *l. c.*, S. 9 und W. Meyer, *Neutrum*, S. 132, zum Romanischen Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* VI, 122 f.

unisson mask., nach Richelet fem., nach Martinus im *Μορονθήκιον* mask. und fem.
la ventre (*bleu* etc.), s. zu Molière, Ausg. der *Gr. Écriv.* VIII, 468.
vigogne mask. = *un chapeau fait de vigogne.*

D. Behrens.

Syntaktische Arbeiten.

Ein umfangreiches Thema aus der altfranzösischen Syntax behandelt **Dubislaw**, *Über Satzbeiordnung für Satzunterordnung im Altfranzösischen,* Halle a. S., 1888. (Dissertation.) Die Leistung des Verfassers verdient Anerkennung. Im Anschluss an Mätzner's *Grammatik* werden die einzelnen Fälle erörtert, in welchen die Beiordnung statt der in der neueren Sprache notwendigen Unterordnung vorkommt. Freilich ist sehr Vieles von dem, was der Verfasser gibt, bekannt, und „die psychologische Erklärung“ (S. 3) wird sich schliesslich auch jedermann ohne Schwierigkeit selbst geben. Wenn die Arbeit bleibenden Wert haben sollte, so hätte der sprachhistorische Standpunkt für den Verlauf der einzelnen Erscheinungen festgehalten werden müssen. Nicht darauf kommt es an, Beispiele für die einzelnen Fälle beizubringen, sondern das Verhältnis der allmählich verschwindenden Satzfügung und der für diese mit der Zeit mehr und mehr eindringenden zu beleuchten. Das wäre eine schätzenswerte und recht nützliche Untersuchung gewesen, die freilich über den Rahmen einer Dissertation weit hinausgegangen wäre. Der Verfasser hätte auch wohl berücksichtigen können, was bereits über die Punkte, welche er behandelt, von anderer Seite gebracht worden ist. Es wäre dann z. B. der Passus über die Adjektivsätze (S. 6 f.) anders ausgefallen, und schwerlich hätte er sich dann noch die Mühe gegeben, diejenigen zu bekämpfen, welche eine Auslassung des Relativ annehmen, ein Passus, der auch durch den Ton (z. B. „dieser Thatsache werden sich diejenigen mit grosser Herzenserleichterung entsinnen etc.“) nicht gerade angenehm berührt, wie denn, und Referent fühlt sich verpflichtet, dieses zu bemerken, auch sonst der Verfasser unbeschadet seiner Überzeugungstreue den Ton etwas hätte herabstimmen können. Ausser Diez und Tobler, dessen *V. B.* oft berücksichtigt sind (überflüssig ist S. 20 Anm. „Wie ich nachträglich sehe, ist die besprochene sprachliche Erscheinung schon von Tobler, *V. B.* S. 207, nachgewiesen und erklärt worden“), und aus dessen Vorlesungen viel, manches ohne Not, manches auch, was lange bekannt, beigebracht ist, wird kaum etwas von der einschlägigen Litteratur benutzt, und doch ist das Thema oft, wenn auch nicht behandelt, so doch mehr oder minder nahe gestreift worden. Referent will sich nicht die Mühe geben, die Dissertationen zu durchsuchen, welche ihm im Laufe der letzten Jahre durch die Hände gegangen sind, er will nur eine wichtige Arbeit erwähnen, Bischoff, *Konj. bei Chrestien,* dessen schätzenswerte Ausführungen der Verfasser hätte verwerten können und müssen. Im übrigen will Referent keineswegs verkennen, dass der Verfasser gründlich gearbeitet hat und in seiner Auffassung sprachlicher Erscheinungen eine tüchtige grammatische Ausbildung zeigt, so dass einzelne Erklärungen ganz ansprechend scheinen, wenn man auch nicht durchweg seinen Ausführungen wird beitreten können. Auf Einzelheiten soll nicht weiter eingegangen werden, nur möchte Referent auf S. 26—31 hinweisen, einen Abschnitt, in welchem eine von der bisherigen Auffassung des konjunktionalen

mais que abweichende Erklärung gegeben wird. Es wird nämlich *mais que* als „Adverbium nur“ gefasst, so dass der folgende Wunschsatz selbständig dasteht. In der hübschen Untersuchung scheint dem Referenten der Fehler darin zu liegen, dass adverbiales *mais* und konjunktionales nicht scharf genug auseinander gehalten sind. Dass *mais* ursprünglich adverbial ist und sich in einzelnen Wendungen bis heute so erhalten hat, ist ja eine bekannte Thatsache, dass dasselbe aber, wo es nicht mehr in seiner etymologischen Bedeutung auftritt, sondern einen mehr oder minder scharfen Gegensatz einführt, schon in die Bedeutung einer Konjunktion übergetreten ist, liegt doch auf der Hand. Dies ist aber stets der Fall, wo *mais que* einen Wunschsatz einführt, es ist in jedem Falle Konjunktion, ob man nun *mais que* als „aber dass“ auffassen mag, oder ob man annimmt, dass der ganze ursprünglich adverbiale Ausdruck *(magis quam* = ausser, nur) zur Konjunktion geworden ist und einen an und für sich selbständigen Wunschsatz anfügt. Und da ist es denn doch wohl viel natürlicher, dieses *que*, das ja an und für sich nicht nötig ist und auch oft genug nicht auftritt, als *que* „dass“ zu fassen. Dass sich übrigens die Bedeutung „lieber, vielmehr“ erst aus „aber, sondern“ entwickelt haben sollte, eine Annahme, welche für den Verfasser die wahrscheinlichere ist (S. 28), ist nicht denkbar. Ferner erklären sich die scheinbaren Indikative nach *mais que* (S. 29), welche dem Verfasser Schwierigkeiten bereiten (cf. S. 30 „zur Erklärung dieses Modus liesse sich darauf hinweisen, dass *mais que* allmählich ganz den Charakter einer Konjunktion annahm [man beachte den Widerspruch, vorher verwahrt er sich wiederholt gegen eine Konjunktion] und nun nach Analogie von anderen konditionalen Konjunktionen mit dem Indikativ konstruiert wurde“) einfach als Konjunktive, eine Erscheinung, die unendlich oft besprochen worden ist, vgl. z. B. zu *faites* und *dites* Tobler, *V. B.* S. 26. Endlich möchte Referent noch auf S. 8 hinweisen, wo der Verfasser von Adverbialsätzen des Ortes spricht, zu denen er „nur ein Beispiel zitieren kann“ Bartsch, *Chr.* 337, 29, das nicht zutreffend ist und es nicht sein kann. Ein lokaler Adverbialsatz könnte in beigeordneten Sätzen doch nur da erblickt werden, wo beziehungsloses *où* resp. *là où* in der neueren Sprache unbedingt erforderlich wäre. Nun können sehr wohl zwei Sätze einander beigeordnet sein, von denen der eine eine lokale Bestimmung zum anderen enthält, ohne dass dieselben durch *où* verknüpft sind; es sind dann aber Hauptsätze welche sich so in der alten und neuen Sprache, wie überhaupt in allen Sprachen finden, so dass von Beiordnung statt Unterordnung nicht die Rede sein kann. Schliesst sich aber das Fügewort des Lokalsatzes an ein vorhergehendes Beziehungswort an, so liegen Adjektivsätze vor.

Alle Anerkennung verdient auch die Arbeit von **Mätschke**, *Die Nebensätze der Zeit im Altfranzösischen*, Kiel 1887 (Dissertation). Der Verf. hat sehr fleissig gearbeitet. Das sieht man aus der ansprechenden Disposition, die ebenso sorgfältig ist wie die Ausführung im einzelnen. Für die Anlage der Arbeit ist der sprachhistorische Standpunkt nicht massgebend gewesen, was zu bedauern ist. Zwar ist in Kürze der entsprechende lateinische Gebrauch und der neufranzösische erwähnt, doch treten die Punkte, auf welche es besonders ankommt, ganz zurück und müssten, wenn die Arbeit als Beitrag zur historischen Grammatik verwertet werden sollte, aus der Fülle des Gegebenen erst herausgesucht werden. Referent hat bereits einmal in der *Zeitschrift* (VI^2, 52) seine Ansichten über Spezialabhandlungen anzuführen sich erlaubt und muss dieselben auch jetzt noch ihrem ganzen Umfange

nach aufrecht erhalten. Doch trotz seines prinzipiell verschiedenen Standpunktes kann Referent, wie gesagt, die Arbeit nur loben. Im einzelnen hätte er ein näheres Eingehen auf die Konjunktionen gewünscht, welche der Verfasser angibt, so z. B. hätte S. 8 das *drontre* der Passion kurz erklärt resp. in Parenthese die beiden lateinischen Bestandteile des Wortes angegeben werden können. Einiges hätte richtiger aufgefasst resp. ausgedrückt werden müssen; so ist z. B. wiederholt von einem „Fehlen des *que*“ im Nebensatze die Rede, z. B. S. 25, 43, 47, 48 und sonst. Was S. 26 über *jusqu'à l'heure que* u. ä. gesagt ist, S. 48 *ains qu'il dut redrecier* ist nicht genau und nicht scharf genug ausgedrückt. Eine kurze Erklärung wäre auch z. B. S. 56 Fut. II — Perf. II, S. 44 *ains que* mit dem Präsens am Platze gewesen.

Einen einzelnen Punkt der Syntax eines Autors aus dem 13. Jahrhundert behandelt **Malmstedt**, *Om bruket af finit modus hos Raoul de Houdenc,* Stockholm, 1888 (Dissertation von Upsala). Auf diese Arbeit will Referent nur hinweisen und aufmerksam machen, da er dieselbe richtig zu würdigen und zu beurteilen wegen seiner Unkenntnis der schwedischen Sprache nicht vermag. Er bedauert, dass die Abhandlung in dieser Sprache geschrieben ist, denn, so viel er sehen konnte, ist sie gründlich gearbeitet und scheint auch Dinge von allgemeinerer Bedeutung zu enthalten. Jedenfalls zeigt sich der Verfasser mit der ganzen syntaktischen Litteratur Deutschlands bis in die Détails hinein gründlich vertraut.

Ins 15. Jahrhundert führt uns **Waldmann,** *Bemerkungen zur Syntax Monstrelet's.* Würzburg, 1887. Das Thema ist insofern glücklich gewählt, als, wie der Verfasser das auch bemerkt, bereits Froissart und Commines auf ihre Syntax hin untersucht worden sind. Der Verfasser hat nun auch den sprachhistorischen Standpunkt inne halten wollen, um „sein Scherflein zur Ausarbeitung einer umfassenden historischen Grammatik beizutragen.“ Leider ist dieser Standpunkt nicht in der Weise gewahrt worden, wie es wünschenswert gewesen wäre, und auch sonst zeigt die Arbeit recht erhebliche Mängel. Der Vergleich mit Froissart und Commines hätte stets gründlich durchgeführt werden müssen. Der Verfasser hätte sich nicht darauf beschränken müssen, das Vorkommen gewisser Erscheinungen bei seinem Autor zu konstatieren, sondern auch auf das Verhältnis moderner und alter Fügungen näher eingehen und in besonders wichtigen Fällen geradezu statistische Angaben machen sollen. In der Weise wie sie nun vorliegt, macht die Arbeit hinsichtlich des Materials einen recht skizzenhaften und oberflächlichen Eindruck. Ausserdem ist die Ausdrucksweise zumteil recht unwissenschaftlich, auch finden sich schiefe und unrichtige Auffassungen in grosser Zahl, einige Stellen müssen sogar als grob falsch bezeichnet worden. Vieles ist angeführt, was auch noch heute im Gebrauch ist, doch will Referent das nicht zu scharf rügen, da er aus eigener Erfahrung weiss, wie schwierig hier oft die Entscheidung ist. Dagegen ist das zu tadeln, dass viele Beispiele so kurz angeführt sind, dass die zu belegende sprachliche Erscheinung nicht immer mit voller, jeden Zweifel ausschliessenden Deutlichkeit zu Tage tritt. Das Gesagte durch Beispiele zu illustrieren, davon will Referent abstehen. Was nützt es, solche Sachen aufzuzählen, die jeder Leser selbst verbessern kann, Dinge, von denen oft genug die Rede gewesen! Es genügt, darauf hinzuweisen, dass Beispiele zu dem, was gerügt ist, in nicht unerheblicher Zahl sich finden. Immerhin wird das niedergelegte Material als solches wohl brauchbar

sein, wenngleich dasselbe einer scharfen Sichtung und der Vervollständigung bedarf.

Aus dem XVI. Jahrhundert liegen allein über Rabelais drei Arbeiten vor, von denen zwei, beide völlig unabhängig von einander, teilweise dasselbe Thema behandeln. **Sänger,** *Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais.* Halle a. S., 1888 (Dissertation), behandelt das Verbum und die Präpositionen. Die Abhandlung ist sorgfältig gearbeitet, sprachhistorisch gehalten und deshalb recht übersichtlich. Dieselbe berücksichtigt auch da, wo es darauf ankommt, das Verhältnis des alten und des neuen Gebrauchs und kann als ganz brauchbar bezeichnet werden, obwohl im einzelnen mancherlei Ausstellungen zu machen sind. Zu rügen ist, dass die Arbeit von Weissgerber über den Konjunktiv im XVI. Jahrhundert, welche in Band VII und VIII dieser Zeitschrift erschienen ist, nicht herangezogen worden ist. Auch dürfte die ältere Arbeit Schönermark's über Rabelais nicht so selten sein, wie der Verfasser das in der Vorrede behauptet.

Einen Teil desselben Themas, nämlich den Gebrauch des Konjunktivs und den der Tempora und Modi in hypothetischen Sätzen, behandelt **Hörnig,** *Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais.* Leipzig, 1888 (Dissertation), eine Leistung, über welche man sich ebenfalls anerkennend aussprechen kann. Die Untersuchung, welche unter steter Berücksichtigung dessen, was Weissgerber bereits gegeben hat, geführt wird, erstreckt sich auch auf die Konjunktionen, welche den konjunktivischen Nebensatz einleiten, auf die Pronomina resp. Adverbia der verallgemeinernden Konzessivsätze, die Negation im abhängigen Satze, ist sprachhistorisch gehalten (wobei jedoch zu bemerken ist, dass manche dem modernen Gebrauch entsprechende Erscheinungen nur kurz anzuführen und nicht durch viele Beispiele zu belegen gewesen wären) und zeigt eine ausserordentliche Belesenheit in der syntaktischen Litteratur. Über vier Seiten braucht der Verfasser, um die Titel der benutzten Abhandlungen zu zitieren, und dabei hat er, wie aus den Anführungen an einzelnen Stellen der Arbeit ersichtlich ist, noch andere herangezogen. Die Durchsicht dieser langen Reihen veranlasst Referenten zu dem wohlgemeinten Rat, in dieser Hinsicht sich zu beschränken und nur die Abhandlungen auszuwählen, welche wegen ihrer sprachhistorischen Angaben und der grammatischen Erklärung wegen wichtig sind. Es muss ja für einen jungen Menschen eine fast abschreckende Aufgabe sein, sich durch diesen von Jahr zu Jahr zunehmenden Berg von Schriften hindurch zu arbeiten! Bei einer solchen Beschränkung (und eine Auswahl für das vorliegende Thema liesse sich unschwer treffen) wäre eine desto intensivere Benutzung der einschlägigen Litteratur möglich. So hätte auch leicht der Verfasser es vermieden, S. 47 *afin que vous dictes* mit Schönermark für einen Indikativ zu halten. Wenn er die von ihm daselbst zitierte Stelle bei Vogels genauer angesehen hätte, so hätte er die Erklärung eines anakoluthischen Imperativs gefunden, eine Erscheinung, von welcher er selbst bei den Verben der Aufforderung S. 27 spricht. Übrigens könnte ja *dictes* auch in konjunktivischer Funktion stehen. Dass thatsächlich der Indikativ nach *afin que* in Stellen, die jede andere Annahme oder Deutung ausschliessen, im XVI. Jahrhundert vorkommt, mag nebenbei angemerkt werden. Soweit Referent solche in der Erinnerung sind, zeigen sie stets fut. Tempora, so dass von Finalsätzen dann nicht mehr die Rede sein kann. Doch auf Einzelheiten soll nicht eingegangen werden.

Referent hat die Resultate der beiden Abhandlungen und die

Ausführungen derselben im einzelnen verglichen. Er will die Notizen, die er sich gemacht, nicht hier wiedergeben, sondern nur das bemerken, dass beide Abhandlungen Anlass zu mancherlei Ausstellungen im einzelnen bieten und beide das Material nicht ganz vollständig erschöpfen. Immerhin ist die letzte Arbeit, wie das bei dem beschränkteren Stoffe natürlich ist, im allgemeinen etwas vollständiger, wogegen auch Sänger manches gibt, was Hörnig übersehen hat, während er anderes hätte weglassen müssen. Auffallend ist der Widerspruch hinsichtlich der Verba des Affekts und der Ausdrücke der Furcht (cf. Sänger, Sp. 28 u. Hörnig, Sp. 36 u. 32).

Mit demselben Autor beschäftigt sich **Orlopp**, *Über die Wortstellung bei Rabelais.* Jena. 1888 (Dissertation). Diese Arbeit trägt Referent kein Bedenken als eine musterhafte Leistung zu bezeichnen. Nach wissenschaftlicher Disposition und Methode gearbeitet, vollständig sprachhistorisch gehalten, behandelt die Dissertation unter Benutzung alles dessen, was über die Wortstellung in besonderen Monographieen und auch sonst zerstreut in Abhandlungen niedergelegt ist, das Thema erschöpfend und im Zusammenhange der historischen Syntax. Durch die sprachhistorische, sorgfältig zusammengestellte Einrahmung des Materials, welche den Sprachgebrauch von der ältesten bis auf die neuere Zeit nicht nur im allgemeinen angibt, sondern auch bis in seine einzelnen Wandlungen hinein verfolgt, ist diese fleissige Arbeit, welche 79 Seiten in kleinem Druck enthält und alle nur irgend möglichen Abkürzungen zeigt, ganz besonders wertvoll geworden. Referent hat den allergünstigsten Eindruck gewonnen und kann diese hervorragende Abhandlung aufs wärmste empfehlen.

Calvin's *Institution* hat eine erneute Bearbeitung erfahren durch **Grosse**, *Syntaktische Studien zu Jean Calvin.* Giessen, 1888 (Dissertation). Wie der Verfasser selbst bemerkt, ist diese Abhandlung bereits 1879 in Herrig's *Archiv* zum Abdruck gelangt und erscheint jetzt in „veränderter Gestalt.“ Weil jene Arbeit viel benutzt worden ist und benutzt wird, da eine andere Darstellung der Syntax Calvin's nicht existiert, will Referent auf diese zweite Auflage aufmerksam machen, und dies ist der einzige Grund, weshalb die Schrift überhaupt erwähnt zu werden verdient. Wie es mit der „veränderten Gestalt“ steht, will Referent nicht untersuchen. Er kennt die erste Arbeit genau und hat dieselbe noch so weit im Gedächtnis, dass er behaupten kann, diese Veränderung kann nur in ganz unwesentlichen Einzelheiten bestehen. Im ganzen ist die vorliegende Abhandlung nur ein aufgewärmtes Gericht, das deshalb viel weniger schmackhaft ist als das frische. Eine Arbeit, die vor neun Jahren noch für ganz leidlich gelten konnte, ist heute, wenn sie ganz auf dem früheren Standpunkte stehen geblieben ist, als wertlos zu bezeichnen. Zwar gibt der Verfasser auf der ersten Seite einige neuere Werke an, die er benutzt hat (darunter einige, von denen man nicht recht einsieht, wie dieselben für eine Syntax verwertet werden können), doch ist von einer auch nur einigermassen genügenden Benutzung der einschlägigen Litteratur nicht die Rede. Nicht einmal die Sprache des XVI. Jahrhunderts ist herangezogen. Nur sporadisch finden sich Ansätze zu sprachhistorischer Methode (z. B. S. 29, 32, 41), und mitunter ist die ältere Arbeit Schönermark's über Rabelais berücksichtigt. Die Methode ist unwissenschaftlich, und ebenso oft die Ausdrucksweise. Im einzelnen finden sich falsche Auffassungen, ja zum teil recht arge Versehen. Auch das gegebene Material ist zu dürftig. Nur S. 32 und 46 ist eine nähere Angabe über das Verhältnis der alten und der modernen Fügung zu

entdecken. Wenn S. 29 Tönnies kritisiert wird, so wirkt diese vereinzelte, ganz unnütze Ausstellung geradezu komisch. Es wäre zu wünschen, dass die Syntax dieses so wichtigen Autors einmal gründlich untersucht würde.

Sehr schätzbares Material liefert **Ringenson**, *Studier öfver verbets syntax hos Blaise de Monluc.* Upsala, 1888 (Dissertation). Leider muss Referent auch hier es sich versagen, ein Urteil abzugeben. Er will nur bemerken, dass die Arbeit sprachhistorisch gehalten ist, so viel er aus den Zitaten ersehen konnte, gründlich gearbeitet ist, und, wie bereits bemerkt, viel Material liefert. Namentlich sind viele sprachliche Erscheinungen, die man nicht bei allen Schriftstellern der Zeit findet und die überhaupt nie allgemein geworden sind, durch Beispiele belegt, so dass man in der Arbeit mehr findet als in anderen ähnlichen Abhandlungen. Darauf ganz besonders hinzuweisen sieht sich Referent nach der Durchsicht des Materials veranlasst.

A. Haase.

Riese, Wilhelm, *Alliterierender Gleichklang in der französischen Sprache alter und neuer Zeit.* Hallenser Dissertation. Halle, 1888. 38 S. 8o.

Die Alliteration in den romanischen Sprachen ist bis jetzt ein noch fast unangebautes Gebiet. Vor der Veröffentlichung vorliegender Dissertation existierten darüber, abgesehen von einigen gelegentlichen Erwähnungen in Monographien, nur zwei Artikel geringeren Umfanges: von G. Gröber (*Zeitschrift für rom. Phil.* VI, 467) und P. Meyer (*Romania* X, 572), und auch diese gingen über einige Beispiele und die Aufstellung von Gesichtspunkten für eine eingehendere Bearbeitung des Themas nicht hinaus. Verfasser vorliegender Dissertation bespricht den Gegenstand auf nur achtzehn Seiten; der übrige Teil enthält eine Beispielsammlung, nach Wortarten geordnet, jedoch ohne Sonderung nach der Zeit der Schriftsteller.

Die Einleitung (S. 5—8) der Arbeit, welche durch den oben erwähnten Artikel Gröber's hervorgerufen wurde, bespricht den Ursprung der Alliteration, der nicht im Germanischen zu suchen, sondern als Wirkung eines in jeder Sprache vorhandenen Triebes anzusehen sei, die Entstehung des Wortes Alliteration, die Erklärung desselben in französischen Wörterbüchern und Metriken, die alle den Begriff der Alliteration anders fassen, als wir, und stellt für vorliegende Arbeit den Begriff so fest, wie er in Deutschland und auch von den hervorragenden französischen Romanisten jetzt verstanden wird.

Abschnitt I (8—11) handelt von einigen Besonderheiten der lautlichen Seite der Alliteration im Französischen (Verhältnis der vokalischen zur konsonantischen Alliteration, Alliteration gleich-

lautender Konsonanten mit verschiedener Schreibung, Verhalten von mit Präpositionen zusammengesetzten Wörtern) und unterscheidet zwischen Alliteration und ähnlichen Figuren, namentlich der etymologischen und grammatischen Figur.

Abschnitt II (11—16) will eine Untersuchung geben über das logische Verhältnis der alliterierenden Elemente und die grammatische Beschaffenheit ihres Zusammenhangs, bespricht jedoch inbezug auf den ersten Punkt fast nur die namentlich in den *Chansons de geste* häufig vorkommende Zusammenstellung gleich anlautender Eigennamen. Nach grammatischer Beziehung werden die Alliterationen eingeteilt in koordinierte und subordinierte, von denen die letzteren als sehr selten und weil sie dem Sinne nach doch oft koordiniert seien, sehr kurz abgethan werden. Die koordinierten werden eingeteilt in synthetische (z. B. *fueilles ne flours)*, synonyme (z. B. *feu et flame)*, antithetische (z. B. *soient blanches, soient brunettes)* und disjunktive (affirmativ z. B. *par armes ou par amour*, negativ *ne bones ne beles)*.

Abschnitt III (S. 16—23) geht ein auf die Neigung der Völker zur Alliteration, die sich bethätigt in der Wortbildung, besonders bei der Reduplikation, die jedoch für das Französische nicht existiert, und bei der Bildung von Intensivstämmen. Die Neubildungen auf französischem Gebiete werden besprochen im Anschluss an Diez: *Gemination und Ablaut im Romanischen (Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprachen.* 3. Bd.) Die Abhandlung geht dann über auf die Gewohnheit vieler Dichter, die Schönheit ihrer Verse zu erhöhen durch gleichen Anlaut mehrerer Wörter im Verse, die syntaktisch nicht verbunden zu sein brauchen, woraus sich die Spielerei der Tautogramme oder *rimes senées* entwickelt hat. Nach Erwähnung einiger Alliterationsscherze, wie des von P. Meyer in dem oben erwähnten Artikel besprochenen über die Epitheta des Weines, schliesst der abhandelnde Teil mit kurzen Bemerkungen über das Vorkommen der Alliteration in der Prosa.

Wenn es dem Referenten erlaubt ist, dieser Inhaltsangabe einige Anmerkungen hinzuzufügen, so hält er es zunächst für verkehrt, die gefundenen Beispiele einfach alphabetisch aneinander zu reihen. Eine wirklich brauchbare Arbeit über dieses Thema muss das Material sichten nach der Zeit der Schriftsteller, in denen es sich findet, nach Dichterschulen, Sagenkreisen u. s. w., um dann Schlüsse ziehen zu können, in welchen Perioden, in welchen Dichtungsarten, vielleicht auch in welchen Gegenden die Alliteration mehr oder weniger beliebt war und noch ist. Auch hätte das Verhältnis näher untersucht werden müssen, in welchem inbezug auf die zu behandelnde sprachliche Eigentümlichkeit die lateinische Sprache zur französischen steht. Für diese beiden Fragen geben

die zahlreich vorhandenen Abhandlungen über lateinische Alliteration, allen voran die vorzügliche Arbeit von E. Wölfflin in den *Sitzungsberichten der philos.-philol. und hist. Klasse der königl. bayer. Akad. d. Wiss.* 1881, 2, S. 1 ff., gute Anhaltspunkte.

Abschnitt III, wenigstens soweit er die ursprünglichsten Äusserungen des Alliterationstriebes behandelt, hätte sich besser direkt an die Einleitung angeschlossen.

Die Arbeit enthält zahlreiche Druckfehler und Ungenauigkeiten, namentlich in den Litteraturangaben, so ist das Buch von Becq de Fouquières über französische Metrik mehrfach mit unvollständigem Titel angegeben. Ausdrücke wie der S. 13 „ein näheres Verhältnis der alliterierenden Seienden" waren zu vermeiden. M. Köhler.

***Bibliothèque française à l'usage des écoles. Collection Friedberg & Mode.* Nr. 17.** *Lectures faciles et instructives.* Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Adolf Lundehn. Berlin, 1886. In-16⁰, VI u. 160 S. geb., 1 M. Wörterbuch dazu. 35 S. geh. 20 Pf. — **Nr. 18.** *Choix de Poésies.* Ausgewählt, mit einer kurzen französischen Verslehre, biographischen Notizen und Anmerkungen versehen von A. Lundehn und E. Meves. Berlin, 1887. In-16⁰, XXIV u. 218 S. geb., 1,20 M. Wörterbuch dazu von A. Lundehn, 19 S. geh. 20 Pf. — **Nr. 19.** *Les campagnes de 1806 et de 1807. Réduction de la partie correspondante de l'histoire de Napoléon Ier par P. Lanfrey.* Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von W. Bertram. Mit 2 Karten. Berlin, 1888. 8⁰. VIII u. 129 S., geb. Anmerkungen dazu geh. S. 131—168. 1,20 M. Wörterbuch dazu. 24 S. 20 Pf. — **Nr. 20.** *Hommes célèbres de l'histoire romaine.* Nach Duruy. Ein französischer Cornelius Nepos für Quarta und Untertertia sämtlicher höherer Lehranstalten. Mit kulturgeschichtlichen Anmerkungen, zwei Karten und einem Wörterbuche. Bearbeitet und herausgegeben von H. W. Glabbach. Berlin, 1888. 8⁰. VII u. 112 S., geb. Anmerkungen dazu S. 113 bis S. 158, geh., 1,20 M. Wörterbuch dazu 58 S. geh. 30 Pf. — **Nr. 21.** *Le siècle de Louis XIV. Histoire de France de 1661 à 1715 par Victor Duruy.* Mit Anmerkungen und einem Wörterbuche versehen und zum Gebrauch in höheren Lehranstalten herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. Mit einer Karte. Berlin, 1888. 8⁰. VIII u. 139 S., geb. Anmerkungen dazu S. 141—194, geh., 1,20 M. Wörterbuch dazu 31 S. geh. 20 Pf. — **Nr. 22.** *Histoire de la Révolution française. Par Mignet.* Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von M. Schaunsland. Berlin, 1888. 8⁰. VI u. 145 S., geb. Anmerkungen dazu S. 147—170, geh., 1,20 M. (?) Wörterbuch dazu 40 S. geh.

Nr. 17 ist eine Sammlung umfangreicherer Lesestücke, „für diejenige Klasse höherer Lehranstalten — in erster Reihe Mädchenschulen — [dem Inhalte nach lediglich für diese] bestimmt, in welcher die unregelmässigen Zeitwörter der französischen Sprache erlernt werden sollen, also für das dritte Jahr dieses Unterrichtes [!], beziehungsweise

für Mädchen im zwölften Lebensjahr.“ Der Herausgeber findet es im Vorworte sodann für angemessen, bei der grossen Zahl französischer Lesebücher, welche für diese Stufe verwendbar sind, die Berechtigung einer neuen derartigen Sammlung nachzuweisen. Lundehn wünschte dafür einen solchen Inhalt, der dem Lernenden am wenigsten fremdartig sei, und meint, dass sich dafür wohl am besten interessante Bilder aus dem Familien- und gesellschaftlichen Leben der Franzosen eignen; „das Elternhaus, die Spiele der Jugend, die Puppen der Mädchen, der Herr Pate u. dergl. m., da sind unsere Schülerinnen *au pays de connaissance* und lernen zugleich mit Leichtigkeit eine Menge von Ausdrücken für die Umgangssprache.“ Dies die Absicht des Herausgebers, über die ich mich ein Urteil abzugeben enthalte; vielleicht sind dergleichen Lesestücke für die betreffende Stufe einer höheren Mädchenschule ganz angemessen, vielleicht wünschen andere einen etwas gediegeneren Inhalt, ich lasse das dahingestellt und gehe nur noch kurz auf die Art und Weise ein, wie der Herausgeber seine Absicht verwirklicht hat. Eine Anzahl Druckfehler fallen unangenehm auf; es ist dabei nicht immer ersichtlich, ob sie als Druckfehler anzusehen sind. So findet sich fast durchweg *Mme.* für *Mme* oder *Mme,* ebenso S. 6 *Mr.* für *M.* oder *M^r^*, *Mlle.* für *Mlle*, ebendaselbst *15. mai* und *12. mai* für *15 mai* und *12 mai,* S. 53 *Précisement* für *Précisément* u. dgl. m. Für das Mass der beigegebenen Anmerkungen scheint kein fester Grundsatz geherrscht zu haben. Warum die erste Anmerkung: „*Je viens de faire* ich habe so eben gemacht?“ Bei der Einübung des Verbs *venir* lernt die Schülerin doch das sicherlich. Mehrere Anmerkungen hätten in das besonders beigegebene Wörterbuch verwiesen werden können, z. B. 3, 2: *avoir lieu* stattfinden. Andere Spracherscheinungen wiederum wären besser durch einen kurzen Hinweis erledigt, als durch die vollständige Anführung einer Regel, deren Fassung mitunter recht bedenklich ist; z. B. S. 3, 5: „Wenn die Verben *faire, laisser, voir, entendre* mit dem Infinitiv eines transitiven Verbums verbunden sind und zwei Objektsakkusative bei sich haben, so wird im Französischen das persönliche Objekt in den Dativ gestellt.“ Dieselbe Regel kehrt S. 80, 2 in etwas anderer Fassung wieder. S. 2, 3: „*une batterie de cuisine* das Küchengeschirr.“ Die Schülerin begreift nicht, wie *une* durch das wiedergegeben werden kann. Besser wäre: eine Kücheneinrichtung. Das Wörterbuch scheint im allgemeinen ausreichend; auf einem merkwürdigen Versehen beruht indes die Angabe: „*fourneau m.* Küchengarten.“ S. 2 lesen wir bei der Aufzählung der Kücheneinrichtung *un petit fourneau en faïence.* Die Aufnahme von *faïence f.* Steingut in das Wörterbuch wäre zu empfehlen, damit die Schülerinnen das gute deutsche Wort für *faïence* kennen lernen. Vorstehendes und ähnliches der Art sind Versehen, die den Gebrauch des Büchleins nicht hindern, sobald man nur mit dessen Absicht einverstanden ist.

Nr. 18. Die Herausgeber gehen von der Ansicht aus, dass es sich empfehle, „auf der Oberstufe, etwa im zweiten und dritten Jahre derselben, unter Voraussetzung eines vierjährigen Kursus, in jedem Semester einige Wochen der eingehenden Lektüre poetischer Erzeugnisse zu widmen.“ Die epische Poesie entspreche am besten den Unterrichtszwecken. Sie haben deshalb eine Auswahl französischer Gedichte zusammengestellt, „die teils unbestritten dem epischen Gebiete angehören, teils dasselbe mehr oder weniger nahe berühren.“ S. V—XV enthalten einen kurzen Abriss der französischen Verslehre und Bemerkungen über das Lesen der Verse: dass in diesem Abschnitt die griechischen Versfussnamen überhaupt und zwar nicht bloss die be-

kannten, Jambus, Trochäus, Daktylus und Anapäst, sondern auch die der obersten Stufe des Gymnasiums vorbehaltenen, Päon, Choriambus, Creticus, Molossus Verwendung finden, dürfte schwerlich zu billigen sein, zumal da der Verfasser dieses Abschnittes, Herr Meves, es verabsäumt hat, ausdrücklich zu betonen, dass von der Quantität der Silben bei dem französischen Vers kaum die Rede sein kann; er will diese Art der Versmessung mit dem Rhythmus und dem Reim begründen, während der erstere doch nur durch die Verbindung der verschiedenen Toneinheiten zustande kommt. Auch der Satz § 2: „Jedes französische Wort besitzt nur eine einzige Betonung, welche auf der letzten vollen Silbe des Wortes ruht *(accent tonique)*“ ist in dieser Ausdehnung unrichtig; auch das französische drei- und mehrsilbige Wort trägt ausser dem Hochton den Tiefton, man vergleiche z. B. *soupir* und *soupirer* inbezug auf die verschiedene Betonung der ersten Silbe. S. XVI—XXIV werden biographische Nachrichten über die Dichter gegeben, die in alphabetischer Ordnung aufgezählt werden. S. XXIV spricht sich Meves über Voltaire dahin aus: „Von ausserordentlichem Talent, dabei habsüchtig, eitel und frivol, hat er unermesslichen Einfluss auf die Erschütterung des herrschenden Despotismus in Kirche, Staat und Gesellschaft gehabt. Seine leidenschaftliche Ruhmbegierde und sein Hass gegen Aberglauben und Vorurteile, von dem er von Jugend auf erfüllt war, nahm mit seinem Alter zu und artete endlich zu einem wahren Fanatismus des Unglaubens aus“ — Worte, die wohl kaum geeignet sind, der Schuljugend eine richtige Vorstellung von Voltaire's Wesen und Wirken beizubringen. — Der Mangel eines Inhalts fällt unangenehm auf und erschwert den Gebrauch des Buches, der auch dadurch nicht gerade erleichtert wird, dass die Anmerkungen S. 194—218 dem Texte nachfolgen. Auch deshalb ist die Benutzung der Anmerkungen schwierig, weil sie auf die Nummer des Lesestücks, die nicht über der Textseite bezeichnet ist, Bezug nehmen. An den Anmerkungen liessen sich hier und da Ausstellungen machen, z. B. S. 198, 34: „*Je devais* hier = ich hätte müssen; die der Vergangenheit angehörende Thätigkeit ist nicht zur Vollendung gekommen.“ Ich nehme namentlich an dem „hier“ Anstoss, da es sich doch um einen ganz gewöhnlichen Sprachgebrauch handelt, der dem lateinischen *hoc facere debebas* u. dergl. entspricht (vergl. Knebel-Probst, *Französ. Schulgramm.*, § 99, 3). Ein ähnliches missbräuchliches hier findet sich übrigens mehrfach in Lundehns' Anmerkungen. Wer der oben angegebenen Absicht der Herausgeber beipflichtet, wird übrigens das Buch im Unterricht dementsprechend verwenden können.

Nr. 19. In dieser und den folgenden Nummern, bei denen das Format sich zu dem Oktav der Weidmann'schen Sammlung vergrössert, wird die Zeilenzahl des Textes am Rande mit 5, 10, 15 u. s. f. bezeichnet, die Anmerkungen werden ebenso wie das Wörterbuch in einem besonderen Heft beigegeben: damit werden wohl die Wünsche der meisten Schulmänner, die einen reinen Text in den Händen der Schüler sehen wollen, befriedigt sein. Ich meinerseits betrachte die Fussnoten, sobald sie nur streng schulgemäss gehalten sind, d. h. dem Schüler da zu Hilfe kommen, wo die eigene Kraft nicht ausreicht und lediglich erklären, was wirklich der Erklärung bedarf, nach wie vor als die zweckmässigste Einrichtung für eine Schulausgabe. Daneben scheint mir nur das jetzt hier eingeschlagene, auch in den Ausgaben B. der *Prosateurs français* (Velh. & Klasing) befolgte Verfahren zulässig. Bei diesem weiss der Schüler nicht, ob er in dem Heft eine Anmerkung finden wird oder nicht, er gerät also in die Versuchung, die Anmer-

kungen ganz unbenutzt zu lassen, nur die Not kann ihn dazu veranlassen, sie einzusehen. Mir scheint es dann fast ebenso gut die Beigabe der Anmerkungen ganz zu unterlassen, diese auf ein alphabetisches Namensverzeichnis, das, wenn ein Wörterbuch beigegeben wird, diesem einverleibt werden könnte, zu beschränken. Aber auch die Beigabe der Wörterbücher wird wohl die Mehrzahl der Schulmänner mindestens für unnötig erachten. Doch wie gesagt ich glaube, dass trotz alledem ein schön gedruckter, gut gebundener Text, Anmerkungen in einem besonderen Heft, Wörterbuch für den, der es besonders begehrt, dasjenige ist, was bei der Lehrerwelt am meisten Anklang findet, die Schülerwelt wird besonders am Wörterbuch Gefallen finden und gern die kleine Mehrausgabe daranwenden. — Zu den vorhandenen Lanfreyausgaben (vergl. diese *Zeitschrift* Bd. II S. 408—411, Bd. VII² S. 176 f., Bd. VIII² S. 119—122) gesellt sich nun die dritte: alle drei greifen aus der *Histoire de Napoléon Ier* die Feldzüge von 1806 und 1807 heraus. Wie sind sie mit dem Texte umgegangen? Ramsler bietet die betreffenden Kapitel ziemlich unverkürzt, aus der Vergleichung seiner und Bertram's Ausgaben im ersten Kapitel ergibt sich, dass Absatz XXIV und XXV Bertram bei Ramsler fehlen, Sarrazin und Bertram haben grössere Kürzungen vorgenommen; hier ist es nur meine Aufgabe, die Bertram'sche Ausgabe daraufhin etwas näher zu prüfen. Es ist zunächst anzuerkennen, dass, wo Auslassungen stattgefunden haben, dies durch Gedankenstriche kenntlich gemacht ist. S. 4, 7 Bertram fehlen S. 10 *Talleyrand était resté fidèle* bis S. 14 *que s'il l'avait déjà* (Ramsler[1]). Es wird hier nichts vermisst, zumal da die Anmerkungen sich über den Inhalt des Weggelassenen aussprechen. S. 6, 11 Bertram fehlen S. 16—29 Ramsler, ohne weitere Bemerkung: es ist wohl selbstverständlich, dass der Anfang des folgenden Absatzes: *Le couronnement naturel de cet édifice grandiose*, womit *le système des grands fiefs* gemeint ist, in Bertram's Ausgabe unverständlich bleiben muss. Nicht anders verhält es sich S. 8, 31, wo der Schluss des Absatzes X ohne weiteres weggelassen ist, und Absatz XI mit seinem *Mais cette chance heureuse* darauf hinweist. Der bei Ramsler vorhergehende Satz: *Quelle fortune inespérée que la substitution du bon et généreux Fox à cet homme hautain etc.* gibt die Erklärung dieser *chance heureuse*. Wir sehen, dass das Bemühen des Herausgebers, „die Auswahl so zu treffen, dass die aneinandergereihten längeren oder kürzeren Bruchstücke trotz der aus verschiedenen Gründen gebotenen Auslassungen den Eindruck des Einheitlichen, in sich Zusammenhängenden machen möchten,“ nicht durchweg gelungen ist. Die Anmerkungen sind im allgemeinen angemessen, der Herausgeber sucht mit Unrecht in *le plus gros de son armée* S. 43, 35/36 und 42, 24/25 etwas Verschiedenes. S. 4, 16/17 *de guerre lasse* hätte eine andere Erklärung verdient, als die das Wörterbuch in Gestalt einer blossen Übersetzung unter *guerre* an einem Orte gibt, wo man sie nicht sucht. Die erste Auflage von Ramler's Ausgabe taugt nichts, die zweite wesentlich verbesserte und die Sarrazin's kenne ich nicht, ich lasse also unentschieden, welcher der drei Ausgaben der Vorzug zuzuerkennen ist, inbezug auf die Ausstattung der vorliegenden hat die Verlagshandlung vorzügliches geleistet.

Nr. 20. Der Herausgeber bestimmt das Buch, das die hervorragenden Männer der römischen Geschichte von Romulus bis auf Augustus in 25 Kapiteln behandelt, für die Quarta und Untertertia sämtlicher höherer Lehranstalten; er meint sogar, dass die vier ersten leichten Biographien sehr gut in dem letzten Tertial einer Realschulquinta

gelesen werden könnten. Immerhin muss dafür die Vollendung des Elementarkursus vorausgesetzt werden, der ja übrigens auch besser zusammenhängende Lesestücke als Einzelsätze zu Grunde legt; was die Wahl des Stoffes anlangt, so ist dagegen kein besonderer Einwand zu erheben, es ist vielmehr als ein Fortschritt zu begrüssen, dass man dergleichen Gedanken nun nicht mehr mit dem veralteten Rollin zu verwirklichen sucht. Freilich meine ich, dass unsere Schüler gerade auf der betreffenden Stufe sonst schon genug von der alten Geschichte zu hören und zu lesen bekommen, dass man ihnen deshalb für erste französische Lektüre, die nicht rein grammatische Zwecke verfolgt, anderen Inhalt bieten könnte, indessen ist das noch kein Grund, diese sonst angemessene Auswahl aus Duruy's *Petite Histoire romaine* von der Hand zu weisen. Sprachliche Bemerkungen hat der Herausgeber in wohlgelungener Weise dem Wörterbuch einverleibt, die Anmerkungen sind lediglich kulturgeschichtlichen Inhalts, eine immerhin dankenswerte Arbeit, wenn auch deren Bestimmung, insbesondere die Möglichkeit ihrer Verwertung im französischen Unterricht nicht recht ersichtlich ist (es wird z. B. zu S. 4, 35 eine 15 Zeilen lange Anmerkung über die Lage des tarpejischen Felsens, die jetzt dort befindlichen Gebäude, die gegenwärtige Höhe desselben u. dergl. m. gegeben).

Nr. 21. Das Buch enthält einen Abdruck der *chapitres L—LIV* der *Histoire de France par Victor Duruy:* der Herausgeber ist der Meinung, dass sich *Voltaire's Siècle de Louis XIV* als Schullektüre nicht recht habe einbürgern wollen, weil es der Zeit seiner Veröffentlichung nach nicht auf der Höhe einer objektiven geschichtlichen Darstellung stehe und stehen konnte. Wenn nun damit auch kein vollwichtiger Grund für die Verwerfung des Voltaire'schen Werkes als Schullektüre gegeben ist und die treffliche Ausgabe Pfundheller's zudem das ihrige thut, um die geschichtlichen Thatsachen im rechten Lichte erscheinen zu lassen, so ist es doch immerhin ein guter Gedanke, daneben eine Darstellung jener bedeutsamen Zeit von einem tüchtigen Geschichtsforscher der neueren Zeit allgemeiner zugänglich zu machen, und es ist nur zu billigen, dass die Wahl auf Duruy gefallen, bei dem der betreffende Abschnitt in einem gerade für Schullektüre angemessenen Umfange behandelt ist. Die Anmerkungen beschränken sich darauf, das sachliche Verständnis des Textes den Lesern nahe zu bringen, was um so eher möglich war, weil der glatte Stil Duruy's sprachliche Bemerkungen überflüssig macht. Der Herausgeber hat es unterlassen bestimmt die Schulklasse anzugeben, für die er die betreffende Lektüre geeignet hält, er spricht sich nur dahin aus, dass es zweckmässig sei, „wenn die Schüler, ehe sie an das klassische Drama herantreten, die Zeit, in der es entstanden ist, und die es erklärt, aus einem guten Geschichtswerke näher kennen lernten.“ In Übereinstimmung damit möchte ich die betreffende Lektüre der Obersekunda zuweisen.

Nr. 22. Der Titel *Histoire etc. par Mignet* ist unberechtigt; wenn die Einleitung mit den Worten beginnt: „Der vorliegende Auszug aus *Mignet's Histoire de la rév. franç.* umfasst das 1. bis 13. Kapitel incl.“, so ist das auch irreführend, indem keineswegs das 1.—13. Kapitel vollständig abgedruckt sind. Der Herausgeber erklärt auch weiter unten, dass er alles fortgelassen habe, „was nicht unumgänglich nötig schien und mit Leichtigkeit ausgeschieden werden konnte, ohne dass der doch wünschenswerte Zusammenhang gestört wurde.“ Abgesehen davon, dass S. 10, Zeile 17 f.: *On décida qu'il se rendrait* infolge solcher Auslassung *il* nicht einmal grammatische Beziehung hat (es hätte in *le roi* verändert werden müssen), wird das für Mignet Charakteristische, die

Betrachtungen, die er über die Ereignisse, das Verfahren der einzelnen Personen anstellt, schlechtweg ausgeschieden; so ist es möglich geworden, dass das erste Kapitel, welches in Korell's Ausgabe S. 22—58 (gr. 8⁰), in Seedorf's (kl. 8⁰) S. 48—110 umfasst, auf die Seiten 7—20 beschnitten werden konnte. Dass bei solchem Verfahren vom eigentlichen Mignet nicht viel mehr bleiben kann, dass Mignet, der, wie sich aus den verschiedenen Ausgaben ergibt, auf den Wortlaut seines Werkes so grosse Sorgfalt verwandt hat, solchen Auszug nimmer als sein Eigentum anerkennen würde, ist selbstverständlich, und auch dem Schüler darf die Bekanntschaft mit einem doch immerhin bedeutenden Schriftwerke und Schriftsteller nicht in dieser Weise verkümmert werden. Man gebe in solchem Falle einen grösseren Abschnitt unverkürzt, oder da sich dafür schlecht allgemeine Vorschriften machen lassen, deute jede Auslassung im Texte durch Punkte oder Gedankenstriche an: der Schaunsland'sche Text würde dann freilich wunderlich genug aussehen. Schaunsland hat bei seiner Ausgabe von Montesquieu, *Considérations etc.* ein ähnliches Verfahren beobachtet, das sich in dem Falle jedoch weit eher rechtfertigen liess, als in dem vorliegenden: dort blieb immerhin noch genug für den Schriftsteller Charakteristisches übrig, für Mignet aber muss ich das in Abrede stellen, und jeder, der eine Vergleichung des echten Mignet'schen Textes mit dem Schaunsland's anstellt, wird zu demselben Ergebnis gelangen. In der Einleitung vermisse ich die Angabe des Todesjahres Mignet's, von dem Korell in seiner Ausgabe von 1877 noch schreibt: „Möge er noch genug Lebens- und Arbeitskraft besitzen, um das grosse Werk *L'histoire de la réforme religieuse* zu vollenden, an dem er seit vielen Jahren gearbeitet hat!" Er starb am 24. März 1884. Die Anmerkungen sind im allgemeinen zweckentsprechend; S. 7 Z. 14 (lies Z. 21): „*les grâces,* in der Bedeutung, die das Wort an dieser Stelle hat, nämlich „Anmut", braucht auch der Franzose wie der Deutsche nur den Singular." Aber wie geht es denn zu, dass Mignet, auch ein Franzose, den Plural gebraucht? S. 8, 4/5: *ce jour que mon cœur attendait tant est enfin arrivé;* dazu wird bemerkt: „*ce jour que* hier, wie in *du moment que, à présent que, maintenant que, de la façon que, du côté que* und ähnlichen Ausdrücken bildet *que* den Übergang vom *pron. rel.* zur *conj.*" als ob wir hier nicht einen ganz gewöhnlichen Relativsatz, der nicht das geringste Auffällige zeigt, vor uns hätten! Es ist das eine zu der Stelle an den Haaren herbeigezogene Anmerkung. Zu S. 8, 25 bemerkt Schaunsland: „*le bonheur et la prospérité* bilden im Französischen einen Begriff wie im Deutschen Glück und Wohlergehen, ohne sich wesentlich von einander zu unterscheiden." Wollte man eine Bemerkung zu der Zusammenstellung der beiden Ausdrücke machen, so wäre es viel angemessener gewesen, den Unterschied der Synonyma hervorzuheben, den ich in Boiste, *Dict. univ.*, so angegeben finde: *le bonheur est l'effet du hasard; la prospérité est le succès de la condition.*

Sammlung französischer und englischer Schriftsteller für den Schul- und Privatgebrauch. Ausgaben Velhagen und Klasing. *Prosateurs français.* 70. Lieferung. (Doppelausgabe.) Ausgabe A. Mit Anmerkungen unter dem Text. *Histoire d'Alexandre le Grand par Charles Rollin.* Mit Anm. z. Schulgebr. herausg. von Gerhard Franz. 1888. 175 S. kl. 8⁰. kart. 1 M. Wörterbuch dazu geh. 46 S. 20 Pf. — 71. Lieferung. (Doppelausgabe.) Ausg. A. *Cervantes. Don Quichotte de la Manche traduit par Florian.* Im

Auszuge mit Anm. zum Schulgebr. herausgg. von J. Wychgram. Leipzig, 1888. 164 S. kart. 90 Pf. Wörterb. dazu geh. 64 S. 30 Pf. *Théâtre français.* XVI. Folge. 3. Lieferung. *Cinna, Tragédie en cinq actes par Corneille.* Mit Anmerkungen zum Schulgebr. herausgg. von S. Wætzoldt. 1887. 105 u. XX S. kart. 50 Pf. Wörterbuch dazu geh. 12 S. 15 Pf.

Prosateurs. 70. Lieferung. Über den Wert der Werke des alten Rollin für Schullektüre vergleiche man E. v. Sallwürk in Bd. I dieser *Zeitschrift* S. 429 f. über die entsprechende Ausgabe der Weidmannschen Sammlung (von Collmann) I, S. 267 f. Die vorliegende Ausgabe gibt den Text mit noch grösseren Kürzungen als sich Collmann gestattet hatte; die Schule verliert freilich nicht viel dabei, wenn z. B. der Schlussabsatz des ersten Kapitels bei Collmann, in dem allerlei ausserordentliche Geschichten von dem Bukephalos des Alexander erzählt werden, u. dergl. mehr wegfällt. Es handelt sich in diesem Falle überhaupt um ein *experimentum in corpore vili,* so dass sich gegen die Art der Textbehandlung kein wesentlicher Einwand erheben lässt. Ebenso halten sich die Anmerkungen im Rahmen der für die *Prosateurs* gültigen Vorschrift und sind im allgemeinen zweckentsprechend: auch hier zeigt sich mehrfach wie überhaupt in den Ausgaben dieser Sammlung eine mechanische Behandlung der Grammatik z. B. „S. 77, 2) *encore plus que ne faisaient, etc.* Pleonastisches *ne* nach vorausgehendem affirmativem Satz mit Komparativ.“ S. 50, 3 wird die Regel in einer anderen (nicht viel) besseren Fassung gegeben. Besser wäre, wie das ja im Plane der betreffenden Ausgaben liegt, ein Hinweis auf die Grammatik (Benecke), die allerdings an den betreffenden Stellen auch nur die Thatsache ohne Angabe einer Erklärung anführt: das kann ja auch dem Lehrer überlassen bleiben; es ist jedoch sehr fraglich, ob sich nicht mehr als ein Lehrer beziehungsweise eine Lehrerin des Französischen die Rechenschaft von diesem *ne* schuldig geblieben ist. Ebenso mechanisch ist die Angabe der Regel S. 8, 3 (vgl. S. 54, 3) zu *pour lui faire déclarer etc.*, sowie S. 80, 2 über *du côté* und S. 99, 1 über das zur Einleitung des logischen Subjekts dienende, einem *ce* als Korrelat entsprechende *que.* S. 87, 1 wird die Angabe von S. 14, 3 *(traiter de etc.)* wiederholt.

Die 71. Lieferung ist ein für Schullektüre, falls solche einmal beliebt werden sollte, und für die Privatlektüre empfehlenswerter Auszug aus Florian's Übersetzung von Cervantes' Meisterwerk. Da man doch auf die eine oder andere Weise die Thaten des edlen Ritters von la Mancha kennen lernen muss, erscheint mir für die Jugend besonders die Bearbeitung Florian's in ihrem leichten gefälligen Stil als eine vortreffliche Privatlektüre: die Anmerkungen sind namentlich in dieser Hinsicht wohl geeignet, ihren Zweck zu erfüllen, sonst dürften die lexikalischen Angaben etwas sparsamer sein: z. B. „112, 4: *daigner faire qch.* etwas zu thun geruhen“ ist eine namentlich unter Beigabe des Wörterbuches überflüssige Anmerkung. Dass der Text durch deutsche Inhaltsangaben unterbrochen wird, die zudem nicht sonderlich gelungen sind, weil sie dem Leser einen wenig befriedigenden Eindruck hinterlassen, wird manchem nicht sonderlich gefallen.

Wætzoldt's Ausgabe von *Corneille's Cinna* ist als Schulausgabe leidlich verwendbar, die Anmerkungen geben im allgemeinen das zum Verständnis des Inhalts Notwendige. Die Ausgabe Strehlke's ist ausgiebig, jedoch mit Selbständigkeit benutzt; auch von Geruzez sind manche Anmerkungen übernommen, sowie von Voltaire, an

deren Angemessenheit hin und wieder Zweifel rege werden kann; z. B. I, II, 6: *Elle a pour la blâmer une trop juste cause. Elle a pour la blâmer ne présente pas un sens net. Elle se rapporte à loi, et pour la blâmer signifie pour qu'on la blâme* (Geruzez)." Geruzez ist imstande, die Stelle richtig zu erklären, und doch behauptet er, dass sie keinen klaren Sinn biete, nur deshalb, weil der beschränkte grammatische Formalismus es nicht zulassen möchte, dem Infinitiv ein unbestimmtes Subjekt zuzuerkennen. An dieser Stelle hätte die einfache Bemerkung genügt: „Das logische Subjekt des Infinitivs *blâmer* ist ein unbestimmtes: man." Sonst ist mir Folgendes aufgefallen. S. 14, 11: Das Subst. *le massacre* (deutsch Metzger) wird mit Bezug auf ein einzelnes Opfer nur fig. gebraucht = Verhunzung." Strehlke bemerkte zu Vers 11: „Das Verbum *[massacrer]* (nicht das Substantiv) kann auch in Beziehung auf einen einzelnen gebraucht werden." Beiläufig waren die eingeklammerten Worte bei Strehlke zur Erklärung der Stelle überflüssig, sie haben die Anmerkung Wætzoldt's, die sich dazu in einen Gegensatz stellt, hervorgerufen, diese musste indessen nun auch des näheren begründet werden. Zu Vers 37 bemerkt Wætzoldt: „Die folgenden Verse sind sehr geschraubt; der Sinn ist: 'Zu grausam ist ein Herz, das einer Liebe sich freut, deren Wonne Thränen verbittern, und der Tod eines Feindes, der zugleich den Freund uns entreisst, ist ein brennender Schmerz (statt einer Genugthuung).'" Strehlke hatte sich mit der Anmerkung begnügt: „37—40. Ein wenig bedeutender Gedanke, der mit vielem Pathos hier ausgedrückt ist: Es liegt zu grosse Grausamkeit darin, wenn man den Tod eines Feindes mit dem eines Freundes erkaufen will." Der Hauptgedanke ist darin richtig wiedergegeben, ebenso wie in den Worten Wætzoldt's: und der Tod eines Feindes u. s. w. Aber Strehlke hat die Schwierigkeit umgangen und Wætzoldt die Stelle meiner Ansicht nach falsch aufgefasst. Die Herzensgrausamkeit der Liebenden kann sich doch nicht in der Freude an ihrer Liebe bethätigen, sondern nur in der Freude an ihrer Rache, der es nicht darauf ankommt, auch den Geliebten zu vernichten. Eine erläuternde Übersetzung der Stelle wird meine Auffassung derselben klar machen: Zu grausam ist ein Herz, wenn es Reiz findet an der Süssigkeit (die Rache ist süss, also an einer Rache), welche durch die Bitterkeit der (um den Geliebten vergossenen) Thränen vergällt wird. — In Vers 42: *Est-il perte à ce prix qui ne semble légère?* lassen Strehlke und Wætzold *à ce prix* von *légère* abhängen. Man vergleiche I, II, 61 (Vers 113): *Votre amour à ce prix n'est qu'un présent funeste* und man wird um so eher geneigt sein, die viel ungezwungenere Verbindung *perte à ce prix* „ein Verderben, aus dem solcher Preis sich ergibt" nicht zu zerstören. S. 17, 23: „Für *à celui qui* kann auch in Prosa *à qui* gesetzt werden, wenn *celui qui* = *quiconque*. Vergl. „31 *pour qui*." Dazu vgl. S. 20, 78: „*qui* hier = *quiconque*." Daraus wäre zu entnehmen, dass etwa ein *à quiconque* unzulässig sein würde. *Qui* entspricht unserem deutschen Relativpronomen wer, und der Relativsatz gilt einem Substantiv gleich: damit ist meines Erachtens der so häufige Sprachgebrauch, der bei Corneille kaum noch einer Erläuterung bedarf, hinlänglich klargestellt. S. 25, 111: „*parricide* ursprünglich nur Vatermörder." Schon der altklassische Gebrauch des lateinischen *parricida* steht dem entgegen, es lässt sich also das „ursprünglich" nicht rechtfertigen. S. 29, 54: „*rien* wird von Corneille noch im positiven Sinne = *quelque chose* gebraucht." Ebenso bemerkt Strehlke zu Vers 333: „*rien* etwas = *quelque chose* ist bei Corneille häufig und kommt auch noch bei Racine vereinzelt vor." Ich sehe

nicht ein, warum nicht auch nach heutigem Sprachgebrauche zum Ausdruck unseres deutschen etwas *rien* in dem Verse 333 stehen müsste. Der Vers lautet: *Ne crains pas qu'après toi rien ici me retienne.* Über den heutigen Sprachgebrauch vergleiche man Lücking, *Franz. Gr. f. d. Schulgebrauch* S. 197 § 320. — Zu Vers 466 ff. hatte Strehlke bemerkt: „Der etwas geschraubte Gedanke ist folgender: Nach Cinna's Ansicht wird durch die höchste Tugend der Ruhm geschändet; sie muss daher nur ein Gegenstand unserer Verachtung werden, wenn die Schande der Preis ihrer vollsten Bethätigung ist.“ S. 36, 114 (II, I) bemerkt dagegen Wætzoldt: „Der Sinn dieser geschraubten Phrasen ist dieser: Cinna glaubt, dass des Augustus Ruhm geschändet werde durch das, was für Maxime höchste Tugend ist: Das patriotische Verzichtleisten auf die Alleinherrschaft zu Gunsten der Republik. Dann also ist diese *gloire* verächtlich, denn nur um den Preis der Schande kann sie sich voll bethätigen.“ Die beiden Erklärungen würden dann mit einander übereinstimmen, wenn Wætzoldt *vertu* an der Stelle von *gloire* geschrieben hätte; er aber bezieht Vers 467 und somit auch *ses* in Vers 468 auf *gloire:* Dann gibt freilich Vers 468: „wenn die Schande der Preis der vollen Bethätigung des Ruhmes ist“ so gut wie gar keinen Sinn. Wird jedoch die Schande der Preis der vollen Bethätigung der höchsten Tugend genannt, so lässt sich damit in dem gegebenen Zusammenhange wohl ein Sinn verbinden; daraus folgt denn mit Notwendigkeit, dass das *objet digne de nos mépris* nur *la haute vertu* sein kann, dass wir somit bei Strehlke's Erklärung stehen bleiben müssen. — S. 38, II, I, 144 (Vers 498) „*nous avons pu* hier = *nous aurions pu*“ ist keine Erklärung: es ist hier an den entsprechenden lateinischen Sprachgebrauch zu erinnern und dessen von der deutschen verschiedene Anschauungsweise zu erörtern. C. Th. Lion.

Walter, Max, *Der französische Klassenunterricht.* I. Unterstufe. Entwurf eines Lehrplans. Marburg, 1888. Elwert. IV, 77 S.

Der Verfasser hat nach einem von zusammenhängenden Texten ausgehenden und auf phonetische Übungen gegründeten Lehrplan in der Kasseler Realschule unterrichtet und will seine Versuche nun am Realgymnasium in Wiesbaden fortsetzen. Wie er seinen Unterricht in Quinta und Quarta der letztgenannten Anstalt gestalten will, darüber berichtet die uns vorliegende Schrift. Sie ist nebst Klinghardt's gleichzeitig erschienenem Buch *Ein Jahr Erfahrungen mit der neuen Methode. Bericht über den Unterricht mit einer englischen Anfängerklasse* (ebendas. 1888) und Walter's Aufsätzen *Über den Anfangsunterricht im Englischen* in Vietor's *Phonetischen Studien* (I, 1 und 2) das Bedeutendste, was die sogenannte Reformlitteratur in den letzten Jahren hervorgebracht hat. Die genannten Schriften werden, wenn wir uns nicht ganz täuschen, nicht blos der Reform des neusprachlichen Unterrichts neue Bekenner zuführen, sondern, was wir beinahe noch für wichtiger halten möchten, die verschiedenen Abschattungen der neusprachlichen Unterrichtsreform einander näher bringen und in ihrer praktischen Thätigkeit bestärken und fördern.

Die sprachunterrichtliche Reform ist mit grosser Lebhaftigkeit ins Feld gerückt. Sie hat mehr Feinde vor sich zu sehen geglaubt, als ihr nachher entgegengetreten sind; denn sie gedachte im Anfang mit allem alten Zopf und aller Ungebühr, in welcher Art von Schulen sie sich finden mochte, es aufzunehmen. Man hat sogar die schlimme

Überbürdung aus dem Felde schlagen und die klassische Philologie aus ihrem ererbten Besitz verjagen wollen. Mit der Zeit hat man auf dem eigensten Gebiete Arbeit genug gefunden, und was eben an den angezogenen Lehrberichten Walter's und Klinghardt's so äusserst angenehm berührt, ist die Ruhe und Behutsamkeit der bis ins Kleinste gehenden Arbeit und die völlige Abwesenheit von polemischen Nebenabsichten und unklaren Übertreibungen. Die Reform will sich jetzt nicht mehr einen Standpunkt erobern; sie legt die ersten Proben ihrer Arbeit vor. Dass dies mit ganzer Aufrichtigkeit geschehen sei, darüber kann kein Zweifel bestehen.

Walter beginnt seinen Unterricht mit kleinen Gedichten (aus Kühn's *Lesebuch*). Die Worte werden vorgesprochen; die Schüler wiederholen sie im Chor und einzeln. Dann wird jedes Wort in seine Laute zerlegt und diese in einer Lautschrifttafel nachgesucht, späterhin das Ganze in Lautschrift an die Wandtafel geschrieben. Zuvor aber erhält der Schüler die wörtliche Übersetzung. Dass sich an die Einübung des Lesestücks, für welches im Anfang die häusliche Arbeit des Schülers nicht in Anspruch genommen wird, Lautübungen der mannichfachsten Art anschliessen, ist selbstverständlich. Man wird gegen diese Art, den Unterricht einzuleiten, höchstens von dem Standpunkte aus Bedenken haben können, welcher das Einlernen von *je suis, tu es, il est* für systematische Denkarbeit hält. Auch gegen die Texte, welche Walter benützt, kann nichts eingewendet werden. Klinghardt benützt fürs Englische die sehr zweckmässigen Texte des Sweet'schen Elementarbuches; ähnlich passende liegen fürs Französische nicht vor. Dass aber mit zusammenhängenden Texten und nicht mit blossen phonetischen Übungen begonnen wird, halten wir für einen grossen Vorzug des Walter'schen Lehrplans. Der Schreiber dieser Zeilen hat sich überzeugt, dass in unteren Klassen das Interesse der Schüler durch phonetische Belehrungen oder Übungen nicht gefesselt werden kann. Das möchte fürs Englische, das später beginnt und grössere phonetische Schwierigkeiten bietet, anders sein und Klinghardt lässt in der That zusammenhängende Texte erst später eintreten; aber es scheint uns, dass der glücklicherweise nun anerkannte Grundsatz, dass der Unterricht in fremden Sprachen nicht mit Formen, sondern mit Dingen zu beginnen habe, gebieterisch verlange, dass nicht Laute, die eben auch nur Formen sind, den ersten Gegenstand dieses Unterrichts bilden. Da nun von einem Anhänger der direkten Methode selbst der zusammenhängende Text zum Ausgangspunkt des Unterrichts gemacht wird, so dürfen diejenigen, welche, wie der Unterzeichnete, bei aller Wertschätzung unserer trefflich ausgearbeiteten neusprachlichen Phonetik die phonetischen Vorkurse glauben ablehnen zu müssen, in solchen nicht mehr ein wesentliches Merkmal der direkten Methode ansehen, das sie gegen dieselbe misstrauisch machen könnte. — Das nächste Gedicht gibt dem Verfasser Anlass zur Einübung der französischen Zahlen; später werden die Wochentage in ähnlicher Weise eingelernt und nach und nach der ganze Anschauungskreis des Schülers in der fremden Sprache durchgearbeitet. Dies geschieht schon mit Benützung der französisch gestellten Frage, sodass neben die Lautübung gleich die Sprechübung tritt. Der Verfasser hat also Unrecht, wenn er (S. 14) behauptet, dass die ersten Wochen „nur der lautlichen Schulung gewidmet seien." Gerade das Durchsprechen der Texte gehört zu den Vorzügen des Walter'schen Lehrplanes. Mit der (historischen) Orthographie werden die Schüler „nach einigen Wochen" bekannt gemacht; auch das ist früher erhobenen

Forderungen gegenüber eine grosse Mässigung. Der Referent, welcher von der Lautschrift von Anfang an einen viel beschränkteren Gebrauch macht, hält seinerseits darauf, dass die ersten Texte bei geschlossenem Buche erklärt und eingeübt werden; später, wenn die Schüler die Texte selbst lesen, lässt er nicht gleich übersetzen, sondern den Sinn der Stelle in fremder Sprache erfragen, sodass sich die Übersetzung nie unmittelbar an einen gelesenen Text anschliesst. Er glaubt damit zu erreichen, dass das Lesen sich bessert, weil der Schüler durch den Gedanken an die demnächst zu leistende Übersetzung in seiner Aufmerksamkeit nicht gestört wird, und dass Ohr und Mundorgane durch das fortwährende Übergehen von einer Sprache in die andere nicht indifferent werden. Wenn sich bei vorgerückteren Schülern aus dem Lesen und dem Erfragen ergibt, dass die Stelle verstanden ist, hält er es für überflüssig zu übersetzen, wodurch die Lektüre einen lebhafteren Gang erhält. Er würde daher auch gegen diesen Teil des Walter'schen Planes keine Einsprache erheben. — Phonetische Umschriften haben den Vorteil, dass man den Schülern auch das Lautliche zum Gegenstand ihrer häuslichen Aufmerksamkeit machen kann. Wir glauben indessen, dass für den Anfang, um den es sich ja hier nur handelt, die häuslichen Arbeiten fast ganz wegfallen können. — An schriftlichen Arbeiten bietet Walter Diktate, Niederschreiben erklärter Texte aus dem Gedächtnisse, Beantwortung von französisch gestellten Fragen in französischer Sprache, Umformung von Lesestücken, Nacherzählen mündlich mitgeteilter Stoffe, Zusammenstellen und Bilden grammatischer Formen u. s. w. Das grammatische Extemporale und das Übersetzen aus dem Deutschen kommt nicht vor. Dass beide im Anfangsunterricht für Schüler und Lehrer eine ziemlich nutzlose Plage sind, ist des Referenten alte Erfahrung. Späterhin möchte er das Übersetzen in der fremden Sprache nicht entbehren.[1]) Es kommt doch darauf an, die durchgreifende und gesetzmässige Verschiedenheit der Sprachen in der Abscheidung der Begriffskreise gegen einander und in der Verwendung der formalen Mittel klar zu erkennen; denn das kennzeichnet eben, was wir sprachliche Bildung heissen, im Gegensatz zur sprachlichen Fertigkeit, welche auch der Ungebildete im Umgang mit Fremdsprechenden, freilich immer in beschränktem Umfange, sich aneignen kann. Diesem Zwecke dienen aber am besten Übersetzungen aus dem Deutschen in die fremde Sprache. Zu fürchten ist ja nicht, dass solche Übungen wieder wie ehedem und teilweise noch im altsprachlichen Unterricht als eigentlicher Unterrichtszweck angesehen werden könnten. — Eines besonderen Vokabellernens wird es bei analytischer Durcharbeitung der Lesestücke kaum bedürfen, und das ist ein wesentlicher Vorteil der neuen Methode unseres Sprachunterrichts, der aber nur festgehalten werden kann, wenn zusammenhängende Texte ihm zu Grunde gelegt werden. Das Einprägen der Vokabeln ist bei den Synthetikern ebenso unerlässlich, wie es als eine fruchtlose Arbeit den Schüler drückt und missmutig macht. Das Gedächtnis hält nur gut Verbundenes fest, und dieser alte Unterricht hatte alles grundsätzlich auseinandergerissen und des geistigen Zusammenhangs beraubt. Daher ist es richtig, wenn Walter (wie Klinghardt) unbekannte oder vergessene Wörter durch Erinnerung an den Zusammenhang, in welchem sie zum ersten Male vorkamen, dem

---

[1]) Aus einer Bemerkung auf S. 71 und aus S. 74 geht hervor, dass auch Walter Übersetzungen aus dem Deutschen nur für den Anfangsunterricht missbilligt.

Schüler nahe bringt (S. 22). Beim ersten Vorkommen benützt Walter auch etymologische Hilfen. — Nach all' den einschränkenden Bedingungen, unter welchen Walters Lehrplan die direkte Methode zur Anwendung bringt, werden wir es billigen, dass er die Hilfe der Muttersprache, sobald es irgend möglich ist, nicht mehr in Anspruch nimmt. Für den psychologischen Fehler, welcher in der Benennung der „direkten" oder „natürlichen" Methode liegt, ist Felix Franke verantwortlich. Wir haben hier um so weniger Veranlassung, auf diesen Punkt näher einzugehen, da man in diesem Namen nur noch das Feldgeschrei einer mutigen und jugendlichen Schar erkennen kann, welche sich jetzt zu ruhiger und gedeihlicher Arbeit gewendet hat.

Der grammatische Stoff wird auf induktivem Wege gewonnen. In dem darüber handelnden Abschnitte der Walter'schen Schrift ist alles klar und didaktisch richtig. Wir übergehen aber diesen Teil, weil der Verfasser sich hier aus äusseren Gründen an einen an seine Methode sich nicht anschliessenden Lehrplan halten musste.

Wir haben der Fortsetzung dieses Lehrplanes durch Kühn entgegenzusehen[1]) und zweifeln nicht, dass der Erfolg dieses ersten Schrittes die Fortsetzung der Mühe wert erscheinen lassen werde.

E. v. Sallwürk.

Truan, Henri, *Les grands écrivains français. Nouvelles lectures commentées en français et en langues étrangères, allemand, anglais, etc.* Deuxième édition des écoles. Paris, o. J. P. Monnerat. 708 S. 8⁰. Preis:

Einen übersichtlichen Blick über Frankreichs Sprache und Litteratur und eine historische Darstellung der nationalen Entwickelung des französischen Volkes will Truan in diesem Buche geben, und er hat dieses Ziel auch vollkommen erreicht. Indem er den hervorragendsten Schriftstellern das Beste entlehnt und inhaltlich in chronologischer Reihenfolge zu einem Ganzen zusammengestellt hat, können wir zwei Teile unterscheiden: den historischen und den litterarischen. In dem ersteren, dem bei weitem grösseren, wird der Leser mit dem kampfesmutigen Gallier, seinen Kämpfen mit Cäsar, seinen Sitten und Gebräuchen bekannt. Eine französische Übersetzung eines Auszuges des Rolandsliedes, die Kämpfe zwischen England und Frankreich, die Beteiligung der französischen Ritterschaft an den Kreuzzügen, Charakterzüge Ludwig's XI., Franz I., Heinrich IV., Ludwig's XIV. etc. bieten nicht allein eine angenehme, sondern auch höchst lehrreiche Lektüre.

Der zweite Teil umfasst die *grands écrivains* des XVII. Jahrhunderts. Descartes, Corneille, Pascal, Scarron, Molière, La Fontaine, Boileau, La Rochefoucauld etc. sind kurz und treffend skizziert und Auszüge aus ihren hauptsächlichsten Werken angegeben. Das XVIII. Jahrhundert ist nur durch Le Sage und Montesquieu vertreten. Dichter unseres Jahrhunderts haben in diesem Teile keinen Platz gefunden, und Truan sagt in der Vorrede: *Quand il s'agit des contemporains, notre jugement n'est pas encore assez sûr pour que nous puissions nous rendre compte absolument du verdict de la postérité!*

---

[1]) Dieselbe ist seitdem erschienen unter dem Titel: *Entwurf eines Lehrplans für den französischen Unterricht am Realgymnasium.* II. Mittel- und Oberstufe. Marburg, 1889. Elwert. IV, 55 S. Preis: 1 Mk.

Eine grosse Anzahl von Bemerkungen begleiten den Text und suchen nach allen Richtungen hin das Verständnis zu fördern. Ausser den historischen, geographischen, naturhistorischen und litterarischen Erklärungen nehmen die etymologischen Bemerkungen eine hervorragende Stellung ein, nicht allein durch ihren wissenschaftlichen Wert, sondern, weil sie auch das Bestreben des Herausgebers zeigen, bisher dunkle, unsichere Wörter zu erklären: *Gaulois et Celte ne sont qu'un seul et même mot. En gaélique koilte signifie forêt; les Celtes étaient les hommes des forêts. Eux-mêmes prononçaient leur nom Gadhel ou Gaidhel, et par contraction, Gaël, Gal, Gail, Gaul; en grec Kail ou Kelte, et Gallus en latin.* Die etymologischen Erklärungen sind zu Anfang und zu Ende des Buches sehr häufig, während auf manchen Seiten in der Mitte eine Erlahmung zu bemerken ist, denn hier kommen ebenso interessante Wörter vor wie dort. Der Rezensent will nicht leugnen, dass die Etymologien für die Schule bis zu einem gewissen Grade vorteilhaft sind, indem sie den Verstand der Schüler schärfen, einen Einblick in den Bau, in die Entwickelung der Sprache gewähren. Aber nur bis zu einem gewissen Grade sind sie verständlich! Wenn nicht nur lateinische und griechische Wörter, sondern auch Sanskrit, Althochdeutsch, Angelsächsisch etc. herangezogen werden, so müssen wir derartige sprachliche Untersuchungen mit Vorsicht aufnehmen, denn der Schüler ist zu schwach dazu, der angehende Lehramtskandidat hat andere Hilfsmittel zur Verfügung, um seine etymologischen Kenntnisse zu erweitern.

Nicht allein Franzosen, auch Deutsche und Engländer sollen dieses Buch als willkommene Lektüre benützen. Zu diesem Behufe gibt der Herausgeber eine grosse Anzahl von deutschen und englischen Bedeutungen an, die das Verständnis erleichtern sollen. Manche dieser deutschen und englischen Vokabeln halte ich für überflüssig, da man von einem Leser dieses Buches voraussetzen muss, dass er mit der französischen Sprache so vertraut ist, um zu übersetzen und zu verstehen: *monstre* Ungeheuer, *bestiaux* Vieh, *dédaigneux* verachtend, *farouche* wild, etc. Dies gilt auch für das Englische.

Ungemein störend wirken bei der Lektüre die Ziffern und Klammern der unten stehenden Erklärungen und Übersetzungen. Stellen wie: *mais seulement au par* ^{5}[^{7}(^{3} *de Paillers, et la foudroyante* ^{1}[^{1}(^{1} *occupaient, le regard farouche* ^{2}[^{6}(^{8} *et menaçent, etc. etc.* bilden wahre Hindernisse für den lesenden Schüler. Besser wäre es gewesen, den Text nach Zeilen abzuteilen und die Bemerkungen nach der Anzahl der Zeilen anzubringen, wie auch die übersetzten Stellen durch ein im Anhang befindliches deutsches und englisches Wörterverzeichnis nicht nur verringert, sondern auch übersichtlicher hätten angebracht werden können.

Druckfehler fand ich: S. 8 *dans le Gaule*, S. 27 |^{1} aufgesöst.

Der vorzüglich zusammengestellte Text mit seinen sachlichen Erklärungen macht dieses Buch nicht allein den Schüler- und Lehrerkreisen empfehlenswert, sondern wird auch wegen seiner etymologischen und litterarischen Bemerkungen, die dem Fortschritte der Wissenschaft angepasst sind, den Kreisen grosse Dienste leisten, welche wissenschaftlich gebildete Lehrer der französischen Sprache werden wollen, sobald sie sich einer kurzen Wiederholung ihrer etymologischen Studien zu unterziehen beabsichtigen.

A. Mager.

Referate und Rezensionen.

Levertin, Oskar, *Studier öfver fars och farsörer i Frankrike mellan Renaissance och Molière.* Akademisk afhandling. Upsala, 1888. Akademiska boktryckeriet (Edv. Berling). 176 S. 8⁰.

Den Versuch, eine Geschichte der Farces und Farceurs in Frankreich zwischen der Renaissance und Molière zu schreiben, wird man im Vorhinein als ein verdienstliches Beginnen begrüssen müssen; nun wird man aber seine helle Freude daran haben, wenn man wahrnimmt, mit welchem ernsten Fleisse, mit welcher peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit welcher vollkommenen Beherrschung der Quellen und der gesamten einschlägigen Litteratur Oskar Levertin dies gethan hat. Das Buch macht der schwedischen Wissenschaftlichkeit alle Ehre. Einen äusserst wohlthuenden Eindruck bewirkt auch die Anspruchslosigkeit, mit welcher der Verfasser sein Buch einführt und mit der er zuweilen die Ergebnisse mühevoller Forschung ohne die übliche Gala gelehrter Polemik in einer unscheinbaren Fussnote unterbringt. Er verschmäht sogar den Luxus einer Vorrede; am Schlusse des Buches erst bezeichnet er seine Schrift bescheiden als einen Versuch, den durch die reiche komische französische Litteratur der vorangegangenen Zeit zu Molière emporsteigenden Weg zu verfolgen, und wenn auch diese rauhe, steile und mühsame Wanderung weniger an und für sich als mit Hinblick auf das herrliche Endziel anlocke, so übe es auf den Litteraturhistoriker dennoch einen mächtigen Reiz, dem Dichter beim Schaffen über die Schulter zu sehen und nach den teils verborgenen, teils verschütteten Kanälen zu suchen, durch die ein Teil des grossen Reichtums hineinströmte. Wir haben nun, wie wir schon angedeutet, den Eindruck, als ob dies dem Verfasser vortrefflich

gelungen sei, und meinen, den Lesern der *Zeitschrift* nicht unwillkommen zu sein, wenn wir sie, besonders aber jene, denen der schwedische Text Schwierigkeiten machen könnte, mit dem Hauptinhalte des Buches bekannt machen. Es liegt uns dabei selbstverständlich ferne, dadurch das Studium des Buches ersetzen zu wollen; wir wollen dem Bedürfnis der wissenschaftlichen Halbwelt, kondensierte Litteraturgeschichte in der sprichwörtlichen Nussschale einzunehmen, nicht dienen, und mit Recht sagte man, die Lektüre eines Buches, aus dem man einen Auszug machen könne, dürfe man sich noch mehr abkürzen, indem man es gar nicht lese. Wir wollen nur, wie bemerkt, denjenigen, denen das Werk wegen seiner Sprache unzugänglich ist, den wertvollen Inhalt nicht ganz verloren gehen lassen, die anderen aber von dem Reichtume des darin aufgespeicherten Materials überzeugen; es wird uns letzteres aber kaum ganz gelingen, weil wir die vielen Belegstellen und Beispiele, die erst recht die Emsigkeit des Autors hervortreten zu lassen geeignet sind, hier kaum auch nur andeuten können.

Die Abhandlung gliedert sich in folgende Teile: I. Einleitung: Die Farce im Mittelalter. II. Die Farcen zwischen der Renaissance und Molière, a) die letzten Farceproduktionen, b) die Renaissanceästhetik und die Farcen, c) Farcereminiszenzen in den Lustspielen. III. Die Farceurs zwischen der Renaissance und Molière, a) die ersten Komiker des französischen Theaters, b) die Gassenfarceurs.

I. Der Ursprung des französischen Lustspiels ist viel dunkler als der der französischen Mysterien. Adam de la Halle nimmt in der älteren Zeit eine ebenso hervorragende als vereinzelte Stellung ein. Die beissende Satire und das Gemisch von bunter Phantastik und Selbstpersiflage in seinem *Jeu d'Adam ou de la Feuillée* gemahnen ebenso an die Stücke des Aristophanes, wie an Shakespeare's *Sommernachtstraum;* sein *Jeu de Robin et Marion* wurde mit Recht als die älteste französische Oper bezeichnet und behandelt einen besonders in Arras (wo beide Stücke aufgeführt wurden), aber auch anderswo von altersher sehr volkstümlichen und viel benützten Stoff mit grosser Frische und Lebendigkeit. Nach Adam (also mit dem Ende des 13. Jahrhunderts) gähnt uns bis ins 15. Jahrhundert eine Lücke entgegen, die aber höchst wahrscheinlich nicht so sehr auf die Sterilität der Epoche, als auf viele Verluste zurükzuführen sein dürfte. Beruht doch unsere ganze Kenntnis des älteren französischen komischen Theaters fast ausschliesslich auf dem glücklichen Zufalle, dass 1845 auf einem Dachboden in einer deutschen Kleinstadt eine Hauptquelle zu Tage gefördert wurde! Vorhanden

aber ist aus der Zeit zwischen Philipp dem Kühnen und Karl VII. allerdings nur die kleine Farce *Du Garçon et de l'Aveugle* (zwischen 1266 und 1290), die in ihrer Art, körperliche Gebrechen als komischen Stoff gut zu finden, in späterer Zeit vielfach nachgeahmt wurde. Die *Basochiens*, diese klassischen Darsteller der *cause grasse* und der Farcen dürften ihre Wirksamkeit um 1350 begonnen haben, und die sichere Nachricht von einer Vorstellung der *Enfants sans Soulcy* in Rouen aus dem Jahre 1385 beweist, dass auch in der Provinz im 14. Jahrhundert die komische Bühne nicht ganz feierte und dass manches nunmehr abhanden gekommene komische Bühnenprodukt aus dieser Zeit Stoff für spätere verwandte Dichtungen geboten haben dürfte. Von der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts aber datiert ein Aufschwung und ein nunmehr ununterbrochener Fortgang des komischen Theaters. Die Organisation von besonderen Vereinen für heitere Aufführungen auch in vielen Provinzstädten beweist dies ebenso sehr, als der Umstand, dass die Farcen die bis dahin fast ausschliesslich herrschenden, das Bedürfnis des Volkes nach kurzweiliger Erheiterung aber nicht befriedigenden Mysterien zuerst in der Form einer komischen Einlage zu durchbrechen beginnen, so dass der Lustigmacher in den Mysterien des 15. Jahrhunderts als stehende Person zu finden ist. Aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind auch eine Reihe meisterhafter Farcen auf uns gekommen. Charakteristisch für dieselben ist die recht unbeholfene Technik, ihre Kürze, das schwache Zeitkolorit, der achtfüssige Vers mit regelmässig abwechselnden Reimen, die Lebhaftigkeit und Schlagfertigkeit des mit Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten gesättigten Dialoges, die zu geringe Umschreibung des Obszönen, was allerdings weniger verletzt, als versöhnt, da es in seiner Verschleierung noch unzüchtiger als die Nacktheit selbst ist. Man hat diejenigen dieser Farcen, die schlüpfrige Stoffe mit spitzfindiger Kasuistik und dem Aufgebote der ganzen lateinischen juristischen Terminologie behandeln, als dem Kreise der *Basochiens*, die sich um Prüfungsangelegenheiten drehen, dem der Studenten und die unbedeutendsten und rohesten derselben dem der Taschenspieler entstammend erkennen wollen; doch ist für uns die Pointe ihrer auf bestimmte Klassenverhältnisse gerichteten Anspielungen nicht selten dunkel; manche streifen auch hart an das Gebiet der *Moralités* und *Sotties* und ausser André de la Vigne, Gringoire, Roger de la Collerye und wenigen Namen der Verfasser von *Monologues* (ist ja sogar der Autor des *Patelin* nicht sicher zu ermitteln!), haben wir es fast nur mit anonymen Werken zu thun. Die Stoffe, welche die Farcen mit Vorliebe behandeln, lassen sich bei der sprunghaften und losen Art der letzteren schwer angeben.

Im allgemeinen haben die *Fableaux*, deren Abblühen mit dem Aufblühen der Farce ziemlich zusammenfällt, der letzteren ein reiches Erbe hinterlassen; aber auch andere Fabelschätze (wie der indische Hitopadesa- und Sindabadkreis) und die orientalischen Sagenkreise haben die Kosten für die Vorwürfe dieser Farcen bestreiten müssen (die zahlreichen sehr instruktiven Beispiele hierfür muss man bei Levertin nachlesen). Besonders innig scheinen sich die komischen *Monologues* an die alten *Fableaux* anzulehnen und die gleichen Typen zu enthalten: den gewissenlosen, sinnlichen Pfaffen, den täppischen, von allen maltraitierten, von niemandem bemitleideten Ehemann (der sich einmal einreden lässt, er sei ein Kalb, ein andermal, er sei tot), das lügnerische, keifende Eheweib ohne jede sittliche Fährte (das übrigens mehr auf eine orientalische Vorstellung zurückzuführen sein dürfte). Aber diese Farcen weisen allerdings einen viel grösseren Reichtum von Charaktergestalten auf, als die *Fableaux*, sie haben den ganzen Kreis der adligen und bürgerlichen Gesellschaft des Mittelalters in den Bereich ihrer Darstellung gezogen und mit mehr oder minder individuellen Zügen ausgestattet; in ganz ausgezeichneter Weise aber haben sie in dem pfennigfuchserischen Bauernadvokaten Patelin eine unvergängliche Verkörperung von Prozesssucht und rabulistischer Findigkeit geschaffen, eine Figur, in der sich gewissermassen der ganze unversiegbare „Humor der *Basoche* krystallisierte.“ Der Hauptvorzug dieser Stücke liegt in der noch nicht im Manierismus und Eklektizismus aufgegangenen Urverstande, der Naivität des sicher und unbewusst schaffenden Volkshumors, der gerade („Geist geistet, wo er will“) in den niedrigsten Volksschichten waltet. Die Stärke der Wirkung leidet nicht darunter, dass die Witze derb, die Spässe grobdrähtig sind und dass man in ihnen niemals der gemeinen Erdenschwere des alltäglichsten Pfahlbürgertums entflieht. Spuren zarterer idealer Regungen begegnen wir nur in der in den politischen Farcen immer wiederkehrenden Sehnsucht nach der milden Regierung Astraea's, in der überall Friede, Glück und Überfluss herrschen wird: Jacques Bonhomme, der vergeblich auf Roger Bontemps wartet.

IIa. In dieser Periode tritt das religiöse Element in den Vordergrund. Wennschon auch in der Dichtung des Mittelalters der Geistliche gern zum Stichblatte des Spottes genommen wurde, so geschah dies ohne aggressive Tendenz und man wollte nur Heiterkeit erregen; im ganzen unterwarf man sich doch der Autorität der Kirche, überzeugt, dass die Meinung des Einzelnen nie so gesund sein könne, als der allgemein herrschende Glaube, sowie ein einzelner Wassertropfen leichter verdirbt, als der Ozean.

Jetzt aber wird ein ganzes Geschwader von Theaterstücken gegen die religiösen Dogmen, gegen die verderbten Bibeltexte, gegen den Reliquienhandel (der Kamm des Hahnes, der dem Petrus krähte, wird in einer Farce als Reliquie verkauft, einem Wirte werden in einer anderen Farce für seinen guten Wein anstatt eines angeblichen *beguin d'un des Innocens* ein Paar baufällige Hosen untergeschoben u. s. w.), gegen die katholische Kirche überhaupt losgelassen, die aber zum grossen Teile wegen ihrer Steifheit und Trockenheit mehr den *Moralités* beizuzählen sind und daher nicht mehr in den Rahmen einer Betrachtung der Entwickelung der Farce fallen. Erwähnung verdienen dagegen die Stücke der Marguerite von Navarra, einer Dame, die trotz ihres in religiösen Dingen mystisch grüblerisch angelegten und nach innen gekehrten Geistes zwei gelungene Farcen geschaffen hat: die *Farce du Pape malade* (die kranke Christenheit wirft, das letzte Mittel versuchend, die theologischen Kurpfuscher hinaus und wendet sich an Gott selbst) und die *Farce de Trop, Prou, Peu, Moins* (um 1516 verfasst), in der besonders der in der gesunden Religionsauffassung des Volkes ruhende tüchtige Kern desselben gepriesen wird. Die folgenden verwandten Schöpfungen stechen mehr durch ihren fanatischen Hass, als durch ihren poetischen Wert hervor. In technischer Beziehung konnte die Renaissance auf die Farce keine besondere Einwirkung ausüben; sie bewirkte mit ihren gelehrten Tendenzen nur, dass sich die komischen Talente von der wegen ihrer kunstlosen Ungebundenheit minderwertig geltenden Farce weg und mehr der stilgerechten Nachahmung der klassischen und italienischen Komödie zuwendeten, und es wiederholt sich auch hier die Erscheinung, dass jeder Fortschritt der Wissenschaft ein Stück des Malerischen, Urwüchsigen, Unmittelbaren aus der Poesie wegnimmt. So wenig diese neuen Schöpfungen trotz ihrer mehr künstlerischen Gewandung ihre Herkunft von den alten Farcen verleugnen können, so blieb die eigentliche Farce nunmehr doch vorherrschend auf die niedrigeren Volksklassen beschränkt. Nur drei Farcen (die sämtlich während des Erlasses des Kriegsmanifestes des Plejade erschienen), haben gewissermassen „etwas von dem Sonnenlichte der Renaissance“ und erheben sich durch ihre liebevolle Charakterzeichnung und Lokalfarbe über die anderen: Marot's *Dialogue des deux Amoureux* (um 1541), den man wegen seines duftigen, stimmungsvollen Zwiegesprächs zweier Liebender mit Recht als das erste französische *Proverbe* bezeichnet hat; Marguerite von Navarra's *La Vieille* (gedruckt 1547), worin Probleme aus dem Liebesleben sehr anziehend behandelt werden und man zum Schlussergebnisse gelangt, dass obgleich Liebe stets mit Leide ende, fortgeliebt

werden solle; und Jean d'Abundance's, eines sonst fast unbekannten Verfassers, *Farce de la Cornette* (gedruckt 1545) eine recht gelungene Charakterkomödie, die schon wegen der mannigfachen Entlehnungen, die Molière in seinem *Avare* aus derselben vornahm, ein erhöhtes Interesse verdient. Dass die Farce um 1540 noch in Blüte steht, ersieht man auch aus der (14 Stücke enthaltenden), aus dieser Zeit stammenden Farcen-Sammlung Viollet le Duc's. Dieselben mögen allerdings meist älteren Ursprungs sein, aber dass sie eben damals gedruckt wurden, beweist, dass nach ihnen noch eine bedeutende Nachfrage vorhanden war. So konnte die Renaissance, wie gesagt, die Farcen wohl auf die Schaubühne für die niederen Volksklassen hinabdrücken; ganz verdrängen konnte sie dieselben ebenso wenig wie die Mysterien. Das 1548 gegen die Aufführungen der *Confrères de la Passion* gerichtete Verbot war ja lediglich eine zeitweilige Konzession an den verfeinerten Geschmack der Hauptstadt, blieb aber ohne nachhaltige Wirkung. Es fehlte den Farcen auch im XVII. Jahrhundert nicht an dem Spätsommer eines reichen Repertoires der *Basoche* und anderer lustiger Darsteller. Allerdings ist uns dasselbe nur zum kleinsten Teil erhalten, der aber doch genügt, uns das Wesen der Farce in ihrer letzten Existenzphase erkennen zu lassen: sie greift besonders in den Provinzstädten stark in das Stoffgebiet der *Sotties* über, oder sie entwirft Sittengemälde von sehr fraglicher Originalität, die oft erst gedruckt wurden, nachdem sie bereits allenthalben in den Gassen abgespielt worden waren. In den beiden letzten abschliessenden Sammlungen von 1612 bis 1619 erweist sich der Strom der Erfindung so flach, dass man ihm auf den Grund sieht.

Von den Farcen nach 1549 kann hier nur die vorzüglichste, die *Farce des trois Galans* (1570—1571) näher erwähnt werden, eine so prächtige, „schöne Blüte, dass man den ihr so bald nachfolgenden Winter nicht ahnen möchte.“ Dieselbe führt einen Narren vor, der bei Tage träumt, etwas Grosses zu werden. Die Aussicht, Papst zu werden, reizt ihn nicht besonders, denn der Papst (Pius V.) sei gar so kriegerisch und es sei da beinahe gemütlicher, in der Stellung eines Narren zu verbleiben. Er will gleich der liebe Gott selbst werden, die heilige Jungfrau soll seine Frau, die heilige Katharine seine Schwester werden. Da sollte man es dann im Paradiese gut haben: keiner der Schwerenöter und Störenfriede dieser Welt sollte da Einlass finden, weder die geschwätzigen, alles in Grund und Boden klatschenden Weiber, noch die Schelme von Advokaten, weder die Bäcker, die die kleinen Brote machen, noch die diebischen Müller; dagegen sollen ihm die heiteren Gesellen: die Spielleute, die braven Köche

und fröhlichen Zechbrüder willkommen sein. Der Stoff gehört der Weltlitteratur an, in der sich allenthalben die sehnsuchtsvolle Erinnerung an das goldene Zeitalter und dessen Schlaraffenleben, da ein Licht leuchtete, in dem die Körper keine verdunkelnden Schatten warfen, poetisch verwertet findet. Das nächste Vorbild für die *Farce des trois Galans* bot *Li Tabliaus de Coquaigne;* auch die anderen teils viel späteren Bearbeitungen dieses Stoffes zeigen (wie die Kinder des *Pfarrers von Wakefield)* eine überraschende Familienähnlichkeit, keine aber kann sich an reichquellender Phantasie und munterer Launigkeit mit unserer Farce messen. Ein vielfach ventiliertes Lieblingsthema der Farcenspätlinge, die auch gern bei Hochzeitsfeierlichkeiten aufgeführt wurden, bilden Prügelszenen zwischen Ehegatten, die sich nicht bloss auf die Niederungen der breiten Volksmassen beschränken, und in denen die Frau zuweilen die Oberhand behält. Die auf uns gekommenen Sammlungen aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts sind bloss in so später Zeit gedruckt, gehören aber ihrer Abfassung nach mit ganz wenigen Ausnahmen einer früheren Zeit an. Hervorgehoben zu werden verdienen von diesen nur noch die *Farce du Meunier et du Gentilhomme* (1628), welche den durch die Bürger'sche Ballade *Der Kaiser und der Abt* so bekannt gewordenen Stoff behandelt, der ebenfalls seit lange her ein Gemeingut aller Nationen gewesen zu sein scheint. Das wesentliche dieser Fabel bleibt in allen Bearbeitungen dasselbe, nur die Staffage und die Rätselfragen wechseln. (Wir müssen bezüglich der hochinteressanten Details dieser Untersuchung auf Levertin's Buch verweisen.)

1536 führte Franz I. eine strenge Zensur für die Aufführungen der *Basoche* ein; ihre Wirksamkeit zeigt sich nunmehr im ganzen im starken Niedergange und die ihnen 1582 erteilte Spiellizenz schränkte ihre Thätigkeit auf ein so enges Gebiet ein, dass dies einer Unterbindung ihrer Lebensader gleichkommt. Im Jahre 1618 brannte die *Salle des Procureurs* ab, der Schauplatz, auf dem sie mit ihren Farceaufführungen so herrliche Triumphe gefeiert hatte. Die *Basochiens* kehrten daher, da ihnen das Hauptgebiet ihrer Thätigkeit, die Verspottung menschlicher Schwächen und die Karrikierungen von Persönlichkeiten, abgegraben war, wieder zur Pflege der *cause grasse* zurück, und es kann über ihren Verfall nicht täuschen, wenn sie dies 1634 mit grosser Reklame als etwas Neues, Ausserordentliches ankündigten. Eine wirklich ausgebreitete und intensive Thätigkeit hingegen scheinen die *Basochiens* auch jetzt noch in den Provinzstädten, besonders in Rouen und Poitiers, entfaltet zu haben, wo wir auch ihren ursprünglichen Ausgangspunkt, die Darstellung

komischer Prozesse, in ihrem Repertoire wiederfinden. Es ist uns da manches schätzenswerte von ihnen aufgeführte Stück erhalten, in anderen Fällen, von den *Basochiens* in Marseille, sind wohl keine vollständigen Stücke, aber einzelne Lieder auf uns gekommen. Spärlicher sind aus dieser Zeit die Berichte über die *Enfans sans Soulcy:* ihre Thätigkeit scheint in Paris mit dem XVI. Jahrhundert ganz beschlossen worden zu sein; dagegen haben sich in der Provinz ihnen verwandte Gesellschaften länger gehalten, so die *Mère folle* in Dijon, *Les suppôts du seigneur de la Coquille* in Lyon und die *Connards* in Rouen und Evreux. Die Anhänger der *Mère folle* gehen auf die berühmte 1381 gestiftete Cleve'sche Narrengilde zurück, aber erst zwischen 1482 und 1579 konstituierte sie sich als Gesellschaft, um bei Prozessionen, Hochzeiten, Faschingsaufzügen und Theatervorstellungen mitzuwirken, bis sie 1630 sich in politische Zetteleien einliess und daran zu Grunde ging. Die *Suppôts*, von einer Lyoner Buchdruckergesellschaft gestiftet, standen zur *Mère folle* in einer Art Kartell: während nämlich letztere die ihre Frauen prügelnden Männer aufs Korn nahmen, sollten die *Suppôts* die von ihren Frauen geprügelten Männer durchhecheln. Die berühmtesten aber waren die *Connards*, so dass du Bellay von einer besonderen *Muse Connardière* spricht; ihre Verbindung scheint erst unter Richelieu aufgelöst worden zu sein, und charakteristisch für ihre Thätigkeit ist die persönliche, unerbittliche Art ihrer Angriffe, die auch Hochgestellte nicht schonte. Eine andere Rouener Theatergesellschaft, *La Grand Confrairie des Saouls d'ouvrer*, ist besonders wegen der von ihr 1550 beim Einzuge Heinrich II. in Rouen gespielten *Farce de Vaux* nennenswert, die eine Art Rundschau über die verschiedenen Narren der Stadt *(les veaux de dîme)*[1]) enthält, wie überhaupt unter dem Titel *les Vaux* mehrere Stücke dieser Art zirkuliert zu haben scheinen. Der gegen Nicolas Joubert (bekannt unter dem Namen Mr. d'Angoulevent[2]) anhängig gemachte Prozess versetzte allen diesen Vereinigungen für Humor und komische Bühnendarstellung den Todesstoss. Dieses letzte Oberhaupt der *Enfants sans Soulcy* hatte nämlich als *Prince des Sots* das Privileg, durch die Hauptpforte ins *Hôtel de Bourgogne* seinen Einzug zu halten und auch eine Loge zu seiner Verfügung zu haben. Ein Gläubiger wollte dieses Privileg des insolventen Joubert mit Beschlag belegen und fand bei den *Confrères de la*

---

[1]) Dies erklärt auch eine dunkle Stelle in der *Satyre Menippee* in den *Pieces de Tapisserie*, wo es heisst: *Gardez vous de faire le veau.* (Vgl. des Ref. *Menippée*ausgabe. Oppeln 1884.)

[2]) Auch ihm begegnen wir in der *Satyre Menippee* nach der Rede de Rieux'.

Passion warme Unterstützung. Zwar siegte Joubert schliesslich 1608, aber der Prozess brachte doch die Narrenburg und die Narren zu Falle und die Farce hatte als solche ausgelebt.

IIb. Der Ronsardismus äusserte sich, wie man weiss, besonders in der fast ausnahmslosen Geringschätzung der vorangegangenen, als eine geistige Verirrung angesehenen Litteratur. Von der Nachahmung der Griechen und Römer sollte das Heil kommen. Es gibt aber auch keinen denkbar grösseren Kontrast, als den geschraubten Ronsardismus mit seiner Verachtung des Geschmackes der Menge einer-, und die mit ihrem Treppenwitze auf drastische Effekte hinarbeitenden Farcen andererseits. Ronsard und seiner Schule Werke richteten sich beinahe ausschliesslich „an einen hohen Adel". Seine Lustspiele waren blosse Ableger der altklassischen Komödie. Schon Sibilet hebt den schroffen Gegensatz zwischen der allgemeine Interessen behandelnden altklassischen Komödie und den Farcen hervor, die bloss einem geilen Lachkitzel zur Befriedigung dienen, und dieser Gedanke kehrt bei den Anhängern der Rondsardischen Schule oft wieder. Ronsard's Hochhaltung der Zeiteinheit muss ihn gegen die Farce ebenso einnehmen, wie ihn der Umstand abstösst, dass dieselbe hausbackene Szenen aus dem Werkeltagsleben des Volkes behandelt. Auch Jodelle und Grévin, die ihren stofflichen Zusammenhang mit der alten Farce nicht ganz verleugnen können (sie thun es allerdings, indem sie diesen als einen Abfall vom Klassizismus entschuldigen) erklären ihrer Stil- und Formlosigkeit und ihrer Vorliebe für allegorische Figuren den Krieg. Am schonungslosesten aber bricht Jean de la Taille über die alte Farce den Stab, und die minder berühmten Mitglieder der Schule, die die alten Farcen kaum vom Hörensagen kannten, stimmten in diese vernichtenden Urteile mit ein. Die Farce in ihrer alten Form hatte sich thatsächlich, wie gesagt, im XVII. Jahrhundert überlebt, was sich auch daraus erweist, dass man nunmehr jedes Pamphlet mit dem Namen „Farce" bezeichnete.

IIc. Nichtsdestoweniger bildet die Farce noch immer eine mächtige Unterströmung in der neueren französischen Komödie von Jodelle's *Eugène* bis Molière. Diese behauptet sich auch, als im XVI. und XVII. Jahrhundert die italienische und französische Einwirkung sich sehr fühlbar machten. Dies ersieht man am besten aus dem *Eugène*, dessen Aufführung neben der der *Cléopâtre* im Jahre 1552 für das neue französische Theater bahnbrechend genannt werden kann. Bei aller Verschiedenheit des szenisch wohlgegliederten *Eugène* mit seiner Zeit- und Raumeinheit, mit seiner rhetorischen Breite und den in „didaskalischer" Behaglichkeit sich ergehenden Reflexionen zu der epigrammatisch

kurz gehackten Frikasseesprache der alten Farcen, können ihre verwandtschaftlichen Züge niemandem leicht entgehen. Allerdings ist der abbéhaft geleckte, lüstern raffinierte Eugène von der entsprechenden mehr derbsinnlichen, dummklugen, rüpelhaften Gestalt der Farce sehr verschieden, und doch hat der *Eugène* mit den alten Farcen wieder so vieles gemeinsam: die zynische Handlung, das wüste Treiben, in dem der Verkehr mit anständigen Frauen nur eine seltene Unterbrechung bildet, die rohe wenn auch im *Eugène* etwas überfirnisste Sprache, die Art der übertölpelten, betrogenen Ehemänner, ihre Frauen noch zu rühmen, die wiederholte Lieblingsbezeichnung der Geliebten als „Kousine". Auch in einigen Nebenpersonen des *Eugène* begegnen wir uns aus den Farcen wohlbekannten Typen. Auch die Hauptperson von Grévin's *Trésorière*, Constance, erinnert an die mit den schwärzesten Farben geschilderten Frauen der alten Farce, wie das Stück auch die mit Zweideutigkeiten gespickte Sprache und die grausame Moral, dass auch in der Liebe das Geld alles bedeute und dieselbe nur mit der Brieftasche errungen wird, mit derselben gemein hat. Auch Remi Belleau's *La Reconnue* gemahnt trotz ihrer der Farce fremdartigen langatmigen Betrachtungen durch die Wahl der Szenen aus dem Kleinleben der mittleren Klassen an die Farcen und die *Basochiens*. Geradezu überraschend ist die (aus Levertin's Zitaten näher ersichtliche) innige Anlehnung von Le Loyer's *Le Muet insensé* an einige ältere Farcen. Wir müssen hier in der Aufzählung der weiteren (bei Levertin nachzulesenden) diesbezüglichen Beispiele innehalten und erwähnen nur, dass wir auch in dem uns erhaltenen, im XVII. Jahrhundert gedruckten (thatsächlich aus älteren Traditionen, Lokalsagen und festlichen Aufzügen stammenden) Repertoire der Provinztheater wahrnehmen, dass nur ein geschickter Regisseur den alten Bekannten der Farce notdürftig eine neue Larve vorgebunden hat. Hier sei bloss von dem merkwürdigen obgleich ausser von Baluffe von niemandem beachteten Repertoire von Beziers die Rede, denn diese Dichtungen haben etwas von dem Dufte der würzigen Erdbeeren, die abseits von der bequemen aber staubigen Chaussee, im heimlichen Schatten breitästiger Waldesriesen wachsen. Es sind uns von diesen Stücken nur dreiundzwanzig erhalten. Sie alle knüpfen an die dunkle Erinnerung der Befreiung der Stadt von etwas mysteriösen Feindeseinfällen an, zu deren Andenken am Himmelfahrtstage ein grosses, allgemeines Fest stattfand. Den Mittelpunkt des dabei stattfindenden Festzuges bildete ein Triumphwagen mit dem Konterfei des angeblichen Stadtretters, Namens Pepesuc, der in anderen Städten (wo ähnliche Feste gefeiert wurden) auch als Drachentödter verherr-

licht wurde. Die Verfasser der an diesem Tage aufgeführten Theaterstücke sind bis auf einen, Jean Bonnet, unbekannt, aber der Zuschnitt und die Anordnung derselben (besonders der älteren), die auch in ihnen wiederholt durchbrechende Friedenssehnsucht und ihre Kürze rufen uns lebhaft die alte Farce ins Gedächtnis. Ähnliche Feste aber gab es, wie gesagt, auch in anderen Provinzstädten des südlichen Frankreichs, besonders in Aix, und auch die daselbst bei dieser und anderen Gelegenheiten aufgeführten Theatervorstellungen weisen dieselben Grundmotive und Helden auf wie die alten Farcen. (Das Nähere hierüber studiere man bei Levertin.) Hier sei nur noch des einschlägigen Stückes *La Tasse* gedacht, des ausser aller Frage besten Lustspiels vor Molière. Ein Doktor Jerosme hat einen fein ziselierten Silberkopf, den er beim Antritte einer Reise der besonderen Wachsamkeit seiner Frau empfiehlt. Zwei Schelme, die das Haus umspähen, schleichen sich als angebliche Sendboten Jerosme's ein und entlocken ihr den Silberkopf. Jerosme kommt heim und ist über das Vorgefallene so ausser sich, dass er seine Gattin und ihr Stubenmädchen halb tot prügelt. Die Frau entgeht weiteren Misshandlungen nur dadurch, dass sie sich tot stellt. Da er ihr aber einen brennenden Strohhalm unter die Nase hält, springt sie auf. Das Stubenmädchen führt ihrer Gebieterin, um an Jerosme Rache zu nehmen, einen italienischen Liebhaber zu, der ein Muster von Diskretion ist. Trotzdem wird das Verhältnis Jerosme durch seinen Diener entdeckt. Die Frau rettet sich durch eine List, und nach einer thränenreichen Szene wird die Versöhnung gefeiert. Auch die beiden Strolche entgehen der Strafe, indem sie sich nach einer ebenso langen als komischen, genalogischen Auseinandersetzung als Verwandte des Ehepaares herausstellen. Man wird auch in diesem Stücke leicht vieles herausfinden, was auf die Farcen zurückzuführen ist. Die in Grenoble aufgeführten Stücke Jean Millet's gehören dem pastoralen Genre an und haben manche Verwandtschaft mit denen Adam de la Halle's und anderer Farcendichter. Wenn man bedenkt, dass Molière in Languendoc so manches seiner Wander- und Lehrjahre zubrachte, wird man sich der Überzeugung nicht verschliessen können, dass er daselbst manche reiche Anregung empfing, deren Spuren man in seinen Stücken noch (wie dies bei Levertin geschieht) gut verfolgen hann. Alexandre Hardy hat man mit Unrecht besondere Hinneigung für die mittelalterliche Farce zugeschrieben, mit noch weniger Grund hat man verspüren wollen, dass aus seinen Werken ein Hauch von Patelin's Naturfrische und realistischer Komik entgegenwehe, wenn er auch den Marinismus und Pseudoklassizismus nachdrücklich bekämpfte. Dagegen erwecken

Pierre Troterel's Stücke vielfache Reminiszenzen an die mittelalterliche Farce, besonders seine 1620 verfasste *Gillette*. Im XVII. Jahrhundert werden wir die Farce als von grossen Schauspielern mündlich fortgepflanzte Tradition wiederfinden. Allmählich geht sie in die verjüngte Form des mehr geordneten Possen-Einakters über, der (wie früher die Farce nach dem Mysterium) nach einem grösseren Stücke aufgeführt wurde und zur Zeit, als Molière's Stücke einen so unerhörten Beifall erhielten, den letzteren eine gewisse Konkurrenz zu machen berufen war. Auch diese zeigen bei näherer Betrachtung, dass wir es auch hier nur mit neuem Most in alten Schläuchen zu thun haben.

IIIa. Über die Farceschauspieler im Mittelalter wissen wir nur sehr wenig. Es scheint im allgemeinen die Person des Darstellers hinter dem traditionell gewordenen Typus gewisser stationärer Rollen (wie Angoulevent's, der *Mère Sotte*, des Abbé des Frévaulx) zurückgetreten zu sein und nur der erste Schöpfer einer solchen Figur erscheint hie und da erhalten. Erst im XVI. Jahrhundert und während der Renaissance gab es überhaupt in Frankreich Berufsschauspieler, deren erste Gastspiele allerdings unter der dem Stande entgegengebrachten Verachtung und wegen des bisherigen Monopols der Dilettanten-Genossenschaften geringen Anklang fanden, die aber bald zu grösserer Geltung gelangten. Unter diesen ältesten Schauspielern sind besonders Pontalais und Jean Serre erwähnenswert. Pontalais, bekannter unter dem Namen Songecreux, machte verschiedene Kunstreisen, wagte es sogar die Königin-Mutter zu parodieren, und kam dafür ins Gefängnis; er wurde in seiner Eigenschaft als Hanswurst äusserst populär. Sein nicht minder berühmter Kollege war Jean Serre, dem Marot einen unvergänglichen Nekrolog hinterlassen hat. Aber gerade die Mitte des XVI. Jahrhunderts scheint ein für die Entwickelung des Farcentums wenigstens in Paris ungünstiger Zeitpunkt gewesen zu sein. Die Ursachen hiervon waren verschiedene. Hier sei bloss die wichtigste erwähnt, der überhandnehmende Einfluss der italienischen Schauspieler seit Franz I., der in der 1571 erfolgten Ankunft der *Gelosi* seinen stärksten Ausdruck findet. Auch Heinrich IV. war weit entfernt, die wiederholten Einwanderungen italienischer Schauspieler zu unterdrücken, dennoch hat dieser nationalste König („Ihr braucht nichts von ihm zu sagen, ihr redet mit Franzosen!" sagt Montesquieu von ihm) mit seiner geringen Bildung und seinem ausgesprochenen Geschmacke für das Derbkomische den einheimischen Farcen ein nur günstiges Vorurteil entgegenbringen müssen. Dazu kam, dass gerade mit Heinrich's IV. Regierungsantritte die Bühne im Hôtel de Bourgogne mit mehr geordneten

Verhältnissen zu arbeiten begann, und es erscheint so gut wie gewiss, dass man daselbst gerade durch die Aufführung zugkräftiger nationaler Farcen, die man, in jeder Richtung das Erbe der alten *Basochiens* und *Enfants sans Soulcy* antretend (vielleicht ohne bestimmten unterlegten Text mit einem blossen *scenario?*) abspielte, den Italienern die Spitze bieten wollte. Es begegnen uns da eine ältere und eine jüngere Schauspielergeneration; unter den ersteren sind Agnan, Valerau, Alizon und Dame Gigogne, unter den letzteren Gros-Guillaume, Gaultier-Garguille und Turlupin, Guillot Gorgu und Bruscambille hervorzuheben. Von der ersten Serie dieser Komiker des Hôtel de Bourgogne ist uns nicht viel bekannt, und sei hier nur gesagt, dass Alizon und Dame Gigogne zwei von männlichen Schauspielern gespielte Frauenrollen bezeichnen. Viel merklichere Spuren hat die zweite Gruppe zurückgelassen. Auch ihre oben bezeichneten Namen sind nicht wirkliche Personennamen, sondern angenommene *noms de guerre*. Gewisse Namen hatten nämlich im Volksmunde eine konventionelle Bedeutung erlangt, so waren Jean und Guillaume besonders in der Verbindung Gros-Jean und Gros-Guillaume die verbreitetste Bezeichnung für einen Dummkopf oder Tölpel. Guillaume hiess auch der Hofnarr Heinrich's IV. Gros-Guillaume bedeutete auch eine grobe Brotsorte (man vergleiche damit unser Pumpernickel[1]). Wenn aber Francisque Michel annimmt, der Komiker Robert Guérin habe den Namen Gros-Guillaume darum gewählt, weil er sein Gesicht auf dem Theater zu pudern pflegte und früher ein Bäckergeselle gewesen sei, so wird sich die Sache umgekehrt verhalten und die Sage, Rob. Guérin sei ein Bäcker gewesen, eben durch die angeführte Nebenbedeutung von Gros-Guillaume u. s. w. entstanden sein. Mit Guillaume verband man auch gerne den Namen Gaultier, um geringschätzend Personen ohne Gewicht und Ruf zu bezeichnen, etwa wie unser „Hinz und Kunz". Ausserdem lässt sich dieser Name auch als die Benennung für einen Bauernlümmel, für einen närrischen, aber guten Kerl nachweisen. Während die angeführten Namen in der meist verächtlichen allgemeinen Bedeutung eher gang und gäbe waren, bezeichnet Garguille mehr einen komischen Lokaltypus. Garguille ist auch das Gegenstück zu Gaultier, in der Weise, dass ersterer mehr den Hanswurst, letzterer (wie Angoulevent) den immer gut aufgelegten Fresser bedeutet. Gargouille bezeichnete aber auch eine Drachenfratze und steht besonders in Beziehung zu dem Gargouille-Feste in Rouen. In dieser Stadt

[1]) Es würde sich auch hier die Erscheinung wiederholen, dass der Name einer Lieblingsspeise zur Bezeichnung eines Possenreissers benützt wird.

lebte nämlich besonders stark die Erinnerung an einen von dem Bischof St. Romain besiegten Drachen. Bei diesem Rettungswerke wollte ihn Niemand als ein zum Tode verurteilter Verbrecher unterstützen, und seit dieser Zeit erhielt die Rouener Geistlichkeit das Privileg[1], zum Tode verurteilte Verbrecher befreien zu können. Zur Erinnerung daran wurde am Himmelfahrtstage ein Fest mit feierlicher Prozession gefeiert, bei der auch ein Drachenbild *la Gargouille* vorangetragen und allerhand übermütige Schwänke aufgeführt wurden, bei welchen der *Confrèrie des Gargouillards* die Hauptrolle zufiel. So erklärt sich leicht die Bedeutung dieses Namens. Er scheint aber auch aus onomatopoetischen Gründen für das aus der Dachrinne hervorgurgelnde Wasser und dann, da diese Dachrinnen gewöhnlich in einen Drachenkopf endigten, in kombiniertem Sinne gebraucht worden zu sein. Um 1530 hat ein Schauspieler, der den Garguilletypus spielte, für denselben auch den Namen Gaultier dazu genommen und seit dieser Zeit dürften sich die beiden Namen einander beinahe gedeckt haben. So reich und noch reicher ist die Entwickelungsgeschichte des Komikertypus, den der normanische Schauspieler Hugues Guéru sich auserkoren hatte. Der Name Turlupin findet sich zunächst als Bezeichnung für die waldensischen Ketzer, er bezeichnet aber auch den Sündenbock, den Pechvogel. Der Turlupin, wie ihn Henry Legrand, der berühmteste Träger dieser Rolle auffasste, als schnabelschnellen und fingerfertigen intriganten Bedienten, als den Vorläufer Scapin's und Mascarille's, scheint aber anderer Herkunft zu sein. Turlupin scheint auch spottweise ein Mitglied eines geistlichen Ordens bedeutet zu haben. Nach Despois soll bei Rabelais Turlupin mehr den Pechvogel, Tirelupin aber den Spitzbuben bedeuten, am seltsamsten klingt die Erklärung dieses Namens in Hotman's *Antichoppinus*, doch meinen wir hier darauf nicht weiter eingehen zu sollen.[2]) Der von Bertr. Harduin angenommene Name Guillot Gorgu, unter dem er berühmt geworden ist, knüpft ebenfalls an altüberlieferte Vorstellungen an, da er neben seiner mehr allgemein komischen Bedeutung noch besonders einen Schelm, aber auch einen „Hans der Träumer", bezeichnet.

Nach dieser Erklärung der *noms de guerre* sei das Wichtigste, was uns von der Geschichte ihrer berühmtesten Träger bekannt ist, hier angeführt. Es war schon oben die

---

[1]) Vgl. auch hierin die *Sat. Mén.* am Ende des *6. Vertu du Chatolicon: . . . il se fust bien passé de lever la Fierte de St.-Romain.*

[2]) Hier entging dem sonst umsichtigen Verfasser, dass in der *Satire des Satires* des Abbé Cotin (wie in der *Ztchr.* gezeigt wurde) der Name „Turlupin" eine grosse Rolle spielt.

Sage erwähnt, die Robert Guérin, Hugues Guéru und Henry Legrand zu ehemaligen Bäckergesellen macht. Dieselben sollen plötzlich den Weihekuss der Musen empfangen, ihr früheres Gewerbe auf den Nagel gehängt und im *Jeu de Paume* ein Theater aufgeschlagen haben. Das Unternehmen blühte so, dass die sich geschädigt fühlenden Künstler des *Hôtel de Bourgogne* bei Sr. Eminenz dem Kardinal Richelieu Beschwerde führten. Die Sage lässt sie auch in einer Woche sterben: Gros-Guillaume an einer im Gefängnisse (in das er wegen seiner Karrikierung hoher Persönlichkeiten gekommen war) acquirierten Krankheit, und seine beiden Genossen aus Kummer über dessen Tod. Auch der in Gougenot's *Comédie des Comédiens* erzählte Streit zwischen den Dreien wegen ihres gegenseitigen Rangverhältnisses ist nicht glaubwürdig. Sicherstellen lässt sich nur folgendes: Gros-Guillaume, also Robert Guérin (in ernsten Rollen nannte er sich La Fleur), wurde zuerst unter Heinrich IV. wegen seines berühmten Nachahmungstalentes zu Hofe berufen. Er stammte wahrscheinlich aus der Normandie, kam um 1596 nach Paris, von den Jahrmarktstheatern angelockt. Er spielte wahrscheinlich zuerst im *Hôtel de Bourgogne*, 1622 tritt er im *Marais* auf, denn wir haben von diesem Jahre einen Bescheid, demzufolge er und seine beiden Genossen für die Zulassung ihrer Vorstellungen den privilegierten *Confrères de la Passion* einen Tribut entrichten mussten. Im Jahre 1629 trat das Komikerkleeblatt wieder zum *Hôtel de Bourgogne* über. Guérin scheint 1634 gestorben zu sein. Er spielte ältere, geistreiche Bonvivants und Fallstaffrollen und brachte mit seinem frischgepudertem Gesichte, das zuweilen, wenn ihm die Steinschmerzen (an deren er litt) marterten, sich plötzlich verzerrte, und mit seinem biertonnenartigem Bauche ein unfehlbares Gelächter hervor. Der *Gaultier-Garguille*-Darsteller H. Guéru (in ernsten Rollen nannte er sich auch Fleschelles) war in Caën in der Normandie, wie er selbst von sich sagt: *entre la poire et le fromage*, geboren, 1598 soll er im *Marais* debutiert, 1615—1622 (in den letzten Jahren finden wir ihn wieder im *Marais*) zum *Hôtel de Bourgogne* gehört haben, 1633 wurde er beerdigt. Neuere Forschungen (Jal's) erwiesen noch, dass er 1623 mit seinem berühmten, später noch zu erwähnenden Schwiegervater Tabarin (dessen Tochter Aliénor gebar ihm drei Kinder) auf der *Ile de la Cité* wohnte; 1627 wohnte er beim *Hôtel de Bourgogne*. Er hatte für eine bürgerlich geordnete Lebensweise Sinn, und genug Stolz, um eine vornehme Einladung zum Diner zurückzuweisen, weil er studieren müsse. Auf der Bühne spielte er, wie der italienische Pantaleone, alte Väterrollen, er war auch als Darsteller der Biersüffe und Weinschwelge berühmt,

besonders aber ergötzte sein Kouplet-Vortrag, der einen Hauptmagnet für das Publikum bildete. Der Text vieler dieser Kouplets stammt aus alter Zeit, allen aber hat er durch seine originelle Pointierung und sein Arrangement erst die rechte Prägung verliehen. Der *Turlupin*-Darsteller Henry Legrand (in ernsten Rollen auch Belleville genannt) wurde 1587 geboren und starb 1637. Wir wissen bereits, dass er verschmitzte Lakaienrollen spielte. Sein Talent wird über alle Massen gerühmt. Auch sein Privatleben wird gelobt, er soll es z. B. nicht geduldet haben, dass seine Frau die Bühne besteige. Guillot Gorjus hiess eigentlich Bertrand Harduin und war der Sohn eines berühmten Arztes. Er studierte in seiner Jugend Medizin, führte zuerst ein Wanderleben als Operateur, um nach dem Tode Gargouille's, von diesem feierlich als Erbe seiner Rollen eingesetzt, im *Hôtel de Bourgogne* aufzutreten und endlich seine Laufbahn wieder als Arzt zu beschliessen. Ausser der von Gargouille übernommenen Pflege der Kouplets liebte er es besonders, die Ärzte auf der Bühne zu persiflieren. Bruscambille (auch Deslauriers genannt) war von 1606 bis 1634 im *Hôtel de Bourgogne* thätig, scheint aber inzwischen auch zeitweilig im *Marais* gespielt zu haben. Seine Berühmtheit beruht besonders auf den von ihm verfassten Prologen oder komischen Monologen, die in ihrer grotesken und burlesken Manier stark an Cyrano de Bergerac erinnern. Interessant ist seine gelegentliche Bemerkung: Wenn die Posse, wie man ihr vorwerfe, so entartet sei, so sei das die Schuld des Publikums, das ja eben solch' grobe Kost wünsche, und die italienische Komödie sei übrigens noch viel schlimmer. Neben diesen ersten Grössen der damaligen Komiker sind noch einige *dii minores* kurz zu erwähnen: Jean Farine und Goguelu. Der erstere soll auch, erst nachdem er längere Zeit den chirurgischen Beruf ausübte, zur Bühne des *Hôtel de Bourgogne* übergetreten sein, doch klingen diese Nachrichten immer unverlässlicher, wenn man hört, dass sich mehrere Akteurs hinter diesen Schauspielernamen steckten. Etwas besser gestaltet sich unsere Kenntnis von Goguelu. Der Name hat von altersher die Bedeutung eines Prahlhans und Aufschneiders. Goguelu scheint sich Gros-Guillaume als Vorbild ausersehen zu haben, sogar seine Art mit eingepudertem Gesichte aufzutreten. Er spielte meist unverschämte Schmarotzer. Während diese jüngeren Schauspieler von zeitgenössischen Schriftstellern wenig angeführt werden, hat die nach ihrem Tode mit einem ganzen Sagenkreis umsponnene Persönlichkeit der älteren Komiker die Litteratur derart befruchtet, dass sie und ihre wirklichen oder erfundenen Schicksale zu einer ganzen Reihe von Lustspielen anregten. Hier sei

nur erwähnt, dass sich *Turlupin* weniger als Individuum denn als Typus für den losen Vogel in diesen Theaterstücken und den sonstigen Schriftwerken erhalten hat. Aber erst nach Molière kommt der Ausdruck in die Mode. Man benützte diesen von Molière für den gezierten, lüsternen, hohlköpfigen Marquis aufgenommenen Spitznamen, um bei Hofe gegen ihn zu hetzen, aber die Treffsicherheit des Genies hatte sich so bewährt, dass die Getroffenen, zum bösen Spiele gute Miene machend, selbst sich untereinander scherzweise so zu nennen begannen. Sehr interessant ist dann auch die Anwendung von *Turlupin* bei Boileau, Béranger und Gœthe (wie man dies bei Levertin näher lesen kann). Ohne allem Zweifel hat das Leben und das Repertoire dieser Komiker, die Molière ziemlich sicher noch selbst auftreten sah, auf letzteren hohen Einfluss geübt, wenn sich auch förmliche Entlehnungen darum nur in selteneren Fällen in seinen Stücken nachweisen lassen, da die Possen, in denen diese Schauspieler auftraten, nur zum kleinsten Teile jemals gedruckt worden und noch weniger uns erhalten sind. Die einzige uns vollständig erhaltene erweist sich thatsächlich als Fundort für eine der wirksamsten Szenen im *Bourgeois Gentilhomme* (der nämlich, in welcher Dorante die gegenseitigen Geschenke zweier Liebesleute unterschlägt und es schlau zu verhindern weiss, dass dies ruchbar wird). Die nicht zu leugnende Thatsache seines innigen geistigen und schauspielerischen Zusammenhanges mit der alten Farceurs machte es auch allein möglich, dass Molière's Feinde (Jaulnay, de Rochemont) ihm keine höhere Bedeutung als diesen Possenreissern zuerkennen wollten und ihn in den gegen ihn geschleuderten Pamphleten von der feineren Komödie wegweisend, mit den Hanswursten zusammenstellten. Auch Molière's neuester Biograph, Gust. Larroumet, hat dies hervorgehoben, und Saumaize hat ja sogar schon früher das Gerücht ausgesprengt, Molière habe von Guillot Gorjus' Witwe den Nachlass desselben erworben und ihn für seine Stücke ausgeplündert.

III b. Früh nehmen wir in Frankreich innige Wechselbeziehungen zwischen dem Stande der Schauspieler und Ärzte wahr, und nicht immer waren die den ärztlichen Charlatanen affiliierten Komödianten schlechter bezahlt, als die bei grösseren festen Verbänden Angestellten. So ergänzt das *Hôtel de Bourgogne* wiederholt entstandene Lücken aus der Truppe des Quacksalbers Mondor, während Galinette la Galline vom *Hôtel de Bourgogne* zum Marktschreier Orviétano übergeht. Die Komiker von der Gasse spielten besonders in den Jahrmarktsbuden des *Pont Neuf* und von *Saint-Germain*, und schon in recht früher Zeit 1595 erhielten, trotz des Widerstandes des *Hôtel de Bourgogne*, Courtin und Potau,

1618 Soliel und Legendre die Konzession zu theatralischen Jahrmarktsspektakeln. 1662 machte in gleicher Weise ein gewisser Raisin mit einer Kindertruppe und einer Spieldose Aufsehen, so dass in einer obligateren Weise die *Farceurs* zu dem Beiwerk der Jahrmärkte gehörten. Ein besonders klassischer Ort für diese Art Volkshumors war der *Pont Neuf;* auf demselben gab auch Br. Datelin Vorstellungen mit seinem berühmten Affen, den Cyrano de Bergerac im Zorne tötete.

Die anderen Spielarten von Berufsnarren und Originalkünstlern des *Pont Neuf* beiseite lassend, wollen wir hier nur noch einiges über jene besoldeten Marktschreier sagen, die ihre ganze Lungenkraft und ihren drastischen Humor aufboten, um für die Mixturen und Salben ihres ärztlichen Herrn und Meisters Reklame zu machen. Diese Kombination des Arztes mit dem Possenreisser ist sehr alt, doch stammt die Art der Charlatane, ihr Geschäft *en gros* zu betreiben und sich gleich einer ganzen Schauspielergesellschaft beizugesellen, erst aus dem XVII. Jahrhundert. In einer solchen medizinischen Theatertruppe war besonders die Marquise Thérèse du Parc berühmt, und im Dienste seines Protektors, des bei dem Herzoge von Conti angestellten, und für die du Parc in Liebe entbrannten Sekretärs Sarrazin, musste Molière den Kampf mit einem Konkurrenzunternehmen Cormier's aufnehmen. Bei Scarron kann man sehen, wie die Ärzte und Komödianten im buchstäblichen Sinne Kameraden sind. Alle gegen diese Gesellschaften von vielleicht gewissenhafteren Ärzten oder aus Brotneid ausgesandten Schmähschriften konnten ihnen nicht das unsaubere Handwerk legen; vielmehr stand ihr Geschäft in der Umgebung des *Pont Neuf* in höchster Blüte. Ein Hauptvertreter desselben war Barry, dessen von seiner Tochter herrührende Biographie auf uns gekommen ist. Ihm stand eine stattliche Künstlerschar zu Gebote, mit der er durch Italien und Frankreich eine an Ehren reiche Tournée unternahm, die auch eine besondere Schilderung durch Fournel erfahren hat. Er beschloss seine glänzende Laufbahn traurig im Spitale von Amiens. Nicht minder berühmt wurde ein anderer Charlatan, Orviétano, so dass sogar auch die späteren Vertreter des Metiers seinen Namen adoptierten, und *orviétan* die allgemeine Benennung für allerlei Geheimmittel wurde. Der erste Träger dieses Namens scheint Jeronimo Ferranti gewesen zu sein, der in Orvieto geboren war. Er arbeitete mit dem Apparate von vier Geigern, die in Verbindung mit einem aus dem *Hôtel de Bourgogne* verschriebenen *Farceur*, Galinette la Galina, die Menschen zum Kaufe seiner *Arcana* anlockten. Von Grattelard, dem Hanswurst eines gewissen Descombes, sind sogar Schriften auf uns gekommen,

die aber zum grossen Teile sich als Plagiate erwiesen haben. Die allererste Firma dieser Art war jedoch Mondor und Tabarin, beide einander koordiniert und so auch in die Volkssage übergegangen. Tabarin's Schriften erschienen zweimal mit Einleitung und Bemerkungen. Trotz einer bereits vorangegangenen Biographie Tabarin's hat doch erst Jal Gründliches über seine Lebensgeschichte zu Tage gefördert. Mondor hiess ursprünglich Phil. Girard und Tabarin Jean Salomon. Ihre Stätte auf der *Place Dauphine* scheinen sie erst 1619 aufgeschlagen zu haben. Auch sie hatten Courval's, des erbittersten Feindes dieses medizinischen Schwindels, geschriebene Angriffe auszuhalten. Ihre Pomaden werden in zeitgenössischen Schriften rühmlich erwähnt. Aus 1624 haben wir eine Verteidigungsschrift Tabarin's, in der er geringschätzende Äusserungen eines protestantischen Geistlichen von sich abwehrt. 1627 fungierte Mondor als Pate bei dem zweiten Kinde Gaultier Garguille's, während Tabarin 1628 in derselben Eigenschaft bei dem dritten und letzten Kinde seines Schwiegersohnes fungierte. Seit 1628 verschwinden sie auch vom öffentlichen Schauplatze, obgleich sie noch einige Jahre bis etwa 1634 lebten: beide hatten, wie man aus dem ihrem Namen beigegebenen *de Trétry* ersehen kann, von ihrem angesammelten Vermögen ein Landgut (in der Nähe von Rocroy) erworben. Der von Salomon angenommene Name Tabarin ist auf das altfrz. *tabar, tabart* = Mantel zurückzuführen. Er nahm ihn von einem Mitgliede der italienischen Gesellschaft Ganassa's, namens Tabarino, an. Zu eigentlichem Ruhme und zu sprichwörtlicher Grösse gelangte der Name aber erst durch J. Salomon und sein Renomée überschritt sogar Italiens und Frankreichs Grenzen. Auf einer uns erhaltenen Vignette sehen wir Tabarin dem Mondor Rätsel aufgeben. Mondor strengt sein armes Gehirn an, um dieselben mit Hilfe tiefsinniger Gelehrsamkeit zu lösen. Tabarin aber weiss mit herausforderndem Übermut der gradlinigen Schullogik ein Schnippchen zu schlagen und alles als einen blossen Aufsitzer erscheinen zu lassen. Die Fragen, eine Art Mausefallen, sind meist sehr alt und finden sich fast in der Litteratur aller Völker wieder. Tabarin ist auch eine Art Till Eulenspiegel, der sich durch einen paradoxen Einfall aus den verwickelsten Situationen zu ziehen weiss und den Knoten, den er nicht lösen kann, zerhaut. Dies zeigt sich auch in den von ihm oder unter seinem Namen hinterlassenen Schriften. In den von Tabarin hinterlassenen Farcen fällt neben mancher überraschenden Ähnlichkeit mit den älteren, besonders die Verwandtschaft aller mit den italienischen Scenarios auf; die ganze Art lässt die *Comedia dell' Arte* nicht aus dem Sinne kommen. So wie der mächtigste Ein-

fluss der Komiker des *Hôtel de Bourgogne* auf Molière ausser allem Zweifel steht, gilt dies auch von den Gassenfarceurs. Abgesehen davon, dass er selbst dies bunte Treiben der Jahrmarktskomödianten so trefflich schildert, dass man schon daraus auf seine eigene Anschauung derselben zurückschliessen darf, können wir dies direkt folgern, da sein Vater als Tapezierer auf der *Foire St. Germain* eine besondere Verkaufsbude bezogen hatte, in derselben Reihe, wo eben die Jahrmarktsbelustigungen im vollen Gange waren. Und dass er diesen Jahrmarktskomikern vieles verdankte, lässt sich in seinen Werken so genau verfolgen, dass ihm sein Feind Dorimond vorwerfen konnte, er habe sich von Prosper, dem Narren des Operateurs Braquette, das Manuskript einhändigen lassen und dasselbe in freibeuterischer Weise benützt, ein anderer, Boulanger, ihn beschuldigen konnte, er sei bei Orviétano in die Schule gegangen, und wenn man die Sache genauer verfolgt, erscheinen diese Zumutungen nicht einmal ganz bodenlos.

Unser Urteil über das Buch Levertin's haben wir bereits abgegeben. In eine Kritik der Details liessen sich wohl manchmal die Haken einschlagen, doch würde uns dies zu weit führen. Nicht unterdrücken können wir aber den Wunsch, der Verfasser hätte, nachdem er uns nicht nur die Pfahlwurzeln, sondern auch zuweilen die Triebwurzeln des neueren französischen Lustspiels bis in ihre feineren Verzweigungen und Verästelungen blosgelegt hat, Molière mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen sollen. So wie in besonders beanlagten Familien die Begabung, wie durch eine Art Züchtung, von Geschlecht zu Geschlecht sich steigert, bis schliesslich ein Individuum erscheint, in dem die Vorzüge des Stammes alle vereinigt zu gipfeln scheinen, so bedeutet Molière den höchsten Ausdruck des komischen Talents der Franzosen. Während aber die Figuren der früheren Farcen oft blutleere Schatten blieben, die ein blosses Theaterleben führten, hat erst Molière's Genie Personen aus dem wirklichen Leben auf der Bühne dargestellt und man muss sich stets vor Augen halten: „Kunstwerke höchsten Ranges bleiben doch immer wie goldene Äpfel, die vom Himmel herabfallen und selbst wenn der eine oder andere die Hand gesehen zu haben glaubt, die sie herunterwarf, so würden schliesslich doch nur diese Hände sichtbar gewesen sein.“

J. Frank.

Jean Antoine de Baïf's *Psaultier,* *metrische Bearbeitung der Psalmen mit Einleitung, Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis.* Zum ersten Male herausgegeben von Ernst Joh. Groth. 9. Bändchen der *Sammlung französischer Neudrucke*, herausgegeben von K. Vollmöller. Heilbronn, 1888. Gebr. Henninger. XIV, 109 S. kl. 8⁰. Preis: 2 Mk.

Freudig wird gewiss ein jeder Freund der französischen Litteratur dieses Bändchen begrüssen, welches ihm die Gelegenheit bietet, sich ein eigenes Urteil zu bilden über einen Dichter, welchen man bisher entweder ganz totgeschwiegen oder vor dem man wohl gar als einem „seltsamen Querkopf", als einer „durch und durch unerfreulichen Gestalt" geradezu gewarnt hat. Wohl erscheint seit 1881 eine Gesamtausgabe der Werke Baïfs, welche von Marty-Laveaux besorgt wird und von welcher bereits vier Bände erschienen sind; doch da dieselbe infolge der geringen Auflage und des hohen Preises nur auf Bibliotheken einen Platz finden wird, so ist die kleine Separatausgabe des *Psaultier* nicht weniger willkommen. Neben den *Chansonnettes* und den *Étrennes de poésie française* ist es die vorliegende Psalmenübersetzung, die in sogenannten *vers mesurés* abgefasst ist und uns daher ein treues Bild geben kann von den Bestrebungen Baïf's, die antike Verskunst mit ihrem Quantitätsprinzipe auf die französische Poesie, deren Metrik auf der Betonung und der Silbenzahl beruht, zu übertragen. Wenn auch Baïf nicht der erste war, der diesen Bestrebungen huldigte, so war er es doch zuerst, der auch das musikalische Element dabei im Auge hatte und eine enge Verbindung der Poesie mit der Musik herbeizuführen suchte, was ihn sogar zur Gründung einer *Académie de poésie et de musique* veranlasst hat. Ob und wiefern ihm dies gelungen, ist freilich eine Frage, die noch zu lösen ist. Jedenfalls ist ein Eingehen auf diese musikalischen Tendenzen Baïf's bei Beurteilung seiner Verse unerlässlich. Darauf weist uns auch schon das Urteil seines Zeitgenossen d'Aubigné hin, der von seinen Versen sagt: *A la saulse de la musique que leur donna Claudin le jeune, ils furent agréables, mais prononcés sans cette aide, ils furent trouvés fades et fâcheux* (Darmesteter und Hatzfeld, *La littérature française au XVIe siècle* S. 115).

Von den drei Psalmenbearbeitungen Baïf's — von denen bisher noch keine herausgegeben war — hat Groth die älteste vom Jahre 1567 gewählt, die zwar nur bis Psalm 68 reicht, aber insofern die interessanteste und lehrreichste ist, als Baïf jedem Psalm das gebrauchte Versmass mit Schema voransetzt.

Bis auf einige Veränderungen in den Schriftzeichen haben wir einen genauen Abdruck des Manuskriptes, welches sich in der Nationalbibliothek zu Paris befindet, vor uns, „selbst da, wo offenbare Inkonsequenzen, auffallende Interpunktionen u. s. w. Baïf's vorliegen". Diesem Abdruck sind zur Vergleichung Baïf's Übertragungen des 23. Psalms aus der gereimten Ausgabe vom Jahre 1587 und aus der metrischen Bearbeitung vom Jahre 1573 angefügt. Ein kleines Wörterverzeichnis soll das Verständnis des Textes erleichtern. In seiner jetzigen Unvollständigkeit hätte es freilich ohne Schaden wegbleiben können. In die veraltete oder speziell Baïf'sche Schreibweise liest man sich schnell ein, während schon ein deutscher Psalter an zweifelhaften Stellen meist auf das Richtige führt. Was den Text selbst anbetrifft, so ist der Herausgeber, soweit eine Beurteilung möglich ist, mit grosser Sorgfalt verfahren. Augenscheinliche Druckfehler habe ich bei der Lektüre nur wenige gefunden. Vers 291 ist wohl statt *detœ̨·vant* zu lesen *devant tœ̨;* 363 statt *Par: Car;* 793 statt *me: ne;* 1413 statt *Fę̨s: Tę̨s;* 1655 statt *Nôtre: Nôte.*

P. GRÖBEDINKEL.

Molière, *Commedie scelte, Con note storiche e filologiche del Prof. Luigi Dupin; precedute da un Sunto Storico del Teatro Francese.* Ad uso delle scuole. Vol. I. *Les Précieuses ridicules.* Milano, 1888. U. Hoepli.

Der Herausgeber lässt zwar auf die Kehrseite des Titelblattes das übliche *Proprietà letteraria* drucken, vergisst aber leider hinzuzusetzen, wessen litterarisches Eigentum er hier zu Markte bringt. Der Unterzeichnete steht nicht an zu behaupten, dass die *note storiche e filologiche* nicht von Herrn Dupin, sondern von einem deutschen Herausgeber, gegenwärtigem Berichterstatter, verfasst sind. Zwar nennt Herr Dupin unter seinen siebzehn „Quellen" auch die bei Weidmann von mir besorgte Ausgabe der *PR.* und fügt insgemein hinzu, er werde nicht jedesmal sagen, woher er diese oder jene Notiz habe; aber das wäre auch kaum nötig gewesen, er hätte nur zu sagen brauchen, dass von den 158 Anmerkungen seiner Ausgabe 141 von mir verfasst und von ihm mit einigen Kürzungen übersetzt sind.

Die aus drei Stücken bestehende Einleitung kommt allerdings nicht auf mein Konto. Das erste Stück, *Compendio della Storia del Teatro francese* lohnt nicht zu zergliedern; wer seine Vorzüge erkennen will, lese S. 11 den Absatz, worin Dupin die Gründung des Hôtel de Bourgogne und des Hôtel d'Argent an

das Ende des XVII. Jahrhunderts verlegt und mit bezug auf die Zeit Ludwig XIV. immer von den *Comédiens ordinaires de l'empereur* spricht. Ebenso wertlos ist die *Biografia di Molière.* Die dann folgenden *Notizie sulle PR.* bestehen aus den herkömmlichen, irgendwo zusammengerafften Redensarten über das Stück; an der ernsthaften Arbeit, die in meiner Einleitung steckt, geht Herr Dupin vorsichtig vorüber. Indessen fängt er doch schon an, meine Ausgabe nebenher auszubeuten. Man vergleiche:

Fritsche, S. 12.	**Dupin**, S. 37 f. (mit einer unzweckmässigen Kürzung).
In ihrem Bestreben alles Alltägliche zu vermeiden nahmen die preziösen Herren und Damen in ihrem Verkehre unter sich Namen aus der Schäfer- und Ritterdichtung an, oder modelten ihren eigenen zu einem griechisch-klingenden um. (Folgt eine Reihe von Beispielen.) Die ungeheuerlichsten Namen werden gebildet: *Sidroaste, Galacerie, Ligdamire, Félixerie* u. s. w. (Folgen die Ortsnamen.)	*Per evitare tutto ciò che sentiva di volgare, I précieux e le précieuses nelle loro relazioni cambiavano anche il proprio nome modellandolo in uno che sembrasse greco.* (Folgen dieselben Beispiele.) *Chi si chiamò Sidroaste, chi Galacerie, Ligdamire, Félixerie etc.* (Folgen dieselben Ortsnamen in Auswahl.)

Der darauf abgedruckte Titel der Originalausgabe zeigt merkwürdigerweise denselben Fehler, den ich bei der Anordnung der Zeilen begangen hatte. Es musste bei mir nicht heissen *au Petit-Bourbon à Paris. — Chez Claude Barbin* u. s. w., sondern *au Petit-Bourbon. — A Paris. — Chez Claude Barbin.* Wer solche alte Büchertitel zurechtgesetzt hat, versteht, wie ich zu der falschen Einteilung kommen konnte. Hätte ich nicht übersehen gehabt, dass Despois II, 42 den Titel mit diplomatischer Genauigkeit schon wiedergegeben hatte, so würde ich und auch Herr Dupin den Fehler nicht begangen haben.

Kühner wird Herr Dupin in den Noten zur *Préface.* Aber die Vorsicht hat ihn noch nicht ganz verlassen. Seine erste Anmerkung steht bei mir nicht unter dem Text, sondern ist ein Satz aus der Einleitung:

Fritsche, S. 22.	**Dupin**, S. 43.
Der grosse Beifall, den das Stück fand, bewog einen Buchhändler, Jean Ribou, sich eine Kopie desselben zu verschaffen und ohne Zustimmung des Verfassers zu drucken.[1]) Dies erfuhr Molière und veranlasste, dass das Ribou bereits erteilte Druckprivileg aufgehoben wurde (Despois II, 43); um sich aber vor ähnlichen Versuchen zu schützen, gab der Dichter	*Il successo strepitoso della commedia indusse un libraio, Jean Ribou, a procurarsene una copia e stamparla col consentimento della polizia e senza quello dell'autore. Molière lo seppe e fece in modo che il privilegio della stampa dato a Ribou fosse annullato; ma per togliersi le seccature d'attorno, Mo-*

sein Stück an den Verleger de Luynes, der sein Privileg wieder mit Charles de Sercy und Claude Barbin teilte. So erschienen denn 1660 die *PR.*, als das erste Stück Molière's, im Druck,[2]) in drei gleichlautenden oder doch nur durch ganz geringfügige Änderungen von einander abweichenden Drucken.

lière diede la sua commedia all'editore de Luynes il quale divise il privilegio con Charles de Sercy e Claude Barbin. Così esci nel 1660 les Précieuses ridicules in tre edizioni quasi eguali differenti solamente per piccoli cambiamenti. Quella del Ribou non aveva quindi prefazione.[1])

[1]) Dies ist ein unrichtiger Ausdruck; ich hätte sagen sollen: und ohne ... einen Druck vorzubereiten.

[2]) Ich liess hier die Frage über den ersten Druck der *Étourdi* als unerheblich beiseite.

[1]) Dieser letzte Satz ist freie Erfindung des Herrn Dupin, hervorgegangen aus dem nebenbemerkten unrichtigen Ausdruck. Bei Ribou sind die *PR.* überhaupt nicht erschienen.

Meine Anmerkung 3 zur *Préface* (S. 25) ist in zwei zerlegt (S. 44). Dupin's Nr. 3, S. 44, ist meine Anmerkung 4, etwas gekürzt, seine Nr. 4 ist mit einem ganz belanglosen Zusatz meine Nr. 5. Meine Nr. 7 gibt ihre erste Hälfte zu seiner Anmerkung 1, S. 45, her. Dupin's Note 2, ibid. ist aus meiner Nr. 8. So geht es die ganze *Préface* hindurch. Einzelne Anmerkungen schöpft Dupin aus Brunnemann und anderen „Quellen", aber nicht immer mit Glück, so Anmerkung 3, S. 43, aus Brunnemann's Anmerkungen 3, S. 25.

Ganz unverfroren aber verfährt der Plagiator in den Noten zum Stück selber. Ganze 17 von 158 sind nicht aus meiner Ausgabe übersetzt; diese 17 fast ausnahmslos ohne Belang. Die übersetzten sind hier und da gekürzt, oder durch einen müssigen Zusatz erweitert, im wesentlichen aber nach Form und Inhalt mir abgenommen. Meine Irrtümer, Druckfehler und Verweisungen auf frühere Noten wiederholt er getreulich, versteht mich aber allerdings mitunter falsch. Hierfür hat E. Koschwitz in der *DLZ.* vom 4. Mai d. J. schon so viel Beispiele beigebracht, dass ich sie hier wohl sparen kann. Manchmal versucht Herr Dupin eine Verbesserung, hat aber kein Glück damit. So schreibt er S. 62 Anm. 3 *au port de Chuchoter*, weil er denkt *Chucheter* sei ein Druckfehler für *Chuchoter*, während Littré ihn in Kürze belehren konnte, dass *Chucheter* eine früher nicht ungebräuchliche Form war. Ganz zweideutig klingt es, wenn er S. 65 Anm. 2 *que nous soyons entrés* für *il presente del soggiuntivo* erklärt. Auch ist Herr Dupin nicht sehr sorgfältig: S. 72 Anm. 4 sagt er kurz *Être en passe de l'être, espressione di giuoco.* Ich hatte S. 50 gesagt, der Ausdruck sei vom Kolbenspiel abgeleitet und mich auf meine Note zu den *Fâch.* 275 berufen. Aber Herr Dupin hat den Ausdruck *Kolbenspiel* nicht verstanden und ist zu bequem gewesen, die *Fâcheux*-Ausgabe zu befragen. Hier und da übersetzt er ohne Not ungenau, wie S. 91, wo er *Bürgersfrau*

durch *borghese*, Bürger, statt etwa durch *cittadina* wiedergibt. Auch riskiert er wohl, sein Original zu verbessern, wie A. 1 auf S. 99, aber den Beweis für seine Erklärung von *courante* bleibt er schuldig. — Doch genug. Jeder Erklärer nützt seine Vorgänger aus, aber Herr Dupin hat doch eine zu einseitige Vorliebe für meine Ausgabe gehabt.

Es sei mir gestattet, zu letzterer bei dieser Gelegenheit hier einige Zusätze und Verbesserungen kurz anzugeben. — Zum Schluss des mittleren Absatzes auf S. 6: Dies bemerkt schon Fournel in den *Contemporains de Molière* III, 400, Note 3. — Zu S. 9: Über die preziösen Damen zur Zeit Marot's lese man Marot, éd. Guiffrey III, 381; über den Spott des Nicolas Le Digne gegen die Preziösen seiner Zeit s. Lénient, *La Satire en France* S. 561. — Die von den Preziösen angewandte Schreibung *repren* für *reprend* ist wohl nicht ihre Erfindung, sondern Reminiscenz an Schreibungen des XVI. Jahrhunderts; s. Darmesteter et Hatzfeldt, *Le seizième siècle* I, 234, § 108 am Schluss. — Morf behauptet in dieser *Zeitschrift* IV, 213 Somaize's *Grand Dictionnaire des Prétieuses ou la Clef de la langue des ruelles* sei erst 1660, nicht 1659 gedruckt. Woher er dies hat, weiss ich nicht; meine Angabe stützt sich auf Livet's Neudruck, Préf. XXXIII und darauf, dass der dann folgende Abdruck der Ausgabe von 1660 als zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe bezeichnet ist. — Zu Molière's Ausfall gegen die Gerichte in der *Préface* lese man Paringault's bekannte Abhandlung in der *Revue historique du droit français et étranger* VII, 317 ff. Auch nach der Ordonnanz von 1667 wurden die Klagen nicht geringer; vgl. Boileau, *Le Lutrin* V, 57—58. — Zu den *Porteurs de chaise*, S. 30, vgl. Fournel, *Contemp.* I, 323, Note 2. — Die Übertragung von Schauspielernamen auf Personen der Schauspiele *(ibid.)* war gewöhnlich; s. Parfaict VII, 24. — Zu Anm. 22: Zwischen lat. *pecus* und frz. *pécore* liegt ital. *pecora*. Lat. *Pecora campi* gebraucht Larivey als fem. sing. In *Le Fidelle* II, sc. 14 sagt der Pedant M. Josse von Babille: *qui est ceste mal morigerée pecora campi?* — Über die Toilettenkünste der Damen, von denen Gorgibus S. 34 spricht, vgl. Boucher's *Champagne le Coiffeur*, besonders Sc. X, bei Fournel III, 270 ff. — Rotrou hat das Wort *église* nicht bloss *Clarice* I, 5, wie Anm. 44 gesagt ist, sondern auch in *La Soeur* II, 2 zweimal. — Ich bekenne, dass mich die Erklärung in Anm. 52 auch nicht befriedigt; aber ich weiss keine bessere zu geben. Ist die Redensart *de but en blanc*, die auch litterarisch gebildete Franzosen mir nicht genügend erklären konnten, vielleicht eine übliche Entstellung? Charron, *De la Sagesse* II, chap. 12, hat den Satz: *Il ne peut bien agir qui ne*

vise au but et au blanc. — Zu Anm. 116: Furetière beschreibt im *Rom. bourg.*, Ausgabe von 1704, S. 11, einen Advokaten, der sich als Edelmann aufspielt: *Ses cheveux ... étaient couverts le soir d'une belle perruque blonde très fréquemment visitée par un peigne qu'il avait plus souvent à la main que dans la poche.* Auch zu Anm. 120 findet man bei Furetière l. c. S. 21 einige ergötzliche Bilder. — S. 52 in der letzten Zeile des Textes lies *de ma manière.* Zu Anm. 140: Die erste Behauptung ist nicht richtig; man sagt noch jetzt: *je fus ouvrir la porte* u. dgl. — Noch eine Stelle zu der Sammlung in Anm. 143 findet sich bei Tristan l'Hermite im *Parasite* V, 5 (von 1654): *Il a volé le cœur à qui voloit le sien.* (Fournel III, 63.) — Der Scherz über das *Impromptu*, das man *à loisir* machen werde, findet sich ähnlich bei Furetière l. c. S. 158. H. Fritsche.

Blennerhassett, Lady Charlotte, geb. Gräfin Leyden, *Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur.* Zweiter Band. Berlin, 1888. Gebr. Paetel. 472 S. gr. 8⁰. Preis: 10 Mk.

In jeder Hinsicht würdig reiht sich dem ersten Bande[1]) des grossen Werkes der zweite an, der die Zeit vom Herbst 1790 bis zu der ersten Reise der Heldin nach Deutschland umspannt. Der an jenem gerügten sprachlichen Sünden macht sich freilich die Verf., wie wir unten belegen werden, hier nicht weniger schuldig.

Versuchen wir, von dem überreichen und interessanten Inhalt der sieben Kapitel eine gedrängte Skizze zu entwerfen.

Das erste Kapitel (S. 1—56) führt uns zunächst nach Coppet, wo Frau von Staël zum ersten Male wieder seit sechs Jahren vom Oktober 1790 bis zum Januar 1791 und dann wiederholt in letzterem Jahre bei ihren Eltern weilte, und fügt zu dem Bilde des Vaters und der Tochter sowie zu seinem geschichtlichen Hintergrunde manche bemerkenswerte Züge. Necker's *Cours de Morale religieuse* erscheint als eine Art von Vorläufer des *Génie du Christianisme.* Wir sehen die Staël als Gegenstand des Parteihasses, in der Beleuchtung der Rivarol'schen Spottschriften, und lernen den dort als ihren bevorzugten Liebhaber bezeichneten Grafen Louis von Narbonne näher kennen, dessen wirkliche Mutter keine andere als Ludwig's XV. Tochter, Madame Adelaïde, gewesen zu sein scheint. Wir verfolgen den Wandel, der sich allmählich in den Beziehungen des Barons von Staël zu König Gustav III. vollzog, und der bei dem sich mehr und mehr ver-

[1]) Vgl. *Ztschr.* X, S. 100.

schärfenden Gegensatze in den politischen Anschauungen Beider zu einer Art schwedischen Nebengesandtschaft, deren Träger Graf Fersen war, geführt hatte. Einblick wird uns gewährt in die Parteipläne unmittelbar vor dem unglücklichen Fluchtversuch der Königsfamilie, in die Flucht nach Varennes selbst mit ihren nächsten Folgen, in die letzten Möglichkeiten einer Rettung der französischen Monarchie und in die abschliessenden Thaten der Nationalversammlung. Mitteilungen aus einem ungedruckten Briefe der Frau von Staël an Nils von Rosenstein und aus einem von ihr an Gustav III. bilden den interessanten Abschluss.

Das zweite Kapitel (S. 57—120) schildert Frankreich unter der Legislative bis zum 10. August 1792. Vorgeführt wird uns: das Schwanken des Hofes zwischen den Parteien; Narbonne, der Freund der Staël und Vertreter der konstitutionellen Partei, als Minister; der merkwürdige Versuch, den Herzog von Braunschweig zum Führer der französischen Heere und vielleicht zum dereinstigen Träger der französischen Krone zu gewinnen; das Ministerium Roland; die Abberufung des Barons von Staël aus Paris unmittelbar vor Gustav's III. Ermordung; die nochmaligen Anzeichen einer möglichen Rückbewegung und das immer stärkere Aufwallen der revolutionären Leidenschaften bis zu dem verhängnisvollen Manifeste des Herzogs von Braunschweig. Frau von Staël erscheint teils als Beobachterin der Ereignisse, teils bemüht, in dieselben einzugreifen, wie durch ihren vergeblichen Plan zu einem neuen Fluchtversuch der königlichen Familie.

In dem dritten Kapitel (S. 121—183), das mit dem 10. August 1792 beginnt und an äusseren Momenten aus der Revolutionsgeschichte besonders die Septembermorde, die Hinrichtung des Königs und den Sturz der Gironde, andererseits die Kriegsereignisse und die Versuche einer Allianz zwischen Frankreich und Schweden verzeichnet, beruht die Darstellung zu einem grossen Teile auf den *Considérations* der Frau von Staël, und neben Gestalten wie Anacharsis Cloots, Eulogius Schneider, Graf Schlabrendorf, J. E. Bollmann, dem scharf beobachtenden Augenzeugen der damaligen pariser Verhältnisse, Miss F. Burney, Graf Joseph de Maistre tritt auch die eigene Person der Staël wieder mehr in den Vordergrund. Wir verfolgen ihre Flucht aus Paris, ihren Aufenthalt in Coppet während der letzten Monate des Jahres 1792, wo sie ihren Sohn Albert gebar, ihren Aufenthalt in England vom Januar bis Juni 1793 und ihre Rückkehr von dort nach Coppet, wo sie im Mai 1794 am Sterbelager ihrer Mutter stehen sollte. Allenthalben sehen wir die mutige Frau, welche die Feder zur Verteidigung der Königin ergreift, um die Rettung bedrohter Freunde und Gesinnungsgenossen bemüht. Die

Schilderung ihrer Beziehungen zur englischen Gesellschaft und ihrer in England gewonnenen Eindrücke darf in diesem Abschnitt besonderes Interesse in Anspruch nehmen.

Das vierte Kapitel (S. 184—253), das mit dem neunten Thermidor anhebt und von der moralischen Entartung ausgeht, in welche die langen Revolutionsjahre die französische Gesellschaft hatten versinken lassen, muss den Herzensbeziehungen der Frau von Staël näher treten: an Stelle des durch Schuld des männlichen Teiles gelösten Verhältnisses mit Narbonne, dessen Intimität durch ein Zitat aus Sainte-Beuve eingeräumt wird, tritt seit September 1794 das neue, folgenwichtige mit Benj. Constant. Wir lernen Vergangenheit und Charakter dieses Mannes kennen und erfahren andeutungsweise aus seinem erst kürzlich veröffentlichten *Journal intime*, dass es ihm an einem gewissen Tage wohl gelungen sein mag, endlich auch die letzte Gunst der geliebten Frau zu gewinnen (vgl. S. 205), die ihn zum Genossen ihrer politischen Anschauungen und Pläne erhebt und seine Lebensrichtung nunmehr auf lange Jahre bestimmt. Das politische Glaubensbekenntnis der Staël für jene Zeit, wie sie es in den *Réflexions sur la paix* (1794) und den *Réflexions sur la paix intérieure* (1795) niedergelegt hat, ist im Gegensatz zu dem ihres Vaters ein entschieden republikanisches: damit hält sie im Mai 1795 kurz nach der Anerkennung der französischen Republik durch ihren Gatten als schwedischen Gesandten ihren Wiedereinzug in die französische Hauptstadt, wo ihr Salon in den letzten Tagen des Konvents sich bald wieder zu Glanz und Einfluss erhebt. Fesselnd geschriebene Seiten versetzen den Leser in das Parteitreiben, das Verfassungswerk, das Gesellschaftsleben und die Zustände des Jahres 1795 und lassen die damalige bedeutsame Rolle der Frau von Staël, welche Talleyrand die Rückkehr erwirkt, der gemässigten republikanischen Presse in Benj. Constant einen neuen Kämpfer zuführt und an den politischen Streitfragen lebhaften Anteil nimmt, deutlich hervortreten.

Im fünften Kapitel (S. 254—320) begegnen wir der Heldin zuerst in Coppet (bezw. Lausanne), wo sie die Zeit von 1795 bis zum Frühjahr 1797 litterarisch thätig verbringt, seit Ende 1796 mit ihrem Gemahle zusammenlebend, den eigenmächtiges Gebaren um seinen Gesandtschaftsposten gebracht hatte[1], und finden im Eingang ihre Schriften aus jener Zeit:

[1] Die Darstellung Strodtmann's *Dichterprofile* II. S. 12, wonach Frau von Staël 1796 hauptsächlich um Benj. Constants willen die Verbindung mit ihrem Gemahl löste, während seine Trennung von ihr 1798 gar nicht erwähnt wird, ist also nicht völlig zutreffend. Mindestens war die Trennung im Jahre 1796 keine dauernde.

Essai sur les fictions und *De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations* mit Geist zergliedert und gewürdigt.

Die nächsten Seiten schildern bei Gelegenheit ihrer Rückkehr nach Paris durch Barras' Vermittelung die inzwischen erfolgte Veränderung der politischen Lage durch das Hervortreten Bonaparte's im italienischen Feldzuge und durch Babeuf's Verschwörung (zu deren Verständnis die Verfasserin die Entwickelung der sozialen Frage seit der Revolution in Kürze darlegt) und weiterhin das Eintreten der Staël und Constant's gegen die Reaktion, die Stellung der Ersteren zu den Bonaparte's, zum Staatsstreich vom 18. Fructidor und ihre gegensätzliche Haltung gegenüber der ungerecht-gewaltthätigen zweiten Hälfte der Direktorialregierung. Die hier erwähnte Geburt ihrer Tochter Albertine gibt der Verfasserin noch keinen Anlass auf die Frage näherer Beziehung derselben zu Benj. Constant einzugehen. Lady Blennerhassett schliesst nach Verweilen bei dem Kreise der Frau von Beaumont und Erwähnung der schweizer Revolution mit Baron Staël's Rückkehr auf seinen Gesandtschaftsposten und seiner Trennung im Sommer 1798 von seiner Gemahlin, wobei nach der eigenen Vermutung der letzteren (vgl. S. 319) politische Rücksichten mitgesprochen zu haben scheinen.

Überaus reich an Inhalt, erstreckt sich Kapitel sechs (S. 321—395) bis zu dem Tode des Baron Staël am 9. Mai 1802 und begleitet somit die Entwickelung der französischen Verhältnisse durch die letzten Zeiten der Direktorialregierung, über die Staatsstreiche des 30. Prairial und 18. Brumaire hinweg bis mitten in das Konsulat hinein. Die Beteiligung Constant's und der Staël an der politischen Entwickelung sowie die Herausbildung der Feindschaft letzterer mit Bonaparte treten gebührend hervor, während uns als Ausdruck ihrer unentwegten Überzeugung von der menschlichen Vervollkommnungsfähigkeit ihr Werk *De la littérature, considérée dans ses rapports avec les institutions sociales* begegnet. Bei diesem verweilt Lady Blennerhassett länger, um seinen Zusammenhang mit älteren Ideen und mit der Anschauung der Zeit, seine neuen fördernden Impulse in der Heranziehung der englischen und deutschen Litteratur und sein Schicksal nachzuweisen, dass es in seinen politischen Gedanken und in den Ansichten, die noch unter dem Banne des XVIII. Jahrhunderts stehen, zu spät, in seinen Vorgefühlen der Romantik aber zu früh erschienen war. Unter den tadelnden Stimmen, die das Buch weckte, berührt Lady Blennerhassett besonders die verschiedenen Äusserungen Chateaubriand's und schaltet eine geistvolle Charakteristik dieses ersten Heros der

französischen Romantik ein. Die Beziehungen der Staël, die sich mit der Familie de Gérando und mit Mad. Récamier anknüpfen, ihr Leben in Paris im Winter 1800 auf 1801 (der Seitenkopf S. 384 zeigt fälschlich 1801—1802), in Coppet vom Sommer 1801 bis März 1802, in welche Zeit die Veröffentlichung von Necker's Werk *Dernières Vues de politique et de finance* fällt, eine neue Reizung von Bonaparte's Zorn; endlich ihr letztes Verweilen in der mehr und mehr dem Bonapartismus verfallenden Hauptstadt im Frühjahr 1802 füllen weitere Seiten.

Der Eingang des letzten Kapitels (S. 396—472) ist ausführlicher Betrachtung der im Herbst 1802 erschienenen *Delphine* gewidmet. Frau von Staël verlässt als ständigen Wohnsitz Coppet in einem Zeitraum von anderthalb Jahren nur, um im September 1802 in der Nähe von Paris den Druck dieses Werkes zu leiten, und so ist Lady Blennerhassett veranlasst, ein Bild von dem Leben und der Gesellschaft in Genf zu entwerfen, wo die Staël mit Personen wie Mad. Rilliet-Huber, Mad. Necker de Saussure, Sismondi, Frau von Krüdener, Bonstetten, Friederike Brun Verkehr pflegt, und uns zugleich ihre Heldin in der Familie, bei der Erziehung ihrer Kinder (nach der *Notice* der Mme Necker de Saussure) und in dem Verhältnis zu ihrem Vater zu malen.

Der Versuch einer Näherung an Paris im Herbst 1803, die Verbannung auf vierzig Meilen von der Hauptstadt, die derselbe zur Folge hatte, und der Antritt der ersten Reise nach Deutschland bilden samt einer Beleuchtung der geistigen Fäden, welche sich bereits von dort nach Frankreich hinüberspannen, für Kapitel und Band den Schluss.

Die Masse der von der Verfasserin benutzten Litteratur ist gegen den ersten Band erstaunlich gewachsen. Wir nennen von den hinzukommenden allgemeinen historischen oder litterargeschichtlichen Werken: Geijer's *Geschichte Schwedens;* Reuchlin's *Geschichte Italiens;* Girtanner's *Politische Annalen;* Lecky, *History of England in the XVIIIth century;* Adolf Schmidt's *Pariser Zustände;* Louis Blanc's *Histoire de la révolution;* Lanfrey's *Essai sur la révol. fr.* und *Histoire de Napoléon;* Toulongeon's *Histoire de France depuis 1789;* Granier de Cassagnac's *Histoire du Directoire* und *les Girondins,* Lamartine's *Histoire des Girondins;* Forneron's *Histoire des émigrés,* Lebon's *l'Angleterre et l'émigration française;* E. et J. de Goncourt's *la Femme au XVIIIème siècle;* V. Pierre's *La Terreur sous le Directoire;* — Haym, *Die romantische Schule;* die verschiedenen litterarischen Portraits von Sainte-Beuve, Vinet, *Etudes sur la littérature française*; Brandes, *Die Litteratur des XIX. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen;* Taine, *Histoire*

de la littérature anglaise; M.-J. Chénier, *Tableau historique de la littérature française depuis 1789;* A. Michiels, *Histoire des idées littéraires en France;* Weddigen, *Geschichte der Einwirkungen der deutschen Litteratur;* Süptle, *Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich;* Gaullieur, *Etudes sur l'histoire littéraire de la Suisse française.*

Von Monographien, bezw. biographischen Werken sind hinzugekommen: Janssen, *Fr. C. Graf von Stolberg;* Michaud, *Talleyrand* und Bulwer, *Life of Talleyrand;* Léonzon-Le Duc, *Gustave III;* Hamel, *Robespierre;* Helen Zimmern, *Miss Edgeworth;* Bardoux, *Le Comte de Montlosier;* Hess, *J. C. Schweizer;* Uhde, *Reichardt, eine Selbstbiographie;* Avenel, *An. Cloots;* Kapp, *Bollmann;* Rondelet, *Mme de Staël et Rousseau;* Stevens, *Mad. de Staël;* Vicomtesse de Noailles, *La Princesse de Poix;* A.-D. de Noailles, *La Marquise de Montagu;* Beauchesne, *Louis XVII;* Costa de Beauregard, *Un homme d'autrefois (Necker);* Stanhope, *Life of Pitt;* de Martel, *Fouché*; Lavergne, *Molinari;* A. de Foville, *Etudes sur la propriété foncière;* Buonarotti, *Conspiration pour l'égalité;* Advielle, *Histoire de Babeuf et du Babouvisme*; Stein, *Begriff der Gesellschaft;* Guizot, *Le Duc de Broglie;* die Biographien Chateaubriand's von Sainte-Beuve, Villemain und Marcellus; die der Frau von Krüdener von Jacob le Bibliophile und von Eynard; de la Rive, *La société intellectuelle à Genève;* Welschinger, *La Censure sous le premier Empire.*

An Memoirenwerken verzeichnen wir: die von Mad. Campan, Villemain, dem Herzog von Broglie, Greville, Burke *(Thoughts on the Affairs of France)*, Dumouriez, d'Allonville, Romilly, Mme de Rémusat, Lacretelle *(Dix années d'épreuves)*, Weber, Alfieri, Vaublanc, Rist, Burney, d'Haussonville, Miss Berry, Graf Beugnot, Graf de Mérode, Thibeaudeau, Nodier, Graf Miot de Melito, Gourgaud et Montholon, Arnault, Baron de Vitrolles, Lucian und Joseph Bonaparte, Mme Récamier, Barthélemy, Fauche-Borel, Gohier, Bourrienne, Metternich, Lamartine, Savary, Öhlenschläger.

Von Briefwechseln, die zwischen Maria-Antoinette und Joseph II., sowie Leopold II., die von Sismondi, Gräfin Dönhoff und Mme de Charrière, Benj. Constant, Napoléon I., Villers, Mme Récamier mit Frau von Staël, Frau von Staël mit der Herzogin Louise von Weimar, Guizot, Reichardt, Jean Paul, Knebel, W. v. Humboldt, Gœthe und Schiller, Gœthe und Gebr. v. Humboldt, Gœthe mit seiner Mutter.

Benutzte Werke, die zugleich Erinnerungen und Briefe umschliessen, sind endlich: de Gérando *(Lettres inédites et Souvenirs biographiques de Mme Récamier et de Mme de Staël)*, Lord Malmesbury *(Diaries and Correspondence)*, Joubert *(Pensées et*

Correspondance), Henry Crabb Robinson *(Diary, Reminiscences and Correspondence)*, Th. Moore *(Letters and Journals of Lord Byron)*, Ticknor *(Life, Letters and Journals)*.

Dass die Werke Chateaubriand's, Constant's, Jos. de Maistre's, Villers' u. A. mit Quellen der Schriftstellerin gewesen sind, bedarf kaum der Erwähnung.

Von ungedrucktem Material aber zieht Lady Blennerhassett ausser den auf der Universitätsbibliothek Upsala verwahrten Briefen der Staël, die wir schon bei Besprechung des ersten Bandes zu erwähnen hatten, solche an Meister von Necker und Frau von Staël heran, die sich in Winterthur in dem Privatbesitz eines Herrn Dr. Th. Reinhart befinden.

Die Darstellung des Werkes geht derartig in die Breite und Tiefe und bietet des Interessanten so viel, dass die Wahl schwer fällt, wenn man aus dem zweiten Bande Einzelnes herausgreifen und hervorheben will. Doch deuten wir in dieser Hinsicht auf die Briefe Bollmann's (S. 134 ff. und 161 ff., aus Varnhagen's Denkwürdigkeiten genommen), aus denen uns das Bild der Staël überaus lebendig entgegentritt, auf einen Brief Joseph de Maistre's (S. 180), auf die genauen Angaben über die finanziellen Verhältnisse des Staël'schen Ehepaares (S. 267 und 377), auf den authentischen Nachweis der ursprünglich (noch im Jahre 1797) spröden und fremden Stellung der Staël zur deutschen Litteratur (S. 460) hin.

Im Vergleich mit Stevens scheint uns Lady Blennerhassett besonders deshalb Anerkennung zu verdienen, weil sie den Herzensbeziehungen ihrer Heldin wirklich auf den Grund geht und nicht sie zu vertuschen beflissen ist.

Was die Sorgfalt im Kleinen anlangt, so sind uns allerdings beim Studium des Werkes einige Zweifel beigegangen, ob sie von der Verfasserin durchweg geübt worden ist. Wir haben die Unmasse der Zitate, der übersetzten und ausgezogenen Stellen natürlich nur zu einem ganz kleinen Teile nachgeprüft und schon aus dem Grunde vielfach nicht nachprüfen können, weil die betreffenden Werke schwer erreichbar sind; aber ganz gelegentlich sind wir doch auf manche Ungenauigkeiten in jenen, sowie auf andere kleine Versehen gestossen. So ist S. 287 vom gesetzgebenden Körper, wo der Regierung (1797) von fünfhundert nur zweihundert, und vom Rat der Fünfhundert, wo ihr von zweihundertfünfzig nur siebzig Stimmen geblieben seien, die Rede. Offenbar soll es an der zweiten Stelle „Rat der Alten" heissen, während „gesetzgebender Körper" (die gemeinsame Benennung beider Versammlungen: vgl. Thiers, *Hist. de la révol. fr.* Livre XXX: *on consentit à l'établissement d'un corps législatif*

partagé en deux Assemblées und Mignet, *Hist. de la révol. fr.* Chap. XI) fälschlich für „Rat der Fünfhundert“ gebraucht ist. — S. 289 steht *filoux en troupe* statt *filous*. — S. 307 wird Napoleon's Vertrauter auf Helena Las Cases zu Las Casas. — S. 320 ist eine Stelle aus *De l'Allemagne* (T. 3, Kap. 19) nicht nur im Ganzen sehr frei übersetzt, sondern ein Wort geradezu sinnstörend falsch gelesen: im Text steht *une esclave*, während Lady Blennerhassett schreibt: damit etwas heilig bleibe auf Erden, sei es besser in der Ehe einen Sklaven als zwei Freigeister zu finden.“ — S. 388 kommt Z. 10 v. u. der Druckfehler *on* für *ou* vor. — S. 397 ist Therese d'Ervin's aus *Delphine* als die „sterbende“ Freundin bezeichnet, während sie nur, wie weiter unten richtig erzählt wird, in das Kloster geht (vgl. *Delph.* I, Lettre XXXII und II, Lettre XIX). — S. 434 wird Mad. Necker de Saussure Necker's „Cousine“ statt „Nichte“ genannt. — S. 446 wird ein Aufsatz von Süpfle aus dem *Gœthe-Jahrbuch* von 1987 zitiert. — S. 460 steht aus einem Briefe der Staël: *c'est ce qui vous ne me verrez pas faire*, was Frau von Staël schwerlich geschrieben hat oder gewiss nicht hat schreiben wollen. — S. 465 fehlt der Verweis auf Villers' Briefwechsel, herausgegeben von Isler: der Brief steht dort S. 268 ff. (vom 1. August 1802) und ist von Lady Blennerhassett in einzelnen Punkten ungenau wiedergegeben. Sie schreibt (S. 464): „Wenn er ein Wesen beschreibt, das mit jedem neuen Sinn neue Ideen erhält, hätte sich ebenfalls berechnen lassen, was ein der Reihe nach aller seiner Sinne beraubter Mensch dennoch ohne dieselben an Ideen behält“, während es im Texte lautet (a. a. O. S. 270) *tout ce que l'homme privé successivement de chacun de ses sens pourrait non seulement conserver mais acquérir d'idées sans eux*, und lässt, ohne die Auslassung anzudeuten, hinter den Worten: „wenn Sie dem Gedanken entsagten, uns Kant's übrige Werke zugänglich zu machen“ die sehr bezeichnende Stelle unübersetzt: *ils (les ouvrages de Kant) ne seront jamais entendus sans vous, vous avez au suprème* (sic!) *degré la clarté qui lui manque.* — S. 469 soll es in dem Zitat aus den *Nouveaux Lundis* 255 statt 235 heissen: da beginnt der Aufsatz, der zitierte Brief steht S. 300. — Dasselbe Werk von M. J. Chénier tritt S. 412 richtig als *Tableau historique de la Littérature française depuis 1789* und S. 449 als *Tableau de la littérature française au XVIII. siècle* auf. — Aus A. Michiels' *Histoire des Idées littéraires en France* (S. 339 angeführt) ist S. 445 eine *Histoire des Littératures étrangères en France* geworden; dass die Seitenzahlen dabei zu der Ausgabe des Werkes

von 1842, die uns zur Hand ist, nicht stimmen, mag an der Benutzung einer späteren Ausgabe liegen.

Man sei also in solchen Dingen bei der Benutzung des Werkes auf seiner Hut.

Wir geben endlich noch eine Blumenlese von den im Eingang dieser Besprechung angedeuteten undeutschen, ja fehlerhaften Wörtern und Wendungen, welche die Verfasserin auch im zweiten Bande braucht. Nicht nur verbindet sie wieder „begegnen“ an zahlreichen Stellen mit dem Akkus. (S. 124, 205, 300, 303, 359, 402, 450), lässt wieder „dem Gesandten etwas wissen“ (S. 24) und braucht wieder „die erste zu . . .“ mit Infinitiv (S. 389), sie bildet auch die schöne Form 3. Sg. Präs. Ind. „verratet“ (S. 249). S. 85 „präludiert“ Jos. Chénier „seinem Bastillendrama“ durch gewisse Verse; S. 352 „plaidiert“ Chateaubriand „die Sache der Monarchie“; S. 427 „applaudiert“ Bonstetten Hernani und „die Revolution“ von 1830; nach S. 422 „wusste“ Mad. Necker de Saussure Griechisch und Latein; S. 27 steht „warnen“ in undeutschem Sinne statt „aufmerksam machen, mitteilen“ (*avertir* also falsch übersetzt); S. 42 „verhindern“ mit dem Dativ der Person statt des Akkusativ (wohl Vermengung mit „verbieten“); S. 238 „schmeicheln“ mit dem Akkusativ; S. 103 ist das Futurum in „Fortan wird sich der Ehrgeiz . . . unter dem republikanischen Ideal bergen . . . Am Rande des Blutstroms angelangt, wird sie . . . denselben überschreiten“ undeutsch. S. 132 macht sich der Gallicismus „Jemanden für Jemanden verlassen“ und S. 154 die ähnliche Wendung „einen Standpunkt für einen anderen aufgeben“ bemerklich; S. 340 „bricht“ ein Verbindungsfaden; S. 390 steht „lernen“ für „lehren“ („sie lerne Leuten denken“); S. 436 „sehen“ für „aufsuchen“ (*voir* oder *aller voir*). Wie endlich die Apposition misshandelt wird, zeigen die Stellen: „war auch er zur Intervention . . . als letztes Mittel zur Rettung . . . bereit“ (S. 37) und „die Kriegserklärung der wahren Patrioten gegen die Gemässigten, dieser Feinde der Freiheit und Gleichheit“ (S. 89).

Trotz aller Verdienste des Werkes, denen wir vollauf gerecht geworden zu sein glauben, können wir mit erneutem Tadel gegenüber solcher Behandlung der deutschen Sprache unmöglich zurückhalten, so wenig wir vorher unsere Bedenken betreffs der Verlässlichkeit im Einzelnen und Kleinen verschweigen durften.

O. Knauer.

Carel, George, *Voltaire und Gœthe als Dramatiker. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte.* (Wissensch. Beilage zum Jahresbericht der Sophienschule zu Berlin, Ostern 1889.) Berlin, R. Gärtner's Buchhandlung. 38 S. 4⁰. Preis: 1 Mk.

Wie für die Gœtheforschung Hermann Grimm, so haben Desnoiresterres und Mahrenholtz für die Voltaireforschung neue Bahnen betreten. An Stelle der Verhimmelung seitens der Franzosen und der grenzenlosen Verurteilung seitens der Lessingfreunde beginnt denn auch eine objektive Auffassung Voltaire's sich geltend zu machen.

Die gründliche, klar durchdachte, übersichtlich geordnete und vortrefflich geschriebene Arbeit Carel's beginnt mit Gœthe's Urteilen über Voltaire, wie sie in gelegentlichen Abhandlungen und im Briefwechsel mit Schiller ausgesprochen wurden. Hierauf geht der Verfasser auf die hervorragende Individualität des grössten Franzosen und des grössten Deutschen ihrer Zeit ein, auf ihre litterarische Stellung und insbesondere auf die dramatische Wirksamkeit beider Dichter.

Gœthe hatte vor Voltaire den gewaltigen Vorteil voraus, dass er nicht am Schluss einer in Auflösung begriffenen, sondern am Anfang einer aufgehenden Zeit stand. Auch wurde dem Franzosen der Racine'sche Klassizismus zur drückenden Fessel, während Gœthe durch Lessing auf die Bahn der nationalen Litteratur gewiesen wurde (S. 11). In Strassburg lernte der junge Student den Einfluss des Patriarchen von Ferney auf die Zeitanschauungen kennen und fühlte sich dadurch wenig sympathisch berührt (vgl. *Wahrheit und Dichtung*, passim). Wenn er trotzdem als Theaterintendant in Weimar klassische Dramen der Franzosen auf die Bühne brachte, so ist das ein neuer Beweis dafür, wie sehr Gœthes deutsches Denken und Empfinden mit französischem Bildungsmaterial arbeitete. Dasselbe war bei fast allen grossen Geistern jener Zeit der Fall (vgl. S. 32—33). Den Einfluss Voltaire's auf die einzelnen Stücke Gœthe's gedenkt der Verfasser in einer späteren Abhandlung zu untersuchen. Was Gœthe insbesondere zur Verdeutschung Voltaire'scher Dramen veranlasste, war die durch Zeitgenossen beklagte Wahrnehmung, dass Shakespeare's Dramen der gediegenen Durchbildung der Schauspieler Eintrag that (Nachweise S. 34—35). Das gemessene, feierliche Wesen der französischen Klassiker schien dem Bühnenleiter Gœthe angemessener. Voltaire aber ist im Drama ein Epigone Corneille's, dessen rauschende Rhetorik und heldenhafter Pathos ihm näher lag, als Racine's unübertroffene

Schilderung der Liebe und des Frauenherzens. Den Dramatiker Voltaire mit einem Shakespeare zu vergleichen, kam höchstens dem Zeitgenossen Lessing zu, welcher den verhassten „französischen Skribenten“ nicht objektiv im Rahmen der Zeit betrachten konnte, wie wir es ein Jahrhundert später gelernt haben. Mit gutem Recht tadelt also Carel das sichtliche Wohlbehagen, mit welchem in neuerer Zeit wieder an Lessing's Kritik angeknüpft wird, um die Hiebe hageldicht auf Voltaire niedersausen zu lassen. Denn einmal vergessen die gestrengen Richter, der völlig entgegengesetzten nationalen Eigenart Rechnung zu tragen, ferner lassen sie ausser acht, dass Voltaire für die Sünden seiner beiden Vorgänger mit büssen musste. Voltaire dachte nicht daran, — dies betont Carel ausdrücklich, — den konventionellen Gepflogenheiten entgegenzuarbeiten und den hergebrachten klassischen Geschmack zu bekämpfen: *Je n'ai voulu combattre en rien le goût du public*, sagt er in der Einleitung zur Mariamne, *c'est pour lui et non pour moi que j'écris; ce sont ses sentiments et non les miens que je dois suivre.* Ein allerdings sehr anfechtbarer Standpunkt des geschmeidigen Voltaire.

Wenn der Verfasser am Schluss der Einleitung sagt, Desnoisterres, Strauss und Mahrenholtz seien ihm für Voltaire in ihrer Objektivität Vorbild gewesen, ebenso wie H. Grimm für Gœthe, und Hettner für das ganze Aufklärungszeitalter, so kann ihm das Zeugnis nicht versagt werden, dass er seine Vorbilder nahezu erreicht hat. Die ganze Abhandlung hinterlässt einen wohlthuenden Eindruck. — Zum Schluss seien dem Referenten einige Nachträge verstattet. *Œdipe* wurde nicht 1719, sondern am 18. November 1718 aufgeführt. Bei den im allgemeinen vollständigen Litteraturnachweisen wären nachzutragen: A. Schmidt, *Voltaire's Verdienste um die Einführung Shakespeare's.* Progr. Königsberg, 1864. H. Morf, *Die Cäsartragödien Voltaire's und Shakespeare's. Zschr.* Bd. X^1, S. 214 ff.

Bei Piron, dem boshaften Apothekersohn aus Dijon (S. 19, Anm.), vermisst Referent die ziemlich wichtige Angabe, dass auch die „Métromanie“ gegen Voltaire gerichtet ist, welcher sich von einem Dichterling Desforges-Maillard in ähnlicher Weise düpieren liess, wie Damis vom alten Francaleu (vgl. H. Bonhomme, *Einleitung zu den Œuvres de Desforges-Maillard*, Paris 1880).

Eine auffallende Ähnlichkeit beider Dichter tritt meines Erachtens an geeigneter Stelle nicht ganz genügend hervor. Richtig wird Gœthe, der kühle Olympier, in Gegensatz zu dem von Humanitätsgedanken und Rousseau'scher Naturschwärmerei erfüllten Schiller gesetzt. Nimmermehr hätte Schiller dem Dichter

des Faust II zugestimmt, der beim Anblick der Volksmenge unwillig ausruft:

Man freut sich, dass das Volk sich mehrt,
Nach seiner Art behaglich nährt,
Sogar sich bildet, sich belehrt —
Und man erzieht sich nur Rebellen!

Auch Voltaire, der eingefleischte Aristokrat, der Verächter der von Rousseau verteidigten *populace*, dachte wie der Geheimrat von Gœthe am Abend seines Lebens und hat es in seinem umfangreichen Briefwechsel oft genug unzweideutig ausgesprochen.

J. Sarrazin.

Beyer, Franz, *Französische Phonetik für Lehrer und Studierende.* Cöthen, 1888. Otto Schulze. IX u. 186 S. 8⁰.

In seinem *Lautsystem des Neufranzösischen*[1]) hatte der Verfasser der vorliegenden Arbeit versprochen, auf die dort gegebene Analyse der französischen Sprachlaute bald eine Synthese derselben folgen zu lassen. Es war ein glücklicher Gedanke, statt dessen vielmehr beides zu vereinigen und uns so eine vollständige französische Phonetik zu bieten, an die sich dann noch als Supplement eine Orthoëpik anschliessen soll. Der Stoff des *Lautsystems* hat bei der Neubearbeitung in der *Phonetik* mancherlei Veränderungen erfahren, meist Kürzungen, zum Teil Erweiterungen. Während dort „die wissenschaftliche Erörterung hin und wieder durch unterrichtliche Fragen gekreuzt wird“, ist der Verfasser hier bemüht, „das phonetische System sauber aus einem Guss“ zu geben. Mich will bedünken, er hätte in diesem Streben nach Objektivität noch weiter gehen können, als thatsächlich geschehen ist. Auch in der *Phonetik* macht die Darstellung an einzelnen Stellen, so namentlich in manchen der Anmerkungen, mehr den Eindruck persönlicher Auseinandersetzung mit den Mitforschern, als knapper, systematischer Belehrung. So sind denn auch die im Schlusskapitel gegebenen brieflichen Mitteilungen von Passy, Storm und Vietor zwar für den Phonetiker äusserst interessant und schätzenswert, thun aber dem Charakter des Buches als eines „Handbuches der neufranzösischen Lautwissenschaft“ Abbruch. Dergleichen Nachträge sind ja seit Storm's *Englischer Philologie* vielfach Sitte geworden, sie gehören im Grunde aber doch mehr in die wissenschaftliche Diskussion der Fachzeitschriften. Nun ist freilich bei einer noch so wenig

[1]) Vgl. meine Besprechung in der *Zeitschrift* IX², S. 130 ff.

abgeschlossenen Wissenschaft, wie der Phonetik, die Forderung objektiver Bündigkeit leichter gestellt als erfüllt. Immerhin darf wohl die Hoffnung ausgesprochen werden, dass dem Verfasser bei einer neuen Auflage eine mehr zusammenfassende Verarbeitung dessen, was jetzt zum grossen Teil nur erst in behaglicher Breite als Material vorliegt, gelingen möge.

Noch in einer anderen Beziehung scheint mir der Rahmen eines Handbuches „für Lehrer und Studierende" nicht inne gehalten zu sein. Seit Sweet's *Elementarbuch des gesprochenen Englisch* ist es ein charakteristisches Merkmal neuphilologischer Reformbestrebungen geworden, gerade den Eigentümlichkeiten der Umgangssprache nachzugehen und den lautlichen Abschleifungen, welche diese naturgemäss erleidet, wohl gar vorbildliche Bedeutung beizulegen. Gewiss ist es nur zu loben, dass auch dies Gebiet mehr, als es früher geschehen ist, wissenschaftlich erforscht wird, und sehr begreiflich ist es, dass Phonetiker ein besonderes Interesse daran finden, gerade ihre Muttersprache, Sweet das Englische, Passy das Französische, nach dieser Richtung zu beobachten. Für den Ausländer aber, insbesondere für den „Lehrer und Studierenden" einer fremden Sprache liegt die Sache doch etwas anders. Mögen immerhin die Nachlässigkeiten der Umgangssprache, ja selbst die Rede des gemeinen Volkes anmerkungsweise mit berücksichtigt werden; dass aber dies Entartungsgebiet der Sprache einen so breiten Raum im Texte selbst einnimmt, wie es bei Beyer der Fall ist, dass es geradezu als allgemeine Musteraussprache hingestellt wird, dagegen erhebe ich, und ich glaube, mit mir viele, die gerade an der Reinheit der französichen Artikulation ein besonderes ästhetisches Wohlgefallen finden, auf das Nachdrücklichste Einspruch. Verfolgt man den von Beyer betretenen Weg weiter, so ist zu befürchten, dass die *Standard*aussprache auf ein Niveau herabgedrückt wird, welches für das heutige Französisch in seiner Gesamtheit viel zu niedrig liegt. Gibt es doch für uns nicht bloss ein Gesprächsfranzösisch, das sich gehen lässt, Laute verschluckt und trübt wie andere Conversationssprachen auch. Hat nicht gerade für den Ausländer das gelesene, das vorgetragene, das deklamierte Französisch oft eine weit grössere Bedeutung? Entweder müssen also stets die verschiedenen Redegattungen neben einander behandelt und sorgfältig geschieden werden, oder es muss ein Durchschnitt aus allen zusammen genommen werden, ähnlich wie Passy in anderem Sinne aus den verschiedenen Dialekten ein Landesfranzösisch konstruiert. Dass aber Beyer diesen Durchschnitt zu tief macht, zeigt am besten ein Blick auf seine transkribierten Texte. Wenn in dem ersten derselben, der ein

dem wirklichen Leben abgelauschtes Gespräch zwischen zwei Kindern bringt, alle lautlichen Verkümmerungen desselben getreu wiedergegeben sind[1]), so wird man freilich dagegen höchstens einwenden können, dass der *standard* der gebildeten Umgangssprache immerhin höher gestellt werden darf als das unbeobachtete Plaudern von Kindern. Aber auch in den Lesestücken, ja in den Versen findet sich dergleichen. Nur ein Beispiel, das mir ganz besonders ein Dorn im Auge ist. Passy hat, von Jespersen aufmerksam gemacht, neben dem tonlosen *e* noch zwei andere getrübte Vokallaute aufgestellt, die sich in Vortonsilben statt eines vollen *è* (oder auch *é*) und *ò* finden, ohne sie indessen als die Regel hinzustellen. Bei Beyer sind sie dies aber durchaus, sogar in der Deklamation der Verse, und in seiner vereinfachten Lautschrift wird jener getrübte *e*-Laut auch da, wo er für *è* eintritt, regelmässig mit *é* identifiziert, während doch z. B. Legouvé selbst in tonlosen Wörtern wie *les*, *mes* u. a. aufs Nachdrücklichste *è* verlangt.

Ist es mir, ich möchte sagen, ein Herzensbedürfnis gewesen, diese Verschiedenheit meines Standpunktes von dem Beyer's in Bezug auf das Niveau des *Standard*französisch so energisch zu betonen, so muss ich nun andererseits der ausführlichen Behandlung volles Lob spenden, welche Beyer gerade den Fragen der Satzphonetik angedeihen lässt und welche fast durchweg Neues bieten würde, wenn nicht kurz zuvor Passy im zweiten Heft der *Phonetischen Studien*[1]) die meisten Punkte in seiner bewundernswürdig knappen und klaren Weise bereits erledigt hätte.

In der Einleitung „über Sprechorgane und Sprachlaute" bleibt Beyer im ganzen bei dem Bell-Sweet'schen System, fügt aber nach dem Vorgange von Western den drei Reihen der vorderen, hinteren und gemischten Vokale eine vierte Artikulationsart, die der *a*-Laute hinzu: eine Änderung des englischen Schemas, zu der er sich im *Lautsystem* noch nicht verstehen konnte. Vietor (Nachtrag S. 155 f.) verhält sich mit Recht gegen diese,

---

[1]) Es muss sogar auffallen, dass Beyer, wie überhaupt, so auch hier vollen Nasalvokal selbst vor hinübergezogenem *n* vorschreibt. Trotz der Autorität Passy's, dessen *Sons du fransais* das Stück entlehnt ist, fällt es mir schwer zu glauben, dass die Kinder für gewöhnlich *en allons-nous* = *ãnalõ-nu* sprechen. Gerade in diesem Punkte möchte ich lieber die weit verbreitete Aussprache ohne Nasalität des Vokals als Norm hinstellen. Ich sehe darin nicht sowohl eine Entartung als vielmehr die etwas modifizierte Erhaltung ursprünglicher Doppelformen, je nachdem ein Konsonant oder ein Vokal folgt, ähnlich wie *beau* und *bel*. Demgegenüber macht mir die Aussprache mit Nasalvokal, die freilich schon im XVI. Jahrhundert von den Grammatikern als die bessere gelehrt wird, den Eindruck des Künstlichen.

wie auch gegen die ganze Klause der *mixed vowels* ablehnend. Über die letzteren äussert sich Beyer ziemlich unbestimmt und meint selber, dass es „wohl angezeigt wäre, dieselben noch einmal gründlich zu untersuchen.“ Auch sonst stimmen seine Ausführungen nicht immer zu dem englischen Viereck, so z. B. wenn er sagt (S. 16), „dass die Zunge bei der Abwärtsbewegung von der *i*-Höhenlage durch *e*, *æ* zu *a* sich zugleich nach rückwärts zieht, was eine Art Diagonalbewegung ergibt.“ Das passt schon ganz auf das Dreieck. Andererseits hätte ich die englische Scheidung zwischen engen und weiten Lauten gern noch mehr betont und als grundlegenden Unterschied zwischen romanischer und germanischer Artikulation durchgeführt gesehen.

Mit Unrecht bringt Beyer (S. 24) die Bevorzugung des hellen *á* mit der Neigung zur Degenerierung tonloser Vokale zusammen. Denn wenn Ricard sagt: *a dans „balle“ retombe vers é*, so handelt es sich um betontes *a*. In dem Vorrücken desselben nach der palatalen Seite hin ist also nicht sowohl eine „erste Verschiebung des Lautes nach der Neutrallage“ — dieser nähert sich *â* mehr als *á* — sondern vielmehr gerade eine Wirkung des Strebens nach straffer Artikulation zu sehen, die sich im vorderen Mundraum leichter vollzieht als im hinteren. Man vergleiche z. B. die Nasalvokale, deren „halbweiter“ Charakter im wesentlichen eine Folge davon ist, dass „die Zunge etwas weiter zurück und tiefer artikuliert als gewöhnlich“ (S. 28).

Am Schluss des Kapitels von den Diphthongen findet sich ein störender Druckfehler: statt *süa* und *tüa* muss es offenbar heissen *si̯ua* und *ti̯ua*. Übrigens scheint Beyer auf seiner Theorie von dem konsonantischen Werte des ersten Elementes solcher „sogenannter diphthongischer“ Verbindungen namentlich deshalb zu beharren, weil die französischen Phonetiker „hier doch wohl in erster Linie kompetent“ seien. Ganz im Gegenteil: gerade hier sind wir Deutsche es mehr, weil wir wirklich spirantisches *j* in unserer Sprache haben und daher den Unterschied zwischen einem solchen und französischem *i̯* viel deutlicher auffassen können: vgl. deutsch *Jena* und französisch *Iéna*.

Als devokalisiertes *j* erklärt Beyer auch jenen stimmlosen *i*-Laut am Schlusse, also in der Nachdruckssilbe längerer Lautkörper wie in *aristocratie*. Die Erscheinung ist, so viel ich beobachtet habe, nicht auf *i* beschränkt, sondern findet sich ebenso häufig bei *ü* und *u*, und zwar auch nach stimmhaften Konsonanten (z. B. *je l'ai vendu)*, besonders im Munde solcher Franzosen, welche die Stimme lebhaft modulieren und ausgiebigen

[1]) Vgl. *hier* X[2] 137 ff.

Gebrauch von dem musikalisch-rhetorischen Akzent im Innern des Sprechtaktes machen, jedoch immer nur dann, wenn ein solcher starker Nebenakzent auf der unmittelbar vorhergehenden, also vorletzten Silbe liegt. Der dazu erforderliche Kraftaufwand verschlingt dann den Stimmton der letzten Silbe, deren Vokal nur geflüstert wird, ohne darum den Wortton zu verlieren.

Endlich soll auch auslautendes *j* wie in *scintille*, *fille* „zuweilen“ devokalisiert werden. Zum Schluss heisst es dann (S. 42): „Aus jenem *j̊* in *fille* hören ungeübte Ohren das übelbekannte *fi.χ* heraus!“ Allein, was ist denn devokalisiertes *j̊* schliesslich anderes als *χ*, das doch offenbar den stimmlosen Laut zu *j*, den sogenannten deutschen *ich*-Laut bezeichnen soll? Da nun das „übelbekannte“ *fi.χ*, ja selbst *fi.j* mit wirklich spirantischem *j* zweifellos unfranzösisch ist, so folgt daraus, dass die Darstellung des französischen Lautes als eines konsonantischen *j* oder *j̊* unrichtig ist und Unkundige notwendig irre führen muss.

Eine Beobachtung Beyer's, welche Passy in den Schlussnoten (S. 165) als „fein und wichtig“ lobt, ist die, dass in den Fällen, wo die Umgangssprache ein nachkonsonantisches Schluss-*l* unterdrückt, wie in *tab'*, *meub'* statt *table*, *meuble*, eine vorangehende Media, die nun in den Auslaut tritt, nicht wie sonst mit stimmhaftem, sondern mit stimmlosem *off-glide* absetzt, „eine Erscheinung, die sich erklärt durch rückwirkende Assimilation des in Wegfall gekommenen (devokalisierten) *l̥*.“ Die Thatsache ist jedenfalls richtig beobachtet. Zweifelhaft ist mir nur, ob derselbe Sprechende, welcher sich diese Nachlässigkeit erlaubt, nicht in anderen Fällen auslautender Media, z. B. in *malade* die Mühe des stimmhaften *off-glide* ebenfalls scheuen wird. Übrigens ist für Beyer's Standpunkt wiederum bezeichnend, dass ihm *peuple* „bereits ganz gewöhnlich“ *pœp* lautet, dass *cible* = *sibl̥*, *cadre* = *kadr̥* mit devokalisiertem *l̥* und *r̥* „die gebräuchliche, zur lautlichen Thatsache gewordene Aussprache“ ist, während *sibl*, mit stimmhaftem *l*, nur in „sorgfältiger, mehr theoretischer Aussprache“ und zweisilbiges *sibl'* überhaupt nicht vorkommt (S. 69).

So viel von Einzelheiten. Auf die zum Teil sehr schwierigen allgemeineren Fragen der Satzphonetik einzugehen, würde hier zu weit führen. Ich beschränke mich daher zunächst darauf, nur den Inhalt dieses zweiten Teiles kurz anzugeben:

I. Silbenbildung: a) Schallstärke, Expirationsenergie, Lautintensität; b) die Silbe (Silbenträger, Silbengrenze, Bindung, Gemination).

II. Dauer (hauptsächlich der Vokale, Verhältnis von Dauer zu Klang).

III. Nachdruck (Silben-, Wort-, Satzakzent; Einwirkungen des Rhythmus und der Quantität; Reduktion und Degenerierung der unbetonten Silben; Sprech- und Sprachtakte).

IV. Ton (Stimmmodulation).

V. Sandhi-Erscheinungen: a) Gegenseitige Beeinflussungen der Artikulationen; b) Einwirkungen des Nachdrucks auf den Lautkörper.

Es folgt dann noch eine dritte Abteilung:

Akzessorien der französischen Lautsprache: 1) Zeitmass der Rede; 2) Sprechstärke; 3) Geste und Mimik; 4) Stimmqualität und endlich eine kurze vierte Abteilung über Transskription. August Lange.

Dreyling, Gustav, *Die Ausdrucksweise der übertriebenen Verkleinerung im altfranzösischen Karlsepos.* [Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Veröffentlicht von E. Stengel. LXXXII.] Marburg, 1888. 166 S. 8⁰. Preis: 4 Mk.

Der Herr Verfasser hat eine schon wiederholt mehr oder minder eingehend besprochene, bisher jedoch noch nicht als eigene Aufgabe behandelte Frage der altfranzösischen Syntax zum Gegenstand eines überaus fleissigen und umsichtigen Studiums gemacht. Erhebt seine Arbeit bei ihrer Beschränkung auf gewisse, freilich für den Verfolg der geschichtlichen Entwickelung der Sprache hervorragend wichtige Denkmäler nicht den Anspruch auf eine völlig erledigende Erschöpfung des untersuchten Prinzips, so hat er doch ebendeswegen in mancher Hinsicht einzelne Erscheinungen desto genauer verfolgt. Auch ist er — anscheinend als Nebenprodukt seiner Untersuchung — zu mancherlei wertvollen Schlüssen über die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den einzelnen dem Karlszyklus angehörenden Epen gelangt. Des näheren bedeutet Dreyling's Arbeit der Hauptsache nach eine Ergänzung der bisherigen Litteratur über die verstärkte Negation im Altfranzösischen unter dem Gesichtspunkte des verkleinernden Vergleichs. Die sehr umfangreiche Materialsammlung (S. 7—91), die seinen Ausführungen über *die verschiedenen Arten der hyperbolischen Verkleinerung* (S. 125), *die Entstehungs-, Blüte- und Verfallzeit* (S. 137) und *die verschiedenen Quellen der hyperbolischen Verkleinerung* (S. 138) voraufgeht, wird in zwei Kapiteln (*eigentliche* und *verblasste* Hyperbeln) dargeboten, wobei wieder die einzelnen Zitate, innerhalb ihrer besonderen Gruppierung (der hyperbolischen Verwendung von Personen-, Tier-, Frucht-, Münznamen u. a. m.) zweckentsprechend so geordnet sind, dass die

den späteren, verblassten, Gebrauch der Verkleinerungen bekundenden Stellen denjenigen folgen, in welchen dem besprochenen Tropus noch seine ursprüngliche Bedeutung erhalten erscheint. Bei der vom Verfasser gewählten, einigermassen schwerfälligen Anlage seiner Arbeit konnten die mehrfach entgegentretenden Wiederholungen nicht wohl ausbleiben.

Im einzelnen Folgendes: In *Aiol* 3593 [544c) *Ja mais ior de ma vie ne l'arai cler* dürfte *ior de ma vie* keine Verkleinerung, sondern eine die Negation verstärkende Betheuerung ausdrücken. — Im Absatz 1294 ist statt *897*, *897e* zu lesen. — Die S. 105 ausgesprochene Ablehnung meines Zitats *(Zeitschr. f. r. Ph. II)*, betreffend den Gebrauch eines von *mie* abhängigen Genetivs *De ce ne sai — ge mie (Ch. de N.* 917) vermag ich nicht anzuerkennen, da *savoir* transitives Verbum ist. Natürlich gilt für Dreyling's Zitat *Encor ne set mie de son fils (Aiol* 8552) meines Erachtens dasselbe. — Nach den S. 125 ff. gegebenen Ausführungen, namentlich von Absatz 1295 ab, zu schliessen, ist der Herr Verfasser der Meinung, dass es sich bei der Ausdrucksweise der übertriebenen Verkleinerung stets um einen Vergleich handele, nur dass derselbe nicht immer unmittelbar zu Tage liege. Dem ist jedoch nicht so. Vielmehr bekunden zahlreiche von ihm beigebrachte Belegstellen nur die dem Volksepos überhaupt eigentümliche Neigung, vor abstrakten Redewendungen sinnlich anschauliche zu bevorzugen, allerdings vornehmlich, aber keineswegs ausschliesslich, in verneinten Sätzen. So unter anderem in den unter 19a—c, 35,1084, 1096b gegebenen Stellen. Wenn es z. B. [38] im *Aiol* 10562 heisst *ne diroie parole, dont il fust enpiries* oder aber [17a] *Il sunt maleite gent ne s'en ira uns piez (Horn* 1558), so sind derartige nachdrückliche Verneinungen, ganz wie etwa unsere deutsche: *Er hat keinen Pfennig Vermögen, keinen Fuss breit Landes* dahin aufzufassen, dass die blosse Negation, selbst mit Rücksicht auf ihre besondere Beziehung, so etwa oben statt *ne — uns piez, ne — uns guerriers*, dem Sprechenden nicht farbenreich anschaulich genug erscheint, und nunmehr selbst ein kleiner, unbedeutender Teil oder Vertreter des fraglichen Gegenstandes in seiner besonderen Beziehung und damit der ganze Gegenstand sehr anschaulich verneint wird. Häufig scheint bloss das inhaltlose *ne — rien* umgangen werden zu sollen. Dass es sich in zahllosen anderen Fällen, wie namentlich bei dem Gebrauch der sogenannten Füllwörter der Negation, wirklich um einen latenten Vergleich handelt, soll hiermit selbstverständlich nicht bestritten werden. — Sehr dankenswert sind die unter 1311 und 1316—1318 dargebotenen Beobachtungen. Vielleicht lassen sich dieselben, namentlich unter

Bezug auf *mie*, *pas*, *point*, noch insofern ergänzen, als bisher nicht festgestellt ist, ob der Verfall von *non* zu *nen* und schliesslich zu dem im Verse bedingungsweise nicht gezählten, in der gesprochenen Sprache kaum gehörten *ne* den Gebrauch der Füllwörter der Verneinung beeinflusst hat. Letzteres möchte bei der grossen logischen Bedeutung der Negationspartikel im allgemeinen und der Tonlosigkeit des französischen Negationsadverbs und seiner so häufigen anderweitigen Unterstützung im besonderen an und für sich anzunehmen sein. F. Perle.

Jarník, J. U., *Neuer vollständiger Index zu Diez' etymologischem Wörterbuch der romanischen Sprachen mit Berücksichtigung von Scheler's Anhang zur fünften Ausgabe.* Heilbronn, 1889. Gebr. Henninger. VIII, 382 S. 8⁰. Preis: 8 Mk.

Mit vorliegendem Buch bietet uns Jarník eine gründliche Neubearbeitung seines bereits in der vor 10 Jahren erschienenen ersten Ausführung mit Recht geschätzten Index zu Diez' Meisterwerk. Zu dem in der ersten Ausgabe allein enthaltenen romanischen Teil, der durch Aufnahme sämtlicher von Diez aus irgend einem Grunde erwähnten romanischen Wörter und durch Berücksichtigung von Scheler's Anhang erweitert wurde, ist jetzt noch ein 143 Seiten umfassender nicht allein für Romanisten, sondern auch für Forscher auf anderen Sprachgebieten äusserst wertvoller nichtromanischer Teil hinzugekommen. Derselbe enthält in Sprachgruppen geordnet unter den Überschriften Lateinisch, Griechisch, Germanisch, Celtisch, Englisch, Baskisch, Arabisch, Slavisch, Onomatopoëtische oder Naturausdrücke, Verschiedenes in alphabetischer Reihenfolge, Eigennamen als Etyma — alphabetisch angeordnete Verzeichnisse aller nichtromanischen Wörter, welche Diez als Etyma romanischer bezeichnet oder zum Vergleich herangezogen hat. Die Einrichtung des Buches im Einzelnen, über welche das Vorwort orientiert, muss als praktisch, die Ausführung als musterhaft sorgfältig bezeichnet werden. Mir sind bis jetzt die folgenden Versehen aufgefallen, die von Jarník im Nachtrag nicht berichtigt wurden: S. 139 *lona* pr. npr. findet sich nicht IIb sondern IIc; S. 237 war unter *acidus* auf *lazzo* IIa statt auf *loro* IIa zu verweisen; S. 247 wird unter *callidus* mit Unrecht auf *tosto* verwiesen, da die hier von Diez erwähnten it. *caldo*, afrz. *chalt* auf *calidus* zurückgehen; S. 312 ist statt *ahle* mhd. *ahte* mhd. zu lesen; S. 316 lies *bränte* schwz. statt *bränte* nhd. Diez erwähnt das Wort IIa unter *brenta* mit dem Zusatz „bei Stalder ein hölzernes Gefäss"; S. 360 l. *cock-chafer* st. *cock chäfer*. D. Behrens.

Plattner, Ph., *Unsere Fremdwörter vom Standpunkte des französischen Unterrichts betrachtet.* Beilage zum Jahresbericht der Realschule zu Wasselnheim i. E. Strassburg i. E., 1889. M. Du Mont-Schauberg. 34 S. 4^{0}.

Jeder Lehrer des Französischen wird diese von einem tüchtigen Kenner dieser Sprache geschriebene Abhandlung mit Vergnügen und Nutzen durchlesen. Ein unmittelbarer Gewinn für den Unterricht wird sich freilich daraus kaum ziehen lassen. Vielmehr wird, wer selbst Gelegenheit gehabt hat, Erfahrungen im Unterrichte zu sammeln, die dieser Abhandlung zu Grunde liegende Frage: Kommt die Kenntnis unserer Fremdwörter dem Schüler bei dem französischen Unterricht zu statten oder ist sie ihm eher schädlich? ganz in dem von dem Verfasser angedeuteten Sinne beantworten und ihm durchaus darin beistimmen, dass die gründliche Kenntnis und der sichere Gebrauch gerade des Französischen durch unsere Fremdwörter erschwert wird. „Nur die Oberflächlichkeit, welche es sich an müheloser Aneignung genügen lässt und das Übrige dem guten Glück anheimstellt, hat von jener Ähnlichkeit einen Vorteil; für jeden, der es gründlich nimmt, bilden im Anfang unsere Fremdwörter eine Reihe der unheilvollsten Klippen. Nichtwissen ist ein geringes Übel im Vergleich zu vermeintlichem Wissen. Durch die Fremdwörter verleitet, glaubt man oft zu wissen und wird schwer seines Irrtums gewahr. Auch wenn der Irrtum erkannt ist, bildet die vorhandene andere Gewöhnung eine stete Gefahr, die kaum durch Aufmerksamkeit und Sorgfalt, sondern nur durch neue stärkere Gewöhnung abzuwenden ist. Wollte man auch solchen, die über eine ziemlich gute Kenntnis des Französischen verfügen, eine Aufgabe stellen, die Fallstricke ohne Zahl enthält, so wäre hierzu ein absichtlich mit möglichst viel Fremdwörtern ausgestattetes Stück unzweifelhaft das geeignetste.“

An dies durchaus richtige und wohl begründete Urteil schliessen sich dann noch die beherzigenswerten Worte: „Man schlägt überhaupt den Wert des bekannten Ähnlichen bei der Spracherlernung meist zu hoch an, weil man an die schwere Mühe nicht denkt, welche es kostet, Fehler zu beseitigen, die sich aus derselben Quelle herleiten.“ An einer Reihe gut gewählter Beispiele, zu denen jeder, der selbst Knaben im Französischen unterwiesen hat, Nachträge beisteuern könnte, wird dieser allgemein geltende Satz, insofern er sich auf unsere Fremdwörter bezieht, erläutert. Dieser Wahrheit sollten jene stets eingedenk sein, die, ausserhalb der Schule stehend, dem französischen Schulunterrichte eine beständige Vergleichung mit den

älteren und ältesten Entwickelungsstufen dieser Sprache aufnötigen möchten.

Es kann nur gebilligt werden, dass Herr Plattner darauf verzichtet, unsere sämtlichen Fremdwörter auf ihr Verhältnis zum Französischen hin zu prüfen. Die Wissenschaften und Erfindungen unseres Zeitalters haben in allen Sprachen Europas in üppiger Fülle eine schier unabsehbare Menge von Bezeichnungen hervorgebracht, die meistens aus griechischen und lateinischen, auch aus französischen und englischen Wörtern oft in seltsamer Weise abgeleitet worden sind. Man würde sich über diese nicht immer schönen Bildungen noch zu trösten wissen, wenn man nur sicher sein dürfte, dass sie überall dieselben sind. Die Gelegenheit zu einheitlichem Vorgehen ist hier bis jetzt versäumt worden und es scheint fast, als ob sie auch in Zukunft nicht immer benutzt werden sollte.

Die von Herrn Plattner gegebene Auswahl ist reichhaltig genug und enthält wohl manches Wort, das beim Unterricht kaum jemals vorkommen dürfte oder mit leichter Mühe vermieden werden könnte. Die meisten der hier vorgeführten Wörter gehören eben nicht der allgemeinen Sprache des Umgangs oder der schönen Litteratur an, sondern sind Fachausdrücke eines eng umgrenzten Einzelgebietes. Wenn man freilich die Terminologie einer bestimmten Wissenschaft nachprüft, so wird man bald dieses oder jenes Wort vermissen, ohne dass man darum berechtigt wäre, dem Verfasser einen Vorwurf zu machen. So scheint z. B. die Liste der mathematischen Wörter für den vorliegenden Zweck mehr als ausreichend zu sein. Wer dagegen jemals auf den Einfall kommen sollte, deutsche Knaben die Mathematik in französischer Sprache lehren zu wollen, würde es oft zu bedauern haben, dass in dieser Sprache Wörter für Minuendus, Subtrahendus, potenzieren, radizieren, quadrieren, Radikandus, Kathete, Planimetrie, Stereometrie, Antiparallelogramm, Peripheriewinkel entweder ganz fehlen oder von den bei uns üblichen Bezeichnungen verschieden sind.

Zu Ausstellungen bietet diese sorgfältig geschriebene Abhandlung nur geringen Anlass. Olympia heisst *Olympie: Olympe* ist wohl nur Druckfehler. Accusativus cum infinitivo wird jetzt wohl meistens durch *accusatif avec l'infinitif* gegeben. — Averbo hätte durch *temps principaux du verbe* übersetzt werden können. Der gewöhnlichste Ausdruck für Australien ist *Océanie*, so stets in Lehrbüchern der Erdkunde bei Aufzählung der fünf Erdteile. Für Tantième ist *tantième* zum mindesten nicht das allgemein übliche Wort. Da endlich zu *miasme* die Bemerkung gemacht

wird, dass es kaum im Singular vorkomme, so sei auf II 525 der *Zeitschrift* verwiesen, wo zwei Stellen aus Victor Hugo angeführt werden, in denen dies Wort im Singular steht.

E. Weber.

Jespersen, Otto, *Fransk Læsebog efter Lydskriftmetoden.* Köbenhavn, 1889. Carl Larsen. 145 Seiten klein 8⁰.

Obengenanntes Buch ist der erste Versuch im Norden rein phonetische Texte für den Schulgebrauch zu liefern. Es besteht aus 58 Seiten Text in reiner Lautschrift, 14 Seiten in gewöhnlicher Orthographie mit interlinearer Lautschrift und 20 Seiten ohne solche. Weiter folgen Glossen und Erläuterungen zu den einzelnen Stücken sowie das Wichtigste von der Grammatik der gesprochenen Sprache.

Von den Lesestücken in reiner Lautschrift machen kleine Reime und Gedichte etwa die Hälfte aus, während in dem späteren Teile des Buches die prosaischen Stücke das Übergewicht haben. Man kann natürlich darüber streiten, ob es vorteilhaft ist, so viel Gedichte in ein Buch für Anfänger aufzunehmen. Wir glauben, es kommt darauf an, ob das Buch für ganz kleine Anfänger oder für schon etwas ältere Schüler bestimmt ist. Ist ersteres der Fall, so ist es gewiss nur zu billigen, dass Kinderreime und entsprechend leichte Gedichte einen grossen Teil des Inhalts bilden; denn diese sprechen den kindlichen Geist ganz anders lebhaft an, als die mehr dürren Prosastücke. Sind die Schüler dagegen älter, und haben sie schon eine oder zwei fremde Sprachen betrieben, so empfehlen sich, wie wir glauben, Gedichte weniger. Dagegen wird man wohl leicht darüber einig werden, dass selbst für reifere Schüler leichte Gedichte sich als Anfangslektüre sehr gut eignen, um eine gute Aussprache einzuüben, da sowohl Metrum wie Reim die Bewegungen der Sprechwerkzeuge erleichtern. Da nun Herr Jespersen's Buch eben für kleine Anfänger bestimmt ist, so ist es auch in jeder Hinsicht zu billigen, dass die Gedichte einen so bedeutenden Teil des Inhalts ausmachen. Auch finden wir, dass die getroffene Wahl der Gedichte im allgemeinen eine sehr glückliche ist. Solche wie *La chèvre, Soleil et lune, Les cadeaux du jour de l'an, Aux enfants de l'école, La bonne aventure, Le petit mari, La petite veuve, Monsieur Baraban, Les mensonges, Les maris, Le livre* werden gewiss von der Klasse mit Freude und Begeisterung aufgenommen werden. Als weniger glücklich gewählte nennen wir *St. Pierre* (S. 22), das wohl nur von katholischen Kindern recht goutiert werden kann, *La joie du veuf* (S. 39), dessen Humor mehr für reifere Schüler zu passen scheint, *Les couleurs des yeux* (S. 41), dessen Inhalt die Kleinen vielleicht zu dogmatisch auffassen könnten, und *L'avocat* (S. 43), das nur schwer von nordischen Kindern verstanden werden kann, da sich die Advokaten im Norden in ihrer äusseren Erscheinung gar nicht von anderen Sterblichen unterscheiden; sie haben weder *rabats*, noch *manches longues*, noch *perruques*.

Das grösste Interesse aber erweckt das Buch nicht durch die Wahl des Lesestoffes, sondern durch die phonetischen Texte. Auch ist es wohl diese Seite des Buches, welche einerseits den grössten Beifall, andererseits aber den grössten Vorwurf hervorrufen wird. Die Gegner der phonetischen Methode werden ganz einfach das Buch als wertlos und unbrauchbar wegwerfen, und auch unter den Anhängern

werden vielleicht einige nicht mit allen Notierungen zufrieden sein. Die angewandte Lautschrift schliesst sich in allen wesentlichen Punkten an die von Franke in *Phrases de tous les jours* angewandte an. Die Abweichungen sind nicht so bedeutend, dass sie die Benutzung der zwei Bücher gleichzeitig oder nach einander erschweren würden. Dagegen schliesst sich die dargestellte Aussprache etwas näher an die alltägliche Rede als bei Franke. Dies zeigt sich teils in einer beschränkteren Anwendung der Bindung, teils in einigen Weglassungen, z. B. von *l* und *r* in Wörtern wie *table* und *quatre, sur, il* vor Konsonanten.

Es ist natürlich eine Frage, wie weit man in einem Schulbuche die alltägliche Rede oder die mehr soignierte Lesesprache darstellen soll. Es würde gewiss unrichtig sein, den Versuch zu machen, ein photographisch genaues Bild der schnellen Rede darzustellen, und man hat vielleicht nicht mit Unrecht dem Elementarbuche Sweet's den Vorwurf gemacht, dass es in dieser Hinsicht weiter geht, als sich für ein Schulbuch eignet.[1]) Es würde indes ebenso unrichtig sein, die Wörter nur in ihrer isolierten Lautform vorzuführen, denn die Sprache besteht nun einmal nicht aus isolierten Wörtern. Es gilt hier den rechten Mittelweg zu finden, und im allgemeinen scheint Herr Jespersen ihn gefunden zu haben. Jedoch würde nicht viel dadurch verloren gegangen sein, wenn die Präposition *sur* überall durch *syr* wiedergegeben worden wäre, denn die Schüler werden kaum den phonetischen Unterschied zwischen *sur le boulevard* und *sur mon papier* empfinden; auch ist es fraglich, ob die Differenzierung von *il* und *i'* nötig ist in solchen Beispielen wie *il fait très froid (= i')* und *il n'est pas très grand (= il);* es wäre wohl hier das Beste der auch im Buche selbst gegebenen Regel: *il* vor Vokalen, *i'* vor Konsonanten zu folgen. Eine Differenzierung, die durch eine einfache Regel nicht klar dargelegt werden kann, wird kaum von Nutzen sein, da sie die Schüler nur dazu verleiten wird, die verschiedenen Formen auf unrichtigen Stellen anzuwenden. Aus demselben Grunde ist wohl *elle* stets durch *œl* zu bezeichnen, da, wie auf Seite 141 bemerkt wird, die Abkürzung *œ'* seltener vorkommt.

Was die einzelnen Ausspracheformen im übrigen betrifft, so haben wir nicht viel gefunden, das zum Widerspruche herausfordert. Die Notierung *o rwar (au revoir)* scheint ein Bischen zu alltäglich zu sein; *mœzõ (maison)* aber *rezẽ (raisin)* ist nicht konsequent, besonders da in *maison* der Vokal der ersten Silbe wohl gewöhnlich in geschlossenes *e* übergeht; *fzã (faisant)* findet sich wohl eben in der alltäglichen Rede nicht: entweder *fsã* oder *fəzã*.

Im Ganzen muss dieser erste Versuch als ein sehr glücklicher bezeichnet werden, und es wäre dringend zu wünschen, dass auch deutsche Lehrer sich mit dem Büchlein bekannt machten, obschon es natürlich für die deutsche Schule nur indirekt verwertet werden kann. Junge Lehrer und Philologen werden daraus auch selbst manches lernen können; es wird in mancher Hinsicht für das Französische dasselbe sein wie Sweet's Elementarbuch fürs Englische.

Fredriksstad. A. Western.

---

[1]) D. h. falls man das Elementarbuch als ein Schulbuch ansieht. Dies ist es jedoch wohl nur auf dem Titelblatt, denn in Wirklichkeit wird es wohl meist nur von Lehrern benutzt, und dann kann man dem Verfasser nicht dankbar genug sein, dass er ein so getreues Bild seiner eigenen gesprochenen Sprache dargestellt hat.

Mangold, W. und **Coste, D.,** *Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Zweiter Teil. Grammatik für die obere Stufe.* Ausgabe A: Für Gymnasien und Realgymnasien; Ausgabe B: Für Real-, höhere Bürger- und Töchterschulen. Berlin, 1889. J. Springer. Preis: 1,40 Mk.

Ihrem *Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache für die untere Stufe höherer Lehranstalten* (Berlin, 1886. Springer) haben die Verfasser nunmehr die versprochene vollständige Schulgrammatik folgen lassen. Die beiden im Titel erwähnten Ausgaben, durch deren Veranstaltung recht verschiedenartigen Bedürfnissen genügt werden soll, unterscheiden sich von einander dadurch, dass die für Schulen mit Lateinunterricht bestimmte Ausgabe A eine Einleitung, betitelt „Verhältnis zum Lateinischen", sowie an verschiedenen Stellen Hinweise auf den lateinischen Sprachgebrauch enthält, die für lateinlose Schulen berechnete Ausgabe B dagegen dieser Zuthaten ermangelt. Der nachfolgenden Besprechung liegt die Ausgabe A als die umfassendere zugrunde.

Die erwähnte Einleitung ist „ein Versuch, einige der wichtigsten Ergebnisse der romanischen Sprachforschung in fasslicher und doch nicht unwissenschaftlicher Form für Gymnasiasten aufzuzeichnen und dem Lehrer hierin einen Anknüpfungspunkt für weitere gelegentliche Mitteilungen zu geben". Einem solchen Versuch wird Niemand mehr die Berechtigung absprechen. Den reiferen Gymnasiasten über das Verhältnis zweier verwandten, von ihm Jahre hindurch gleichzeitig betriebenen Sprachen nicht aufzuklären, soviel es die dafür zur Verfügung stehende Zeit und der Stand seiner Kenntnisse nur irgend gestatten, hiesse ihm eine der wertvollsten Früchte seiner Arbeit vorenthalten, ihm eine Gelegenheit zu förderlichster Beobachtung und Vergleichung entziehen. Dem Lehrer aber, welcher ihn zu dieser Thätigkeit anleiten will, wird es erwünscht sein, an eine systematische Übersicht der dabei in Betracht kommenden Gesichtspunkte und Thatsachen anknüpfen zu können, und hierfür kann diese der Grammatik vorangeschickte Einleitung als recht zweckdienlich bezeichnet werden. Unter strenger Ausschliessung aller vulgärlateinischen und altfranzösischen Sprachformen, gegen deren Einführung in eine Schulgrammatik leicht begreifliche pädagogische Gründe sprechen, bringt die Einleitung das Verhältnis der französischen Sprache zur Lateinischen in der Weise zur Anschauung, dass nach Voranschickung einiger sprachgeschichtlicher Daten der für die Erkenntnis des Neufranzösischen so wichtige Unterschied zwischen *mots populaires* und *mots savants* an zahlreichen neufranzösischen Scheideformen aufgezeigt und hieran der Hinweis auf die Rolle des Akzents beim Übergange lateinischer Wörter ins Französische geknüpft wird. Hierauf folgt eine knapp gehaltene Vergleichung des lateinischen Lautstandes mit dem neufranzösischen, bei welcher jedoch die Gegenüberstellung von Wörtern, die sich in der aufgeführten Form lautlich nur teilweise, oder gerade in der Hauptsache, dem Akzent, garnicht entsprechen, wie *mori — mourir, fuerunt — furent, lumen — lumière, recipere — recevoir, respondēre — répondre, sapientem — savant, plangimus — plaignons* u. a. besser vermieden worden wäre. Der zweite Abschnitt der Einleitung vergleicht den lateinischen Formenbestand mit dem französischen, in der Ordnung der Wortklassen. Wenn die Verfasser sich hier scheuen, zu *j'aimasse* die synkopierte lateinische Form *amassem* (für *amavissem,* welches sie hinsetzen) zu stellen, so scheint mir diese Ängstlichkeit zu weit getrieben. — Von

den Verben auf *-er* mit dumpfem und geschlossenem *e* in der letzten Stammsilbe heisst es § VIII, dass der von der Betonung abhängige Wechsel des Stammvokals im Neufranzösischen wieder eingetreten sei. Hat ihn denn die Sprache jemals aufgegeben? — Das über die inkohativen Verba (§ IX) Gesagte wird durch das Beispiel *floresco, florui — finis, finis* schlecht illustriert. — *De ante* (statt *de ab ante)* als Grundlage für *devant* ist wohl Druckfehler. — Der Abschnitt über das Pronomen wird, wenn die mitgeteilten Angaben nicht unrichtig aufgefasst werden sollen (ich denke an *ecce ille = celui, ecce iste = ce),* einer gründlichen Erläuterung durch den Lehrer bedürfen, wie sie ja auch von den Verfassern für die Benutzung dieser — keineswegs für das Selbststudium der Schüler geschriebenen — Einleitung vorausgesetzt wird. Ein dritter Abschnitt „Wortbildung“ betitelt, stellt die wichtigsten lateinischen Suffixe und Präfixe den entsprechenden französischen gegenüber und gedenkt auch der Ableitung ohne Suffix, sowie der Wortzusammensetzung. Den Beschluss bildet eine Zusammenstellung der wichtigsten Vorgänge auf dem Gebiete des Bedeutungswandels.

Die eigentliche Grammatik gliedert sich, wie herkömmlich, in Lautlehre, Formenlehre und Syntax. „Die Lautlehre“, heisst es im Vorwort, „vermeidet es, auf systematische Phonetik einzugehen, die als solche nicht in die Schule gehört, wenn sie auch dem Lehrer bekannt sein muss, der sie in der Schulpraxis zu verwerten hat.“ Sie unterscheidet sich nicht wesentlich von dem entsprechenden Abschnitt anderer neuerer Schulgrammatiken, macht aber in ihrer zwanglosen Gliederung und der zweckmässigen Auswahl des Stoffes einen ansprechenden Eindruck.

Der Lautlehre, die gelegentlich bereits auf Aussprache und Silbenzählung im Verse Rücksicht nimmt, schliessen sich, etwas mehr als eine Seite füllend, einige Mitteilungen „Aus der Verslehre“ an. Diese vermeiden die Irrtümer, welche noch immer in Schulbüchern über metrische Dinge im Schwange sind (ich denke an die Lehre von französischen Versfüssen oder Verstakten, von den vier Tonstellen im Alexandriner u. a. m.) und bieten dem Schüler alles, was ihm auf diesem Gebiete zu wissen Not thut. Auf S. 25 (unten), sowie im Register unter „Verslehre“ vermisse ich den Hinweis auf das S. 57 (oben) über Elision des *e* bei nachgestelltem *le*, sowie auf das Seite 8 (oben) über den Wegfall des flexivischen *-s* Gesagte.

In die Formenlehre, welche nach der Absicht der Verfasser gleich der Lautlehre nur zur Wiederholung und Vervollständigung einzelner Kapitel des *Lehr- und Lesebuches* dienen soll, ist der grösste Teil des über die syntaktische Verwendung der Pronomina zu Sagenden mit aufgenommen, nämlich alles das, was sich den von den Verfassern aufgestellten Kapiteln der Syntax nicht hat einordnen lassen. Bei dieser Verteilung der Lehre vom Pronomen auf Formenlehre und Syntax hat sich eine gewisse Willkür nicht vermeiden lassen, was auch der Umstand beweist, dass, trotzdem manche Gegenstände eine doppelte (das dem Relativ nach *tout* zur Stütze dienende *ce* sogar eine dreifache) Erwähnung gefunden haben, dennoch die Verweisungen von der Formenlehre auf die Syntax und umgekehrt zahlreicher sind, als im Interesse der Übersichtlichkeit und Bequemlichkeit zu wünschen wäre. Die Verfasser unterscheiden beim Verbum (nach Lücking's Vorgange) zunächst lebende und abgestorbene Konjugation, wofür sie den Beifall aller derer ernten werden, die für die bislang herrschende willkürliche, Lehren und Lernen erschwerende Aufstellung von drei oder mehr regel-

mässigen Konjugationen weder einen praktischen, noch einen in der Sache liegenden Grund finden können. Sie teilen alsdann die Verba der abgestorbenen Konjugation (ich würde unbedenklich starke Konjugation sagen, wie im Deutschen und Englischen) nicht, wie sonst üblich, nach der Infinitivendung, sondern nach wesentlichen Merkmalen ihrer Stammbildung in folgende drei Gruppen a) Verba auf *-ir* ohne Stammerweiterung, b) Verba auf *-re*, c) unregelmässige Verba auf *-ir, -re* und *-oir* mit Umlaut und Vokalverschmelzung. Diese Gruppierung hat vor der sonst üblichen nach der Infinitivendung manches voraus; indes bekenne ich mich zu der Ansicht (und zwar auf Grund reichlicher Erfahrung, da ich in mehr als dreitausend französischen Unterrichtsstunden der Einübung der unregelmässigen Verba als hauptsächlichster Aufgabe habe obliegen müssen), dass es für das sichere Können der unregelmässigen Verba weniger auf die feineren Unterschiede der Klassifizierung (falls diese nur im Grossen und Ganzen vernünftig ist) als auf festes Einprägen der typischen Formen (nach Art des lateinischen *a verbo)* und auf Sicherheit und Schnelligkeit des Ableitens der übrigen Formen von jenen ankommt, und dass das Nützlichste, was die Schulgrammatik dem Schüler für dieses Kapitel der Formenlehre bieten kann, eine für wörtliches Einprägen berechnete, alles nicht durchaus notwendige ausschliessende Zusammenstellung der Stammformen ist, wie sie z. B. die *Schulgrammatik der französischen Sprache* von Ulbrich, oder in anderer Art der dritte Teil des *Elementarbuches der französischen Sprache* von Luppe und Ottens bietet. — Im Einzelnen ist an der Formenlehre wenig auszustellen. In § 29 (Stämme auf *oy, ay, uy)* wäre ein Hinweis auf den mit dem orthographischen Wechsel verbundenen Wechsel der Aussprache nützlich. — Bei *gésir* fehlt (auch in der Lautlehre) die Erwähnung der unregelmässigen Aussprache des *s*. Andererseits ist zu bemerken, dass sich viele Regeln und Angaben durch besonders wohlgelungene Fassung auszeichnen; so namentlich die über Lautverstärkung bei Verben auf *-er* (§ 28). Der Unterschied, welcher sich mit dem Gebrauch von *avoir* oder von *être* bei intransitiven Verben verknüpft, wird durch reichliche Beispiele seinem Grade und seinem Wesen nach zu deutlicherer Anschauung gebracht, als sonst zu geschehen pflegt. Gutzuheissen ist auch die Erwähnung des nicht gerade seltenen Gebrauches des betonten Possessivpronomens ohne Artikel (§ 66), sowie der *temps surcomposés* (§ 46).

Wir kommen zur Syntax, in welcher, wie die Verfasser sagen, der Schwerpunkt einer systematischen Grammatik für die obere Stufe liegt; und gerade dieser Teil ist auch der eigentümlichste und interessanteste der vorliegenden Grammatik. Die Verfasser legen das Hauptgewicht nicht auf die Regeln, sondern auf die in grosser Zahl gegebenen Beispiele. Diese sind fast ausschliesslich dem *Dictionnaire de l'Académie* entnommen, und dass sie sich für die an ihnen vorzunehmende grammatische Beobachtung und Vergleichung besonders gut eignen, muss zugegeben werden. Sie sind kurz, leicht verständlich und begünstigen durch ihren reizlosen, die Phantasie wenig beschäftigenden Inhalt die Reflexion auf die sprachliche Form in wünschenswerter Weise. Die Regeln und Beobachtungen, zu deren Veranschaulichung sie dienen, sind mit Verzicht auf peinliche Vollständigkeit des Gedankenausdruckes auf die denkbar kürzeste, knappste Form gebracht, oft garnicht in Satzform ausgedrückt, sondern nur mittelst eines Stichwortes angedeutet; so dass eine weitere Vereinfachung und Kürzung der Regeln, wie sie der Schüler beim Gebrauche anderer Grammatiken behufs leichteren Einprägens und Wiederholens auf Grundlage des

Lehrbuches meist anzustellen gezwungen ist, und wie sie auch der Lehrer nicht verschmäht, hier ausgeschlossen ist. Besonders ansprechend wegen ihrer Klarheit, Kürze und äusseren Übersichtlichkeit (für welche in dem ganzen Buche durch Verwendung mannigfaltiger Typen das irgend Mögliche geleistet ist) ist die Moduslehre, deren Darstellung man in jedem Worte anmerkt, dass sie das Ergebnis praktischer Erfahrung im Unterrichte ist. Durch die Anlage der Syntax nach Redeteilen, statt nach Wortklassen, wird die Übersichtlichkeit und somit die Brauchbarkeit derselben wesentlich erhöht. Nicht unterschätzt darf auch der Reichtum an phraseologischen Gebilden und idiomatischen Wendungen werden, der aus der Wahl der Beispiele fliesst.

Was nun die Fassung der Regeln, die Richtigkeit der Angaben im Einzelnen betrifft, so bedürfen einige Punkte der Berichtigung oder der Änderung. Zu äusserlich ist die Fassung der Regel in § 68, wo von *celui-ci qui* die Rede ist, in § 72 *(de deux jours l'un),* vor allem aber in § 114, wo von dem Konjunktiv in einer gewissen Art von Relativsätzen gesagt wird, er stehe „abhängig von einer Verneinung.“ Die richtige Erklärung des Sachverhaltes hat; wie den Verfassern ohne Zweifel bekannt ist, Tobler in seinen *Beiträgen* (S. 99 Anmerkung) gegeben, und sie hätte um so eher berücksichtigt werden müssen, als es sich um eine sehr wichtige sprachliche Erscheinung handelt, die von den meisten Schulgrammatiken, auch den allerneuesten, falsch beurteilt und dargestellt wird. — Zu äusserlich ist auch die mit der vorigen im Zusammenhange stehende Regel (§ 114), welche den Konjunktiv *ait* in dem Satze *Qui que ce soit qui ait fait cela* . . . erklärt. — Der nämliche Vorwurf trifft auch die Regel (§ 186): „Nach *faire* thun steht *pour.*“ — In § 178, wo von dem Prädikatsnomen nach *être* die Rede ist, muss gesagt werden, dass dasselbe, wie im Genetiv, so auch im Dativ stehen kann, wofür der Schüler auf derselben Seite (133) Beispiele sieht. — An der Verwirrung, welche der Gebrauch des Terminus „logisches Subjekt“ unablässig in der französischen Satzlehre anrichtet, nimmt auch die vorliegende Syntax teil. In § 178 und § 63 werden die Satzglieder *lui* und *moi* in den Sätzen *c'est lui* und *c'est moi qui vous en réponds* (nicht *répond,* wie verdruckt ist) ganz richtig als Prädikat bezeichnet; dagegen werden in § 145 die Sätze *c'est nous* und *c'est vous* als Beispiele dafür gegeben, dass „bei doppeltem (!) Subjekt das Verbum gewöhnlich mit dem grammatischen, nicht mit dem logischen, kongruiert.“ Ähnlich ist folgendes. Als Beispiel dafür, dass ein bei *c'est* das logische Subjekt bildender Infinitiv auch ohne *de* stehen könne, wird (§ 177) der Satz gegeben: *C'est trop délibérer, il faut agir.* Die Verfasser sehen also, wie aus der Regel zu entnehmen ist, *délibérer* als das logische Subjekt zu dem Prädikat *c'est trop* an, so dass der Satz einem: *Délibérer, c'est trop!* gleich zu setzen wäre. Nun finden sich zwar Sätze dieser Art im XVI. Jahrhundert, wie die folgenden Beispiele lehren, auf die mich mein Kollege Dr. Lohmann aufmerksam macht: *Ce seroit chose trop facile, se faire éternel par renommée* (zitiert aus Du Bellay *Illustr.* II, bei Darmesteter und Hatzfeld, *Tableau de la littérature et de la langue française au XVIe siècle,* 2ième éd., p. 275) und *C'est trahison se marier sans s'espouser (a. a. O.* S. 269 zitiert aus Montaigne III, 5). Aber sowohl der Sinn, wie der neufranzösische Sprachgebrauch verbieten meines Erachtens diese Auffassung des obigen Satzes. Vielmehr ist *trop* als adverbiale Bestimmung zu *délibérer* zu ziehen, und das *ce* nicht sogenanntes „grammatisches“, sondern wirkliches, auf ein Geschehen zurückdeutendes Subjekt. Ist dem aber so, dann ist natürlich *trop délibérer*

Prädikat zu *c'est*, und nicht logisches Subjekt; wie denn auch in dem ganz gleichartigen Satze *c'est être fou* (§ 181) der Infinitiv richtig als Prädikat bezeichnet ist. Wenn nun ferner in folgenden Sätzen: *Il y avait une fois un roi et une reine* (§ 174). — *C'est quelque chose que de bien commencer* (§ 175). — *Il me faut cent écus* (§ 192) die Bezeichnung „logisches Subjekt" (die doch übrigens auch etwas bedeutet und kein leerer, zu beliebigem Gebrauche freistehender Terminus ist) auf so verschiedenartige Gedankenglieder angewendet wird, wie *un roi et une reine* im ersten Satz, *bien commencer* im zweiten Satz, und *me* im dritten Satz, so stimmt dies zwar mit der Darstellungsweise der meisten Grammatiken überein, beruht aber meines Erachtens auf völliger Willkür. — In § 147 heisst es (etwas ausführlicher ausgedrückt als im Lehrbuch): „Mit dem Beziehungsworte kongruiert das Verbum des Relativsatzes." Dazu wird unter anderem das Beispiel gegeben: *C'est nous qui* (die wir) *avons remporté la victoire.* Dies Beispiel ist in zwiefacher Hinsicht unrichtig. Erstens ist, wie Tobler *(a. a. O.* S. 160 Anmerkung) darthut, *nous* nicht das Beziehungswort des Relativs, vielmehr gehört der Relativsatz dieses Beispiels zu den beziehungslosen Relativsätzen (denen auch in dieser Syntax ein Abschnitt gewidmet ist, ohne jedoch das zu vereinigen, was in ihn gehört). Zweitens ist in dem gegebenen Beispiele die Übersetzung des *qui* durch „die wir" durchaus unrichtig; und es kann den Verfassern, da von den drei gegebenen Beispielen keines den in der Regel dargestellten Sachverhalt bestätigt, der Vorwurf nicht erspart bleiben, diejenige Vermengung zweier verschiedener sprachlicher Erscheinungen, vor der Tobler *(a. a. O.)* warnt, so weit sie nur möglich ist, begangen zu haben; denn nur bei wirklicher Beziehung des *qui* auf das Pronomen (wie sie stattfinden würde, wenn das Beispiel lautete: *Nous qui avons remporté la victoire, nous etc.)* entspricht das *qui* einem deutschen „die wir". — Indem ich von der Erwähnung kleinerer Ungenauigkeiten im Ausdruck oder in der Wahl der Beispiele zu den Regeln absehe, weil die Verfasser dieselben beim Gebrauche ihres Buches selbst entdecken und verbessern werden, setze ich noch die von mir bemerkten Druckfehler her: S. 67 Z. 13 v. u. *ça* statt *çà;* S. 92 Z. 3 v. u. *ou* statt *où;* S. 98 Z. 4 v. u. *croyez* statt *croyiez;* S. 138 Z. 6 v. u. *déployés* statt *déployées;* S. 151 Z. 17 v. o. *guerir* statt *guérir.* Unrichtige Interpunktionszeichen stehen S. 71 Z. 5 v. u., S. 92 Z. 2 v. o., S. 140 Z. 6 v. u., S. 154 Z. 18 v. o., S. 156 Z. 10 v. o., S. 160 Z. 8 v. o.

KALEPKY.

Martin Hartmann's Schulausgaben französischer Schriftsteller. Nr. 2. Béranger. *Eine chronologisch geordnete Auswahl seiner Lieder mit Einleitung und Anmerkungen* herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. Leipzig, 1888. Seemann. XX, 68 S. 8⁰.

Der Herausgeber denkt sich die Lektüre einer Liederauswahl von Béranger in Verbindung mit der von Sandeau's *Mademoiselle de la Seiglière* als fruchtbringend für die Schule. Und mit Recht, denn beide Stoffe gehören Schriftstellern derselben Zeit an, welche es auf besonderen Gebieten zu litterarischer Meisterschaft brachten, und beide gewähren neben dem poetischen Bildungswerte interessante Einblicke in die Verhältnisse, welche vom alten zum neuen Frankreich hinüberführen, und sind wohl geeignet das historische Wissen des Schülers

über Ereignisse und Ideen der Zeit Napoleons sowie der Restauration zu vertiefen (Vorwort S. VI). Die Einleitung gibt das für das Verständnis der Lieder wichtige aus dem Leben des Dichters, eine kurze Würdigung der Bedeutung Bérangers für das sangbare französische Lied und leider nur allzu kurze Bemerkungen über Béranger's Verstechnik. Der Satz S. XIV u.: „Sein Lieblingsvers ist der dem Volke besonders vertraute Zehnsilbler, der älteste aller französischen Verse u. s. w.“ bedarf der Verbesserung. Denn erstens ist der französische Zehnsilbler nicht älter als der Achtsilbler, und er ist keineswegs immer dem Volke besonders vertraut gewesen. Er, der im Altfranzösischen der heroische Vers war und noch im XVI. Jahrhundert *vers commun* hiess, ward in der Folgezeit so gut wie vergessen und ist erst während der dritten Blüteperiode der französischen Litteratur, nicht zum mindesten durch Béranger, wieder populär geworden. — Die Sammlung selbst enthält siebenunddreissig Lieder aus der Zeit von 1809—1851. Liebes- und Trinklieder sind nicht aufgenommen. — Der Text ist mit grosser Sorgfalt hergestellt. Es ist mir nur ein Druckfehler aufgefallen: S. 51 Z. 1 ist zu lesen *fêtes* statt *fetês*. Aus pädagogischen Rücksichten werden gestrichen sein *Le Grenier* Strophe 3, *les Gueux* Strophe 14 und *le Marquis de Carabas* Strophe 6. Ob *Roger Bontemps* Vers 53 *perdrez* oder, wie Hartmann schreibt, *perdez* zu lesen ist, vermag ich im Augenblick nicht zu entscheiden. Das Wertvollste der Ausgabe bleibt der Kommentar, welcher gemäss dem Plane der Sammlung als besonderes Heft dem Text beigegeben ist. Er enthält vor allem sachliche Erläuterungen und zwar der Art, wie sie uns auch bei Schulausgaben deutscher Klassiker willkommen sein würden. Hartmann hat natürlich die Erläuterungen seiner Vorgänger[1]) benutzt und nicht selten berichtigt, vgl. Anm. zu No. 11, 27, 32 etc. Aber wenn die Anmerkungen auf eine des französischen Dichters und der deutschen Schule gleich würdige Stufe gehoben werden sollten, blieb viel zu thun übrig. H. hat denn auch neue Quellen zur Erläuterung der Realien durchforscht, wie die Korrespondenz des Dichters, die Memoirenlitteratur der Zeit und natürlich die einschlägigen historischen Werke. Er geht dem Ursprung der Lieder nach, er zeigt wie Béranger gleich anderen Dichtern ältere Lieder benutzte und umschuf, vgl. No. 2, 11 etc. Allerdings ist noch nicht alles ganz klar, wie z. B. der Ursprung des Liedes, auf welches wahrscheinlich das Abschiedslied der Maria Stuart zurückgeht, auch bedarf noch der Einfluss La Fontaine's auf Béranger der Untersuchung, aber es ist doch ein sachlicher Kommentar entstanden, welcher nicht hinter früheren Leistungen des wohlbekannten Verfassers zurückbleibt, und für den alle deutschen Freunde Béranger's dankbar sein werden. Und der Verfasser hält massvoll zurück mit Mitteilungen, wenn es dem Schüler möglich ist, durch Nachdenken Angedeutetes zu finden (Anm. No. IX etc.). Andererseits benutzt er z. B. die poetische Einkleidung dieser oder jener Stelle um hinzuweisen auf die Verschiedenheit der poetischen Attribute bei antiken und modernen Dichtern, vgl. Anm. No. III. v. 47 über den Schleier der Nacht u. s. w. Hier konnte hinzugefügt werden, dass auch die lateinische Dichtung das Bild noch nicht kennt, obgleich einzelne Poeten der modernen Vorstellung ganz nahe kommen. Ovid schreibt:

[1]) Es sind noch vier deutsche Schulausgaben von Béranger erschienen von: 1) A. Kühne, 2. Aufl. Berlin, 1887. Weidmann'sche Buchhandlung. 2) L. W. Hasper, ib. 1882. 3) G. Voelker, Leipzig, 1877, Teubner. 4) Jos. Sarrazin, Bielefeld, 1885, Velhagen & Klasing.

Cum nox nigro polos involvit amictu und Silius Italicus: *Et ni caeca sinu terras nox conderet atro.* (Nach G. A. Koch's *Gradus ad Parnassum,* Leipzig, 1874, unter *nox.)* — Einzelne Erklärungen, wie diejenigen zu *Chéronée* S. 70, *Phidias, Tyrtée, l'Ilissus* S. 64, *j'atteste l'Evangile* II, 15 etc. könnten meines Erachtens in einer zweiten Auflage unbedenklich gestrichen werden. Desgleichen Anmerkung XII 29, wo nur VIII 37 wiederholt wird, oder XXII 30 *sabots,* worüber schon II 31 gehandelt wurde.

Auch die sprachlichen Anmerkungen sind mit Umsicht abgefasst. An vielen Stellen verhindert H., dem eine grosse Summe pädagogischer Erfahrungen zu Gebote steht, in belehrender Weise eine schiefe Auffassung oder halbrichtige Übersetzung durch eine rechtzeitige Note, und den sprachlichen Eigentümlichkeiten Béranger's ist er durchaus gerecht geworden (Belege unnötig). Doch könnte insofern hier eine Beschränkung eintreten, als den Ausdrücken, welche der Schüler im Thibaut oder in der kleinen Ausgabe von Sachs genügend erklärt findet, die Aufnahme in die Anmerkungen[1]) versagt werden sollte. Dahin rechne ich *renommer* rühmen VI 3, *abandonner* im Stich lassen XXVIII 41, *sauter* in die Luft fliegen XXXI 4, *mirage* Luftspiegelung XX 45, *suppôt* Helfer IV 25, *voltiger* herumflattern IX 6. Siehe auch XIII 47, XVI 49, XVII 43, XXXIV 58 u. s. w. Ferner glaube ich, dass Schüler oder Schülerinnen, mit welchen man Béranger liest, fühlen werden, das *objet chéri* XI 33, *daigna me consoler* I 26, *faute d'être assez grand* I 4 oder *fais-nous danser* XXIV 7 nicht wörtlich übersetzt werden können. Sie werden auch im Stande sein, dafür deutsche Ausdrücke zu finden, welche in das Kolorit der betreffenden Stelle passen. Der Verfasser wird wohl im Grunde derselben Meinung sein. Meine Bemerkung gilt nur dem Mass der Beschränkung und verkennt nicht, wie schwer es ist, gerade hierin es jedem recht zu machen.

An Einzelheiten bleibt noch folgendes zu bemerken:

I 13 würde ich *morgue tranchante* mit Sarrazin (S. 22 seiner Ausgabe) lieber durch „verletzenden" Dünkel als mit H. durch „absprechenden" Dünkel übersetzen.

II 7 *venge* heisst „in Schutz nimmt" vgl. *vindicare* in seinen Bedeutungen.

VIII 15. Der französische Adel war vor der Revolution nicht absolut steuerfrei. Vgl. von Sybel oder Oncken.

Den Tadel gegen XIII 35 vermag ich nicht zu teilen.

XIX 7. Dass man bei Pariser Kindern nicht sehr häufig tiefes Naturgefühl finde, glaube ich nicht. Bekannt ist doch der Drang der Pariser an Feiertagen aufs Land zu kommen zum *manger sur l'herbe.* Vgl. auch Bulwer, *Night and Morning* S. 247. Tauchn. Ed.

XX 2 heisst es: „Wie es scheint, ist Béranger der erste französische Dichter, der es gewagt hat, eine Jahreszahl in den Vers zu setzen." Es muss wohl heissen: der erste französische Dichter, welcher es nach der zweiten klassischen Periode wagte u. s. w., denn im Altfranzösischen sind Jahreszahlen im Verse sehr oft zu belegen. Vgl. z. B. Philippe Mousket Vers 27530 *Qu'en l'an de l'incarnation M. et CC. et vint et sis Si moru cis rois Loeys.*

XXV 27. Der angeführte Unterschied zwischen *convier* und *inviter* besteht meines Erachtens trotz Lafaye nicht. Vgl. auch *le feu l'invite* XIX 56.

---

[1]) Bei den Liedern Béranger's kann es doch nicht wünschenswert sein, besonders flott zu übersetzen. Vgl. Hartmann, *Mademoiselle de la Seiglière* S. VI.

XXIV 17 hätte wohl die Stellung des persönlichen Fürworts in *qui l'osaient entendre* eine Bemerkung verdient. Vgl. Lücking § 208, 3c.

XXVI 10 sagt H. zu *mon lit chétif:* „Mit *bien* versetzt sich der Dichter im Geiste lebhaft zurück und fühlt die Ärmlichkeit noch einmal mit durch". Das liegt doch wohl nicht alles in *bien.* Vgl. ähnliche Anm. IV 45, XVIII 43.

XXVII 9 *dans Athène.* Die Bemerkung könnte etwas weiter gefasst noch mehr nützen; denn in *dans Vienne* XXXIV 31, *dans Paris* XXXV 33 und *dans Saint-Hélène* XXXVI 15 ist die Präposition nicht durch die Silbenzahl des Verses oder durch zu vermeidenden Hiatus bedingt. Auch die Grammatiken beschränken oft willkürlich den Gebrauch von *dans* vor Städtenamen zu sehr. Vgl. Lücking § 458.[1]) Auf die Schreibung von *Athène* (ebenso XXIII 34 in der Zäsur) könnte auch bei *Jemmape* XXII 18 verwiesen werden, wo gleichfalls das *s* unterdrückt ist, um die in der Sprache bestehende Elision ins Auge fallen zu lassen. V. Hugo gebraucht z. B. oft *Londres est* als zweisilbig, der Aussprache gemäss.

XXXV 55 sollte hinzugefügt werden, dass die irdischen Überreste Napoleon's I. 1840 nach Paris überführt wurden und in der Kapelle des Invalidenhôtels ruhen.

XXXIV S. 84 o. Die Worte über die Wiederholung am Schluss einer Strophe entsprechen nicht ganz der Thatsache. Vgl. Strophe 10, 8, 2. 4, 13.

Dem vorliegenden Bändchen, welches die Verlagsbuchhandlung wiedorum vorzüglich ausgestattet hat, gebührt somit das beste Lob. Wir machen alle Fachgenossen, besonders aber die Herren Studierenden, auf Martin Hartmann's Béranger-Ausgabe aufmerksam und wünschen ihr die weiteste Verbreitung. F. WENDELBORN.

Döhler, E., *Coup d'oeil sur l'histoire de la littérature française.* Für den Schulgebrauch. Dessau, 1889. Paul Baumann.

Zu den vielen Grundrissen, Abrissen, *Précis* der französischen Litteraturgeschichte fügt der Verfasser einen kurzen Überblick über dieselbe hinzu. Das Büchlein ist für den Schulgebrauch bestimmt und soll wohl dem Lehrer das leidige Diktieren ersparen. Döhler scheint zunächst an Mädchenschulen bei der Abfassung gedacht zu haben, in denen häufiger als in Knabenschulen französische Litteraturgeschichte in einer besonderen Stunde behandelt wird. Eine Schülerin der II. oder I. Klasse soll im Grundriss einen Anhalt für das finden, was der Lehrer vorgetragen hat, also den Namen von Schriftstellern, einige wichtige Daten aus seinem Leben, vielleicht das Todesjahr, das der Zeit seiner grössten Schaffenskraft in den meisten Fällen am nächsten liegt, und die Titel einzelner Hauptwerke. Der Verfasser eines solchen Überblickes hat also auszuwählen für einen bestimmten Zweck, und es ist nur zu natürlich, dass er zuweilen falsch wählt oder anders wählt, als es ein Fachgenosse gethan haben würde. Das wird sich stets nach dem Lehrer richten müssen; man kann nicht viel von einem Mann

---

[1]) Auch Lücking's Fussnote 2 zu § 476 betreffs des Gebrauchs von *dans* vor singularischen Ländernamen bedarf der Erweiterung, vgl. z. B. Mol., *Écol. d. F.* I 4 *biens qu'il s'est en quatorze ans acquis dans l'Amérique* oder Michaud, *Ire Croisade* I (S. 12 Goebel) *lorsque les pèlerins de l'église latine, après avoir traversé des contrées ennemies et couru mille dangers, arrivaient dans la Palestine.*

reden, von dem man gar nichts oder so gut wie nichts gelesen hat, von einem Werke, dessen Inhalt man nur aus einer Litteraturgeschichte kennen gelernt hat. Der Lehrer darf seine Kenntnis der Litteratur nur aus der eigenen Anschauung schöpfen, durch fleissiges und verständiges Lesen, die meisten werden auch ein schriftliches Fixieren nicht entbehren können. Je länger man in dieser Weise lehrt, desto grösser wird das Repertoire, aber auch desto schwieriger die Auswahl, desto ernster die Mahnung an den Gelehrten, dass er Lehrer ist und von seinen Schülern verstanden sein will. Nur ein kleiner Bruchteil von dem, was den Litterarhistoriker bewegt, gehört in die Schule; aber dies wenige stellt der Gelehrte lebendiger, mit weiterem Blicke dar als der sich mühsam durch Zahlen und Titel hindurchfühlende Lehrer, der die Wahrheit seiner Behauptungen nicht zu beweisen vermag durch eigene Gründe.

Ferner hängt der Unterricht in der Litteraturgeschichte aufs engste zusammen mit der Lektüre, ja an manchen Anstalten wird er direkt in einer Lehrstunde damit behandelt und gewiss mit Recht, denn die Lektüre ist der Hauptbestandteil des Unterrichts in der Litteraturgeschichte; nach der Anzahl der Lektürestunden, nach den gelesenen Werken, den benutzten Chrestomathien richtet er sich also in erster Linie.

Alle diese Momente hat Döhler beachtet; im einzelnen bemerke ich noch folgendes: S. 6 hätte mindestens noch der *Chev. au lion* hinzugefügt werden müssen. S. 10 wird von Racine gesagt: *Racine tomba en disgrâce auprès du roi à cause d'un pamphlet et ne dut plus paraître à la cour. Il mourut de chagrin en 1699.* Der Grund, der hier für die Ungnade Racine's angegeben wird, ist litterarhistorisch wohl nicht stichhaltig. Mir scheint vielmehr jene Angabe wahrscheinlich, dass Racine sich in politische und finanzielle Fragen mischte, was der König durch M[me] de Maintenon erfuhr.

S. 10 heisst es von Molière: *Son grand-père, à qui l'éducation de Jean avait été confiée, — la mère étant morte — le menait souvent au théâtre et éveilla ainsi le goût du jeune homme pour la scène.* Dies ist nach den Ausführungen von Mahrenholtz u. a. mindestens sehr zweifelhaft; denn Molière's Grossvater soll schon 1626 gestorben sein, wird also den kaum vierjährigen Knaben noch nicht in das Theater mitgenommen haben. Mir scheint Molière aus Liebe zur M. Béjart zum Theater gegangen zu sein, nicht, wie *Elomire hypocondre* sagt, weil er zu keinem vernünftigen bürgerlichen Beruf mehr fähig war, auch nicht durch den täglichen Anblick der Marktspiele der *Enfants sans Souci* bewogen, wie Moland und Schweitzer meinen.

Bei der Inhaltsangabe des *Tartuffe* wird nur gesagt, dass Elmire den Betrüger entlarvt; das Auftreten des königlichen Kommissars hätte hinzugefügt werden müssen. Bei Montesquieu vermisse ich die *Considérations*, da die *Lettres persanes* angeführt sind. Das XVIII. und vor allen Dingen das XIX. Jahrhundert sind sehr knapp behandelt. An Druckfehlern sind mir aufgefallen:

S. 3 Z. 6 v. u: *ou* statt *on*.
S. 11 Z. 19 v. o.: *be1* statt *bel*.
S. 11 Z. 9 v. u.: *casette* statt *cassette*.
S. 22 Z. 6 v. o.: *Délorme* statt *Delorme*.
S. 22 Z. 17 v. u.: *Délavigne* statt *Delavigne*.

Plus tard ist S. 7, 12, 14, 15, *bien que* S. 16 und *tandis que* S. 8 in einem Wort gedruckt, vielleicht mit Absicht.

O. Glöde.

Schaefer, Kurt, *Französische Schulgrammatik für die Unterstufen.* Zweite Auflage. Berlin, 1889. Winckelmann und Söhne. 251 S. 8⁰. Preis: 2 Mk., geb. 2 Mk. 50 Pf.

Es ist eine unbestrittene Thatsache, dass die Reformgrammatiken bisher verhältnismässig geringen Eingang in den Schulen gefunden haben. Den Grund davon finde ich nicht ausschliesslich in der Gleichgültigkeit vieler Lehrer, die allerdings bedauerlicherweise immer noch gross ist, auch nicht, wie viele wollen, darin, dass einige Fragen der Reform wirklich noch der Klärung bedürfen. In grösserem Massstabe schreibe ich sie dem Umstande zu, dass in kurzer Zeit zu viel brauchbare Lehrbücher auf dem Boden der Reform erwachsen sind, und der daraus entstehenden Besorgnis, es könnten bald noch brauchbarere veröffentlicht werden. Ich rechne das Elementarbuch und die mir vorliegende Schulgrammatik von Schaefer zu den besten aller Hülfsbücher, die bislang von Anhängern einer massvollen Reform geschrieben sind. Wirklich auch hat diese Schulgrammatik (ebenso wie der I. Teil der *Schulgrammatik für Oberstufen)* trotz aller Hindernisse schon die zweite Auflage erleben dürfen, so zwar, dass nunmehr die beiden Abteilungen der ersten Auflage (1887) nach einer Umarbeitung zu einem Buche verschmolzen sind.

Die besonderen Vorzüge der beiden genannten Schaefer'schen Bücher lassen sich kurz etwa folgendermassen zusammenfassen: 1) Zusammenhängende Lesestücke bilden den Ausgangspunkt des Unterrichts für die Aussprache, den anzueignenden Vokabelschatz, die Kenntnis der Formen und die wichtigsten Regeln der Syntax. 2) Grammatik und Lektüre greifen beständig ineinander. 3) Das Gedächtnis wird entlastet, das Denken aber geübt durch „Darstellung der inneren Gesetzmässigkeit des Sprachbaues", was für unsere Stufe Ableitung der Formen aus allgemeinen Lautgesetzen bedeutet. Als weiteren Vorzug möchte ich den gründlichen Betrieb der Grammatik und, z. T. im Gegensatz zu Rambeau (s. *Zschr.* IX², 33 ff. u. IX⁶, 251), die umfangreiche Verwendung von Übersetzungsübungen aus dem Deutschen hervorheben, in der Art, wie Schaefer sie gibt: zusammenhängende Texte, die inhaltlich interessant sind und sich dabei beständig an das Dagewesene anlehnen.

Im einzelnen möchte ich mich nur gegen die Fassung einiger Regeln wenden. S. 158 wird unter 332 der Unterschied zwischen Imperf. und histor. Perf. klar und verständlich angegeben. Unter 333 heist es dann weiter: Daher steht fast stets das Imperf. c) in Nebensätzen des Grundes *(parce que).* Die entsprechende Rubrik für das hist. Perf. ist leer gelassen. Sie würde sehr passend ausgefüllt sein, wenn der Verfasser hinzufügte: Daher steht das histor. Perf. fast stets c) in Nebensätzen der Folge *(de sorte que, de manière que, de façon que, si que, tellement que).* Es ist nämlich thatsächlich so, und ganz naturgemäss, wenn auch die Lehrbücher nicht davon sprechen.

Die Fassung der Regel S. 167 unter 353: Es steht der reine Infinitiv 3) nach den Verben des Sagens und Denkens wie *croire* etc. 4) nach den Verben des Wünschens, wie *désirer* etc. erweckt die Meinung, dass nach den Wörtern des Wünschens der reine Infinitiv mit derselben Regelmässigkeit stehe wie nach den Wörtern des Sagens und Denkens. Ich würde vorschlagen: nach folgenden Wörtern des Wünschens oder besser nach folgenden Wörtern der Willensäusserung als Übergang zu der allgemeinen Regel, dass nach den Wörtern der Willensäusserung der Infinitiv mit *de* steht. Ich würde auch ordnen:

Wörter des Denkens und Sagens, nicht des Sagens und Denkens, aus demselben Grunde, aus welchem die Wörter des Bittens hinter den Wörtern des Wünschens aufgezählt werden müssen: das Sagen ist der Ausdruck des Denkens, wie das Bitten der des Wunsches.

E. Mackel.

Meigret, Louis, *Le Tretté de la grammęre Françoęze.* Nach der einzigen Pariser Ausgabe (1550) neu herausgegeben von Wendelin Færster. Heilbronn, 1888. Henninger. XXX, 211 S. 8⁰. Preis: 3,80 Mk. *Sammlung französischer Neudrucke,* herausgegeben von Karl Vollmöller.

Wenn auch spät (andere Arbeiten nahmen meine freie Zeit völlig in Anspruch), so hoffentlich nicht zu spät kommt diese Anzeige der sorgfältigen Ausgabe eines in mehrfacher Hinsicht interessanten Buches. Denn einmal bietet es uns in einer vollständig durchgeführten phonetischen Rechtschreibung ein wertvolles Mittel, die Aussprache des Französischen im XVI. Jahrhundert kennen zu lernen; ferner enthält es den ersten Versuch, die Satzbetonung durch Angabe der Tonhöhe der einzelnen Wörter zu bestimmen; und endlich finden wir in demselben reichhaltiges Material zur Geschichte der französischen Grammatik.

Obwohl dieses seltene Werk schon in Bezug auf seine Beiträge zur Darstellung der französischen Orthographie und Aussprache von andern (A. F. Didot und Ch. Thurot) gründlich durchforscht ist, wird man Færster für seine Separatausgabe dennoch Dank wissen, besonders da sie jeden in den Stand setzt, den *Tretté* in grammatischer Hinsicht auszunutzen, was bisher noch nicht genugsam geschehen ist.

In der Einleitung spricht der Herausgeber zunächst sein Bedauern darüber aus, dass die so verständige Reformbestrebung Meigret's auf orthographischem Gebiete seiner Zeit so wenig Erfolg gehabt hat, ja sogar als Zielpunkt des Spottes diente. Doch wenn man jetzt, nach 340 Jahren, sieht, wie wenig Theilnahme diese Bestrebung bei Gelehrten und Gebildeten findet, so wird man auch für die nächste Zukunft kaum eine durchgreifende Besserung der so unnütz erschwerten und prinziplosen Rechtschreibung nach vernünftigen und sprachlichen Gesetzen erhoffen können.

Über die Lebensverhältnisse Meigret's wissen wir herzlich wenig. Dass er aus Lyon stammte, geht aus den Angaben auf den Titeln seiner Werke hervor; ausserdem möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dass im vorliegenden *Tretté* mehrfach in ziemlich auffälliger Weise die Ausdrücke *Lion* und *Lionoęs* (z. B. 27, 1; 28, 16; 31, 25; 32, 19; 43, 6; 166, 16) in den grammatischen Beispielen benutzt werden; S. 7, 7 steht sogar eine Lyoner Redensart: *Mal avizé a prov peine.* Meigret dürfte jedoch spätestens 1530 nach Paris gekommen sein, wo die meisten seiner Schriften gedruckt und verlegt sind. Bald nach 1558 muss er jedoch gestorben sein, da dann sein letztes Werk, die Neuauflage seiner Übersetzung der fünf ersten Bücher des Polybius, in diesem Jahre erschien. Da es in Lyon gedruckt ist, liegt die Vermutung nahe, dass er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war.

Was seine litterarische Thätigkeit angeht, so besteht sie zumeist in Übersetzungen lateinischer und griechischer Autoren; daneben in einigen grammatischen Abhandlungen und Streitschriften etc. Der Herausgeber bringt ein ausführliches Verzeichnis derselben auf S. IX—XV, ist jedoch nur in der Lage gewesen, einen Teil von ihnen

selbst einzusehen. Nachdem er dann das Verhältnis Meigret's zu seinen Zeitgenossen, seinen Freunden und seinen Gegnern dargestellt, hebt Fœrster kurz diejenigen Punkte hervor, in denen sich sein Autor von den vorangehenden französischen Grammatiken, namentlich von der des Jacobus Silvius unterscheidet, und meint schliesslich, ihm die Einführung der Apostrophe, der Accente und der Cedille zuschreiben zu müssen. Wie mir jedoch Herr Professor Lamprecht mitteilt, werden diese Zeichen bereits von Geoffroy Tory in seinem 1529 erschienenen *Champ fleury* gefordert, einem Buche, welches sich der Herausgeber leider nicht selbst verschaffen konnte.

Auf diese Einleitung folgt dann bis S. 196 der Text, aus dem ich einige, für den Autor und seine Eigenart charakteristische Stellen anführen möchte. In dem ersten *Ao' Lęcteurs* überschriebenen Abschnitte finden wir (S. 4, 30 ff.) den sehr vernünftigen Grundsatz: *Come l'ecriture ne ſoęt qe la vray' imaje de la parolle, a bone ręzon on l'eſtimera faoſ' ę abuziue, ſi elle ne luy ęt conforme par vn aſſęmblemęnt de lęttres conuenantes ao batimęnt de' voęs.* Und ähnlich weiter unten (12, 23 f.): *Ny ne ſey pourqoę la plume doęue porter ęn ſon ecritture plus grande reueręnc' a l'antiqité, qe ne luy ſęt la lang' ęn ſa prononçiaçion.* Demgemäss schreibt Meigret der Aussprache seiner Zeit zufolge z. B. die gewöhnlich durch *au* und *oi* dargestellten Laute *ao* und *oę*, lässt die im Inlaute verstummten Zeichen einfach fort und setzt für die im Auslaute fakultativ verstummenden *e, s* und *t* Apostrophe. Bezüglich der Konsonanten heisst es (16, 28): *Je fęs ... soner ... toutes conſonantes d'un męme ſon auant toutes voyelles.* Daher bezeichnet er stimmloses *s* durch *ſ* im An- und Inlaut, *s* im Auslaut; stimmhaftes durch *z*; er setzt durchaus *g* für den Verschlusslaut, *j* für den Reibelaut; die sogenannten mouillierten Laute giebt er durch *ñ* und *l* mit einem Häkchen (in Fœrster's Druck durch ł ausgedrückt) etc. Inkonsequent ist es dagegen, wenn Meigret den *k*-Laut vor *a o u* durch *c*, vor *e i y* durch *q* darstellt. Mit Recht wendet er sich aber gegen die sinnlose Nachahmung lateinischer Orthographie und latinisierende Ausdrücke und Konstruktionen (s. S. 138 ff. u. 195). Andererseits sind seinn Kenntnisse in der altfranzösischen Sprache mangelhafte, woraus ihm aber in Anbetracht des damaligen Standes der Gelehrsamkeit kein Vorwurf gemacht werden soll. So erklärt er z. B. die althergebrachte Schreibung der Imperfektendung *-oient*, die zu seiner Zeit *-oét* tönte, durch Vermischung der Endungen *-oint* und *-ient* (14, 12 ff.); die Pluralformen des Präsens von *choir* (*çhoęr*) leitet er von einem *infinitif inuzité çhayer* ab (105, 30); ebenso die von *ecrire*, von *ecriuer*, von *boire*, von *buuer* (108, 17 ff.), die von *souffrir*, von *souffrer* (112, 17) etc. Die drei Stämme des Verbs *aller* sind nach ihm (124, 19 f.) *vado, ire* und das hebräische *hallac*; die Negationspartikel *pas* soll dagegen das griechische *πᾶς* sein (175, 6)!

Im übrigen die auf Priscian beruhende und nach den Redeteilen angeordnete Grammatik durchzugehen, würde hier zu weit führen. Doch mögen einige kurz zitierte, nach Belieben herausgegriffene Stellen über die sonstigen Belehrungen, die uns das *Tretté* bietet, Andeutungen geben. — 12, 5. Meigret konstatiert die Aussprache *eaje* neben *aje* (*âge*). — 18, 34. DerVerf. kennt bereits die Liaison des *n* und die des *t*, doch nicht die des *s* (vgl. Anm. zu 111, 23). — 23, 30. Die Aussprache *ſalmes* ist gewöhnlicher als *pſalmes*. — 30, 32 Als unterscheidende Zahl bei Regentennamen führt Meigret nur die ordinale mit Artikel an: *Charles le qint, ę le ſizieme.* — 31, 1 Zwei Vornamen derselben Person sind wenig gebräuchlich. — 48, 30 u. 49, 17 Das *a* in *lac*,

hanap ist kurz, in *lács, hanáps* lang; *c, p, q* verstummen fast vor auslautendem *s*. — 52, 10 Die Zahlwörter *ſoęſſant' ę dis, qatre vins* etc. sind beliebter als *ſęttante, huyttante*. — 68, 23; 173, 37; 175, 13 In der Frageform verbindet sich öfters das Pronomen der 2. Pluralis mit dem Verb der 2. Singularis: *a' vou' ſęt cela?* — 75, 17 Den Einschub des *t* nach der 3. Sing. derer auf *-er* in der Frage vor vokalisch auslautendem Pronomen hält Meigret für unzulässig; besser *ęyme l'on* als *ęyme t'on* (vgl. 192, 20). — 82, 4 *Je męme* neben *moę męme*. — 88, 18 ff. Meigret verwirft die Flexionsfähigkeit des Part. Perf. bei Reflexiven und nach vorangehendem Objekt. — 101, 9 ff. Der Verfasser erklärt den Ausdruck *ç'ęt moę* für unlogisch und empfiehlt dafür *çe ſuys je*. — 104, 6 Einige sagen *vons* statt *allons*. — 104, 17; 106, 4; 107, 14 u. 31 etc. In der 1. Sing. Präs. ist der Abfall des auslautenden *s* bei mehreren Verben fakultativ; so *veu* und *veus, puy* und *puys, fę* und *fęs, boę* und *boęs* etc. 109, 34 Von *rompre* sind die Formen *je rons, tu rons, il ront* beliebter als *rom(s), romt;* ebenso spricht man lieber *pront* statt *prompt, tęns* statt *tęmps;* übrigens die einzige Andeutung der Nasalierung bei Meigret (vgl. Vietor, *Elem. d. Phonetik,* § 69. A. 5.). — 112, 6 u. 122, 25 *ferir* und seine Formen gehören mehr dem poetischen Gebrauch an. — 115, 3 u. 147, 25. Die 3. Plur. des hist. Perf. derer auf *-er* lautet sowohl auf *-aret* wie auf *-eret;* die 1. Sing. sowohl auf *-é* wie auf *ey;* die 1. Plur. auf *-imes* derselben Konjugation (115, 18) wird freilich als falsch verworfen, immerhin aber der Erwähnung wert gehalten. — 119, 15. Das Partizip *mors* von *mordre* wird für besser gehalten, obwohl *mordu* regelmässiger sei. — 121, 14 *Prittes* und *priret* (H. P. von *prendre*) werden den Formen *printes* und *prin(d)ret* vorgezogen. — 123, 20. *J'ey paſſé (par Paris)* ist sicherer als *je puys ſaſſé*. — 125, 10. Neben *j'aorey* und *je ſaorey (j'aurai, je saurai)* billigt Meigret *j'arey* und *je ſarey*. — 126, 23 ff. Als Imperativformen von *aller* werden *vas* und *va* für die 2. Sg., *voęze* und *voęzet* für die 3. Sing. bezw. Pl. angeführt. — 139, 32 Die Pariser Maurer haben *liueao* und *liueler* in *niueao* und *niueler* verderbt. — 141, 20. Das auslautende *s* der Partizipien wird bei der Anfügung des Feminin *-e* zu *z*, nur *ars* bildet *arſe*. — 167, 21. Man sagt wohl *je ſuys ęn la Françe,* aber es ist eleganter zu sagen *je m'ęn voęs ęn Françe*.

Besonderes Interesse verdient der S. 179 beginnende Abschnitt: *Dęs acçęns, ou tons dęs ſyllabes & diccions,* in welchem Meigret die Tonhöhe der einzelnen Wörter im Satzganzen untersucht. Er findet, dass dieselbe von der Silbenzahl und von dem Umstande abhängt, ob der Satz nur aus einsilbigen Wörtern besteht, oder ob auch mehrsilbige zu demselben gehören. Bei diesen unterscheidet er wieder solche, deren letzte Silbe betont ist von solchen, die an dieser Stelle ein tonloses *e* haben, etc. Seine Aufstellungen veranschaulicht er dann durch Musiknoten; bei den folgenden Beispielen bediene ich mich einer 1, um einen höheren, einer 2, um einen tieferen Ton wiederzugeben. Auf S. 181 sehen wir: $\overset{1}{\textit{ç'ęt}}\ \overset{2}{\textit{mon}}\ \overset{1}{\textit{ma}}\overset{2}{\textit{leur}}$, dagegen $\overset{2}{\textit{ç'ęt}}\ \overset{1}{\textit{mon}}\ \overset{2}{\textit{fre}}\overset{2}{\textit{re}}$; ebenda: $\overset{2}{\textit{ç'ęt}}\ \overset{1}{\textit{mon}}\ \overset{2}{\textit{ceur}}$; S. 185. $\overset{1}{\textit{V}}\overset{2}{\textit{ne}}\ \overset{1}{\textit{fa}}\overset{2}{\textit{me}}$, $\overset{2}{\textit{ç'ęt}}\ \overset{1}{\textit{vn'}}\overset{2}{\textit{a}}\overset{2}{\textit{me}}$, etc.

Im Vorbeigehen noch die Bemerkung, dass Meigret sich über den Missbrauch der Passionsspieler beklagt (180, 16), eine tonlose Silbe zu accentuieren, wie in *Sire Pilaté* statt *Pilate*.

Aus dem Kapitel über den Apostroph sei hier erwähnt (192, 20), dass die Apokope des tonlosen *e* in der Frageform vor vokalisch anlautendem Pronomen unzulässig ist, z. B. in *ęyme il? ęyme elle?* Sie unterbleibt auch besser im Konjunktiv *j'uſſe* und *j'aye* (vgl. jedoch 146, 19 *j'uſſ'été*, 149, 3 *j'uſſ'eymé)* in der Satzpause, und nach Ver-

schlusslaut + Liquida, wie in *ęntre ęlles* (vgl. jedoch 9, 9 *ęntr' elles;* 77, 14 *articl' apręs;* 81, 30 *conjoindr'ao' noms;* 86, 17 *feufr' en;* 95, 34 *l'aotr' a part;* 106, 2 *feufr' ajouter;* 130, 7 *voutr' affęre;* 160, 19 *ętr' inferé,* etc.).

Den Beschluss des Buches (S. 197—211) bilden Anmerkungen, in denen Förster zunächst die Grundsätze erörtert, nach denen er den Text behandelt hat, worauf mehrere Seiten mit nachträglichen Besserungen oder den Lesarten des Originals folgen, die in der Ausgabe bereits gebessert sind. Was die ersteren angeht, so wird man dem Herausgeber jedenfalls beistimmen, dass grosse Vorsicht in der Korrektur der zahlreichen Fehler des überlieferten Textes zu beobachten war, die nicht alle von dem in der neuen Orthographie ungeübten Setzer verschuldet sein dürften, sondern auch auf Inkonsequenzen und der Zulassung von Doppelformen seitens des Verfassers beruhen können. Dass solche thatsächlich vorkommen, geht aus den ausdrücklichen Worten des letzteren selbst an einigen Stellen hervor; so heisst es 11, 22 *ai, ou ay (car je ne fęs point de differęnç' ęntre l'i, ę y Gręc);* 105, 36 *pluuoęr ou plouuoęr;* 174, 20 *voulontiers ou voulentiers,* wozu noch die vorhin schon erwähnten Verbalformen wie: *j'aroę, ou aoroę, ou oęs* (143, 23), *je voę, ou voęs* (150, 31), *je vi, ou vis* (151, 5), *j'uſſe u* und *j'uſſ' u* u. s. w. kämen. An anderen Stellen drückt sich M. zu unbestimmt aus, als dass man ein festes Prinzip auf seine Worte basieren könnte; so S. 25, 1 über das Verstummen von auslautendem *s* oder *z*, S. 49 über den Gebrauch von *s* und *z* als Pluralzeichen. Dennoch glaube ich, dass der Herausgeber in einigen Fällen, wo sich nur vereinzelte Abweichungen von einer überwiegenden Mehrzahl einer Schreibweise finden, und wo die eigenen Worte des Verfassers dies nahe legen, in der Besserung hätte weitergehen können, als er sich für berechtigt hielt. Z. B. (von vornherein bemerke ich jedoch, dass ich auf eine absolut vollständige Zählung nicht Anspruch erhebe) zeigt es sich, dass die Wörter auf *-if* in der Regel den Plural auf *-ifs* bilden (so 10, 38; 40, 7 und 35; 41, 15; 43, 2; 61, 3; 70, 12 und 33; 71, 15; 76, 12; 79, 16, ebenda 19 und 21; 164, 14 und 28 etc. etc.), so dass die seltenen Schreibungen *ajęctiz* (40, 34), *collęctiz* (50, 13) und *partitiz* (164, 11) danach hätten reguliert werden können, zumal Meigret nur den Schwund des *d* und *t* vor pruralem *-s* oder *-z* kennt (S. 49). — Bezüglich des verstummenden *s* im Auslaut gilt im allgemeinen, dass es am Ende der Artikel und der attributiv gebrauchten Pronomina und Zahlwörter durch einen Apostroph ersetzt wird; doch bleibt es fast regelmässig vor Zischlaut und Vokal; nur in *ils* verschwindet es auch vor letzterem (s. besonders die Paradigmen S. 142 ff.). Daher wären meiner Ansicht nach auch folgende Stellen unbedenklich zu bessern gewesen; *deu'* für *deus* S. 52, 36 *(deus qatre)* und 56, 14 gegenüber 14, 9; 17, 12; 22, 4 und 22; 23, 17; 24, 26; 25, 14; 52, 36; 54, 6 und ebenda 18 und 28; 55, 5; 56, 5 und 15; 57, 1; 85, 19; 144, 12 und 14; 193, 16 etc.; *tou'* für *tous* 46, 26; 51, 22 und 78, 2 gegenüber *tou'* 46, 31; 48, 7, 20 und 38; 53, 21; 54, 11 und 27; 55, 20; 65, 16; 82, 4 und 10; 89, 34 und 37; 136, 38; 141, 6; 163, 18 und 19; 173, 24; 179, 26 etc.; *il'* in *ils* vor anlautendem *s* 80, 25; 102, 14; 146, 25 im Vergleich mit 48, 9; 51, 23; 67, 2; 80, 13 und 25; 145, 6, 31 und 36; 146, 5 etc.; ebenso für *il'* vor Vokal 90, 13 und *ils* in *il'* vor Konsonant 20, 29 und 80, 1, womit u. a. die zahlreichen Formen in den Paradigmen 142 ff. zu vergleichen wären. — 72, 10 ist *voyes* in *voyez* zu ändern, besonders mit Rücksicht auf Meigret's Bemerkung 10, 4. — Andererseits würde ich allerdings Bedenken tragen, das *s* in *plus, pas, sans, apres*

etc. ohne weiteres zu apostrophieren, da hier die Unterlassungen im Text häufiger sind.

Als offenbare Druckfehler oder Versehen betrachte ich dagegen folgende von Fœrster übersehene Fälle: 4, 27 hätte *farions* nicht in *faorions* verändert werden sollen, s. 125, 10; 5, 27 bessere *eſt* in *ęt;* 6, 18 l. *on peñoęt;* 7, 5 l. *conſidere;* 11, 17 *grant* (s. 24, 17); 11, 33 *conjointes* (vgl. 12, 3); 12, 20 *aojourdhui;* 14, 9 *façons;* 15, 3 l. *aoqel* st. *aoquel;* 29, 37 l. *beaocoup* st. *beaucoup;* ebenso 43, 27; 64, 1; 76, 33. — 53, 34 l. *fœſſant' ę dis* (vgl. 52, 12 ff.); 61, 3 lies das letzte Wort *dizeine;* ebenda 21 *aué' vous* (vgl. unten 86, 24); 62, 29 l. *propos;* 70, 29 l. *lę' noms;* 73, 24 l. *recuſ̄i;* 80, 3 *dę' tiens* st. *dęs t.;* 85, 11 *je fęs* st. *ie f.* (vgl. F.'s Besserung zu 94, 27); 86, 24 *tireré'* st. *tirere'* (vgl. 61, 12; 76, 22; 78, 7 Anm.; 172, 26 u. 29); 91, 22 *lę' dames* st. *lęs d.;* 96, 13 Anm. bessert F. *finifięr* in *finifier,* lässt jedoch 97, 24 *finifier;* 98, 26 *n'ont* st. *nont* (vgl. 99, 3 und F.'s Besserungen zu 43, 19; 49, 16; 55, 7; 66, 2; 67, 15; 69, 28; 70, 35 u. ö.); daher auch *n'a* 102, 13; 99, 15 l. *Vęrbes* st. *Vęrbes';* 103, 1 scheint mir die Korrektur zu *lęs aotres* ebenso wahrscheinlich wie 111, 23, da Verstummung des *s* in diesen Fällen doch nur ausnahmsweise durch die Schrift ausgedrückt wird; 119, 23 *regar'* oder lieber noch *regard,* wie es sonst wohl stets lautet; z. B. 120, 34; 121 12, und 16, 122, 6 und 22, u. s. w.; 156, 34 *bâtir* st. *bâtir;* 161, 34 *nou' etyons* scheint mir ebenso fraglich wie *lę' aotres* (s. 103, 1); 162, 34 l. *recomande* st. *-é;* 184, 21 wohl *l'aué'* st. *l'au';* ebenso 190, 26 *ęté'* st. *ęt';* 192, 14 *confiance* st. *-çe;* 193, 3 *titre* st. *tiltre.*

Was schliesslich die Gesamteinrichtung des Textes angeht, so verbot allerdings der Plan der ganzen Sammlung: möglichst getreue Abdrücke der Originale zu liefern, das Hervorheben einzelner Wörter durch den Druck. Dennoch wäre es gewiss manchem, besonders demjenigen, der den *Tretté* nur zum gelegentlichen Nachschlagen benutzen will, willkommen gewesen, wenn demselben eine übersichtlichere Gestalt gegeben wäre, da die Kapitelüberschriften hierzu kaum ausreichen. Viele wären daher gewiss dem Herausgeber zu noch grösserem Danke verpflichtet gewesen, wenn er diesem Mangel durch Marginalnoten oder durch ein kurzes Sachregister abgeholfen hätte.

J. Koch.

Mairet, Jean de, *Sophonisbe.* Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Vollmöller. Heilbronn, 1888. Henninger. XLIV, 79 S. 8⁰. Dieselbe Sammlung.

Obwohl der *Sophonisbe* Mairet's, trotz mancher wohlgelungener pathetischer Stellen, nach der heutigen Kunstschätzung kein besonders hoher Wert beizumessen ist, so wird der Litterarhistoriker und Sprachforscher den vorliegenden Neudruck derselben mit Freuden begrüssen, da die Werke M.'s den meisten schwer zugänglich sein dürften.

In der „Einleitung" diskutiert Vollmöller zunächst die Frage nach Mairet's angeblicher deutscher Abstammung auf Grund von Mitteilungen aus Dokumenten, deren Ergebnis wenig Positives liefert. Weder in Dortmund noch in Ormont, an welchen Orten man nach dem Mémoire eines Neffen des Dichters die Heimat seiner Vorfahren vermuten könnte, lässt sich eine Familie dieses oder eines ähnlichen Namens nachweisen, und auch der S. XLIII im Nachtrag zitierte Thys Megrait aus Reifferscheid kann nach den bisher bekannten Notizen nicht mit Sicherheit als Ahnherr Mairet's angesehen werden. Dennoch

glaube ich, dass nach den S. VI angezogenen eigenen Worten des Dichters die Herkunft seiner Familie aus Deutschland nicht in Abrede gestellt werden kann, bis ein positiver Gegenbeweis erbracht ist. — Glücklicher ist Vollmöller jedoch im Nachweis des Geburtsjahres Mairet's, als welches das Taufregister von Besançon 1604 angibt; der Tag ist vermutlich der 9. Mai (S. IX).

Den übrigen Teil der Einleitung nimmt eine sehr sorgfältige bibliographische Übersicht der Ausgaben von Mairet's Werken ein, von denen ein grosser Teil dem Herausgeber zur Verfügung stand. Auf S. XXX—XXXIV finden sich die Varianten von sechs Drucken zu dem der Neuausgabe zu Grunde liegenden Text vom Jahre 1635, die jedoch nur in wenigen Fällen beachtenswerte Lesarten bieten.

Hierauf folgt, nach Vorausschickung der Dedikation, eines kurzen Vorworts und des Privilegs, das Drama selbst, welches übrigens die drei Einheiten noch nicht so strenge durchführt wie der spätere Klassizismus, da die Handlung an zwei auf einander folgenden Tagen (s. z. B. v. 1147) vor sich geht und der Schauplatz in verschiedene Gemächer desselben Palastes (s. z. B. v. 1108 u. 1777) verlegt erscheint.

Zu dem Texte selbst bleibt wenig zu erinnern, da Vollmöller S. XXVII und in den Anmerkungen S. 77 f. einige Druckfehler und Unrichtigkeiten selbst korrigiert. Akt III, Szene 1 hätte vielleicht die Überschrift nach den S. XXXI angeführten Ausgaben in *Maſsinisse, Philip* (der übrigens im Personenverzeichnis auf S. 8 fehlt), *Soldats Romains* verbessert werden können. — V. 683 schlägt V. in den Anm. die Änderung von *je propose* in *qu'on me propose* vor; wie ich glaube, unnötig; denn Belege, dass *proposer* „vorhaben, beabsichtigen" heissen kann, bringt Littré s. v.; so aus *Oresme: je propose translater;* auch dem Sinne nach schliesst sich dieser Vers der überlieferten Form recht gut dem Vorhergehenden (s. v. 615) an. — V. 1285 ist in *eſtoit* ein deutsches i hineingeraten. — V. 1497 ist *violans* mit Rücksicht auf die Schreibungen in vv. 911, 1187 und 1786 wohl in *violen(t)s* zu bessern. — Der Halbvers 1532 wäre einzurücken gewesen. — Akt V, Sz. 3 und ebenda 6 fehlt die Angabe, dass der in der Überschrift genannte *Meſsager* dieselbe Person ist, welche sonst mit *Calliodore* bezeichnet wird. — V. 1606 ist das *ſ* in *ſon* aus Versehen fett gedruckt. — V. 1760. Die *0* in der Verszahl fehlt. — V. 1788 möchte ich mit den anderen Ausgaben (s. S. XXXIV) *n'est point* st. *est p.* setzen. — Endlich sei noch auf die merkwürdigen Reime 1164/65: *ſeur* (sûr): *douceur*. und 1216/17 *adueu* (= avœu): *veu* (vu) aufmerksam gemacht.

J. Koch.

Miszellen.

Zu *Mademoiselle de la Seiglière.*

Die Leser mögen verzeihen, dass in dieser *Zeitschrift* noch einmal auf die *Schulausgabe* des Unterzeichneten zurückgekommen wird. Das würde von meiner Seite aus auch unterblieben sein, wenn nicht die von J. Aymeric in Heft 2 dieses Bandes veröffentlichte Besprechung in mehr als einer Hinsicht eine Erwiderung herausforderte. Aymeric glaubt bemerkt zu haben, dass die bisher erschienenen Rezensionen der in Rede stehenden Sandeau-Ausgabe oberflächlich sind, und unternimmt es daher seinerseits, eine Rezension anderer Art zu schreiben. Wird nun diese dem Gegenstande einigermassen erschöpfend gerecht? Der Leser möge selbst urteilen. Das was die berührte Ausgabe dieses Lustspiels von den früheren unterscheidet, erwähnt Aymeric mit kaum einem Worte. Dafür heftet er sich an einige Einzelheiten und sucht dem Herausgeber verschiedene Fehler, im ganzen elf, und verschiedene gewagte Behauptungen, im ganzen dreizehn, nachzuweisen. Angenommen einmal, Aymeric hätte mit allen seinen Ausstellungen recht, so würde der Herausgeber darnach doch immer noch Grund haben, mit seiner Arbeit zufrieden zu sein. Denn wenn ein geborener Franzose an einem Kommentar, der über siebenhundert Anmerkungen enthält, nicht mehr Fehler als elf findet, und nur dreizehn Anmerkungen von zweifelhafter Richtigkeit, so ist dieses Ergebnis einer offenbar sehr aufmerksamen Prüfung immerhin beruhigend. Freilich sind die Einwendungen Aymeric's nur in einigen Fällen stichhaltig. So ist ja richtig bemerkt, dass auf S. 25 (nicht 17!) des Kommentars *comme un mouton bridé* fälschlich für *qu'un m. br.* gedruckt steht. Die Billigkeit hätte aber verlangt zu bemerken, dass an der hierher gehörigen Textesstelle die Worte richtig stehen. — Dass *bridé* an obiger Stelle *tenu par la bride* bedeutet, bestreitet Aymeric, verschweigt aber leider, wie er selbst den Ausdruck auffasst. Es sei hier bemerkt, dass die im Kommentar gegebene Erklärung von einem Landsmanne des Herrn Rezensenten stammt, der hierüber befragt wurde, da die Lexika keine Auskunft geben. — Mit seiner Kritik der Übersetzung von „Wärmflasche" für *bassinoire* hat Aymeric vielleicht Recht, nur gibt er auch hier nicht an, welches nach seiner Meinung die richtige Übersetzung sein soll. „Wärmflasche" ist in Deutschland jedenfalls ein viel gebräuchlicheres Wort als „Wärmpfanne". Der Sicherheit halber fragte der Unterzeichnete in einem der grössten Leipziger Geschäfte für Haushaltungsgegenstände nach einer „Wärmpfanne" und gab dabei die Beschreibung dieses Dinges, wie sie auch von Aymeric mitgeteilt wird. Da stellte sich heraus, dass der Inhaber des Geschäftes von solchen „Wärmpfannen" schlechterdings nichts wusste. Er kannte nur Wärmflaschen und Wärmsteine. — Zu S. 41 will Aymeric nicht zugeben, dass *huit* ein stummes *h* habe. Nun, im Sinne der rein empirischen Grammatik hat er ja recht, aber sicher nicht vom Standpunkte einer wissenschaftlichen Auffassung der fraglichen Erscheinung. Das Wort *huit,* das von *octo* herkommt, hat ebensowenig ein *h aspirée* als *onze.* Wenn man vor diesen zwei Worten nicht bindet und nicht elidiert, so erklärt sich dies einfach daraus, dass die wenigen Zahlworte, welche vokalisch anlauten, in diesen Punkten ebenso behandelt werden wie die grosse Masse, welche konsonantisch anlautet. Die Minderheit muss sich auch hier der Mehrheit fügen. Ich hätte geglaubt, durch die ganze Fassung meiner Anmerkung

vor einer irrigen Auffassung geschützt zu sein. — Zu der Stelle auf S. 58: „*La femme qu'il aime:* Seine Geliebte. Da das französische Participe passé nicht einfach substantiviert werden kann, so muss für unser „Geliebte“ eine Umschreibung eintreten,“ belehrt Aymeric den Herausgeber, dass es doch recht viele solcher substantivierter Partizipia gibt, wie *abrégé, communiqué, reçu* etc. Diese Thatsache war dem Herausgeber nicht ganz neu. An der fraglichen Stelle handelt es sich aber natürlich nur um das p. p. *aimé,* das durch ein Versehen im Texte ausgefallen ist. Bei einigem guten Willen wird man es vielleicht aus dem Zusammenhange ergänzen. — Recht hat Aymeric mit seiner Bemerkung zu: *je vous le donne en cent,* und zu *stupéfait.* Weniger aber mit der Besprechung der Stelle: *vous le savez bien, que madame de Vaubert n'est pas une belle âme.* Ich hatte dazu bemerkt, und kann das heute nur wiederholen: „das *le* vor *savez que* ist eine Freiheit der Umgangssprache“. Fälschlich lässt Aymeric mich dafür sagen: „Das *le* vor *savez* ist eine Feinheit der Umgangssprache“, und vermutet, dass ich habe sagen wollen: „der Schriftsprache“. Ganz und gar nicht! Die in Rede stehende Freiheit gehört sicher ursprünglich der Umgangssprache an, und ist von da auch in die Schriftsprache eingedrungen, wie das Beispiel in der *R. d. d. m.* zeigt. — Zu S. 60 tadelt Aymeric die Stelle: „*il est du bois dont on fait les flûtes:* er hat einen sanften Charakter“. Hierzu sei bemerkt, dass diese Übersetzung wörtlich aus Sachs entlehnt ist. Wenn sie ja auch an sich keinen tadelnden Sinn hat, so kann ein solcher doch durch die ganze Art der Aussprache und Betonung ausgedrückt werden. — Unzweifelhaft im Rechte ist Aymeric, wenn er Anstoss nimmt an der Erklärung von: *au coin du feu,* ebenso wie an der Stelle: *j'irai dire à Rome.* Es hatte ursprünglich da gestanden *je l'irai d. à R.*

Was nun die Anmerkungen betrifft, die nach Aymeric's Ansicht zwar nicht geradezu irrig, aber doch mindestens sehr gewagt sein sollen, so lehrt ein näheres Hinsehen auch hier, dass die Ausstellungen des Rezensenten bei weitem nicht in allen Fällen stichhaltig sind. So wird auf S. 4 des Kommentar gemissbilligt, wenn bei der Textstelle: *Si monsieur veut passer* erklärend steht: „Dies ist eine höflichere, im Munde des Dieners angemessenere Form als: *Si vous voulez passer*“. Aymeric meint: *Il faudrait dire:* „Dies ist die einzige im Munde des Dieners bei hohen Herrschaften zulässige Form“. Dabei wird nur der eine Umstand übersehen, dass der Diener an der fraglichen Stelle gar nicht mit hohen Herrschaften redet, sondern mit einem unbekannten jungen Manne, der den Marquis sprechen will. — Zu S. 8 will Aymeric nicht gelten lassen, dass „*diable* viel häufiger gebraucht wird als *Teufel,* wie schon ein Blick auf die zwei Artikel in den Wörterbüchern lehrt.“ Er will im Sachs gerade das Gegenteil von dem finden, was in der Anmerkung gesagt wird. Nun, ich habe mir darauf hin, obgleich nicht viel darauf ankommt, die Mühe genommen, meine Behauptung an den zwei Artikeln im Sachs nachzuprüfen, und kann nur sagen, dass ich sie bestätigt gefunden habe. *Diable* ist jedenfalls in viel höherem Grade bei den Franzosen salonfähig, als „Teufel“ bei den Deutschen. — Ähnlich bezweifelt Aymeric, dass das Wort „W o l f“ nicht so viel zur Bildung von landläufigen Redensarten verwandt wird wie *loup.* Auch hier muss ich aufrecht halten, dass der Artikel *loup* im Sachs weit mehr solcher Redensarten enthält als der Artikel „Wolf“ ebenda; jeder Leser, der sich die Mühe des Zählens nehmen will, kann sich davon überzeugen. Von den achtzehn Redensarten mit *loup,* die in meiner Anmerkung als dem Französischen allein eigen, gegeben werden,

(wohlgemerkt dies in vorsichtiger, durchaus nicht apodiktischer Form!), sagt Aymeric, dass sie fast insgesamt zugleich auch deutsche sind. Prüfen wir seine Kritik an den einzelnen Fällen: 1) *loup de mer* Seebär. 2) *manger comme un loup* wie ein Wolf fressen. Hier hat Aymeric recht. 3) *un froid de loup* eine Hundekälte. 4) *marcher à pas de loup* leise schleichen. 5) *les loups ne se mangent pas entre eux* eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus. 6) *avoir vu le loup* mit allen Hunden gehetzt sein. 7) *tenir le loup par les oreilles.* Hierfür kannte ich nur die Übersetzung: Zwischen Thür und Angel stecken. Aymeric führt eine wörtlich entsprechende deutsche Form an. 8) *se jeter dans la gueule du loup* sich in schwere Gefahr begeben. 9) *entre chien et loup* in der Dämmerung. 10) *enfermer le loup dans la bergerie* den Bock zum Gärtner machen. 11) *être connu comme un loup blanc* wie ein bunter Hund (oder: wie ein grüner Esel) bekannt sein. 12) *la faim chasse le loup du bois* der Hunger treibt den Fuchs aus dem Bau. 13) *qui se fait brebis le loup le mange.* Hier hat Aymeric recht. Mir hatte die Form vorgeschwebt: Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. 14) *Dieu garde la lune des loups* es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. 15) *le loup n'engendre point de mouton* der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. 16) *La guerre est bien forte quand les loups se mangent l'un l'autre* Bruderkrieg ist heiss. 17) *le loup mourra dans sa peau* und 18) *quand on parle du loup on en voit la queue.* Diese beiden letzten Fälle gehören wiederum zugleich dem Deutschen an. Im ganzen also sind nicht „fast alle“ der angeführten Beispiele beiden Sprachen gemeinsam, sondern nur fünf unter achtzehn. — Auf S. 10 des Kommentars war zu *là-bas* bemerkt, dass der eigentliche Sinn dieses Ausdrucks fast verschwunden sei und dass sogar ein unten Stehender *là-bas* auf Jemand beziehen kann der oben steht. Aymeric sagt hierzu: *Je n'ai pas connaissance d'un pareil langage; en tout cas, cela ne peut se trouver que dans l'argot, et non dans un livre classique.* Ich kann sagen, dass ich diesen Gebrauch in Paris mit eigenen Ohren beobachtet habe, und auch andere Leute ausser mir; wenn Aymeric ihn nicht kennt, so ist das schade, beweist aber nichts gegen mich. Ganz ähnlich sagt er in seiner Rezension[1]) über Hönncher's Daudetausgabe, dass er ausser dem Orte Paradou im Kreise Arles keinen einzigen dieses Namens kenne. Das mag ja sein, beweist aber nur Aymeric's mangelhafte Kenntnis. Denn das *Dictionnaire des Postes de la République* 7. Aufl. verzeichnet auf S. 861 nicht weniger als acht Orte dieses Namens und zwar sämtlich in Südfrankreich gelegen. — Unzweifelhaft im Recht ist Aymeric, wenn er auf S. 18 die Wiedergabe *achever de faire* durch „vollends thun“ tadelt. Diese in vielen Fällen richtige Übersetzung passt nicht an der angezogenen Stelle. — Anders steht es auf S. 29, wo der Rezensent meine Bemerkung aufgreift: „die französischen Richter, die unabsetzbar sind wie bei uns“. Hierzu sagt Aymeric: *M. H. ignore-t-il donc que le ministre de la Justice, Martin Feuillée en fit une hécatombe, il y a trois ou quatre ans?* Wie bei uns!!! *Et plût à Dieu qu'il en fût ainsi! Sous un gouvernement régulier, la remarque serait juste; sous la République, c'est comme dans la chanson: Rien n'est sacré pour un pompier.* Das ist wahrlich eine seltsame Bemerkung. Zunächst könnte man den Rezensenten fragen, was er denn eigentlich unter einer „regelmässigen“ Regierung in Frankreich versteht, ob er das auf dem Staatsstreiche beruhende zweite

[1]) Auch diese Rezension enthält viel Problematisches und Unannehmbares. Indessen kann hier nicht weiter darauf eingegangen werden.

Kaiserreich meint oder die aus der Revolution von 1848 hervorgegangene zweite Republik, oder das gleichfalls auf revolutionärem Ursprunge beruhende Julikönigtum u. s. w. u. s. w. Thatsache ist jedenfalls, dass alle die verschiedenen Regierungen Frankreichs, welche die Ernennung der Richter durch die Staatsgewalt angenommen haben, den Grundsatz der Unabsetzbarkeit der Richter anerkannten, sogar die zweite Republik, die ihn anfänglich verwarf. Man hat eben begriffen, dass eine unparteiliche Rechtspflege diesen Grundsatz notwendig verlangt. Selbstverständlich aber wird er in der Praxis nicht eine absolute Anwendung erfahren, denn man kann z. B. einem Staate nicht wohl zumuten, Beamte zu besolden, die ihn selbst bekämpfen. Darum verlangten Ludwig Philipp und Napoleon III. von ihren Richtern den Eid der Treue, darum hat die Dritte Republik solche Richter, die ihr direkt feindselig gegenüberstanden, zwar nicht einfach abgesetzt, wie Aymeric anzudeuten scheint, sondern entweder vor der Zeit pensioniert, oder sie genötigt, um ihre Pensionierung einzukommen, indem sie dieselben in Stellen versetzte, die geringer dotiert waren als die, welche sie schon innehatten. So verhält sich diese Sache, über die mein französischer Rezensent nicht hinreichend orientiert zu sein scheint. Der Grundsatz der Unabsetzbarkeit des Richters gilt trotzdem auch unter der Dritten Republik, und darum hatte der Herausgeber recht, seine Anmerkung so zu fassen, wie er es gethan hat. Die besonderen Abweichungen, die das Prinzip nicht umstossen sondern lediglich bestätigen, konnte und musste er an dieser Stelle übergehen. — Zu S. 32 „*voir du monde*, Besuch empfangen", bemerkt Aymeric: *Et pourquoi pas:* Besuche machen? Darauf sei erwidert, 1) dass Sachs u. d. W. *monde* nur die angegebene Bedeutung gibt, und 2) dass es sich im Zusammenhange des Textes nur um das Empfangen von Besuchen handeln kann. Denn es ist da die Rede vom Verhältnisse der Familie des Marquis zum alten Stamply. Dass letzterer bei Besuchen, die man auswärts abstattete, mitgenommen wurde, daran ist nicht wohl zu denken. Dagegen war der alte Mann allerdings bei den Gesellschaften zugegen, die der Marquis in seinem Schlosse gab. Zum Überfluss wird die Auffassung des Herausgebers auch noch durch den Roman *Mlle de la Seiglière* bestätigt, in dem die betreffende Stelle Kapitel IV lautet: *D'abord tout alla bien. — On recevait peu de monde: les soirées se passaient en famille. Stamply était de toutes les réunions, choyé, gâté comme un enfant.* Das ist wohl entscheidend, und mag dem Rezensenten zugleich zeigen, dass die Vergleichung zwischen Roman und Drama, die er an meiner Ausgabe nicht billigt, unter Umständen doch ihren Nutzen haben kann. — Auf S. 37 hat Aymeric an der Anmerkung über die Schlacht bei Fontenoy eine Ausstellung zu machen. In der *Rev. d. d. m.* von 1884 ist, wie er sagt, nachgewiesen worden, dass die bekannte Überlieferung von der höfischen Art, mit der diese Schlacht eingeleitet worden sei, in Wirklichkeit nur eine Fabel sei. Der Hinweis ist ja dankenswert, und Herausgeber gesteht ein, dass ihm die Stelle entgangen war. Schade nur, dass nicht auch der Marquis von la Seiglière den betreffenden Revueband gelesen hatte. Dieser glaubt an die bekannte Überlieferung, wie Sandeau selbst es gethan hat, und darum wird die fragliche Anmerkung im wesentlichen stehen bleiben können. — Auf S. 40 liest man: „*donation entre vifs: vif* für Lebenden ist ein aus dem Lateinischen stammender Ausdruck der Rechtssprache (*donatio inter vivos*, bei *Justin. Inst.* II. 7). Sonst wird sich *vif*, lebendig, in der Regel nur auf Sachen beziehen." Dazu sagt Aymeric: *Ce terme entre dans une foule d'expressions pour désigner des personnes* (folgen

drei Ausdrücke). Hier übersieht der Rezensent, dass ich sage: „in der Regel". Die zitierten Fälle sind mir nicht neu. — Der Streit über die Stelle auf S. 55, ob *aller aux informations* bedeutet ein Buch nachschlagen oder sich mündliche Auskunft holen, ist zu müssig und unbedeutend, als dass es sich verlohnte ein Wort zu verlieren. Die eine Auffassung ist ebenso annehmbar wie die andere. Das wird sich aber nicht sagen lassen von der Stelle auf S. 56. Da sagt nämlich im Texte Helene, die mit einer Zeichnung beschäftigt ist, zu Bernard: *Voyez donc, est-ce bien là le cours de la rivière?* Und dieser: *Oui, Mademoiselle, c'est le Regen; la grande route le traverse, ici, de Nuremberg à Ratisbonne; voilà le clocher du petit village d'Eckmühl, je le reconnais.* Die Anmerkung wies darauf hin, dass die in diesen Worten liegende geographische Vorstellung nicht ganz richtig sei. „Denn Eckmühl liegt nicht am Regen, der links in die Donau fliesst, sondern weit ab von der Donau, an der grossen Laber, die sich rechts in die Donau ergiesst." Dazu Aymeric: *Mais Bernard ne dit pas qu'Eckmühl soit située sur le Regen. — Un tableau contient, j'imagine, une certaine perspective.* Freilich sagt das Bernard nicht ausdrücklich, es scheint aber doch in seinen Worten zu liegen. Denn dass Helene eine Landschaft zeichnet, auf der man zugleich den Kirchturm von Eckmühl, etwa zweiundzwanzig Kilometer südlich von der Donau und die Landstrasse von Nürnberg nach Regensburg nördlich von der Donau bemerkt, das ist nicht recht glaublich. Zum mindesten dürfte der Fehler vorliegen, dass Sandeau Eckmühl und die Landstrasse von Regensburg nach Nürnberg auf ein und dasselbe Donauufer verlegt. Es handelt sich ja, wie Aymeric selbst zugibt, um eine wirkliche Landschaftszeichnung, nicht etwa um eine rein geographische Skizze. Das geht unzweifelhaft aus dem Ausdrucke: *je le reconnais* hervor: der Kirchturm ist nicht bloss durch ein Zeichen markiert, sondern in seiner ganzen Eigenart klar erkennbar gezeichnet. — Endlich will Aymeric nicht zugeben, wenn es S. 47 heisst: „Der Begriff *patrie*, wie auch *patriote*, *patriotisme* war unter der alten Monarchie noch nicht voll entwickelt, da vertrat der König das Vaterland." Ich gestehe, dass ich hier bei „alter Monarchie" vor allem an das XVII. und XVIII. Jahrhundert gedacht habe. Wie das Verhältnis bei den alten Römern, bei den Galliern und bei den Franzosen des Mittelalters gewesen ist, das ist eine andere Frage. Für die Zeit Ludwig's XIV., des Hauptvertreters der alten Monarchie, der vielleicht das Wort: *L'Etat, c'est moi* nicht gesagt, aber sicher im Geiste desselben regiert hat, für diese Zeit ist die berührte Anmerkung wohl unanfechtbar. Damals begeisterte man sich thatsächlich nicht für das Vaterland, sondern für den König. Im XVIII. Jahrhundert wurde das allmählich anders. Im Jahre 1750 bricht zum erstenmale die französische Akademie mit dem bis dahin beibehaltenen Gebrauche, alljährlich einen Preis auf das beste Lob des Königs zu setzen. Das war ein Zeichen der Zeit, ein Zeichen der Wandlung.

Zum Schluss findet Aymeric meine Ausgabe für Schüler zu gelehrt. Nun, es fragt sich nur, was für Schüler man im Auge hat. Wenn man an Fachschulen denkt, an Gewerbe- oder Handelsschulen, so hat er vielleicht recht. Der Herausgeber denkt allerdings bei seinen Ausgaben an die oberen Klassen von sogenannten höheren Bildungsschulen, an deutsche Gymnasien und Realgymnasien, und nach allem, was er bis jetzt in Erfahrung gebracht hat, kann er nicht annehmen, dass seine Ausgaben über den Horizont dieser Schulen hinausgehen. Um die gebotenen Vergleiche zwischen Roman und Drama zu fassen, dazu braucht man keineswegs ein Gelehrter zu sein. Eine unbefangene

Kritik wird anerkennen, und hat dies auch gethan, dass gerade durch diese Vergleiche für die Erklärung des Lustspieles manches gewonnen worden ist. Ist denn früher die Stelle vom Ritter von Barbanpré (S. 7 des Textes) allerseits richtig aufgefasst worden? Ich für meinen Teil gestehe sofort, dass ich sie lange Zeit hindurch nur halb verstanden habe. Hat man denn früher darauf geachtet, um ein anderes von Aymeric gewähltes Beispiel heranzuziehen, dass *vingt ans* im Französischen als die Blüte der Jugend angesehen wird? Der grosse Sachs verzeichnet diesen Gebrauch weder unter *vingt* noch unter *an*, und darum war es durchaus nicht überflüssig, ihn mit einigen Zitaten zu belegen. Für geborene Franzosen ist das ja natürlich nichts neues, aber meine Ausgabe ist nicht für Franzosen geschrieben, sondern für Deutsche.

K. A. Martin Hartmann.

Auf vorstehende Erwiderung will ich nur eine kurze Antwort geben, bitte aber die Leser, meine Kritik selbst (*Zschr. f. fr. Spr. u. Litt.* XI[2]) lesen zu wollen. Alles, was ich dort gesagt habe, halte ich aufrecht, ausser der Anmerkung über *Paradou*, in der ich mich geirrt habe. Hartmann sagt zu mehreren meiner Ausführungen, dass „Aymeric im Rechte ist“, bestreitet aber andere Punkte. Er behauptet immer noch, dass ein Untenstehender *là-bas* auf Jemanden beziehen kann, der *oben* steht. Ich hatte bemerkt, das sei Jargonsprache, und das behaupte ich auch noch, bis ich durch Beispiele vom Gegenteil überzeugt werde. *Là-bas* ist eine adverbiale Redensart, welche nach Littré *un lieu moins élevé que celui où l'on est* bezeichnet. Wie kann man z. B. von der Strasse nach dem vierten Stock Jemandem zurufen: *eh! là-bas!* Das wäre ja babylonische Sprachverwirrung! Aber Hartmann hat das „mit eigenen Ohren beobachtet“ und „andere Leute auch“. Unter diesen „Leuten“ ist vielleicht auch „der Landsmann des Herrn Rezensenten“ zu verstehen, „der hierüber befragt“, erklärte: *mouton bridé* bedeutet: *tenu à la bride*. Dieser Landsmann scheint es in seiner Muttersprache nicht weit gebracht zu haben, wenn er statt *tenir* ***par*** *la bride* sagt: *tenir* ***à*** *la bride*. Ausserdem ist es ganz verkehrt, zu behaupten, dass *aussi doux qu'un mouton bridé* bedeutet: *tenu par la bride*.

Hartmann hat sich die Mühe gemacht, in ein Geschäft zu gehen, um eine „Wärmpfanne“ zu verlangen; und natürlich gab es keine. Wenn Hartmann in ein Bekleidungsgeschäft ginge und eine Kniehose verlangte, würde man vielleicht auch keine haben, was aber nicht ausschliesst, dass es früher deren gegeben.

Ebendeshalb behaupte ich nochmals, dass *bassinoire* nicht „Wärmflasche“ bedeutet. Weiterhin will Hartmann, dass der richtige Sinn der Stelle: *il est du bois dont on fait les flûtes*, sei: „er hat einen sanften Charakter“. Es sei diese Übersetzung wörtlich aus Sachs entlehnt. Er hätte hinzufügen können, dass Sachs hinzufügt: „sich alles gefallen lassen“, was dasselbe ist, was ich, nach Littré, behauptet habe. Über die Unabsetzbarkeit der Richter und der Redensarten mit dem Worte *loup* habe ich nichts hinzuzufügen.

Zum Schluss meint Hartmann, ich hätte vielleicht Recht, seine Ausgabe für Handelsschulen zu gelehrt zu finden. Ich will diese Bemerkung nicht als eine Herabsetzung der Handelsschulen betrachten, sonst müsste ich behaupten, dass in Bezug auf französische Sprache die Handelsschulen den Gymnasien nicht nachstehen. Ich finde aber

die Ausgabe selbst für deutsche Gymnasien zu schwer. Da ich die Ehre hatte, früher an einem deutschen Gymnasium zu unterrichten, so habe ich mir ebenfalls ein Urteil bilden können, was man der reiferen Jugend zumuten kann. Ich wiederhole und das ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit, was ich in der Kritik selbst sagte: *travail excellent pour les maîtres, mais trop académique pour les élèves.*

J. Aymeric.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Die Besprechung, welcher ich J. Gutersohn's *Gegenvorschläge etc.* in der *Zeitschrift* (XI², Heft 2, S. 52—57) unterzogen habe, bringt mir heute auf einer Postkarte nachstehende Mitteilung:

> „Durch einen Zufall ist mir Ihre Rezension meiner *Gegenvorschläge etc.* zugekommen. Ihr Machwerk ist wirklich so alberner Art, dass es einer eingehenden Widerlegung nicht bedarf, um so mehr, als mir die Hexenküche wohl bekannt ist, welcher der saubere Brei entstammt. Wenn Sie nicht ganz verblendet wären, so hätten Sie herausgefunden, dass meine ganze Arbeit nichts anderes bezweckt, als dem Lehrer die für die erfolgreiche pädagogische Arbeit so unbedingt nötige Freiheit der Methode zu wahren gegenüber engherziger Bevormundung seitens der Beamtenhierarchie. Wenn Sie also einen Funken von dem Ehrgefühl hätten, wie es der gerechte Kritiker besitzen soll, so würden Sie es verschmähen, mit den gemeinen Waffen plumper Verdrehung oder Entstellung und seichten Spottes gegenüber einer Arbeit genannter Art zu kämpfen. Da ich aus einem Lande stamme, wo zum Glücke das Wort „Freiheit" noch etwas mehr Bedeutung hat, als in dem Gehirne eines schulmeisterlichen Pedanten, so kann ich mit der Versicherung schliessen, dass ich Ihre ganze Leistung mit der Verachtung betrachte und behandle, die sie unstreitig verdient.
>
> gez.: **J. Gutersohn.**"

Ich bin bereit, die wörtliche Übereinstimmung vorstehender Abschrift mit dem Originale notariell beglaubigen zu lassen. Wollte ich ganz christlich handeln, so begrübe ich die Karte des Herrn Gutersohn wo sie keinen Schaden mehr thun könnte. Allein, wenn ich auch der verehrten Redaktion der *Zeitschrift* und mir etwas zu vergeben fürchtete, falls ich mit einem Worte nur ihre und meine Redlichkeit gegen Herrn Gutersohn's zarte Winke verteidigen wollte — so muss ich doch gestehen, dass ich besorge, es könne völliges Schweigen missverstanden werden, und dass ich (obwohl die Veröffentlichung der dem stillen Schosse einer Postkarte anvertrauten wohlwollenden Gefühle wiederum davon zeugen könnte, ich besitze nicht „einen Funken u. s. w." (siehe oben), leider durchaus kein anderes Mittel weiss, um zu zeigen, dass ich Herrn Gutersohn's freundliche Mitteilung erhalten und nach Gebühr gewürdigt habe.

Solingen, 28. Oktober 1889.

F. Dörr.

Berichtigungen.

Bd. XI[2] Seite 92, Zeile 11 v. o. fehlen nach *il suffit de savoir écrire à* die Worte *la suite les unes des autres un certain nombre de lignes d'à peu près égale longueur et à.*

Seite 93 Zeile 21 v. o. fehlen nach *que tel d'entre* die Worte *eux n'ait pas fait place à un autre.*

Bd. XI[2] Seite 88, Z. 5 v. u. lies $i\eta$ statt $i\tilde{\eta}$.

Seite 89, Z. 4 v. u. lies Bol*ch*en statt Bol*d*en.

Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.